Paed. Pr. 1700
(1864

<36634342840012

<36634342840012

Bayer. Staatsbibliothek

Jugendblätter

für

christliche Unterhaltung und Belehrung.

Unter Mitwirkung von mehreren Jugendfreunden

herausgegeben

von

Isabella Braun.

Erscheint in monatlichen Heften.

Der Band mit sechs Bildern

nach Original-Zeichnungen von

Anton Braith, Franz Kolb und H. Spieß.

Jahrgang 1864. I. Heft.

Inhalt.

Die schönste Rose. Gedicht von **Isabella Braun.** — Zampa. Von **Th. Mesterer.** — Sprüche Von **Fr. Güll.** — Die eiserne Kuh. — In das neue Album einer jungen Freundin. Von **Friedrich Bodenstedt.** — Der Drache. Von Dr. **Francis Place.** — Der Mutter Geburtstag. Ein Festspiel in zwei Abtheilungen. Von **Isabella Braun.** — Von Fischbachau auf den Wendelstein. Alpenspaziergang von **Hermann Geiger.**

Für die Redaktion verantwortlich C. P. Scheitlin.

Stuttgart.

Gebrüder Scheitlin.

1864.

Man verpflichtet sich zur Abnahme eines ganzen Bandes.

Jugendblätter

für

christliche Unterhaltung und Belehrung.

Unter Mitwirkung von mehreren Jugendfreunden

herausgegeben

von

Isabella Braun.

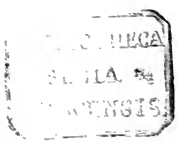
Mit sechs fein colorirten Bildern
nach Originalzeichnungen von Anton Braith, Franz Kolb und A. Spieß.

Jahrgang 1864.

Stuttgart.
Gebrüder Scheitlin.

109 c

Paed. Pr. 1700
1864



Druck von Blum und Vogel in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Die schönste Rose. Von Isabella Braun	1
Zampa. I. II. Von Th. Messerer	4
Sprüche. I—IV. Von Fr. Güll	19
Die eiserne Kuh	19
In das neue Album einer jungen Freundin. Von Friedrich Bodenstedt	23
Der Drache. Von Dr. Francis Place	24
Der Mutter Geburtstag. Ein Festspiel in zwei Abtheilungen. I. Abtheilung. Von Isabella Braun	28
Von Fischbachau auf den Wendelstein. I. Alpenspaziergang von Hermann Geiger	40
Ein Weihnachtsfest in Amerika	49
Vor Weihnachten. Von Fr. Güll	54
Zampa. III. IV. Von Th. Messerer	57
Petrus auf dem Meere. Von Arthur Lutze	68
Der Mutter Geburtstag. Ein Festspiel in zwei Abtheilungen. II. Abtheilung. Von Isabella Braun	69
Bete, bete, forsche nicht. Von Louise v. Ploennies	75
Der Kuckuck. Ein Märchen. Von Theodor von Inama	76
Von Fischbachau auf den Wendelstein. II Alpenspaziergang von Hermann Geiger	78
Das grobe Handtuch	92
Centifolie und Alpenrose. Von Anna Benedikt	94
Wolfgang von Grünstein. Von Hans Weininger	96
Das Warum. Von Hans Weininger	96
Zampa. V. VI. Von Th. Messerer	97
Nacht und Morgen. Von Oscar von Redwitz	109
Von Fischbachau auf den Wendelstein. III. Alpenspaziergang von Hermann Geiger	110
Der Goldkäfer. Ein Märchen. Von Theodor von Inama	118
Der gestirnte Himmel. I. Von L. K.	120
Von den Schalksnarren. Von Hans Weininger	129
Wie der Hüther-Toni ein Maler wird. I. Von Isabella Braun	135
Wie der Hüther-Toni ein Maler wird. II. Von Isabella Braun	145
Jephtha's Rückkehr. Von Louise von Plönnies	152
Der gestirnte Himmel. II. Von L. K.	154
Die Rosenknospe. Märchen. Von Theodor von Inama	162
Jakob Balde. I. Von Dr. Friedrich Beck	164
Das Ende Königs Carl Stuart I. von England Von Franz Pocci	170
Das seltene Grabgeleite. Von Graf Bentheim	174

	Seite
Die Kinder und das Meer. Jugenderinnerung. Von Maria Franziska	175
Leiden. Von Johannes Schrott	191
Ein Traum Rudolfs von Habsburg. Von Hans Weininger	192
Weibliche Leibesstärke. Von Hans Weininger	192
Fürst und Bauer	193
Jakob Balde. II. Von Dr. Friedrich Beck	201
Wie der Hüther-Toni ein Maler wird. III. Erzählung von Isabella Braun	207
Das Geschenk. Von Theodor von Inama	223
Die Photographie. Von Dr. Francis Place	225
Bayrisches Vaterlandslied der Kinder. Von Isabella Braun	229
Ein Maskenfest am Hofe zu München den 9. Februar 1864. Von Franz Pocci	231
Die kleine Feldmagd. Von Louise von Plönnies	238
Die Befreiungshalle zu Kelheim. Geschildert von Hans Weininger in Regensburg	241
Wie der Hüther-Toni ein Maler wird. V. Erzählung von Isabella Braun	253
Die Sternschnuppe. Litthauische Volkssage. Von Theodor von Inama	271
Jakob Balde. III. Von Dr. Friedrich Beck	272
Auf den Tod des geliebten Königs Maximilian II. von Bayern. Von Freifrau Josephine v. Stengel	277
Die Photographie. Von Dr. Francis Place	279
Die Sage von Dänemarks Vergrößerung. Von Theodor von Inama	284
Benno Hardter. Biographische Skizze von Hans Weininger	285
Auferstehn. Von Arthur Lutze	284
Der Namenstag. Von Isabella Braun	289
Die Befreiungshalle zu Kelheim. II. Geschildert von Hans Weininger in Regensburg	311
Columbus. Von Louise v. Plönnies	323
Der bezähmte Hausherr. I. Von Th. Messerer	325
Der Blechschmied Weiß. Von Hans Weininger	330
Das Wettrennen. Von Anna Benedikt	331
Der Tod Königs Maximilian II. von Bayern. Am 10. März 1864	331
Der Ostermorgen. Von Isabella Braun	335
Ein Erinnerungsblatt an König Maximilian II. Von Franz v. Kobell	337
Die Speisekarte. Erzählung von Hermann Geiger	314
Der bezähmte Hausherr. II. Von Th. Messerer	348
Jakob Balde. IV. (Schluß.) Von Dr. Friedrich Beck	353
Der Schatz des Blinden. Erzählung von Hermann Geiger	365
Des Königs Testament. Von Dr. Saffenreuter	368
Bilder aus der Insektenwelt. I. Von Anton Forsteneichner	370
Die Muttergottes-Eiche. I. Von Anna Benedikt	385
Bilder aus der Insektenwelt. II. Von Anton Forsteneichner	392
Der bezähmte Hausherr. III.—VI. Von Th. Messerer	405
Ein erster Brief. Von Christiane Gmeiner	427
Die Muttergottes-Eiche. II. Von Anna Benedikt	433
Der beste Gärtner. Von Franz Bonn	449
Bilder aus der Insektenwelt. III. Von Anton Forsteneichner	450
Der treue Hund. Von Graf Bentheim	459
Der Rettungskahn. Erzählung von Hermann Geiger	461
Vom todten Vöglein. Von Franz Bonn	464
Bestrafte Eitelkeit. (Eine wahre Begebenheit.) I. Von C. Saleſius	465

Seite

Der Stab des Pilgers. Von Dr. Friedrich Beck 478
Gebet für Kinder. Von Isidor Barndt 479
Die Wartburg. Eine Vergnügungsfahrt von Erfurt nach Eisenach. Von Ney . 481
Bestrafte Eitelkeit. (Eine wahre Begebenheit.) IV. Von C. Salesius . . 506
Bilder aus der Insektenwelt. III. Von Anton Forsteneichner 517
Der Bernhardinermönch. Erzählung von Hermann Geiger 524
Ein Vermächtniß. Gedicht von Graf Bentheim von Tecklenburg . . 529
Marie von Orleans. Nach dem Französischen. Von Alexandra, kön. Prinzessin von Bayern 532
Der verlorene Sohn. Dramatisches Bild in 5 Scenen 550
Bilder aus der Insektenwelt. IV. Von Anton Forsteneichner 556
Gott vergelt's! Von Isabella Braun 569

Inhalts-Verzeichniß
nach den Schriftstellern.

a, k. Prinzessin von Bayern, Seite 532.
rndt, S. 479.
ch Beck, S. 164. 201. 272. 353. 478.
nedikt, S. 94. 331. 385. 433.
ntheim von Teffenburg, S. 174. 459. 529.
Bodenstedt, S. 23.
Bonn, S. 449. 464.
Braun, S. 1. 28. 69. 135. 145. 207. 229. 253. 289. 335. 569.
rsteneich ner, S. 370. 392. 450. 517. 556.
Franzis ka, S. 175.
nn Geiger, S. 40. 78. 110. 314. 365. 461. 524.
iane Gmeiner, S. 427.
Gilli, S. 19. 54. S. 76. 118. 162. 223. 271. 284.
dor von Inama, S. 337.
., S. 120. 154.
tz von Kobell, S. 284.
pur Lutze, S. 68. 4. 57. 97. 325. 348. 405.
Messerer, S. 24. 225. 279.
y, S. 481.
Francis Place, S. 75. 152. 238. 323.
ije von Plönnies, S. 231.
nz Pocci, S. 170. S. 109.
kar von Redwitz, S. 368.
Saffenreuter, S. 506.
Salesius, S. 46. 191.
hannes Schrott, Stenzel, S. 277.
eifrau Josephine von 96. 129. 192. 241. 265 311. 330.
ans Weininger, S.

Die ſchönſte Roſe.

Gedicht von **Iſabella Braun.**

Sei mir begrüßet, Roſenzeit,
Mit deiner Kinder ſüßem Hauche!
Es hängt das Aug mit Freudigkeit
Am hold geſchmückten Dornenſtrauche.
Drum laß ich heute meinen Sang
Zu deinem Preiſe nun ertönen,
Und wähle mir im Herzensdrang
Das Lob der Schönſten aller Schönen.

Begleitet mich im Geiſte hin
Zum wunderbaren Märchenreiche,
Zum Garten einer Königin,
Die ſelber iſt die Roſengleiche.
Drum hat von aller Blumen Zier
Erkohren ſie der Roſen Arten,
Und all' vereinet ſchaut man hier
Mit voller Pracht im Königsgarten.

An jeder Säule rankt empor
Der Roſen manigfach Gewinde;
Vereinet iſt der reichſte Flor
Dem armen, kleinen Heckenkinde.
Das Purpurkleid, der Goldbrokat,
Das weiße Prachtgewand der Seide
Gewähret keinen ſolchen Staat
Und keine ſolche Augenweide.

An jeder Blüthe hängt der Thau,
Der Thräne gleich auf Menſchenwangen,
Denn ihre ſüße Königsfrau
Bewundert nicht das holde Prangen;
Sie bleicht und welkt zum Sterben krank,
Im Schloſſe herrſchet Leid und Trauer,
Vergebens iſt der Labetrank
Und wehret nicht dem Todesſchauer.

Der König ruft durch's ganze Land
Nach allen ſeinen weiſen Räthen;
Doch Keiner löſcht des Fiebers Brand,
So Viele auch an's Lager treten.
Zuletzt erſcheint ein frommer Greis,
Sein Auge ſtrahlet frohe Kunde;
Er ſinnt — und jetzt entſchwebet leis
Das Hoffnungswort von ſeinem Munde:

„Ein Mittel weiß ich nur allein:
O, bringt die allerſchönſte Roſe!
Ihr Glanz iſt höchſter Liebesſchein
Und Heilung ſtrömt aus ihrem Schooße.
Eh' noch das Aug' im Tode bricht,
Verſchafft die Roſe ſonder Gleichen!
Vor ihrem wunderbaren Licht
Muß ſelbſt der ſtarre Tod entweichen!“ —

Es eilt der König voller Lieb'
Die ſchönſte Roſe auszuwählen;
Den offnen Kelch, den Knoſpentrieb,
Kein Blättchen darf im Schooſe fehlen;
Es eilet Jung und Alt hinaus
Und Jedes bringt mit vollen Händen,
Die Schönſte ſelbſt zu wählen aus
Dem frommen Greis die Roſenſpenden.

Er aber ſpricht bedeutungsvoll:
„O, ſucht in einem andern Garten!
Denn nicht gebührt des Preiſes Zoll
Den manigfachen Blumenarten.

Auf einer ew'gen Liebesflur
Gelangt ihr zu der Einzig-Einen;
All' dieſe Roſen blühen nur
Als Bild und ſchwaches Widerſcheinen."

Und eine Mutter eilt heran:
„Ich weiß, ich weiß es, wo ſie blühet!
O, ſchaut mein ſüßes Kindchen an,
Sein Wangenpaar in Roſen glühet.
Der Kindeslieb' gebührt der Preis!
Es muß die Königin geſunden!" —
— „Schön iſt die Roſe, — ſpricht der Greis –
Die Schönſte haſt Du nicht gefunden." —

Da ſtimmen alle Frauen ein:
„Es iſt, es iſt die Muttertreue!
Die Roſe mit dem weißen Schein,
Erblühend jeden Tag auf's Neue.
Sie wird von keinem Sturm entlaubt,
Und keine Dornen ſind ihr eigen!" --
Der Weiſe ſchüttelt nur das Haupt
Doch unter ehrfurchtsvollem Schweigen. —

„Die ſchönſte Roſe dieſer Welt,
Es iſt die Himmelslieb der Jugend!
O, welch' ein Strahl das Aug' erhellt
Begeiſtert von dem Preis der Tugend!
Wie flammend glüht das Wangenpaar
Zu Gottes hehrem Tiſch geladen!
Noch keine Roſe ſchöner war
Auf dieſes Lebens rauhen Pfaden." —

Ein Lehrer ſpricht's. — Verſchloſſen iſt
Noch immerdar der Mund des Weiſen.
Da nahet ſich zu ſolcher Friſt
Der Königsſohn den Trauerkreiſen.
Ein Buch in ſeiner jungen Hand
Durcheilet er die ganze Runde
Und ſetzt ſich an des Bettes Rand
In ſeiner Mutter Leidensſtunde.

Er liest von Jesu bittrer Noth,
Von seinem starken Leidensmuthe;
Von seinem Gang zum Opfertod,
Von seinem liebvergoßnen Blute.
Und sieh! der Kranken Angesicht
Belebt ein zarter Rosenschimmer,
Es strahlt der Augen neues Licht
Und wendet sich vom Buche nimmer.

Denn aus den Blättern steigt hervor
Die blutig rothe Wunderblüthe,
So schön, wie keine je zuvor
Im Erdenleben noch erglühte.
„Die schönste Rose dieser Welt
Entkeimt aus Jesu blutgen Wunden,
Vom höchsten Liebesglanz erhellt —
Frohlockt! wir haben sie gefunden!“

Frohlockt im weiten Erdenthal!
O, bringt der Rose Huldigungen;
Ihr Schimmer ist ein Gnadenstrahl
Und hat den herben Tod bezwungen.
Wer ihrer Wundermacht vertraut,
Dem lächelt sie als Liebesbote;
Wer gläubig auf die Rose schaut,
Wird ewig leben, selbst im Tode! —

Pampa.

Von **Th. Messerer.**

I.

Im Marodestall.

„Mutter, wo ist der Franz? Schnell schaff' ihn her, hieher zu mir, aber gleich!“

So herrschte der Wachtmeister Waldmann seine Frau an, als er nach r Stallvisitation in die Stube trat, die er in der Dragonerkaserne bewohnte.

Zampa.

Die gute Frau sah im ersten Augenblick, daß sich ein böses Unwetter auf der Stirne ihres Alten zusammengezogen habe und zweifelte nicht, daß es mit voller Gewalt über ihren Liebling hereinbrechen würde. Sie zögerte deßhalb bei dieser Aufforderung.

„Soll ich Dir einen Kümmel einschenken, Alter?" fragte sie und hoffte, damit den Sturm vielleicht noch aufzuhalten.

„Nu, wird's bald?" donnerte der Wachtmeister und stampfte, daß die Sporen klirrten.

Jetzt war's höchste Zeit, zu gehorchen. Wenn er einmal die Augen so herumrollte und seinen mächtigen Schnurrbart zu solcher Spitze hinausdrehte, war es für Niemand gerathen, ihm die Spitze zu bieten. Bekümmert ging die Frau Wachtmeisterin hinaus, den kleinen Franz zu suchen. Der Wachtmeister aber schritt sporenklirrend auf und ab und die heftige Bewegung seines Innern machte sich bald in einem kurzen Selbstgespräch Luft.

„Wart', Kerl, wart'! Dir will ich's austreiben, ja, Dir will ich's austreiben!"

Dazu machte er mit der Reitgerte Schwingungen, die klar genug zeigten, womit er das Bewußte austreiben wolle.

Da kam der Franz hinter seiner Mutter mit sehr betretenem Gesichte hereingeschlichen. Die Armensündermiene paßte schlecht für den frischen kernfesten Jungen mit dem treuen lustigen Augenpaar. Er merkte sogleich, wo der Vater etwas austreiben wolle und seine beiden Hände legten sich schützend um jenen Theil, der der Reitgerte den würdigsten Spielraum geboten hätte. Zu größerer Sicherheit drückte er sich auch noch so nahe als möglich an die Wand. Die drohenden Blicke des Wachtmeisters, die noch drohenderen Schwingungen der Reitgerte ließen ihn nichts besonders Gutes erwarten und er athmete ein paarmal hoch auf, als ihn der Vater mit seiner Bärenstimme anfuhr:

„Bursch, ich sag Dir und merk Dir's — wenn ich Dich nochmal im Marodestall auf dem Zampa sitzen sehe, so binde ich Dich auf eine Remonte*) und jag' Dich in der Reitschule herum, daß Dir das Reiten, aber auch Hören und Sehen vergeht! So, nun merk Dir's, Du — Du — Du —! Kehrt Euch, marsch!"

---

*) Remonte — unzugerittenes Pferd.

Das „Kehrt Euch!“ war aber nun Angesichts der Reitpeitsche eine kitzliche Sache, sogar für einen Soldatenjungen. Doch die gute Mutter trat schnell zwischen ihn und die Gefahr und Franz schoß wie ein Pfeil davon.

Mit dem ersten Satz war er aus der Stube, mit dem zweiten flog er über den Kasernengang und mit dem dritten saß er auf dem Turngerüst im Hofe. Hier hatte die wunderbare Beweglichkeit aber auch ein Ende. Wie hingemauert blieb er sitzen wie er saß, stumm und still und kein kleiner Kummer schien ihm auf dem Herzen zu liegen.

„Ah, da bist Du ja, Franz! Ich hab gemeint, Du steckst schon wieder bei Deinem Zampa.“

Diese Worte wurden von dem Profossenfritz an ihn gerichtet, der am andern Ende des Gerüstes allerlei verwegene Kunststücke ausgeführt hatte und jetzt einen Augenblick Athem schöpfte. Franz antwortete nicht.

„Wenn Du gescheidt bist,“ fuhr Fritz fort, „gehst Du jetzt mit mir auf die Müllerwiese. Wenn der Michel da ist, dürfen wir wieder fischen.“

Franz schüttelte den Kopf und blieb ernst und unbeweglich auf seinem Platz.

„Ah sieh, da ist der Schnauz unten, den nehmen wir auch mit, willst?“ redete ihm Fritz freundlich zu.

Franz nickte und sprang schweigend vom Gerüst. Der Fritz und der Schnauz, ein junger schwarzer Pudel, folgten ihm. Sie schlugen den Weg über den Kasernenhof längs der Stallungen ein.

„Geh voraus, Fritz, ich komm' gleich nach,“ sagte Franz und blieb an einem der vergitterten Fensterchen stehen. Hier hob er sich auf den Zehenspitzen in die Höhe und spähte lange und aufmerksam in's Innere. —

Nachdem Franz die Stube verlassen, hatte der Wachtmeister seine Reitgerte unwirsch auf den Tisch und sich selbst auf einen Stuhl geworfen.

„Den Hirschberger muß ich jetzt rein in Arrest thun,“ sagte er nach einer Weile noch immer unwillig, aber doch schon viel ruhiger, „der hat die Stallwache und sollte so was nicht leiden.“

„Kannst auch einmal ein Aug' zudrücken, Alter,“ meinte die Frau und stellte sich mit dem gefüllten Glase vor ihn hin. Sie sah, daß sich der Sturm allmälig wieder legte und probirte es noch einmal mit dem Kümmel, der jetzt auch nicht mehr verschmäht wurde. Der Grimm ihres Gatten glich den Gewittern, die wohl gewaltig blitzen und donnern, aber nur selten einschlagen.

Der Waldmann war ein alter hitziger Soldatenkopf mit einem treuen, biedern und grundfreundlichen Herzen.

„Kannst auch einmal ein Aug' zudrücken," wiederholte sie gutmüthig, „Du weißt ja, wie gern der Franz den Schimmel hat."

„Dummes Zeug!" polterte der Wachtmeister und gerieth beinahe wieder in Harnisch. „Den Schimmel gern haben und vor lauter Liebe zu Grunde richten! Wenn ihm der Profoß heute seinen Pudel schenkt, denkt er morgen nicht mehr an den Schimmel. Was weiß so ein Wildfang davon, was an dem Thiere liegt? Das kann nur ich wissen und ich sag Dir's, Mutter, wenn der Zampa dießmal darauf geht und ich fürchte fast, er kommt nicht durch, dann — dann freut mich auch der ganze Dienst und mein halbes Leben nicht mehr! Und wenn sie das schöne Lied wieder singen, weißt, Mutter, das, wobei Einem das Herz im Leibe weint, da werd ich, Gott verzeih mir's, allemal zuerst an meinen lieben alten Schimmel denken müssen —"

Die Stimme des Wachtmeisters war fast weich geworden und eine seltene Rührung legte sich wie Sonnenschein auf die harten Züge des großen starkgebauten Mannes. Er stand auf, trat an's Fenster und trommelte mit beiden Händen an die Scheiben. Zu dieser Begleitung summte er jenes Lied vor sich hin, wobei Einem das Herz im Leibe weint:

„Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern find'st Du nit —"

Er war damit noch nicht zu Ende, da ging die Thüre auf und fast so schnell als er hinausgegangen, kam der kleine Franz wieder herein. Sein ganzes Gesicht lachte von innerem Vergnügen. Ohne Scheu trat er auf den Wachtmeister zu, faßte ihn zutraulich beim Arm und sagte lebhaft:

„Vater, Vater, der Zampa frißt!"

„Was, er frißt!" schrie der Wachtmeister und es riß ihn herum, als ob hinter ihm ein Signal geblasen würde. Der weiche Ausdruck in seinen Zügen ging in den einer unbeschreiblichen Heiterkeit über.

„Woher weißt Du das?" fragte er rasch.

„Ich hab durch's Stallfenster geschaut. Er hat den Barren sauber ausgeräumt."

„Der Wetterbub!" rief Waldmann entzückt. „Jetzt komm nur gleich mit, das muß ich mit eigenen Augen sehen!" Und der Wachtmeister schlug mit seinem Sohn den Weg nach dem Marodestall ein.

„Na, Gott sei Dank! Möcht's nicht erleben, daß mein Alter um den Schimmel kommt," sagte die Frau Wachtmeisterin und trank kopfschüttelnd das Restchen Kümmel aus, das im Glase geblieben war.

Hätten sie Generalmarsch geblasen, schneller wäre der Wachtmeister dem Stall nicht zugelaufen, und schon unter der Stallthüre rief er so freundlich, als es ihm möglich war: „Zampa!" Ein helles fröhliches Wiehern ertönte und diese Antwort war seinem Herzen jetzt lieber, als das schönste Lächeln der Frau Wachtmeisterin.

„Hurrah, jetzt ist's schon gewonnen!" jubelte er und trat in den Stand des kranken Thieres. Es war ein Grauschimmel der dunkelsten Art, früher eins der schönsten Pferde bei der ganzen Eskadron. Jetzt sah es elend und herabgekommen aus, gab aber durch alle Zeichen seine Freude an dem willkommenen Besuch zu erkennen.

„Zampa!" wiederholte der Wachtmeister liebevoll, streichelte den Grauschimmel und legte sein bärtiges Gesicht an den Kopf des Thieres. Aus Dankbarkeit für solche Zärtlichkeit that auch der Schimmel sein Aeußerstes und scharrte ganz muthig mit dem Vorderfuß.

„Ja, Alter, ja, laß nur gut sein," sagte Waldmann herzlich, „wir Zwei machen noch lang mit. Ja, ja!" lachte er und klopfte ihn auf den Hals. Und als ob der Schimmel seinen Herrn und Freund verstanden hätte, scharrte und wieherte er wieder.

Selig vor Freude stand Franz dabei. Der Schimmel war ja auch sein guter Kamerad. Das Herz ging ihm über und er drückte sich liebkosend wie der Vater um den kranken Gaul herum.

„Stallwache!" rief der Wachtmeister nun im Kommandotone, und die Stallwache erschien in Gestalt eines gemeinen Dragoners mit einem Gesicht, in dem Alles, nur keine Spur von Verstand zu lesen war. Die Kavallerie braucht zwar nicht viel Pulver, aber der sah aus, als ob er auch das nicht erfunden hätte. Die Strafstube und des Wachtmeisters Reitgerte hatten indeß aus Hirschberger doch einen leidlichen Soldaten gemacht.

„So, Bursche, komm 'mal näher her!" winkte der Wachtmeister.

Stramm, mit angezogenem Säbel „in Achtung," machte Hirschberger ein paar Schritte vor.

„Was hat der Doktor heute gesagt?" fuhr ihn Waldmann an.

„Herr Wachtmeister, der Doktor hat gesagt, er wird halt nicht mehr dienstuntauglich werden."

„Der Doktor versteht auch nichts!" brüllte Waldmann entrüstet.

„Ja, Herr Wachtmeister, da haben Sie schon recht!" sagte Hirschberger.

„Und Dich, Kerl," fuhr der Wachtmeister fort, „sollte ich von Rechtswegen jetzt einsperren lassen. Du weißt, wie streng es verboten ist, ein Marodepferd zu reiten und Franz ist heute Morgen auf dem Zampa gesessen."

„Ja, da haben Sie schon recht, Herr Wachtmeister, aber es war halt der Franz."

„Und wenn's zehnmal der Franz war! Du bist ein Schafkopf!"

„Ja, da haben Sie schon recht, Herr Wachtmeister!" bestätigte Hirschberger unverdrossen.

„Kehrt Euch, marsch!" kommandirte Waldmann, der dießmal nicht wußte, ob er sich ärgern oder lachen sollte.

Der wackere Hirschberger hätte vor seinem Rückzug gern noch einen Blick stillen Zusammenhaltens mit Franz gewechselt. Der Junge war aber schon auf und davon. Er mochte es so oft nicht hören, daß er heute früh einen Augenblick auf den Zampa gestiegen und da war ihm plötzlich eingefallen, wie es doch nicht schicklich sei, den Fritz und den Schnauz noch länger auf sich warten zu lassen. Kaum hatte er sich noch Zeit genommen, feuerroth zu werden, so war er auch schon zum Stall hinaus.

„Komm her, Du, Müller!" rief der Wachtmeister während Hirschbergers Abmarsch einem andern Dragoner zu. „Mit dem Kerl ist ja nichts zu machen! Dich trifft heut der Nachtposten, gib mir auf den Gaul Acht!"

Der Gerufene zeigte dazu den besten Willen mit etwas mehr Spiritus im Kopf und versprach, sich um den Schimmel pflichtschuldigst anzunehmen.

Der Korporal der Stallwache, ein junger Mensch, der bisher lächelnd zugehört hatte, war nun auch näher getreten.

„Jetzt geht's ja doch wieder mit dem Gaul, Herr Wachtmeister," sagte er. „Beim ganzen Regiment ist aber auch kein Patient, nicht im Marodestall und nicht im Lazareth, dem so viel Aufmerksamkeit geschenkt wird. Der alte Graue muß ganz famose Eigenschaften haben," setzte er mit einem leichten Anflug von Spott hinzu.

„Heutzutage herrscht freilich ein Mißwachs unter den zwei- und vierbeinigen Geschöpfen," erwiederte Waldmann ernsthaft, „daß man kaum mehr

Eins findet mit solchen Eigenschaften. Nur im Feld lernt man einen Freund und einen Gaul recht kennen."

„So junge Springer," brummte er im Hinausgehen, „haben kaum die erste Menage verdaut und wollen jetzt auch schon gescheidt reden mit ihren zwei Brodtagen Dienstzeit." Er brummte auch noch über den Hof, als er aber in seine Wohnung kam, rief er seiner Frau mit der heitersten Miene zu: „Wirst sehen, Alte, er wird wieder ganz richtig!"

II.

Im Feld.

Mit Zampa's Zustand hatte es sich seitdem zum Troste seines Herrn zusehends gebessert. Vierzehn Tage später war er auch der Eskadron schon wieder zugetheilt. Er durfte aber noch nicht geritten werden und erfreute sich der vorzüglichen Pflege des trefflichen Hirschberger, den die Frau Wachtmeisterin manchmal mit einem Gratiskümmel zum eifrigeren Dienste anfeuerte.

Da kam ein schwerer Tag für Waldmann. Eine Kommission von Veterinärärzten mit den Oberoffizieren an der Spitze musterte die dienstuntauglichen Pferde aus. Auf der Liste waren von den verschiedenen Wachtmeistern schon viele Pferde vorgemerkt, doch Waldmanns Liebling war nicht darunter. Darum glaubte er auch alle Gefahr, die ihm von dieser Seite drohte, schon glücklich beseitigt und stand vergnügt und wohlgemuth im Hofe, als ein Regimentsarzt ihn mit den Worten ansprach: „Was ist es denn mit Ihrem Grauschimmel, Waldmann? Der ist nicht mehr tauglich!"

Der Wachtmeister zuckte zusammen, als hätte ihn eine Kugel getroffen. Stumm und bleich starrte er den Pferdedoktor an.

„Ja, mein Lieber," sagte dieser, „ein Gaul, der einmal lungendämpfig war, kann doch kein Dienstpferd mehr werden. Setzen Sie ihn nur auch auf die Liste und lassen Sie ihn vorführen, daß wir ihn sehen."

Noch immer wortlos und wie versteinert stand der Wachtmeister einige Minuten da. Dann nahm er sich plötzlich zusammen und schritt in straffer militärischer Haltung, die Hand am Schirm, drei Schritte vor und dicht vor den Doktor hin.

„Herr Regimentsarzt, soll ich mich beim Profossen melden?" stieß er tonlos hervor.

„Nun, was soll's denn jetzt mit dem Profossen?"

„Herr Regimentsarzt," fuhr Waldmann mit gebrochener Stimme und feierlichem Ernste fort, „seit vierundzwanzig Jahren Dienstzeit" — dabei schlug er an sein Feldzeichen auf der Brust — „ist das der erste Befehl eines Offiziers, dem ich nicht gehorche. Soll ich mich in Arrest melden?"

„Ah bah, Kauz närrischer! Ist Ihnen denn der Gaul so an's Herz gewachsen? Wir haben bei der letzten Musterung schon Rücksicht auf Sie genommen, aber jetzt geht das nicht mehr. Wir können Ihnen den Grauen nicht aufheben, daß Sie damit in die Ewigkeit reiten können. Gehen Sie nur jetzt, der Korporal führt ihn schon vor und Sie melden sich in Arrest bei der Frau Wachtmeisterin, die wird Ihnen den Kopf schon wieder zurechtsetzen."

Waldmann machte Kehrt, aber nicht mit der gewöhnlichen stolzen Haltung. Mit fast schlotternden Knieen wankte er über den Kasernenhof. Es war ihm zu Muthe, als ob nun seinem Zampa das Todesurtheil gesprochen würde. Selbst den Regimentsarzt rührte diese Anhänglichkeit und er blickte dem braven Soldaten mit freundlicher Theilnahme nach.

Waldmann trat gegen seine Gewohnheit geräuschlos in seine Stube. Eben so still schnallte er seinen Säbel ab und stellte ihn mit einem so schweren Seufzer in die Ecke, als müßte er nun auch von diesem Abschied nehmen. Wie manches Ungemach, wie manche Gefahr hatte der kühne Reitersmann nicht schon erlebt und doch den Kopf immer oben behalten! Ueber das eine hatte ihn sein guter Muth leicht hinweggeführt, die andere hatte seine scharfe Klinge abgewendet. Und war sein Ehrgeiz gekränkt, wie flammte sein Auge, wie grimmig drehte er die Bartspitzen hinaus, wie stolz stand er in seiner ganzen Größe da! Das Gefühl seines Manneswerthes half ihm wieder auf und ein tüchtiger Kraftausdruck schaffte dem gepreßten Herzen Luft. Doch das Alles wollte nun nichts helfen — dieses Leid ging tiefer. Den Blick auf den Boden gerichtet, die Hände auf dem Rücken und an seinem Schnurrbart kauend, durchmaß er gebeugt die Stube.

Seine Frau errieth voll Besorgniß sogleich, daß etwas ganz Außerordentliches vorgefallen sein müsse.

Auch der kleine Franz, der eben seine Hausaufgabe schrieb, erschrack. So verstört hatte er den Vater noch nicht gesehen.

„Ja, Waldmann, was ist denn passirt," sagte die Wachtmeisterin nach längerem Schweigen, „was ist denn los? Du bist ja ganz zerrüttet! Man

meint, der Profoß stünde schon vor der Thür mit den Handschellen. Was hat's denn gegeben?"

„Was es gegeben hat?" erwiederte der Wachtmeister auffahrend. „Den Zampa haben sie zur Versteigerung auf die Liste gesetzt und jetzt, jetzt sollen sie mich auch nicht mehr haben! In ein paar Monaten ist die Zeit so aus. Ich steh nicht mehr ein und wenn ich Schwefelhölzer schneiden müßte!" — Hier schlug er so heftig auf den Tisch, daß Franz zusammenfuhr und beinahe das Tintenfaß umschlug. — „Ich bring mich schon durch und Du, Du kannst eine Wäscherei oder sonst was anfangen."

Nun war's heraus, was ihm wie ein Berg auf der Brust gelegen. Er drehte sich um und setzte seine Zimmertour mit festeren Schritten fort. Er hatte so bestimmt gesprochen, als ob das sein fester Entschluß und eine ausgemachte Sache wäre.

Das ging nun der Frau Wachtmeisterin doch zu weit. Wie alle Wachtmeisterinnen hielt sie kein kleines Stück auf ihren Rang und fühlte sich plötzlich schmählich zurückgesetzt. Der Zorn stieg ihr in's Gesicht und mit in die Seite gestemmten Armen und dem gewissen holdseligen Lächeln, wobei der, dem es gilt, aus der Haut fahren möchte, stellte sie sich ihrem Gatten in den Weg.

„So," fing sie an, „so, also der Zampa! Hab geglaubt, was es für ein Unglück gegeben hat! Hab ihn recht gern gehabt, den Schimmel, schon wegen des Franz, aber das hab ich nicht gewußt, daß der Herr Wachtmeister ihm sein ganzes Herz geschenkt hat. Ich und der Bub sind nichts, gar nichts mehr! Wegen so eines Gauls könnte der Mensch sein eigenes leibliches Weib und Kind in's Elend stürzen. Das ist also der Dank dafür, daß ich aus dem brummigen Kommisssoldaten was gemacht hab! Das ist der Dank für das, was ich Alles mit dem Buben ausgestanden, das ist der Dank, daß ich mich herunter geschunden und geplagt hab! Und jetzt soll ich Dir in meinen alten Tagen eine Wäschermagd machen!"

Das wurde in so hoher Tonart geschrieen, daß der Frau Wachtmeisterin plötzlich die Stimme umkippte. Mit hochgerötheten Wangen, funkelnden Augen und drohend erhobenem Finger stellte sie sich kerzengerade vor den Wachtmeister hin und rief mit heiserer Kehle: „Weißt, was geschieht, Du herzloser Mensch? Ich" — dabei setzte sie gravitätisch die Fingerspitze auf die Brust —

„ich nehme den Buben, mein eigenes leibliches Kind zu mir! Das Kind ist mein und Du, Du kannst" — —

„Blitz, Hagel und Bomben! Jetzt, Alte, hab ich aber genug! Donnerwetter, jetzt ist's Zeit, daß Du hinaus kommst!" brach der Wachtmeister los und, mochte es nun Absicht, mochte es Zufall sein, seine rechte Hand kam der Reitgerte sehr nahe.

Wie vom Wind hinweggeblasen, war die Frau Wachtmeisterin aus dem Zimmer verschwunden und rannte eiligst den Gang entlang, immer noch vor sich hinschreiend: „Fort, ganz fort geh ich! Kann nicht mehr leben mit dem Menschen, kann ihn gar nicht mehr anschauen!"

Da rumpelte sie an ein paar Wachtmeister und an einem Stabstrompeter an.

„Ho, ho, wo brennt's denn, Frau Wachtmeisterin?" fragte der Stabstrompeter.

„Wo's brennt? Bei meinem Alten, in seinem Kopf brennt's," sagte die Erzürnte spöttisch und zeigte ihnen die Thüre. „Da, geht nur zu ihm hinein und tröstet ihn, sonst weint er noch mehr als der Franz, weil sie ihm seinen lieben Schimmel nehmen."

Jetzt war ihr etwas leichter um's Herz, sie hatte ihrem Groll Ausgang verschafft. Aber bald kam der nagende Wurm in Gestalt des armen Zampa wieder über sie und mit nassen Augen lehnte sie sich an die Brust ihrer Freundin und schüttete ihr kummervolles Herz in das der Frau Stabstrompeterin aus. Hier wurde sie verstanden, hier fand sie Trost.

Die drei Unteroffiziere, denen ein solcher Auftritt in der wackern Wachtmeisterfamilie etwas Neues war, traten richtig bei Waldmann ein. Sie gehörten zu seinen besten Freunden, besonders der Stabstrompeter. Dieser ging auf ihn zu, klopfte ihn auf die Schulter und sagte: „Alter Kriegskamerad, was stehst Du denn so verhagelt da? Ist denn der Kuckuck heut in Euch Zwei gefahren?"

„So ein Spektakel hat man doch noch nie in Eurer Wirthschaft gehört!" meinte einer der beiden Wachtmeister kopfschüttelnd.

„Und Alles wegen des Gauls!" setzte der Andere hinzu.

„Ja, wegen des Gauls!" erwiederte Waldmann unwirsch.

„Sei gescheidt, Waldmann," sagte der Stabstrompeter vertraulich, „uns

kannſt Du's ja ſagen, wo Dich der Schuh drückt. Mir ſcheint, es ſteckt da was Anderes dahinter. Die Weiber haben ihre Mucken!"

„Donnerwetter!" fuhr Waldmann auf. „Alle miteinander ſeid Ihr ſtockblind. Wollen alte Kavalleriſten ſein und reden daher wie Fuhrſoldaten! Da, ſetzt Euch hin," fuhr er nach einer Pauſe freundlicher fort, „dann ſollt Ihr erfahren, warum ich ſo an dem Gaul hänge. Mit der Meinigen kann ich von ſo was auch nicht reden, die hat keinen Sinn dafür."

Die Männer nahmen Platz. Waldmann ſetzte ſich zu ihnen und es ſchien ihm ordentlich wohl zu thun, daß er ſich die Bruſt frei ſprechen konnte. Franz hatte ſich während des Vorgangs zwiſchen den Eltern kaum zu athmen getraut und ohne aufzuſehen an ſeiner Aufgabe weiter geſchrieben. Jetzt legte er ſchnell die Feder weg und horchte geſpannt auf jedes Wort ſeines Vaters.

„Daß ein Gaul oft mehr Fühlung hat als ein anderer," ſagte Waldmann, „bockt, ſtoßt, untreu iſt, überhaupt oft die beſten und auch die ſchlechteſten Eigenſchaften ſchon als Remonte mitbringt, das wißt Ihr Alle ſelbſt. Ich will Euch nichts über den Dienſt ſagen, obgleich beim ganzen Regiment ihn Keiner ſo verſteht wie der Zampa. Donnerwetter, wie das Thier geſtiegen iſt — den Kopf immer gehoben, den Schweif prächtig getragen, hat ein Temperament gehabt und eine Prachtfigur! Und ſo glatt und fein war er auch wie ein Aal, nur ſo geſpiegelt hat er! Von all dem will ich aber nicht reden, das kommt öfter vor. Daß aber ein Gaul die ganze Familie ſeines Herrn kennt, daß er ſeinen Herrn für ſeinen Freund hält, ihm in die Augen ſchaut, ob er ihm nichts anſieht und daß ihm gerade nur die Sprache fehlt, ſonſt thäte er plaudern mit ihm — das gibt's nicht mehr! Iſt doch der Schimmel nicht ein einziges Mal aus dem Kaſernenhof hinaus, wo er nicht ſeinen Kopf nach dem Fenſter da herum gedreht hätte und wenn auch ich darauf ſitze, iſt's doch gerade, als ob er meine Alte oder den Buben noch grüßen wollte, bevor er fortgeht. Es gibt ſich ganz von ſelbſt, daß man ſo ein Thier zuletzt lieb haben muß, wie einen guten Freund, müßte Einer ja kein Herz im Leibe haben! Warum mir's aber das halbe Leben nimmt, wenn ich gerade den Gaul verliere, das datirt ſich von länger her. Ja, wenn der Zampa einem Kavalier oder Prinzen gehört hätte, und es wäre einem ſolchen Herrn das vorgekommen, was mir mit dem Grauen paſſirt iſt, da hätte der arme Narr freilich beſſere Tage zu hoffen, als ihm jetzt blühen. Ich will's kurz machen. Es war anno neunundvierzig im italieniſchen Krieg,

bei dem Ueberfall des Munitionstransportes, wo so Viele von unserer Eskadron geblieben sind, zwei Tage vor der Schlacht von Mortara. Nu, Du Burgauer, Du mußt ja die Geschichte mit den Lanzenreitern auch wissen! Wie ich allein noch ausgekommen bin, hab ich noch Keinem von Euch erzählt, aber jetzt will ich's thun, damit Ihr seht, daß ich ohne meinen Zampa auch schon lang eingerückt wäre zur großen Armee da droben.

„Ich hatte mit fünfundzwanzig Mann meiner Eskadron einen Munitionstransport zu begleiten. Es ging über Garlasco nach Trumello. Wir ritten äußerst vorsichtig. Ich wußte, daß wir der feindlichen Vorpostenlinie ganz nahe waren, auch dämmerte es erst und war noch lange nicht heller Morgen. Die Andern mußten aber Wind gehabt haben. Gerade als wir an der Spitze eines Wäldchens ankamen, stürmten in voller Carriere mit eingelegten Lanzen eine ganze Schwadron Lanciers auf uns ein. Alle Wetter, das war ein schönes Stück Arbeit! Wir wehrten uns ganz verzweifelt, was konnten wir aber gegen eine solche Uebermacht ausrichten? Die Fuhrsoldaten waren schon Alle vom Pferde gestochen, unsere bravsten Dragoner lagen schon unter den Wägen und der Transport war so gut wie verloren. Mir blieb nur eine Hoffnung. Mit dem Reste meiner Mannschaft wollte ich zum Regiment zurück, um dort Verstärkung zu holen. Das mußten die Kerls gemerkt haben. Kaum bogen wir ab, um über das Wiesenfeld zu gallopiren, wo man in weiter Ferne die weißen Zelte unsers Regimentes sah, kamen sie hinter uns d'rein wie eine Rotte wilder Teufel. Das war eine Höllenjagd! Und nun ließen uns auch noch die Pferde im Stich! Ermüdet von dem nächtlichen Marsche, konnten die armen Thiere so frisch nicht mehr ausgreifen, wie die der Piemontesen. Mit blutendem Herzen sah ich rechts und links von mir einen Dragonergaul um den andern stürzen, indeß sein braver Reiter sich heldenmüthig mit dem Säbel schlug.

„Es war eine verteufelte Geschichte, doch verlor ich keinen Augenblick die Geistesgegenwart. Den Säbel zwischen den Zähnen, feuerte ich meine Pistolen nach hinten ab, um mir die Satan's vom Leibe zu halten. Ich galoppirte jetzt eben auf der Uferanhöhe eines kleinen Flüßchens fort. Der Vorsprung, den ich noch hatte, wurde kleiner und kleiner, doch kam ich auch der Rettung immer näher. Ich unterschied schon ganz deutlich unsere Lagerzelte, fühlte aber auch die zunehmende Schwäche meines braven Schimmels. Er hatte bis daher bewunderungswürdig ausgehalten, jetzt spürte ich, wie er

unter mir zitterte. Den Säbel ſchwingend, rief ich keuchend: „Halt aus, ein wenig noch halt aus, mein treues Roß und ich will Dir's danken mein Leben lang!“ Und als hätte der Graue wirklich verſtanden, daß es mir aus der Seele kam — er ſtreckte ſeine Glieder zu übermäßiger Anſtrengung und jagte mit fliegender Mähne und ſchnaubenden Nüſtern auf der Anhöhe weiter. Dennoch waren meine Verfolger mir ſchon ſo dicht im Nacken, daß ich manchen Lanzenſtoß nach rückwärts pariren mußte, um nicht zu unterliegen.

„Hatte Zampa die Gefahr ſo gut gekannt wie ich oder nicht, er bog mit jäher Bewegung plötzlich links ab, ſo daß ich Mühe hatte, mich im Sattel zu halten. Dann flogen wir durch die Luft und ſtürzten mit einem ungeheuern Schlag in's Waſſer. Ich hatte meine Sinne noch nicht beiſammen, ſo ſchwamm der Schimmel ſchon leicht wie ein Hirſch quer durch das Flüßchen, indeß die Lanciers an uns vorüber ſausten. Als wir an's andere Ufer geſchwommen kamen, ſah ich ſie wüthend am drübern ſtehen. Keiner wagte den gefährlichen Sprung. Ich ſchäme mich nicht, als alter Soldat Euch aufrichtig zu geſtehen, daß ich mit einem Gebet im Herzen abſtieg, meinen Zampa um den Hals nahm und mit Thränen in den Augen küßte. Und ſo klug und vertraut hat mich das Thier damals angeblickt, als ob es wohl gefühlt hätte, was es für mich gethan. Außer mir iſt nicht ein Einziger davongekommen. Das war ein Teufelscorps, dieſe Lanciers, und ohne jenen Sprung in der höchſten Noth hätten ſie mich geſpießt wie die Andern. Darum hat auch der Zampa dieß Feldkreuz beſſer verdient als ich. Ich hab's von der Affaire her, denn den Transport haben wir den Piemonteſen richtig noch abgejagt.

„Wie ich von der Zeit auf meinen Grauen geſchaut hab, das könnt Ihr Euch denken. Die kleinſte Nation hat er gewiß nicht bekommen und einen unnöthigen Sporn hab ich ihm auch nie gegeben. Und es war nicht anders, als hätte der gute Kerl dieſe Behandlung verſtanden! Saß ich einmal im Sattel und hab ihn auf den Hals geklopft, hat er doch umgeſchaut, ſo gutmüthig und ſo geſcheidt, als wollte er ſagen: „Es iſt ſchon recht, wir verſtehen uns ſchon.“

„Nach dieſer erſten Affaire gab's für uns, die wir zum Reſervecorps gehörten, etliche Tage nichts zu thun, als nur zu manövriren und zu fouragiren. Wir lagerten jetzt bei Olongo. Eines Morgens ritt ich mit einiger Mannſchaft aus, um Fourage einzutreiben. Ich ſchlug den Weg nach dem

kleinen Dorfe Vignale, nicht weit von Novara ein, weil ich glaubte, ich könnte meine Alte mit dem Marketenderkarren dort treffen und richtig war's auch so. Der Franz da, damals ein Bursche von zwei Jahren, hat mich gleich an der Stimme erkannt. Ich hatte meine Familie lange nicht gesehen und da war's mir eine Herzensfreud, wie ich den lieben Kerl so ein klein wenig herumschaukeln konnte. Ich band meinen Schimmel an den Gartenzaun eines Krämers an und während meine Leute zu den Bauern gingen, Haber und Stroh einzutreiben, lief die Meinige zum Krämer. Ich scherzte mit meinem Buben, setzte ihn in's Gras und ging dann auch zum Krämer. Doch noch gar nicht lange handelten wir dort, so hörte ich Kavallerietrompeten und Pferdegetrappel ganz in der Nähe. Ich wußte, daß es Leute von uns waren. Unsere Husaren manövrirten nicht weit von da bei Bergomanero. Aber immer näher und näher kam dieß Pferdegetrappel, als wäre das ganze Regiment auf dem Weg durch das Dorf. Ich lief, was ich laufen konnte zu meinem Franz zurück. Doch was sah ich da? Der kleine Bub war unterdessen näher zum Pferd gekrabbelt und der gute Zampa hatte vielleicht eher als ich die heranstürmenden Husaren gehört. Was that er nun? So lange als es ihm sein Zaum erlaubte, an dem ich ihn angebunden, war er zurückgetreten und mit weit ausgestreckten Vorder- und Hinterfüßen stand er schützend über dem kleinen Franz. Er wollte ihn mit seinem Leibe decken, damit ihm kein Leid geschehe bei der drohenden Gefahr. Dabei hielt er mit gespitzten Ohren seinen Kopf unverwandt nach der Gegend gerichtet, von wo die Reiter heransprengten. Das Kind aber riß sich unter dem Gaul ganz ruhig sein Gras und seine Blumen ab, wie vorher. Im ersten Schrecken wollte ich „Franz!" schreien — ich brachte keinen Ton hervor! Der Zampa hatte mich aber schon erblickt und wieherte hell auf vor Freude, daß ich zu Hilfe kam. Und keine Sekunde früher, als bis ich den Kleinen unter ihm hervorgezogen und auf den Arm genommen, hat sich der gute Graue einen Fuß zu rühren getraut.

„Verdient nun so ein Thier nicht, daß man's pflegt und wartet wie ein Angehöriges und seinen letzten Bissen mit ihm theilt? Jetzt seht Ihr selber, was ein Kavallerist ist ohne einen braven Gaul. Das ist der wahre Kriegskamerad! Kann man's Einem also verdenken, daß er alle Lust zum Dienst verliert, wenn man ihm seinen liebsten Freund nimmt? Denn dafür halt ich meinen Zampa."

Der Wachtmeister hatte mit tiefer Gemüthsbewegung erzählt. Keiner seiner Zuhörer hatte ihn unterbrochen. Franz starrte mit schwimmenden Augen auf seine Schrift, die nun auch umsonst geschrieben war. Die hellen Tropfen lagen darauf und doch war's sonst so leicht nicht, den zehnjährigen prächtigen Jungen zum Weinen zu bringen. Schweigend saßen die Männer um den Tisch und Keiner fand das rechte Wort, das er dem Freunde gern zum Trost gesagt hätte. Da nahte sich's dem Wachtmeister leise von der Seite und eine Hand legte sich sanft und freundlich auf seinen Arm. Die Frau Wachtmeisterin war noch während der Erzählung in's Zimmer gekommen, hatte das Letzte mit angehört und all' ihre Heftigkeit war darüber hingeschmolzen in Wehmuth und Rührung.

„Waldmann," schluchzte sie, „gelt, Waldmann, wir sind wieder die Alten? Ich hab's nicht so gemeint und wenn sie Dir den Zampa fortthun, müssen halt wir recht zusammenhalten, gelt Vater?"

Da rollte eine Zähre langsam aus Waldmann's Auge auf ihre Hand und der Friede war geschlossen.

„Ihr müßt Euch schon drein fügen, Leute," sagte der Stabstrompeter. „Es ist ein schweres Leid, aber im Dienst geht's einmal nicht anders, da kann Unsereiner nichts dagegen machen."

„Der rechte Soldat darf sein Herz an nichts hängen," bemerkte Burgauer, der Aeltere der beiden Wachtmeister. „Er muß Alles in die Schanze schlagen können, Vater und Mutter, Weib und Kind, sein Allerliebstes — warum nicht auch seinen Gaul? Hätten Dir ihn auch unter dem Leib zusammenschießen können!"

„Das wäre ganz was Anderes," fiel der Jüngere ein. „Dem Waldmann wird's doch lieber sein, wenn er den Schimmel todt, als wenn er ihn in fremden und weiß der Kuckuck! in was für Händen weiß."

„Eins ist gewiß," sagte Waldmann niedergeschlagen, „wenn's auch ich aushalte ohne den Zampa — der Zampa hält's ohne mich nicht aus!" —

(Fortsetzung folgt.)

Sprüche.

Von Fr. Güll.

I.

Iſt Liebe blind, und ſieht der Haß nur jeden Fehl?
Die Liebe ſchaut gerad, jedoch der Haß blickt ſcheel.
Was Du betrachteſt ſchief, kann leicht ein Zerrbild werden,
Mißfällig an Geſtalt, mißliebig an Geberden.

II.

Ehrfurcht vor dem, was groß und gut, mach' Dir zu eigen,
Dann wird der Plagegeiſt der Ehrſucht von Dir weichen.
Ehrfurcht und Ehrſucht thun nicht gut in Einem Haus,
Und zieht die Ehrfurcht ein, die Ehrſucht zieht hinaus.

III.

Wo Milde nimmer frommt, da muß die Strenge walten,
Doch ſoll die Liebe ſtets der Herrſchaft Scepter halten.
Mit Blitz und Donner kommt das Wetter hergezogen,
Doch, wenn der Regen rauſcht, glänzt auch der Regenbogen.

IV.

Was Dir die Stunde bringt, daran laß Dir genügen,
Und was ſie Dir verſagt, auch darein lern' Dich fügen. —
Was heut ſich Dir verbirgt, das wirſt Du morgen finden,
Und was jetzt widerſtrebt, noch ſpäter überwinden.

Die eiſerne Kuh.

Auf einem der kleinen Vorberge, die das vielbeſuchte Salzachthal weſtlich begrenzen, liegt einſam ein Kirchlein. Es iſt dem heil. Johannes geweiht und hat deſſen Namen auch dem Hügel, auf dem es ſich erhebt, mitgetheilt. Der Johannis-Hügel, wie er demnach genannt wird, trägt auch das Dorf Bühl.

Hier lebte vor Zeiten eine arme Webersfamilie. Die kleine Hütte, welche Vater, Mutter und vier Kinder bewohnten, war nicht ihr Eigenthum. Sie hatten das armselige Obdach von dem Salinengewerke in Reichenhall gepachtet, wofür alljährlich viel Geld bezahlt werden mußte. Ihr ganzes Hab und Gut bestund in einer einzigen Kuh. Da nun dieses lebendige Kapital gefräßig war, mußten Frau und Kinder sich erbärmlich plagen, bis sie stets von ihrem kleinen Wiesengrund auf den Abhängen des Hügels das nöthige Futter herbeigeschafft hatten. Dennoch fühlten sich die armen Leute glücklich, denn sie waren gesund und konnten arbeiten. Der alte Weber-Toni, so hieß man den Vater, ging in's Holz, wenn er daheim keine Beschäftigung mehr hatte und verdiente sich mit dem Beil am Baumstamm oft mehr, als mit dem Schifflein am Webstuhl. Freilich war's ihm anfangs immer ungewohnt, wenn er frisch weg von der Weberei in's Holzfällen ging, und da setzte es oft manchen Hieb ab, der anstatt irgend einen knorrigen Ast, Hand oder Fuß traf. Doch bisher schien ein guter Engel den arbeitsamen Mann vor jeder bedeutenden Verletzung geschützt zu haben und warum sollte es auch nicht fernerhin so gut abgehen? So dachte der Weber-Toni. Mag er nun deßhalb unvorsichtiger geworden, oder mag seine Arbeit gerade schwieriger, als sonst gewesen sein — kurz und gut, eines Tages fuhr das frischgeschliffene Beil mit solcher Gewalt dem armen Holzhacker in's Knie, daß dieser aufschreiend zu Boden stürzte.

Die Weberin und ihr ältester Bub, die zum Glücke gerade in der Nähe Heu einführten, liefen voll Schrecken herbei, dem stöhnenden Vater zu helfen. Unter Thränen hoben sie ihn auf den bereitstehenden Heukarren, und anstatt der kleinen Aernte, wurde nun der schwer verwundete Vater heimgeführt. Als die Nachbarsleute die Unglücklichen so weinend und klagend einherkommen sahen, schickten sie geschwind nach Ainring zum Pfarrer und dann in die Stadt zum Doktor. Der Letztere, als er den zersplitterten Knochen des Kranken untersucht hatte, gab wenig Trost. Er versprach zwar Rettung, aber nur nach einer langwierigen Cur und monatelangen, sorgfältigen Pflege. Um diese Bedingungen zu erfüllen, machte die arme Familie die äußersten Anstrengungen. Während für ihren nothdürftigen Unterhalt die Kuh im Stalle Alles bieten mußte, wanderte jeder Kreuzer zum Doktor und Apotheker; selbst das mühsam ersparte Pachtgeld ging diesen Weg. Die armen Leute hatten sich nun auf eine gänzliche Auspfändung gefaßt zu machen, sobald die

Herren des Salinengewerkes in Reichenhall ihre Forderungen stellten. Was sollte erst dann aus ihnen werden, wenn ihnen der Spitzwart vom Gericht die Kuh genommen, ihren ganzen Reichthum, ohne den sie nicht mehr leben konnten!

Dieß war für die arme Frau eine Sorge, die mit jedem Tage wuchs, denn jeder führte sie dem Ende der Pachtzeit näher. Flehend eilte die Bedrängte von Haus zu Haus und bat, man möge ihr doch Geld leihen, damit sie die Ernährerin ihres ganzen Haushaltes behalten könne. Aber es war Niemand, der sich ihrer Noth erbarmte, die Menschen schienen steinerne Herzen zu haben. Da kam der frommen Weberin der Gedanke, daß droben auf dem Johannis-Hügel das Bild jenes Heiligen sei, der zu Lebzeiten ein weiches, liebevolles Herz gehabt hatte. Vor dem lieben Gott und am Altar des Liebesjüngers klagte sie nun ihre Noth. „Wenn ich meine Kuh behalte," gelobte die bekümmerte Frau, „so will ich ein kleines Bild des Thieres zum Andenken an die göttliche Hilfe in diesem Kirchlein hinterlegen." Getröstet und ermuthigt verließ sie dann den Gnadenort und sah, nach Haus zurückgekehrt, mit festem Vertrauen dem Ende der Pachtzeit entgegen.

Der verhängnißvolle Tag erschien und mit ihm der Spitzwart. Die Kuh wurde zum Kaufe ausgeboten, lange vergeblich; da kam der Schmidbauer des Wegs und weil er erst ein Stück Vieh zum Markt geführt hatte, war es ihm gerade gelegen, wieder ein anderes heimzubringen. Der Bauer zählte zwanzig Guldenstücke auf und der Handel war abgeschlossen.

Mit Thränen in den Augen sahen die armen Webersleute ihre Kuh aus dem Stalle treiben. Die Frau konnte nicht glauben, was vorgegangen war, bis das Thier hinter dem nächsten Hügelvorsprunge verschwand. — Sollte sie wirklich vergebens gebetet haben? Der untröstliche Jakl, des Webers Kleinster, stieg den Abhang hinauf um das Schicksal seiner geliebten Jugendgefährtin noch weiter zu beobachten. Er sah deutlich, wie der Schmidbauer daheim anlangte und eben im Begriffe war, die Kuh in den Stall zu führen, als die Bäuerin ihren Mann zu sich winkte und sich dann mit untergestemmten Armen vor die Stallthüre stellte. Kaum hatte der kleine Jakl dieß gesehen, als er heimlief und mit weinerlicher Stimme der Mutter zurief: „Mutter, sie wollen droben beim Schmidbauern unsere Bräun nicht einmal in den Stall hineinlassen!" — „Ich kann mir's schon denken," versetzte die Mutter, „wahrscheinlich hat sich die Schmidbäuerin dieweil um ein anderes Stück Vieh

umgesehen und wird jetzt ihren Mann mit der Kuh weiterschicken, daß er sie nochmal verkaufe."

Während dem hatte der Schmidbauer seinem energischen Weib den braunen Ankömmling vorstellen müssen. „Bauer," sagte etwas scharf die alte Agathe, „mir schaut dieses Thier gar so bekannt darein, und wenn ich mich nicht irre, ist es des Weber-Toni alte Bräun. Hast Du sie ihm etwa gar abgedruckt in seiner Noth?"

„Nein, ich nicht," sagte der Bauer, „der Spitzwart hat sie versteigert und da hätte sie ja doch Einer weggeführt, ob es jetzt ich gethan oder ein Anderer, das ist ja eins."

„Was," rief die Schmidbäuerin, „Du hast Dich hergeben mögen, diesen armen Leuten ihre einzige Kuh wegzuschnappen und weißt, daß die armen Kinder beim Weber drunten verhungern müssen, während wir mit unseren sechs Stück schönem Vieh kein siebentes mangeln? Nein Bauer, jetzt weiß ich's, daß Du kein Herz mehr im Leib hast. Aber ich hab' eines und ich sag Dir, so lange ich lebe, kommt mir die Kuh nicht in den Stall. Geh' Hans, geh' hinunter," fügte sie dann begütigend bei, „und bring dem Weber-Toni die Kuh zurück, vielleicht wird Dir's dann unser Herrgott verzeihen."

Der Schmidbauer nahm sinnend seinen Stecken zur Hand und trieb die Kuh bergabwärts. Des Webers Jakl, der ihn schon von Weitem gesehen hatte, zog die Mutter zur Hausthüre hinaus, um ihr zu zeigen, wie nun wirklich die alte Bräun wieder fortgejagt werde. „Gewiß Mutter," sagte er, „gewiß treibt er sie zum Verkauf in's Oesterreichische hinein, und dann kommt sie weit weg von uns, weiß Gott wohin." Damit sprang der Kleine die Abhänge hinauf und rief dem Bauern schon von der Ferne entgegen, was er denn schon wieder vorhabe mit der Bräun?

„Nun ja," brummte der Bauer, „wo werde ich sie denn anders hintreiben, als wo ich sie weggetrieben hab? Nun, was schaust Du so, verstehst Du denn nicht, daß sie wieder zu euch kommt."

„Zu uns?" rief der erfreute Jakl, daß es am ganzen Hügel widerhallte; „zu uns?" wiederholte die Mutter, die von der Hausthüre aus die ganze Rede mit angehört hatte, und bat den lieben Gott, daß es doch wahr sein möge.

Wenige Minuten darauf führte der Schmidbauer die Bräun in des

Weber-Toni Stall, wo eben die zwei älteren Mädchen ahnungslos beschäftigt waren, die zurückgelassene Streu zum Andenken an die Kuh aufzubewahren.

„Nehmt Euere Bräun wieder!" rief der Schmidbauer in die Wohnstube zum kranken Vater hinein; „ich brauch die Kuh nicht und Ihr könnt nicht leben ohne sie. Das Futter dürft Ihr bei mir holen und was das Zahlen betrifft, so wollen wir's einstweilen unserm Herrgott auf die Rechnung schreiben." Damit schied der Schmidbauer. Mutter und Kinder fielen auf die Knie nieder, der kranke Vater faltete seine zitternden Hände und Alle dankten Gott für seine wunderbare Hilfe. Die Weberin aber gedachte ihres Verlöbnisses. Sie trug den letzten Groschen, den sie besaß, in die nahe Hammerau hinab und bat einen Eisenarbeiter, ihr eine kleine Kuh zu verfertigen. Dieser schmiedete wirklich eine eiserne Thiergestalt und als der Vater wieder hergestellt war, wurde dieselbe von der ganzen Familie unter innigem Dankgebete in das Johanneskirchlein gebracht und an der Seite des Altars aufgehängt.

Hier befindet sich die eiserne Kuh seit zwei Jahrhunderten und gibt Zeugniß, daß der liebe Gott das feste Vertrauen auf seine Hilfe und seiner Heiligen Fürbitte wunderbar belohnt.

In das neue Album einer jungen Freundin.

Von **Friedrich Bodenstedt.**

Du gibst dies Buch mir um es einzuweihen,
Erfüllt' ich Dein Verlangen würdig nur!
Noch starren seiner Blätter weiße Reihen
Uns leblos an, wie die erstarrte Flur
Des Winters, draus erst Leben soll gedeihen
Im Auferstehungsfeste der Natur;
Bald bricht voll Duft und Klang der Lenz herein
Und ich soll hier sein erster Herold sein.

Schnell kreist das Jahr im Schaffen und Zerstören,
Nicht lange treibt des Frühlings Blüthendrang,
Und Wald und Flur mit ihren Sängerchören
Verstummen bald. In flücht'gem Wechselgang

Folgt Mond auf Mond. Nicht lang soll uns gehören
Was blühend sich der Erde Schoß entrang,
Und nichts von allem was uns freut wird bleiben,
Was wir nicht tief in unsre Herzen schreiben.

Ein reines Herz, ein kindliches Gemüth
Schließt dauernd alles Schöne in sich ein.
Was uns nach Außen wechselt und verblüht,
Ist nicht des Schönen Wesen, nur sein Schein.
Das Licht der Schönheit, das uns nie verglüht,
Das Ewige lebt in Herz und Geist allein;
Dem Aeußern wahrt's ein freundliches Erinnern,
Sein unvergänglich Glück sucht es im Innern.

Der Drache.

Von Dr. **Francis Place.**

Wenn man von „Drachen" hört oder liest, so pflegt man an jene entsetzlichen Ungeheuer zu denken, welche in allen Sagen der uralten Heidenzeit so vielfältig vorkommen, und die heutzutage nur noch im Volksmärchen und von der Kinderwelt geduldet werden.

Schade ist's just nicht, daß wir keine Drachen mehr haben, denn der grünschillernde, schuppige Leib, die langen häutigen Flügel, die furchtbaren Klauen und der mit vielen Reihen spitzer Zähne dicht besetzte Rachen, die unsere Drachenbilder zeigen, sehen grauenhaft genug aus; und selbst wenn wir zugeben, daß dieses nur Schöpfungen der Volks-Phantasie sind und den eigentlichen vorweltlichen Drachen (denn gelebt haben sie allerdings, und der Pterodactylus — das fliegende Krokodil der Urzeit — war der schönste Drache, den wir uns nur wünschen können) kaum ähnlich sind, so haben wir doch immer noch Grund genug, froh zu sein, daß die Drachenzeit hinter uns liegt.

Dieses Mal aber sollte eine ganz andere Art Drachen den Stoff zu unserer Betrachtung liefern, nämlich jene mit Papier beklebten Rahmen, welche an einer langen Schnur befestigt sind und bei windigem Wetter bis zu er-

staunlicher Höhe emporsteigen. Wir können dieses allbekannte und allbeliebte Spielzeug (welches von Newton erfunden sein soll) als einer eingehenden Besprechung würdig bezeichnen, weil es einerseits auf lehrreichen physikalischen Grundsätzen beruht, andererseits durch zweckmäßige Anwendung von praktischer Wichtigkeit werden kann oder schon geworden ist.

Zur Anfertigung eines Drachen von der gewöhnlichen Größe bedient man sich einer zwei bis vier Fuß langen Latte von zähem Holze und eines Rohrstockes von etwas geringerer Länge, welchen letzteren man in seiner Mitte so an das eine Ende der Holzlatte befestigt, daß beide etwa die Gestalt eines T bilden. Durch Schnüre, welche das freie Ende der Latte mit den Enden des Rohrstockes verbinden, kann der letztere so stark gekrümmt werden, daß er etwa einen Halbkreis bildet; diese aus einem Halbkreis und einem gleichschenkligen Dreieck zusammengesetzte Gestalt hat sich stets als die vortheilhafteste bewährt. Beklebt man diesen Rahmen mit starkem Papier, so ist der Körper des Drachen fertig, doch fehlt noch der Schwanz. Dieser letztere ist etwa zwölf Mal so lang, wie die Holzlatte und besteht aus einem Bindfaden, in den man Hunderte von Papierstreifen einknüpft; die Anfertigung eines Drachenschwanzes von passender Länge, Gewicht und Vertheilung der Streifen bildet entschieden den wichtigsten und schwierigsten Theil der Arbeit. Man hat jetzt noch für eine feste, nicht allzuschwere Schnur von mehreren Hunderten von Ellen zu sorgen und diese am Drachen zu befestigen, was vermittelst einer Schlinge geschieht, die an zwei Punkten der Holzlatte so angebracht ist, daß wenn man den Drachen an ihr emporhebt, die beiden Enden des Rohrstockes völlig gleich hoch schweben, während die Holzlatte eine geneigte Lage einnimmt, in der sie mit dem horizontalen Erdboden etwa einen halben rechten Winkel bildet.

Wollen wir nun an einem windigen Herbstnachmittage unseren Drachen auf einem Stoppelfelde aufsteigen lassen, so muß zunächst Jemand den Drachen halten, während ein anderer mit der Schnur dem Winde gerade entgegengeht; haben beide einen Abstand von 100—200 Fuß, so hebt der Erstere den Drachen hoch empor und läßt ihn los, während im selbigen Augenblick der Zweite dem Winde entgegenläuft. Bei einigem Winde ist das Laufen nicht einmal nöthig, der Drache steigt dann rasch bis zu derjenigen Höhe, welche die Schnur erlaubt. Diese bildet dabei — vermöge ihrer Schwere — einen lang gestreckten Bogen (die sogenannte Kettenlinie); ihr Gewicht ist natürlich

hinderlich, doch verträgt bei gutem Winde ein Drache von fünf Fuß Höhe sehr gut eine Hanfschnur von 1000 Ellen, die zwei bis drei Pfund wiegt. Hat der Drache diese Höhe erreicht, so bewegt er sich sehr wenig, ja ein Hauptruhm liegt hier gerade in der möglichst vollkommenen Ruhe, mit der der Drache regungslos seine Stellung behauptet. Alles kommt hier auf die gute Construktion des Schwanzes und der vorhin beschriebenen Schlinge an. Ist diese unrichtig angebracht, liegt der Schwerpunkt des Drachen an einer verkehrten Stelle, ist der Schwanz zu kurz oder zu leicht, oder bietet er nicht genug Widerstand, so ist ein unabläßiges Wackeln und Hinundherschwanken die Folge. Ein besonderes Vergnügen gewährt noch das Emporsenden der „Boten." Diese sind nichts, als Papierstücke, die man auf die Schnur auffädelt, worauf sie vom Winde erfaßt und bis zum Drachen hingetrieben werden; daß dabei die Schnur nicht vorspringende Knoten haben darf, versteht sich von selbst.

Das Verständniß des physikalischen Zusammenhanges ist ungemein leicht. Es ist nämlich sofort klar, daß die Kraft des Windes, also der Widerstand der Luft, gegen die Fläche des Drachen drückt; hat der letztere dabei eine gegen den Horizont geneigte Lage, so zerlegt sich der Druck des Windes in zwei Theile (nach dem Gesetze der schiefen Ebene, was sich ohne Zeichnung nur so kurz andeuten läßt), von denen nur einer wirksam ist und den Drachen senkrecht emporhebt. Es bedarf nun noch einer Kraft, welche den Drachen in dieser Stellung festhält, und diese Kraft wird gebildet durch den bedeutenden Luftwiderstand, den der lange Schwanz des Drachen erfährt. Es kommt daher auf den Luftwiderstand und nicht auf das Gewicht des Schwanzes an, eine Wäschleine von gleicher Länge und gleichem Gewicht könnte den Dienst nicht verrichten.

Kann man nun, wie man sieht, für ein Paar Gulden (die Schnur ist das Theuerste) rasch einen Gegenstand mehr als dreimal so hoch emporheben, als das höchste menschliche Bauwerk ist, so liegt auch die Frage nicht ferne: ob man daraus nicht in irgend welcher Weise einen praktischen Nutzen ziehen könne? Die Schmuggler haben das wohl begriffen, indem sie geradezu leichte Gegenstände (Spitzen, Edelsteine u. s. w.) am Drachen befestigten, der durch einen besonderen Mechanismus in die Schnur eingehängt war und durch einen vorher beschriebenen „Boten" aus starker Pappe ausgelöst und zum Fallen gebracht wurde, worauf Helfershelfer jenseits der Grenze die eingeschmuggelten

Waaren weiter beförderten. Andere gaben sich durch Drachen Zeichen, wo die Aufseher seien, oder wo sie nicht seien, und dieses namentlich ist noch heute an der Meeresküste eine beliebte Art, den Schleichhandel zu betreiben.

Aber auch in gutem Sinne hat der Drache schon einen Nutzen gestiftet. Er war es ja, der im Sommer 1752 dem berühmten Benjamin Franklin in Nord-Amerika die Ueberzeugung verschaffte, daß der Blitz nichts anderes sei, als ein mächtiger elektrischer Funke, und daß daher die Gefahr leicht durch Metallspitzen und Stangen beseitigt werden könne, wenn dieselben zweckmäßig angelegt und ausreichend seien, eine so gewaltige Anhäufung von Elektricität in den Erdboden zu leiten. Der Versuch, der Franklin zu der heilsamen Entdeckung des Blitzableiters führte, sollte zuerst eigentlich auf dem Glockenthurme von Philadelphia angestellt werden; sehr scharfsinnig wählte jedoch Franklin später einen großen, mit Seidenzeug bespannten Drachen, um die Metallspitze des Apparates bis in die Gewitterwolken zu heben. Der Versuch gelang vollkommen: massenhaft strömte die Elektricität an der vom Regen durchnäßten Schnur herab.

Vortrefflich kann man den Drachen noch anwenden, um Felsen zu besteigen, denen man sonst nicht beikommen kann; man läßt vom Drachen eine Schnur über den Felsen legen, zieht an dieser ein stärkeres Seil herüber, mit dessen Hülfe die Besteigung dann leicht ist.

Manches: »Kieselack«*) mögen unsere Gebirge an unglaublichen Stellen auf diese Weise erhalten haben; allein auch mancher Mensch wäre ohne dieselbe noch frisch und gesund, dessen Knochen heut an den öden Gestaden eines nordischen Eilandes bleichen, weil er bei dem grauenhaften Geschäfte des Einsammelns der Eiderdunen aus schwindelnder Höhe herabstürzend zerschmettert ist.

---

*) Dieser Kieselack, dessen Name allenthalben an jähen Felswänden und über Abgründen prangt, soll auf diese Weise eine namhafte Wette gewonnen haben, in welcher er sich verpflichtet hatte, innerhalb einer gewissen Zeit weltberühmt zu werden. Studiengenossen und andere Bekannte unterstützten ihn dabei, indem sie überall, an schwer ersteigbaren Orten, neben ihrem eigenen auch jenen Namen anschrieben. —

Der Mutter Geburtstag.

Ein Festspiel in zwei Abtheilungen.

Von **Isabella Braun.**

I. Abtheilung.

1. Scene.

Ein freier Waldplatz.

(Heinrich und Marie treten mitsammen plaudernd auf.)

Marie.

Da sind wir nun endlich auf einem schattigen Plätzchen und können ein wenig ausruhen. Ich bin schon ganz müde und heiß ist's mir auch geworden. Wie spät mag's wohl sein, Heinzel?

Heinrich.

O, das ist eine mathematische Aufgabe. Laß einmal rechnen. Als wir am Kirchthurme vorbei gingen, hat es eben zwei geschlagen. Dann über die Wiese — achthundert Schritt lang — macht eine Viertelstunde. —

Marie.

Ja, aber Du bist sie gewiß dreimal der Länge und Breite nach durchlaufen, um den armen Schmetterling zu fangen.

Heinrich.

Nun, — und wenn ich ihn erwischt hätte? Meinst Du nicht, es wäre gleich etwas gewesen für den morgigen Geburtstag der Mutter, he? Gibt es vielleicht etwas Schöneres in der Stadt zu kaufen?

Marie.

Und meinst Du, die Mutter hätte sich gefreut über einen Schmetterling, der extra zu ihrem Geburtstag hat sterben müssen? und es war zu Allem hin noch ein Trauermantel.

Heinrich.

Na, nu! wie die Preußen sagen. Fräulein Barmherzigkeit, — morgen schreit Mancher zum letzten Male kikriki, extra, weil's der Mutter Geburtstag ist. Was sagst Du dazu: gelt „bitt schön um ein Schenkelchen." —

Marie.

Du weißt doch gar keinen Unterschied zu machen; die Hühner sind zu unserer Nahrung bestimmt, aber die Schmetterlinge —

Heinrich.

Schon gut — also weiter im Text, aber nicht in Deinem Predigt-Text,

sondern in der Zeitberechnung: also — Wiesengrund — Einödhof — Waldrand und nun dies schattige Waldplätzchen; ich calculire, es möcht etwas über drei Uhr sein.

Marie.

Und wie weit ist es noch bis zur Stadt? das heißt, wenn Du keinem Schmetterlinge nachjagst —

Heinrich.

Aber Eichkätzchen.

Marie.

Höre auf mit Deinem Necken, sondern sag, wie weit ist es bis zur Stadt, schnurgeraden Weges? —

Heinrich.

Nun, höchstens eine Stunde.

Marie.

O weh! und dann das Herumlaufen auf den spitzigen Steinen von einem Laden zum andern. Wir wollen lieber zuvor ein wenig ausruhen, dabei können wir ernstlich überlegen, was wir der Mutter zum Geburtstag kaufen. Vor Gebetläuten brauchen wir ja doch nicht zurück zu sein.

Heinrich.

Aber da gewiß; Du weißt, wie ernstlich sie es uns eingeschärft hat. Also lagern wir uns auf dem Teppich der Wiesen!

(Die beiden Kinder lagern sich nebeneinander; Heinrich zieht ein Papier aus der Tasche, entfaltet es, während die gute Fee des Waldes aus dem Gebüsche tritt und die Kinder heimlich belauscht, auch in das Papier schaut, er deklamirt mit Pathos):

Sei begrüßet, Jahrestag,
Der uns einst die Mutter brachte,
In der Wieg' das Kindlein lag
Und zum Leben auferwachte.
O, wie jubelt unser Herz!
Fast bedünkt es uns ein Scherz,
Und wir können's nicht verstehen,
Dich im Geist als Kind zu sehen!

Marie.

Aber wir wollen überlegen, was wir der Mutter von unsern Ersparnissen kaufen können!

Heinrich.

Eine Kutsche mit zwei Pferden, den Kutscher mach ich selber! — oder einen Esel mit Sattelzeug! Hei! das wäre ein Spaß! Da könnten wir abwechselnd fahren und reiten.

Marie.

Rede keinen Unſinn! Ich merke ſchon, du möchteſt eigentlich nur etwas für Deinen Gebrauch kaufen. O, Du Großſprecher! Woher willſt Du das Geld nehmen und nicht ſtehlen?

Heinrich.

Ei, mir's ſchenken laſſen! Bin ich nicht ein Sonntagskind, dem das Glück in den Schooß fällt? Drum lieg ich auch ausgeſtreckt auf dem Raſen, denn hier wäre gerade der rechte Ort dazu, wo es von guten Feen und Elfen wimmelt.

Marie.

Die werden ſich wenig um einen ſo leichtſinnigen Buben, wie Du einer biſt, kümmern. Laß uns lieber den Geldvorrath zählen.

(Beide ziehen ihre Geldbeutelein aus der Taſche und ſchütten den Inhalt auf den Raſen. Unter Heinrichs Geld befinden ſich auch glänzende Spielmarken und ſauber geputzte Pfennige.)

Marie.

Da muß man ja erſt ausleſen, wie das Aſchenbrödel die Linſen. Meinſt Du, der Kaufmann nähme die Spielmarken für Goldſtücke und er gäbe Dir für den glänzend geriebenen Pfenning einen Kreuzer? —

Heinrich.

Nun, Mamſell Naſeweis, Du brauchſt nicht ſo wegwerfend zu reden. Jedenfalls ſind ſie etwas werth und dazwiſchen liegen auch Kreuzer, Groſchen, Sechſer und ſogar mein Guldenſtück vom Namenstage her. „Ein Schelm, wer mehr gibt, als er hat!" und welch' ein Berg würde es ſein, wenn alle Bretzeln aufeinander lägen, die ich mir hätte darum kaufen können und nicht gekauft habe! Herbei ihr Elfen und Feen mit Zauberſtab und Wünſchelruthe! Macht euren Hokuspokus darüber.

Marie.

Ja, wenn die Geſchichten in unſern Märchenbüchern wahr und nicht erfunden wären! Wenn ſo eine gute Fee plötzlich vom Baume Gold und Silber herabſchüttelte. Und doch gruſelt es mir im Walde immer ein wenig; vielleicht iſt doch etwas dahinter, meinſt nicht auch, Heinz?

Heinrich.

Ja, wer weiß, ob dieſer Käfer, der ſo gemüthlich an Dir hinaufklettert, nicht eine verwünſchte Prinzeſſin iſt.

Marie

(ſtreift den Käfer erſchrocken ab).

Heinrich.

So, nun haſt Du Dein Glück verſcherzt! Ich möchte eigentlich dem Waldmännlein mit grauem Bart begegnen; der hat in den Felsſpalten das Gold und Silber verſteckt.

Marie.

Nun, was würdeſt du kaufen, wenn er gleich jetzt ein Säcklein herbei ſchleppte?

Heinrich.

Wart einmal: (beſinnt ſich) Einen Lehnſeſſel mit Sammt überzogen und goldnen Säulen; davor ein „Tiſchlein deck dich". —

Marie (unterbricht ihn).

Du denkſt doch immer nur an das Eſſen! Nein, ich ginge zur Putzmacherin, und beſtellte für die Mutter eine wunderſchöne Haube, ein ſilberfarbenes Seidenkleid, ein prächtig rothes Band, neue Zeugſtiefelchen und Glacehandſchuhe. —

Heinrich.

Ich aber kaufte dazu einen Halsſchmuck aus Korallen und eine goldene Uhr ſamt der Kette.

Marie.

Auch einige Tortenmödel, ein Kuchenblech und eine Straubenſpritze für die Küche.

Heinrich (ſie nachäffend).

Du denkſt immer nur an das Eſſen.

(die Fee kichert)

Marie.

Horch, was war dies? hat es nicht hinter dem Baum gekichert?

Heinrich (bedeckt das Geſicht mit dem Hute).

Hu, ich fürchte mich!

Marie.

Komm, wir wollen fortgehen! ich bin gar nicht mehr müde.

Heinrich.

Nichts damit; jetzt bleibe ich gerade noch hier, um die werthe Bekanntſchaft zu machen. Oh, wenn nur noch die Zeit der Ritterſchaft wäre! Da würde ich für unſere Mutter in's Turnier ziehen und den ſchönſten Kranz ihr auf der Lanzenſpitze heim bringen. Aber warte nur, wenn ich einmal groß bin! dann ſoll ſie Alles haben, was ihr Herz begehrt.

Marie.

Ich habe ſie auch ſo lieb, ſo lieb! Gewiß, es gibt keine beſſere Mama auf der ganzen Erde, als die unſrige. (die Fee niest)

Heinrich.

Halt, wer iſt da? (die Fee verbirgt ſich) Am Ende iſt es hier doch nicht recht geheuer. (rückt näher zu Marie und ſchlingt den Arm um ſie.) O, wie hab ich mein Schweſterlein ſo lieb. Aber ich glaube gar, ſie iſt eingeſchlafen, und mir ſteckt das Sandmännchen auch im Auge; ich will es vertreiben und meinen Vers wiederholen.
(er ſpricht immer leiſer bis er ſchließlich einſchläft).

Sei gegrüßet, Jahrestag,
Der uns einſt die Mutter brachte,
In der Wieg' das —
(ſchläft.)

II. Scene.

Die ſchlafenden Kinder, Fee Florida.

Florida.

(Sie neigt ſich über die Beiden, betrachtet ſie mit Wohlgefallen und ſchwingt darüber den Feenſtab.)

So ſchlaft ein Weilchen, liebe Kinderlein,
Und träumet ſüß von Elfen und von Fee'en;
Mein ſtilles Lauſchen ſoll geſegnet ſein,
Nur müßt ihr auch die Probe noch beſtehen.
Ein guter Wunſch wird jedem Herzen leicht,
Doch ſchwerer iſt's, mit Thaten zu beweiſen,
Daß unſer Leben auch dem Wunſche gleicht
Und wir ihn gern erfüllen, ungeheißen.

Gehorſam, Fleiß, ein liebevolles Herz,
Gelobet ihr im Verslein mit dem Munde;
Doch man verſpricht's im Ernſte, nicht im Scherz,
Wohlan, ſo gebt im Voraus nun die Kunde.
Verkleidet ſend ich meine Elfen aus
Und lauſche ſelber zwiſchen grünen Zweigen;
Beſteht die Probe hier in meinem Haus,
So werd ich gerne meine Hilfe zeigen. (ab.)

III. Scene.

Die ſchlafenden Kinder. Das Waldmännlein — ein Zwerg im grauen Röckchen, die Kapuze über den Kopf gezogen, mit einem langen Flachsbarte, den Bergſtock in der Hand.
(Waldmännlein tritt lichernd hervor.)

Hab ich Dich erwiſcht und belauſcht, kleine Fee? Aus iſt's mit Deiner Heimlichkeit! Ich bin auch da! Als ob mich der Wald und was darin geſchieht, gar nichts anginge! als ob ich die Kinder nicht auch lieb hätte! Bin ich doch ſelbſt ein winzig kleines Männlein und der Heinz dort wird gerade mein Maß haben. Bei euch Elfen und Feen geht Alles gar ſo feierlich zu; ohne mich gäb es hier keine Luſtigkeit. Wer wirft die Kieſelſteine in den

Bach, damit das Wässerlein lustig darüber springt und tanzt, als ich? – Bin ich nicht überhaupt der Kellermeister des Waldes? Was thäten all eure Blümlein, welche ihr pflegt und hütet, wenn ich nicht das Wässerlein aus dem Boden sickern ließe, he? oder der durstige Wanderer, wenn ich nicht im Felskeller den Hahnen aufdrehte, damit der Quell herausprudelt? Aber wahr bleibt wahr; ihr Feen seid mir dagegen auch dankbar und gefällig. Ihr bekleidet alle meine Felsklumpen mit weichem Moose und laßt hie und da ein Blümlein hervorsprossen. Darum will ich eure Pläne mit den Kindern nicht stören, sondern nur heimlich auch dabei eine Rolle übernehmen, daß ihr am Ende die Augen aufreißt und jubelnd einstimmt: „Vivat hoch!" (ab).

IV. Scene.

Ein altes Weiblein humpelt am Stocke herbei; sie tritt ganz nahe zu den schlafenden Kindern und knickt vor deren Ohren einen Stecken, worüber diese erschrocken auffahren, während das Weiblein sich bückt und Reisig sammelt.

Beide.

Was ist das? —

Heinrich (lacht).

Nichts weniger, als eine Fee, sondern nur ein altes Weiblein, das Reisig sucht.

Marie.

Schau nur, wie mühselig sie sich bückt, und wenn sie ein Stecklein hat, läßt sie das andere wieder aus ihrer zitternden Hand fallen. Weißt Du, was unsere gute Mutter immer sagt? Man soll den alten Leuten dienstbar sein. Komm, wir wollen ihr ein wenig helfen, dann wird sie gleich einen Reisigbündel beisammen haben. —

Heinrich (erhebt sich gravitätisch).

Wohlan, so will ich der Ritter dieser hochehrwürdigen Dame sein. (Er tritt mit einer Verbeugung vor die Alte.) Laßt Eure Glieder dort unter dem Baume rasten; wir wollen statt Eurer die Arbeit vollbringen. (Er führt sie auf das verlassene Plätzchen). Jetzt komm, Schwesterlein! wir wollen im Gebüsche nach Reisig suchen, es hieher tragen und dann einen Bündel daraus machen (beide ab).

(Während die Kinder abwesend sind, spricht das Weiblein mit junger Stimme; so oft diese kommen, nimmt sie einen alten, zitternden Ton an.

Das Weiblein.

(Kichernd.) Eine vergnüglichere Rolle hätte mir Florida nicht zutheilen können. Jetzt weiß ich doch auch, wie's einem alten Weiblein geht! Es sind aber wirklich gute Kinder; der Heinzel ist dazu noch ein spaßhafter Schlingel, und spielt den Ritter gar nicht übel. Nun muß ich aber wieder ernst-

haft ſeufzen und ſtöhnen; ſie kommen ſchon ganz hochbeladen mit Reiſig auf den kleinen Armen (ſie nimmt den Stock zwiſchen ihre beiden Hände, krümmt ſich zuſammen und ächzt).

Heinrich (wirft das Reiſig zur Erde und ſtreicht ſich die Haare aus dem Geſichte).

So, da wäre die erſte Ladung. Hei! iſt mir's warm dabei geworden, als ob das dürre Zeug da wirklich Feuer in ſich hätte. Nun merk ich doch endlich, was Arbeit iſt! das Holzſammeln hat mich müder gemacht, als wenn ich einen ganzen Tag lang in der Schule ſitze.

Marie.

Mir thut jetzt ſchon der Rücken davon weh und mich wundert's nicht, daß die Alte ſo gebückt einher geht (mitleidig). Armes Mütterlein, wird Dir's recht ſchwer?

Das Weiblein.

Ja, wenn ich nur die dürren Stecklein zu tragen hätt'! (huſtet) aber dazu noch die ſiebenzig Jahr auf dem Rücken, (huſtet) und die Kümmerniſſe — (ſtöhnt) und die Sorgen und dann noch der Hunger (huſtet öfters).

Heinrich (zieht das Beutelchen und gibt der Alten einen Sechſer).

Da — kauf Dir einen Laib Brod.

Marie (gibt ihr gleichfalls einen Sechſer).

Und einen Vierling Schmalz.

Heinrich.

Jetzt aber wieder friſch an die Arbeit. Es muß ein richtiger Bündel werden, damit das Mütterlein wenigſtens einen Tag ausruhen kann (die Beiden ab).

Das Weiblein (mit friſcher, unverſtellter Stimme).

Sind das einmal herzensgute Kinder! Ich ſchäme mich faſt, ſo zu ſeufzen und zu huſten, aber ich will es lieber noch ärger machen, damit Florida gewiß mit ihnen zufrieden iſt. — Da hab ich alſo bereits zwei Sechſer aus ihrem Geburtstagsbeutelchen, und das ging ſo flink und ungeſucht, als ob nicht auch Pfennige genug darunter wären. So geht's allemal, wenn das Herz in die Fingerſpitzen fährt! Aber da kommen ſie ja ſchon wieder mit hochbeladenen Armen.

Heinrich.

So, nun wär es für einen Bündel genug, dächt ich. Komm, Schweſterlein, wir wollen uns ein wenig bei der Alten lagern.

Marie.

Ja, vielleicht erzählt ſie uns eine Geſchichte.

Heinrich.

Warum nicht gar; ſchäm Dich! Merkſt Du denn nicht, daß ſie vor Huſten kaum reden kann? (ſie lagern ſich zu beiden Seiten des Weibleins).

Das Weiblein (durch Huſten unterbrochen).

Vergelts euch Gott hunderttauſendmal. — Mir iſt's gerad, als ob mein Enkelkind, das Traudl, noch friſch auf wäre und für mich altes Weib ſorgte. — Ja, Kinder von ſolchem Elend wüßt Ihr freilich nichts! — Da iſt zuerſt mein Mann geſtorben; — nachher iſt mein Schwiegerſohn — Traudls Vater — erkrankt — dann hat das hitzige Fieber ſein Weib — meine einzige Tochter — mit fortgenommen — Alles todt und die Traudl iſt vom Felsblock geſtürzt und liegt nun elendiglich unter Schmerzen auf dem Lager von Stroh. —

Heinrich (zieht den halben Gulden heraus und ſchiebt ihn der Alten in die Hand).

Nicht einmal ein weiches Federbett hat die Traudl? Da, nimm meinen halben Gulden.

Marie.

Da haſt Du den meinen auch. Hol doch den Doktor, daß er ihr etwas verſchreibt.

Das Weiblein.

Vergelts euch Gott! — aber was nützt das Verſchreiben? Von was ſoll ich die Medizin bezahlen, — und die Kraftbrühen, — und am Ende gar noch den Wein.

Heinrich

(er ſchüttelt den ganzen Inhalt ſeiner Börſe auf ihren Schoos und Marie folgt ſeinem Beiſpiele).

Da nimm — und ſag uns, wo Du wohnſt. Wir wollen die Mutter herführen. O, die iſt ſo gut und barmherzig.

Marie.

Und weißt Du was? Morgen iſt ihr Geburtstag; da gehts hoch her bei uns; da gibts zu eſſen und zu trinken vollauf. Frag nur im nächſten Ort da drüben nach dem Herrn Ehrhard und komm zu uns.

Heinrich.

Ja, Du mußt morgen zum Feſt kommen! Aber bring einen Tragkorb mit; wir wollen ihn vollpacken, daß Ihr einen Monat lang zu leben habt.

Marie.

Und ich bitt die Mutter, daß ich der Traudl mein Kopfkiſſen ſchenken darf; ich ſchlaf gerad ſo gut auf meinem Roßhaarpolſter.

Das Weiblein.

Nun leidets mich nicht länger hier, ich muß der Traudl die gute Nachricht bringen.

Heinrich.

Wir müſſen erſt noch den Bündel zuſammen machen. (Springt auf und Marie folgt ihm.) Gib mir den dicken Prügel dort; — er iſt zu lang — ich will ihn über dem Knie abbrechen.

Marie.

Leg das feine Reiſig rings herum, damit die Alte den Bündel leichter trägt.

Heinrich.

Jetzt reich mir den Weidenzweig. — So — halt den Bündel zuſammen; — nun gehts! Heiſa, iſt das ein richtiger Pauſchen. (Während deſſen iſt die Alte herbeigehumpelt).

Weiblein.

Nun thut mir nur noch die Lieb und helft mir aufladen (ſie huſtet ſehr ſtark). O weh! heut kann ich's gar nicht verſchnaufen (die Kinder bemühen ſich vergebens, ihr das Bündel aufzuladen).

Heinrich.

Was da! Her damit! (er bückt ſich). Komm, Schweſterlein, leg ihn mir auf den Kopf! Und jetzt vorwärts, Marſch! Wohin geht der Zug? –

(alle drei mit einander ab).

V. Scene.

Florida.

Wahrhaftig, meine Augen feuchten ſich!
Gerühret haben dieſe Kinder mich.
Noch unbekannt mit Sorgen und mit Schmerzen
Bewegt das Mitleid ſchon die zarten Herzen;
Und auch zur Arbeit ſind ſie gern bereit,
Voll heitrer Luſt und voller Emſigkeit.
Kein Wort des Streites hab ich noch vernommen,
Ob mancher Scherz dazwiſchen iſt gekommen,
Und liebend hängen ſie am Mütterlein,
So werden ſie ihr auch gehorſam ſein,
Und es bedarf der letzten Probe nimmer,
Denn ſchon erliſcht des Tages Sonnenſchimmer.
So kehret heim! iſt's auch mit leerer Hand —
Getroſt! — ich ſorge für ein Liebespfand. (ab).

VI. Scene.

Das Waldmännlein (schüttelt heftig mit dem Kopfe).

Schau, ſchau! Wie gar ſo überaus weichherzig heute die geſtrenge Fee Florida iſt! Da ſoll den Kindern die dritte Probe mir nichts, dir nichts, nachgelaſſen werden. Ich muß mit meinem männlichen Regimente dazwiſchen treten. Gehorſam, Gehorſam — das iſt die Hauptſache. Als ob es ſo was Schweres wäre, ſein Geld einem armen Weiblein zu ſchenken, das in einem fort huſtet, ſtöhnt und jammert! Sie müßten ja ein Herz von Stein haben, wenn ihnen nicht das Mitleid käme. Gehorſam, Gehorſam! den will ich prüfen, und zwar nicht mit Gewinſel; o, ich will ſie verlocken, daß es eine Freude iſt und bleiben ſie ſtandhaft, nun, dann ſoll's einen flotten Geburtstag geben. Sie kommen ja ſchon ganz außer Athem (ſetzt ſich unter den Baum).

VII. Scene.

Der Vorige, die beiden Kinder.

Heinrich.

Da ſind wir wieder auf dem alten Plätzchen! Ich möcht nur wiſſen, warum die Alte uns auf halbem Wege fortgeſchickt hat?

Marie.

Ich hätte gar zu gerne das arme Traudl geſehen.

Heinrich.

Nun, meinetwegen! morgen iſt auch noch ein Tag! (erſchrocken) Morgen — potz Tauſend! jetzt fällt mir brühheiß der Mutter Geburtstag ein! Das iſt eine ſchöne Geſchichte! Da ſind wir voll der herrlichſten Pläne herausgelaufen, um in der Stadt einzukaufen und patſch — ſtecken nun halb Wegs in der ſchändlichſten Verlegenheit!

Marie.

Reut Dich's, daß wir Alles hergeſchenkt haben?

Heinrich.

Reuen? Was nicht gar! reut Dich's etwa?

Marie.

Nein! Ich denke mir, die Mutter hat an unſerm guten Werke größeres Wohlgefallen, als an allen Geſchenken.

Heinrich.

Ja, was wär das? Du willſt's am Ende gar ausplaudern und neben-

bei ein Bischen groß thun mit Deiner Barmherzigkeit? Daß der Bettelvogt dahinter käme und das arme Weiblein drangsalirte?

Marie.

Sei nur ruhig, ich sag nichts, kein Sterbenswörtlein. Morgen Früh beten wir für die Mutter ein recht andächtiges Vaterunser, daß der liebe Gott sie mit seinen Glücksgütern überhäuft; dann flechten wir die schönsten Blumenkränze und zieren das Frühstückszimmer und vor dem Kaffeetrinken —

Heinrich (verhüllt sich die Ohren).

Rede mir nichts vom Trinken! mich dürstet zum Verschmachten und der Schweiß rinnt mir von der Stirne.

Marie.

O, mir klebt die Zunge am Gaumen und mein Herz hämmert nur so!

Das Waldmännlein (singt und hält sein Feldfläschchen an den Mund).

Ich und mein Fläschchen sind immer beisammen,
Niemand verträgt sich so herrlich wie wir,
Gluck, Gluck, — Gluck, Gluck, Gluck! —

(Beide Kinder drehen sich erschrocken um und treten schüchtern zurück; das Waldmännlein geht ihnen entgegen und spricht freundlich).

Ja, wer wird sich denn vor so einem armen, kleinen Einsiedel fürchten?

Heinrich (vortretend).

Ein Einsiedel bist Du und nicht das Waldmännlein?

Waldmännlein (lächelnd).

Nun freilich, das auch. Ein Männlein bin ich doch, und im Wald leb ich auch, also bin ich das Waldmännlein. Aber Du hast Durst, wie ich vorher hörte. Da, trink aus meiner Feldflasche; thu nur einen kecken Zug, es steigt Dir nicht in Kopf, es ist weiter nichts, als frisches Quellwasser.

(Heinrich langt begierig nach der Flasche).

Marie.

Aber Heinzel, Du hast ja gerade gesagt, wie arg erhitzt Du seiest. Was hat die Mutter strengstens verboten? Trink nicht, ich bitt Dich.

Waldmännlein.

Ach, was nicht gar! Im Sommer ist's immer heiß, da dürfte man den ganzen Sommer nicht trinken und müßte verschmachten. Die Mädeln wollen halt nie was vom Trinken wissen, und wir Männlein haben doch so argen Durst. Trink nur, es bringt Dich nicht um, und Deine Mutter sieht es nicht. Gluck, Gluck! —

Heinrich (dreht ihm den Rücken).

Meine Schwester hat Recht, die Mutter hat's verboten und lieber verdurst ich, als daß ich ihr ungehorsam bin, dazu noch am Vorabend ihres Geburtstages.

Marie (zornig).

Und Du bist gar kein rechter frommer Einsiedl, sonst würdest Du uns nicht zum Ungehorsam verleiten wollen. Komm, Heinrich, wir gehen; es wird schon ganz dämmerig und die Mutter hat befohlen, daß wir beim Gebetläuten daheim sind.

Waldmännlein.

Was das Mädel für ein Zünglein hat, gerad wie ein Rädchen: schnurr, schnurr. Ich soll kein Einsiedl sein? So, — wem gehört denn die Einsiedelei da drinnen?

Heinrich.

Bist Du wirklich ein rechter Einsiedel? Ich hab gemeint, das steh nur so in den Büchern, wie von Feen und Elfen. Und eine wahrhaftige Einsiedelei hast Du auch? Ist's weit dahin? —

Waldmännlein.

Nun, so ein halbes Stündlein. O, ich vertausche sie mit keinem Pallaste. Denkt euch: ein kleines Stüblein mit einem Lager aus Moos, daneben eine Küche — ja, reiß nur die Aeuglein auf, Mädel — eine Küche mit allerlei Geschirr — meinst, ich lebe nur von Wurzeln und Kräutern? Der Förster hat mir eine Flinte geschenkt, gerade groß genug für uns Beide, Heinzel, und mir erlaubt, daß ich jede Woche ein paar Häslein niederpuffen darf. Von der Küche geht's in den Thurm, wo ich Morgens, Mittags und Abends das Glöcklein läute und vor der Einsiedelei ist ein Blumengärtlein, und ein zahmes Reh hab ich auch.

Marie.

O, ich möchte Deine Küche sehen. Ist Alles recht sauber darin?

Heinrich.

Und ich möchte nur ein einziges Mal schießen.

Marie.

Und ich möchte das zahme Reh streicheln.

Heinrich.

Wenn ich nur das Glöcklein läuten dürfte!

Waldmännlein.

Nun, so kommt eilig mit mir; bis wir dort anlangen, ist es gerade Zeit zum Abendläuten.

Heinrich.

Schon so spät? da dürfen wir uns keine Minute mehr aufhalten. Wir kommen gerade noch rechtzeitig heim.

Marie.

Aber ich hätte gar so gerne die Einsiedelei gesehen. Wir laufen, was wir können, und schauen nur ein wenig hinein; komm Heinzel! Ich bin gar so neugierig.

Heinrich.

So? und der Mutter ungehorsam sein und ihr Angst machen, wenn wir so lange ausbleiben?

Marie.

Nein, Du hast Recht; wir wollen gleich nach Hause. Leb wohl, heiliger Einsiedel! komm morgen zu uns — weißt Du — zu Ehrhards; es ist der Mutter Geburtstag.

Heinrich.

Dann füllen wir Dein Fläschlein mit Wein. Bring Deine Flinte mit, Ade!

(Beide Kinder eilig ab).

Waldmännlein.

Viktoria! Jetzt geh ich gleich zur Florida und bestelle Alles für morgen!

Ende der ersten Abtheilung.

Von Fischbachau auf den Wendelstein.

Alpenspaziergang von **Hermann Geiger.**

I.

„Landsmann, wie heißt jener Berg?" fragte ein Tourist einen Gebirgsländer.

„Engelstein," war die Antwort.

„Heißt er denn nicht Wendelstein?"

„Ja," sagte der Bauer, „Engelstein heißt er, und Wendelstein schreibt er sich."

„Nicht wahr," fuhr jener fort, „der Wendelstein ist der höchste Berg in der ganzen Gegend?"

„O ja," erwiderte der Begleiter, „aber der Miesing ist noch höher."

Der Bauer mag recht haben, aber von allen Bergen, die wir von München aus sehen, erscheint uns doch der Wendelstein, weil er so vorgeschoben in's Land ist und seinen grauen Kopf so schlank aus seinem Mantel emporhebt, als der stattlichste. Da durch die München-Miesbacher Bahn sein Fuß in etwa sechs Stunden zu erreichen ist, so gehört er gewissermaßen zu unsern Nachbarn und es ist hohe Zeit, daß die Reisebeschreiber ihm einmal jene Aufmerksamkeit und jenes Studium zuwenden, das seine zauberhafte Schönheit verdient.

Was den Namen unseres Berges betrifft, so versteht man in der älteren Sprache unter dem Worte uuentilstein eine Wendeltreppe; in dieser Bedeutung kommt das Wort auch in Luthers Uebersetzung der hl. Schrift vor (1 Kön. 6, 8). Die Deutung des Namens gäbe sich demgemäß sehr leicht. Andere aber werden sie nicht gelten lassen, und werden behaupten, der Berg komme zu seinem Namen wegen der Veränderung, die er mit jeder „Wendung" des Beschauers annehme. „Weit gefehlt!" ruft der Geschichtsforscher, „ihr scheint beide nicht zu wissen, daß Wenden es sind, die einst in dieser Gegend gehauset, und daß dieser Berg so gut als sein Namensvetter bei Golling von ihnen seine Benennung erhalten hat."

Wir lassen ihnen das Vergnügen des kleinen Streites, machen einen Gedankensprung und bedauern, daß es in Fischbachau, von wo aus wir den Berg zu besteigen vor hatten, kein Wirthshaus gibt. Dasselbe befindet sich nämlich außerhalb des genannten Dorfes auf dem einstmaligen Edelsitz zu Meyerbach, hier gewöhnlich Marbach genannt, ein gastliches Haus mit einer mittelalterlichen Rüstkammer und künstlichen Schnitzwerken und Ahnenbildern.

Fischbachau — manchem Münchener tief in's Herz gewachsen — ist der Sitz von einer unserer kleinsten Pfarreien. Dieselbe zählte im vorigen Jahr 359 Seelen, wovon auf den Ort selbst über 160 kommen, die in 14 Häusern wohnen. Es hat zwei schöne Kirchen, die Pfarrkirche des hl. Martin und die um 13 Jahre ältere Marienkirche. Das stille Klostergebäude neben der erstern haben die Mönche aus Scheyern als altes Stammgut noch bis zu jener Auflösung inne gehabt, welche den Beginn unseres Jahrhunderts kennzeichnet. Sie hatten dort ihre Novizen und ein eigenes Priorat. Gerne besuchten sie den herrlichen Landsitz zur heißen Sommerzeit und freuten sich

der alten geschichtlichen Erinnerungen, welche sich an den geweihten Raum knüpfen. Das Gebäude, in dessen Flügeln jetzt der hochwürdige Pfarrer und der alte Herr Revierförster friedlich wohnen, verdankt seinen Ursprung einer gar frommen Dame des eilften Jahrhunderts. Die Chronik von Scheyern schildert sie auf folgende Weise: „Hervorgegangen aus dem edeln und alten Geschlechte der Burg Scheyern adelte sich Haziga noch mehr durch ihr Handeln. Nach dem Tode ihres ersten Gemahles Graf Hermann von Castell vermählte sie sich mit einem Grafen Otto von Scheyern. Aus dieser Ehe gingen drei Söhne hervor, Otto, Bernhard und Eckhard." Alle drei waren der Mutter bei Ausführung ihres frommen Vorhabens förderlich. Nach dem Tode ihres zweiten Mannes erhielt Haziga als Wittwensitz die im südlichsten Theile des Sundergaues am Gebirge liegenden Familiengüter, worunter Zell und der ganze Bezirk bis zum Kirnstein begriffen war. Zwischen den Jahren 1070 und 1080 baute sie zu Zell an den Quellen der Leizach ein Klösterlein für zwölf Benediktinermönche. Die Gegend von Bayerischzell war aber damals noch zu unfruchtbar, um die Ankömmlinge nähren zu können, darum tauschte Haziga vom Freysinger Bischof das drei Stunden weiter nordwestlich gelegene Fischbachau ein, und erbaute dort dem hl. Martin ein Kloster und eine schöne Kirche (die jetzige Pfarrkirche). Die ganz nahe gelegene kleinere Marienkirche hatte sie schon früher bauen lassen. Der ehrwürdige Abt Wilhelm von Hirschau in Würtemberg, einer der berühmtesten Männer seiner Zeit, stimmte dieser Veränderung bei, und sandte den Bruder Erchimbold als Abt nach Fischbachau. Das geschah, als Paschalis II. Papst, Heinrich IV. deutscher Kaiser war, um's Jahr 1100, in einer der traurigsten Zeiten, welche die Weltgeschichte kennt. Im Jahre 1101 weihte der Erzbischof Konrad von Salzburg das neue Kloster, welches unmittelbar unter dem römischen Stuhle stand. Einige Jahre später starb Haziga und wurde in der Klosterkirche begraben.

Das Unternehmen fand immer mehr Anklang und die Zahl der frommen Männer, welche in Fischbachau ihr Leben Gott weihen wollten, wurde so groß, daß man sie dort nicht mehr unterbringen konnte. Für ein großes Kloster war aber die Gegend nicht geeignet. So berieth sich denn der Abt mit dem Grafen Otto, dem einzigen der noch lebenden Söhne Haziga's, was zu thun sei. Beide kamen überein, die Genossenschaft in eine andere Gegend zu verlegen, und in Fischbachau nur wenige Brüder zu belassen. So siedelte man im Jahre 1107 nach „Ysenhoven" über. Dieser jetzt fast gänzlich vergessene

Ort heißt nunmehr Eisenhofen und liegt an dem Flüßchen Glon (nicht zu verwechseln mit der Aiblinger Glon) unweit der Landstraße, die von Dachau nach Aichach führt, der alten Burg Glaneck (später Petersberg genannt) gegenüber.

Nachdem der Abt 14½ Jahr regiert hatte, starb er, und Wilhelm gab den Mönchen von Eisenhofen einen gewissen Bruno zum Abte. Dieser aber war wieder mit dem einsamen Eisenhofen nicht zufrieden und so kamen die Benediktiner im Jahre 1124 in das Stammschloß der Grafen von Scheyern selbst, mit den Besitzungen von Eisenhofen und Fischbachau. Bekanntlich sind in Scheyern heute noch Benediktiner.

Der Ort Fischbachau hat übrigens seinen Namen von dem kleinen Fischbache oder Kesselgraben („Graben" nennt man hier zu Lande die in tiefen Geröllen fließenden oft wasserarmen Gebirgsbäche), der eine Viertelstunde westwärts bei den Ruinspuren von Trach*) in die Leizach fließt und von den grünen Auen, welche sich an den Flußufern für Viehzucht und Obstbau ausbreiten.

Von Fischbachau bis auf die östlich gelegene Spitze des Wendelsteins ist ein Weg von drei starken Gehstunden. Wir verließen das Dorf in früher Stunde und gingen mit Bergstöcken und Lebensmitteln versehen heiteren Sinnes dem klaren dämmernden Morgen entgegen. Schon außerhalb des Dorfes geht es gemach aufwärts. Nach einer guten Viertelstunde kommt man an einen Wallfahrtsort, der durch seine romantische Lage wohl jedes andere Asyl der Frömmigkeit weit übertrifft — zum Birkenstein. Vor uns streben die Felsgruppen und Nadelhölzer des Breitensteins himmelan, rings engt sich das Thal, tiefes Schweigen wird nur durch einen murmelnden Bach unterbrochen, und aus dem Waldesdunkel des Hintergrundes leuchtet wie der Morgenstern, der am Himmel flimmerte, das Kirchlein mit seinem eigenthümlichen Baustil und schlanken Kuppelthürmchen hervor. Es war sechs Uhr als wir hier Unserer Frau einen kurzen Morgengruß brachten. Auf dem massigen Stein, den der Berg einst herabgeworfen, um dem lieblichen Gotteshäuschen als Fußschemel zu dienen, haben noch vor zweihundert Jahren die Kinder aus den benachbarten fünf bis sechs Häusern manch lustigen Schwank geübt, und die Erwachsenen benützten den Rasenplatz zu gesellschaftlichen Zusammenkünften. Im Jahre 1673 baute der damalige Pfarrvicar von Fischbachau — sein

*) Alterthumsforschern mag es von Interesse sein, die Spuren dieses alten ausgedehnten Castells zu verfolgen, das in dem Walde neben dem Tracher-Bauern (zwei Häuser) am linken Leizachufer einstens geprangt und die Gegend beherrscht hat.

Name ist Johannes Stiglmair — eine kleine Muttergotteskapelle auf das geebnete Felsstück. Das gefiel dem Heinrich Märkl und er meinte, für einen braven Einsiedel ließe sich dort ein Obdach bauen. Schon im Jahr nach der Erbauung der Klause (i. J. 1710) war der Bau des gegenwärtigen Lorettokirchleins begonnen und bald vollendet. Man tritt auf einer Stiege über den Grundbau empor, wird oben von einem Säulengange empfangen und zahllosen Bildern und Sprüchlein begrüßt, und kommt in das geheimnißvolle Dunkel des kleinen Heiligthums, das vom Altar her durch goldstrahlende Fenster mäßig durchleuchtet wird. Die Einsiedelei bewohnte später ein Schulmann, der den Kindern Unterricht gab, und das Oergelein schlug, dessen Bälge das Wasser des nahen Bächleins zu besorgen hatte. Heute findet sich dort ein eigener Wallfahrtspriester, ein Hilfslehrer und ein weiblicher Orden für den Unterricht der Birkensteiner Mädchen, wofür zwei Profeßschwestern und eine Candidatin hinreichen.

Eine durch ihre Wohlthätigkeit gefeierte Wittwe, der wir nun auch die Augen geschlossen haben, schrieb über dieses poetische Heiligthum einst folgende Verse:

Da weiß ich mir kein schön'res Fest,
Als wenn das Volk von Ost und West
Versammelt um das Kirchlein steht
Am Birkensteine zum Gebet.

Es stellt der Bach sein Murmeln ein,
Es neigen sich die Bäumelein,
Im Morgenstrahl erglänzt die Flur,
Das Glöcklein ruft, es schweigt Natur.

Der Priester lehrt des Ew'gen Wort,
Ein jedes Herz nimmt Trost mit fort,
Und kehrt zur Hütte sündenrein
Vom Kirchlein auf dem Birkenstein.

Da vorauszusehen ist, daß noch mancher unserer jugendlichen Leser den Weg von Fischbachau auf den Wendelstein machen und dabei vielleicht dieser Blätter sich bedienen wird, so mögen die andern es entschuldigen, wenn wir hier eine kurze aber genaue Wegbeschreibung liefern, die wir in drei Punkte gliedern. Die ganze Höhe von Birkenstein bis zum Scheitel des Wendelsteins beträgt etwa 3600 Fuß, und läßt sich ohne die Ruhestationen mitzurechnen drei Stunden ersteigen.

Erste Stunde. Von Birkenstein schlägt man den in südöstlicher Richtung sich hinziehenden Pfad ein und überschreitet nach zehn Minuten den Kothgraben. Der schöne Waldgang, sachte hinauf sich ziehend, erweitert die Brust und macht den wohlthuendsten Eindruck. Es öffnet sich eine Zaunthüre und man wandert ein Stück weit durch das begränzte Eigenthum hinan. Nun tritt man etwas ernstlicher auf und merkt, daß es bergan geht. Bald entdeckt man zur Rechten (bereits unter sich) die liebliche Niederalm und wird schon hier mit einem freundlichen Ausblick in's tiefe Thal hinab belohnt. Es ist das gefällige Kloogut, das unten von dem buschbewachsenen Rinnsal links sich zeigt und die Berge, an deren Fußgestell jenseits du hinsiehst, sind der Miesing und die Geitauerspitz. Während man eine Zeit lang ziemlich eben fort wandert, sammelt man sich neue Kraft, kommt aus den Waldungen heraus und staunt über die zerklüfteten Wände, die links hoch oben herabstarren. Das ist die Kirchwand, welche den Breitenstein vom Wendelstein trennt. Bei der sogenannten Bergschmied-Kohlenstatt sieht man einen geröllreichen Gebirgsbach und versteht, warum die Leute hier zu Lande solche Bäche Gräben nennen. Hier haben wir dasselbe Bächlein, das wir vorhin tief unten am Kloogut sich hinschlängeln sahen, und das sich in die Leizach ergießt.

Die zweite Stunde beginnt damit, daß sie uns über den „Graben" hinüber und dann unbarmherzig rechts aufwärts führt. Das ist ein Steigen, als ginge es auf 'einen Kirchthurm. Statt der Staffeln muß man die hervortretenden Wurzelgeflechte aufsuchen und ruhigen Gemüthes bleiben, wenn die vorauseilenden Leichtfüße nicht warten wollen. In einer halben Stunde kommt man bequem hinauf, und freut sich, daß wieder einmal eine „Lichtung" kommt, die den Wald beschließt. Hier nun lacht uns die Spitzing-Alm (zwischen der Kirchwand und der Spitzing-Scheibe) mit ihren vier Hütten entgegen *). Ihr könnet in die unreinlichen Hütten hineingehen, wir machten es anders. Ein Viertelstündchen weiter oben, vom Wege nur wenig aufwärts, stiehlt sich nämlich ein eisigkaltes Silberquellchen aus dem Fels heraus; eine Rinne, die nichts anderes, als eine lange Baumrinde ist, nimmt den köstlichen Inhalt auf und leitet denselben an die Lippe des Dürstenden. Da ich kurz zuvor einer eichenfesten Person von 18 Jahren die letzten religiösen Dienste geleistet hatte, die sich an einer frischen Gebirgsquelle und etwas später auf einem

*) Zwei andere Almen desselben Namens sind südlich vom Schliersee am hochgelegenen Spitzing-See.

Balle an einem Täßchen Gefrorenen Katarrh, dann Husten, dann Lungensucht und zuletzt leider den Tod geholt hatte, so waren wir alle vorsichtig und tranken erst nachdem wir abgekühlt waren.

Dritte Stunde. Das Wachsthum der Bäume nimmt ab, die Wälder haben aufgehört, und treten nur mehr in einzelnen Fichtengruppen hervor. Unser Jäger erklärte hier einem jungen Begleiter, der wie so Viele die Fichten von den Tannen nicht zu unterscheiden wußte, auf sehr faßliche Weise diesen Unterschied. Er pflückte nämlich ein kleines Fichtenzweigchen ab, und zeigte, wie die Nadeln daran rings herum aus dem Holz hervorstechen, während bei den Tannen die Nadeln etwa wie der Bart einer Schreibfeder nur nach zwei Seiten hin wachsen. Der Boden, auf dem wir jetzt standen, war nicht mehr Dolomit sondern Jurakalk. Es geht noch immer an der gezackten Weißwand entlang. Daß es aber noch eine ernste Arbeit gibt zeigt sich, sobald der kahle gewaltige Marmorkegel mit seinen glänzenden Farben sich deutlich darstellt, der wie ein eigener Berg auf dem ungeheuren Gebirgsrücken emporragt. „Weg nach Wendelstein" — so sagt uns ein Schild in der Nähe des Felsthores, das etwa sechs Fuß breit ist und aus zwei hohen Felsen besteht, zwischen denen man durch muß. Früher war ein Schutzengel an der Stelle, der dem Reisenden sagte, daß hier „der gefährliche Weg" zum Wendelstein sei. In dieser Nähe ist das Schneeloch, das wir später beschreiben werden. Vom Felsthor bis zum höchsten Scheitelpunkt oben mag die Höhe 500 Fuß betragen. Der geröllreiche Felspfad geht etwa so steil hinan, wie wenn er über ein riesiges Dach hinführte, nur mit dem Unterschied, daß er manchmal noch etwas steiler sich gestaltet. Bevor wir diesen letzten Strauß in Angriff nahmen, lagerten wir uns an einer Stelle, welche uns von Ferne her die ersten Alpenrosen zeigte. Edelweiß findet sich auf dem Wendelstein nicht; dagegen begrüßt der Botaniker auf diesem Berge eine Pflanze, die er nirgends so schön findet, wie hier — die Bergraute. Auch Braunellen, gefranzten Enzian, und verschiedenartigen Steinbrech zeigt ihm derselbe Berg an tiefern Stellen. Rings waren sonst nur noch spärliches Krummholz und Felsenmoos zu sehen; dann und wann noch einzelne Gruppen jener verwachsenen oder blitzgetroffenen Fichten, wie sie der berühmte Wiener Gauermann auf seinen gesuchten Landschaften gerne angebracht hat. Ziegen suchen hier oben die Ueberreste des Grases und bleiben neugierig stehen, wenn sie eine Gesellschaft von Touristen sehen. Doch voran! Frisch gewagt! Hat uns ja doch, den

Wagehälsen zum Trotz, ein alter armer Mann aus Zell, dem Gott es lohne, an den allerärgsten Kletterstellen feste Latten und Staffeln eingeschlagen, so daß wir uns gerade da am leichtesten thuen, wo der Weg am gefährlichsten wäre. Wir folgen dem Pfad, der auf die westliche Spitze des Daches hinauf zielt. Frischgrüne Latschen winken uns zu und zeigen das Ende der argen Strapatzen. Der Eselsrücken (so nennt der Herr von Obernberg die Scheitelform des Wendelsteines) ist erreicht, und wir eilen in die windstille Kapelle, um dort vorerst unserer Gesundheit ein Weilchen zu pflegen.

Statt 9 Uhr zeigte (wegen unseres längeren Ruhens theils an der Quelle, theils am Felsthor) unsere Uhr, als wir im Kapellchen auf sie sahen, allerdings schon halb eilf.

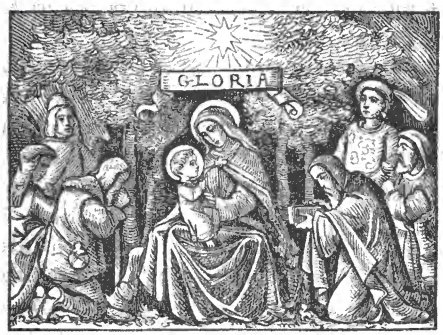
Diese Kapelle, welche den marmorenen Kegel krönt, unter dem wir vor einer halben Stunde gestanden, ist der hl. Jungfrau gewidmet und von so mäßigem Umfang, daß ein halb Dutzend Menschen kaum darin Platz haben. Der Bau ist rund, weil diese Form den hier oben herrschenden Stürmen am wenigsten Fläche darbietet; die Bretterwand doppelt und der zwischen derselben sich bildende Raum mit losen aber dicht über einander liegenden eckigen Steinen ausgefüllt, damit der Bau um so fester halte. Das Ganze umfaßt ein eisernes Band. Gedenktafeln über dem Altartisch angebracht, melden dem Wanderer die Zeit des Entstehens und den Namen des Erbauers dieses kleinen Heiligthums. Der Boden, den unser Fuß betritt, ist nach den jüngsten amtlichen Erhebungen 6299 Fuß über dem Spiegel des Hadria. Ein Punkt östlich von der Kapelle ist noch um 1 Fuß und 8 Zoll höher, so daß die Wendelsteinspitze also 6300 Fuß und 8 Zoll über dem Meeresspiegel sich erhebt. Der Koglerbauer von Schliersee sorgt heute für die Erhaltung der Kapelle und legt ein Buch mit Tinte und Feder in dieselbe, damit die Ankommenden, wenn sie Lust dazu haben, ihre Namen dort eintragen können. Dieses Buch ist gewissermaßen die Chronik des Wendelsteins und mancher Name, in früheren Jahren von Besteigern eingeschrieben, ist jetzt mit einem Kreuz und Datum versehen — ein Memento mori für Jeden, der nach ihm folgt. Damit solch ein Buch nicht von schmutzigen Händen und unlauteren Herzen besudelt werde, möchten wir ihm als Motto die Worte Davids (Ps. 23.) an die Stirne setzen: „Wer wird hinaufsteigen auf den Berg des Herrn, oder wer wird stehen in seinem Heiligthum? Wer unschuldig ist an seinen Händen und rein in seinem Herzen.“ Ein scharfes Auge bemerkt in der Decke des

Kapellchens eine Schießscharte. Vor etwa 20 Jahren war nämlich Einer heraufgekommen, der ein scharfgeladenes Gewehr mit sich führte und in diesem windstillen Raum sich niederließ; da plötzlich ging durch unglücklichen Zufall seine Waffe los, die Kugel verwundete ihn an der Seite und grub sich in die Decke ein. Er selbst genas von der Verletzung und lebt heute noch.

Unglücklicher ging es im vorigen Jahre ab, wo unser Kapellchen zu einem Leichenhaus wurde für einen Mann, der wohlgemuth das Haus verlassen, heiter den Berg erstiegen hatte, ja sogar oben gesund angekommen war — aber nicht mehr hinabkam. Ein Gewitter überraschte ihn, und sein erhitzter Leib ward der Anziehungspunkt für die nahen tödtenden Blitze. Wie viele tausende solcher Schläge mag diese Spitze im Lauf der Jahrhunderte schon empfangen, wie manches Leben mag dort oben schon sein unerwartetes Ende gefunden haben? Im Wallfahrtskirchlein zu Birkenstein finden wir auf diese Frage eine Antwort. Dort lesen wir nämlich auf einer Votivtafel: »Anno: 1768 versprecketen sich mit dieser tafel anhero Rihardin Schmidt, Johan Klarer, Joseph Klarer, Lorentz Gasteiger, Petrus Winer, Joseph Schmidt, Tomas Hinderholtzer und Mathias Rauscher, alle auf der Reef, als dieselben auf dem Wörndlstain, worauf sich just damals ein erstaunliches Hochgewitter niedersetzedn, welches um dieselben herum so entsetzlich mit Donnkeillen spüede, daß alle sinlos dreimalen (jedoch sonst ohne mindesten schaden) dahin gefallen."

Wird in dem Kapellchen zuweilen eine religiöse Feier abgehalten, oder das heilige Meßopfer mit Musik dargebracht, so hat hiefür die Pfarrei Ellbach zu sorgen. Eine Kirchweih findet oben nicht statt.

Während wir an den Wandbänkchen des kleinen Raumes von der Arbeit unserer Füße ausruhen, mag auch der geneigte Leser sein Auge ruhen lassen, um es später wieder zu öffnen — den Wundern einer zauberhaften Fernsicht. (Fortsetzung folgt.)



Ein Weihnachtsfest in Amerika.*)

Meine jetzige Mission liegt in einer gebirgigen Gegend Pennsylvaniens, woselbst sich großentheils Bergleute aus St. Imbert in der Rheinpfalz niedergelassen haben, um Beschäftigung in den Kohlenminen zu finden, die nicht nur sehr zahlreich, sondern auch sehr ergiebig sind. Bei meiner Ankunft unter ihnen sah es eben recht wüste aus. Wenn auch in fremdem Lande, so hatten doch Zwistigkeiten die Gemeinde in Parteien gespaltet und Mancher unter ihnen war der Kirche ein Fremder, wenn nicht gar ein Feind geworden. Ihre Kirche war in größeren Schulden, als der Neubau wohl gekostet haben konnte, ein Pfarrhaus begonnen ohne das Vorhandenseins irgend eines Fonds oder eben nur der genügenden Aussicht auf denselben.

Um kurz zu sein, ich wendete meine erste und Hauptaufmerksamkeit der Jugend zu; denn in Amerika darf man annehmen: „Die Jugend gewonnen, damit Alles gewonnen."

Schon am ersten Sonntage bat ich die Eltern recht inständig, mir doch des Nachmittags ihre Kinder zum Religionsunterrichte senden zu wollen; ich wußte nemlich wohl, daß auch manche Laue, nicht Kirchengehende sich eingefunden hatten, um den neuen Pfarrer zu sehen; daß sie vielleicht, wie es oft der Fall noch ist, ihre Kinder schicken würden, hatte ich gehofft; doch

*) Aus einem Briefe an die Redaktion.

fand ich mich bitter getäuscht. Statt 200 Kindern, die ich hätte erwarten dürfen, kamen nur etwa fünfzig.

Am zweiten Sonntage verkündigte ich, daß neben dem Religionsunterrichte auch Unterricht im deutschen Lesen ertheilt werden würde. Das wurde bald bekannt und schon am nächsten Sonntage fand ich die Zahl der Kinder verdoppelt. Nun bemühte ich mich unter denselben einige herauszufinden, die mich beim Leseunterrichte unterstützen sollten, und wirklich waren die ABC-Klassen bald mit zureichenden Lehrern und Lehrerinnen besetzt. Ferner wählte ich einige passende einfache Volkslieder, die den Kindern besonders gefielen und übte sie ein, so daß wir den Unterricht mit Gebet und Gesang beginnen und schließen konnten. Später folgten die Schul- und Kirchengesänge. Nicht zu vergessen ist, daß meine Mittel es mir erlaubten, für jeden Sonntag ein neues photographisches Bild anzuschaffen, welches ich dann am Schlusse des Unterrichts den Kindern in einem Stereoscope zeigte. Das wirkte sehr gut und führte manchen Novizen herbei.

In vier bis fünf Monaten hatte ich eine Sonntagsschule von über 200 Kindern, eingetheilt in 18 Klassen, welche durchschnittlich mit zureichenden Lehrern besetzt waren.

Nun waren nur mehr sechs Wochen bis Weihnachten; dieses schönste der Feste sollte von besondrer Bedeutung für unsre Sonntagsschule werden. Eine Krippe, wie man sie in Tyrol und Oberbayern hat, war nicht vorhanden. Ein Jesukindlein von Wachs, von einer Nonne in Belgien in der überraschendsten Lebensähnlichkeit verfertigt war Alles, was mir zu Gebote stand; Christbäume konnten nicht ausreichend sein. Eine lebende Krippe zu bilden, ein Krippenspiel von den Kindern aufführen zu lassen, war der nächste Gedanke und dies um so mehr, da solche in vielen Beziehungen und aus manchen Gründen dem Feste weit mehr entsprechen, ein größeres Interesse erregen und weit tiefer und bleibender wirken. Meine Wahl fiel auf Franz Pocci's Weihnachtsspiel. Mit Auslassung einiger schwierigen Stellen, die dem Verständnisse unsrer Kinder nicht nahe genug lagen, vertheilte ich die Rollen. Nun ging es an's Lernen und Ueben, an's Anschaffen und Herrichten. Ein kaum zu erwartender unbeschreiblicher Wetteifer entstand in der ganzen Gemeinde. Es schien den durchschnittlich unvermögenden Eltern keine Ausgabe zu groß für die Anzüge der Kinder. Schon die erste Probe übertraf alle meine Erwartungen.

Nun wurde an einem passenden Orte in der Kirche die Krippe und die Bühne gebaut. Die Silberbirke, die so mannichfachen farbenreichen Moose, die rothen und weißen Beeren, die im Winter unsere Wälder schmücken, zierliche Baumauswüchse, vielgestaltige Schwämme — Alles dieses wurde meilenweit herbei gebracht und mit solchem Eifer und Geschmack, solcher Liebe und Kunst eine Krippe zu Stande gebracht, die wohl mancher Künstler für sehenswerth gehalten hätte. Sie war in Form einer Sennhütte gebaut und groß genug, einige Personen aufzunehmen. In der Mitte stand die Wiege für oben erwähntes Jesukindlein, die ebenfalls auf recht einfache und passende Weise hergerichtet war. Mittlerweile wurde fleißig geübt und mehrere Proben gehalten, die mich immer mehr zu der Hoffnung berechtigten, daß ein vollständiger Erfolg unser Unternehmen krönen würde. Da sich jedoch am Krippenspiel nur die größeren Kinder betheiligen konnten, so mußte es mein Bestreben sein, die Kleineren nicht unbeschäftigt zu lassen. Wiederum war es Pocci's goldenes Weihnachts-ABC, was mir dazu am passendsten schien. Ich nahm die 24 Sprüchlein dreimal und vertheilte sie an 72 Kinder in dem Alter von 4 bis 7 Jahren und zwar so, daß A und B von einem Mädchen und Knaben, ebenso C und D u. s. w. genommen wurden. Auch diese 36 Pärchen sollten in Costüme, d. h. in Hirtentracht vor dem Jesukindlein erscheinen, um ihre Sprüchlein herzusagen. Da gab es für manche Mutter eine liebe Arbeit, ihren Kleinen die Sprüchlein beizubringen. Doch was kann es Schöneres und Lieberes für eine Mutter geben, als ihr Kind ein schönes Weihnachtssprüchlein zu lehren?

Endlich kam der Weihnachtstag. Morgens um vier Uhr, als ich das Te Deum anstimmte, wurde der äußerste Vorhang vor der mit hundert Lichtern beleuchteten Krippe weggezogen. In dem darauf folgenden „Großer Gott, Dich loben wir," glaubte man hören zu können, welchen freude- und wonnevollen Eindruck die originelle Krippe auf die Gemüther mochte gemacht haben! Abends um 6 Uhr begann das Spiel. Zuerst erscheint der Tod; der älteste meiner Meßdiener 16 Jahre alt, bis auf die Augen in Schwarz gehüllt, eine Sense in der Hand, trug den Monolog vor mit all dem kalten Ernste, den die Rolle erforderte.

Hierauf folgte ein Dialog zwischen dem Satan und Herodes. Die behende Schlauheit und Schadenfreude des Einen, wie die Unruhe und Bosheit des Andern wurden auf das Sprechendste vorgestellt; man glaubte den wirk-

lichen Mephisto vor sich zu sehen, wie er den geängstigten Herodes in seine Schlinge brachte. Nichts aber wurde besser gegeben, als die Hirtengruppe, die sich über den kommenden Messias unterhielt. Schon hatte der Aelteste das Nacht- und Dankgebet gesprochen, als es heller wurde in einem Fensterbogen der Kirche, woselbst der Engel erschien, um ihnen die Geburt des Heilandes zu verkünden. Ja, es war ein Engel, das liebste und bravste Mädchen in der Sonntagsschule, weißgekleidet und dicht verschleiert verkündete sie mit der süßesten Stimme und laut genug die frohe Botschaft. Mit banger Wonne waren die Blicke der ganzen Gemeinde nach ihr hingerichtet; kein Hauch wurde vernommen, so stille war es trotz der schier sich erdrückenden Menge.

Da ertönte auf einmal vom Chor auf der Emporkirche das Gloria in excelsis mit voller Begleitung einer guten Musikbande. Während dessen wurde der innere Vorhang von der Krippe langsam weggezogen. Anbetend kniet Maria vor dem Jesukinde, es war die erste Lehrerin aus der Sonntagsschule. Im Hintergrunde steht Joseph, gestützt auf seinen Stab in betrachtendem Entzücken. Jetzt nahen die verschiedenen Gruppen der Hirten und Hirtinnen mit ihren Geschenken und Grüßen. Jedes Wort zu seiner Zeit, jeder Schritt am rechten Platz. Keine Aengstlichkeit; kein Stottern; auf jedem Gesichte Bescheidenheit und Freude. Darauf folgte die Unterhaltung zwischen Joseph und Maria; während sie das Jesukindlein in ihre Arme nahm, schien es Leben zu gewinnen." Dieser Dialog wurde mit einer Innigkeit und Erfurcht gegeben, daß schier kein Auge in der Menge trocken blieb.

Allmählich nahten die 36 Pärchen, ein Knäbchen gekleidet als Hirt wie der andre, jeder eine Hirtin, weiß gekleidet mit Schleier und Blumenkranz, an der Hand. Langsamen doch leichten Schrittes kamen sie heran; sobald ein Pärchen ihre Sprüchlein gesagt, erschien das Andre. Nicht eine Silbe wurde vergessen, kein Zögern wahrgenommen. Keines von 72 Kindern zwischen 4—7 Jahre alt machte den geringsten Fehler. Sobald sie ihr Complimentchen vor dem Jesukindlein gemacht, fielen ihre Blicke zuerst auf mich. Meine Anwesenheit und ein ermunternder Blick gab ihnen die nothwendige Ruhe und Sicherheit: diese Kinder erregten das meiste Erstaunen, namentlich ein Pärchen M. und N. beide vier Jahre alt, deren Eltern bis dahin in bittrer Feindschaft gelebt hatten. Das kleine Käthchen sprach ihr Sprüchlein:

Maria, ach er kann ja noch nicht sprechen
Dein Herr und Gott, dein Kind und Herzenstraut;
Doch möcht' er Dir gern eine Blume brechen;
So hilf ihm doch, glückselige Gottesbraut;

so wie der kleine John sein:

Nachts, wenn nur die lieben Eltern wachen
Kommt schon manchmal leis das Jesukind,
Um zu fragen was die Kinder machen,
Ob sie fromm und brav und fleißig sind —

mit solcher Energie und Naivität, daß die Gemeinde ihr freudiges Staunen, trotz meiner Zeichen zur Stille, nicht zurückhalten konnte. Lassen Sie mich bemerken, daß hier die alte Feindschaft der Eltern ihr Ende fand. Sie sprachen nach der Vorstellung zu einander: „Wie haben's doch unsre Kinder so schön gemacht; wir wollen nicht mehr böse auf einander sein." —

Auch die heiligen drei Könige mit ihrem Gefolge standen nicht zurück. Am Schlusse sangen Alle zusammen den Lob- und Dankgesang — aus wonne- und dankerfüllter Brust.

Nun wurde die Krippe wieder bedeckt; der Segen mit dem Hochwürdigsten Gute und noch einmal das „Großer Gott, dich loben wir" beendigte das Ganze.

„So was haben wir in Deutschland nicht gehabt; das war das Schönste unsres Lebens" und Aehnliches erscholl nach der Feier aus jedem Munde. Ich selber hatte manche Ursache, Gott für seinen reichlichen Segen zu danken, namentlich fand ich, daß es zur Einigung und Hebung der Gemeinde mehr hatte beigetragen, als viele Predigten, die man hätte halten mögen.

Vor Weihnachten.

Von Fr. Güll.

I.

Der Vater ſpricht:

Vor dem Fenſter hör' ich's rauſchen.
Kinder, ſtill, wir wollen lauſchen!
Alle her zum Vater ſchnell:
Hinter'm Laden wird's ſchon hell!

Lugt nur, wie das flirrt und flimmert
Und durch alle Lucken ſchimmert!
Schaut, o ſchaut! Schon fliegt herein
Wunderſam ein Engelein!

Alles glänzt an ſeinem Kleide,
Da von Gold und dort von Seide;
Und ſein holdes Angeſicht
Leuchtet gar wie Sternenlicht.

An den Armen, an den Händchen
Hängen rings an rothen Bändchen
Zuckerſtückchen groß und klein. —
Still hinaus, laßt mich allein!

II.

So, ihr habt gehorcht? Drum wieder
Kommt herein und ſetzt euch nieder.
Alle Zuckerſtückchen eben
Hat das Engelein mir gegeben.

Und ich ſoll doch ja recht eilen
Und ſie unter euch vertheilen:
Dir da eines, Dir dort eines,
Aber dem, der bös iſt, keines.

Dir ein Plätzchen, Dir ein Sternchen,
Dir ein Bretzchen, Dir ein Hörnchen,
Dir ein Hütchen, Dir ein Tütchen,
Dir ein Nixchen in 'm Büchschen.

Und ſo legt euch denn zufrieden.
Wie's euch heute hat beſchieden,
Kommt's vielleicht auch wieder morgen,
Sieht es willig euch gehorchen.

Denn das Engelein ſprach vor'm Lädchen:
„Für die Knaben und die Mädchen
Hab' ich noch gar ſchöne Sachen,
Wenn ſie dir viel Freude machen."

„Sag, ſie ſollen mir nur ſchreiben,
Was ich alles ſoll betreiben
Und ich werde unterdeſſen
Selbſt das Kleinſte nicht vergeſſen!"

III.

Geſtern nach dem Abendläuten
Pocht's am Fenſter außen.
Denk' ich, was ſoll das bedeuten?
Wer iſt da noch draußen?

Sachte mach ich auf, da blinkt es,
Und da rauſcht's und fächelt's,
Und ein Engelein, freundlich winkt es,
Lieblich ſpricht's und lächelt's.

„Vater, folgen dir die Kinder?
Sind ſie fromm und fleißig?
Denn gar prächtig dieſen Winter
Stehen Baum und Reiſig!

Wenn die Kinder dann gehorchen,
Werd' ich für den Garten
Einen Weihnachtsbaum beſorgen,
Wie ſie's kaum erwarten.

Oben auf dem höchſten Gipfel
Soll ein Engelein ſchweben;
Rings und rundum ſoll den Wipfel
Licht an Licht umbeben:

Hängen ſollen an den Zweigen
Gold- und Silberſterne,
Aepfel, Birnen, Datteln, Feigen,
Nuß- und Mandelkerne.

Zuckerſtückchen, Honigplätzchen,
Würzige Lebkuchen;
Pudelhündchen, Schmunzelkätzchen,
Alles zum Verſuchen.

Unten ſollen ſtehn im Raſen
Hirt und Hund und Karren,
Sollen Schaf und Lämmer graſen,
Hahn und Hühner ſcharren:

Aber zu den Zuckertütchen,
Mein- und Deinetwegen,
Werd' ich auch ein Birkenrüthchen
Heimlich dazu legen."

Doch, eh' ich mich konnte faſſen,
Antwort ihm zu geben,
Sah ich's Engelein durch die Gaſſen
Schon von hinnen ſchweben.

Aber gleich am frühſten Morgen
Will ich euch ermuntern,
Daß ihr willig möcht' gehorchen,
Und ihr ſollt euch wundern.

Könnt' ihr nur vor allen Dingen
Fein geduldig warten:
Wird's den größten Baum euch bringen
Und den ſchönſten Garten.

Zampa.

Von Th. Messerer.

III.

Die Versteigerung.

„Mutter, heut Abend brauchst für mich beim Essen nicht anzutragen," sagte Waldmann an dem Nachmittage, der zur Versteigerung der dienstuntauglichen Pferde angesetzt war.

„Nu, Du wirst doch nicht zur Versteigerung gehen!" rief voll Angst die Frau Wachtmeisterin.

„Nein, das nicht. Ich muß mir die Geschichte aus dem Kopf schlagen und da gehe ich jetzt in's schwarze Roß hinüber. Es sind gerade ein paar Kameraden hin."

Waldmann wollte eben seinen Säbelgurt umschnallen, da hörte man Trompetenstöße im Hofe. Er wußte wohl, was das zu bedeuten hatte und ging zögernd an's Fenster. Es war bald vier Uhr und die ausgemusterten Pferde kamen schon einzeln hintereinander zum Kasernenthor heraus. Der Wachtmeister wollte sich schon wieder wegwenden, konnte es aber nicht über's Herz bringen, von seinem Zampa ohne einen letzten Blick zu scheiden. Schon waren mehrere Fuchsen, Braunen und Rappen, das verhängnißvolle Täfelchen auf dem Kopfe, aus dem Thore geschritten und auf dem Weg nach dem Versteigerungsplatz. Waldmann schaute ihnen gleichgültig nach. Da — jetzt gab's ihm einen Riß — da kam der Schimmel, geführt von dem biedern Hirschberger und in treuer Freundschaft begleitet von dem guten kleinen Franz.

Das arme Thier schien sein Schicksal zu ahnen, so muthlos und traurig kam es daher. Noch muthloser und trauriger wirkte sein Anblick auf seinen Herrn. Ein leises Zittern überrieselte den starken Mann, obschon er sich tüchtig zusammen nahm, um seinem Kriegskameraden mit fester Stirne nachzublicken. Der Zampa war aber noch keine sechs Schritte aus dem Thore, so wandte er, wie gewohnt, seinen Kopf nach des Wachtmeisters Fenster. Es sah gar wehmüthig aus. Das war zu viel! Waldmann preßte die Hände gegen die Stirne und ließ ein unterdrücktes Husten hören, womit er vielleicht seinen übermäßigen Schmerz zu verdecken suchte. Dann kehrte er sich vom

Fenster ab, vermied es aber sorgfältig, sein Gesicht zu zeigen. Der alte Soldat that gar heimlich mit den Thränen, die ihm der Abschied von seinem lieben Grauen auspreßte.

Bald darauf sah man ihn mißmuthig und gedankenvoll den Weg zum schwarzen Roß einschlagen. Das war wohl auch ein prächtiges Rößlein, das nicht übel in seiner Gunst stand, denn es glänzte gar einladend und rabenschwarz auf dem Wirthshausschild der Kaserne gegenüber. In dem Sattel seines Schimmels hatte unser Wachtmeister nie gewankt — auf den Stühlen dieses schwarzen Rosses war ihm so etwas schon ein paarmal passirt. Zwei oder drei fidele Kameraden, die auch lieber im schwarzen Roß saßen, als auf dem schönsten Rappen des Regiments, empfingen ihn mit lustigen Gesichtern und vollen Gläsern und nach und nach gelang es ihnen, den wackern Waldmann wieder etwas aufzuheitern. So half ihm das schwarze Roß seinen Kummer über den grauen Schimmel verscheuchen und dankbar setzte er sich dort für ein paar Stunden fest.

Die Versteigerung war inzwischen auf dem Hauptplatz des Städtchens schon lebhaft im Zug. Franz hatte sich die ganze Zeit über keinen Schritt von seinem lieben Zampa entfernt und folgte jedem einzelnen Vorgang mit der größten Aufmerksamkeit. Wie oft erschrack er nicht, wenn ein Pferdehändler oder ein Fuhrmann die schöne Figur des Schimmels rühmte! Der gute Junge wußte, daß ihm von solchen Händen nicht gut gebettet würde. Voll Unruhe sah er auch schon die meisten versteigerten Pferde im Besitze eines Samuel, Moses oder Isaak. Das hätte er beim Zampa nicht verschmerzen können. Auch Freund Hirschberger, der den Gaul am Zügel hielt, machte grimmige Augen, so oft ihn Einer dieser Herren am Gebiß untersuchte. Da erschallte ein Trompetenstoß und der Ruf: „Nr. 17 — ein Grauschimmel!“ Alles drängte sich herzu. Dem kleinen Franz stand das Herz still, als er den Zampa im Nu von ein paar Dutzend Hebräern umringt sah, die wie immer bei solchem Anlasse sehr zahlreich erschienen waren. Keinem von Allen, in deren Gesichter er ängstlich schaute, hätte er den Schimmel gegönnt. „140 fl. das erste Mal!“ ertönte es von Neuem und schnell war hinaufgesteigert bis auf 170 fl. Da lichtete sich der Kreis der Kaufslustigen wieder und zur größten Freude des Knaben trat Mancher zurück mit den Worten: „170 — wie heißt? Was soll man da noch verdienen? Ist mir doch leid [illegible] mein Geld!“

Das Angebot von 180 fl., das jetzt zu allseitiger Ueberraschung erfolgte, jagte die Händler vollends auseinander und der Zuschlag geschah.

Der Käufer, der diese Summe geboten, war ein kleines rundes Männchen in hellgrauem Rock und weißem Filzhut. Mit kurzen gewichtigen Schritten trat er vor, stellte sich breit vor die Versteigerungskommission hin und seine Blicke sagten deutlich: „Unsereiner kann's ja thun, wir haben's ja!" Gar gemüthlich dehnte sich sein zweites Kinn hinter dem ersten auf der weißen Halsbinde aus und auf der Rundung seines behäbigen Bäuchleins sonnte sich eine mächtige Uhrkette. Alles an dem Mann war Behaglichkeit, Fülle und Wohlwollen.

„Das ist der Rechte!" rief Franz fröhlich aus und stieß den Hirschberger herzvergnügt mit dem Ellenbogen an. „Das ist der Bäcker Schwarz!"

„So ist's recht, Zampa," sagte Hirschberger lustig, „jetzt heb den Kopf in die Höh, da geht's dir nicht schlecht!"

Mit einem Sprung war Franz an der Seite des Bäckermeisters, nahm ihn freundlich bei der Hand und sagte: „Herr, aber Sie haben ein Glück! Einen bessern Gaul, ein treueres Roß gibt's nicht mehr! Nicht wahr, Herr Schwarz, ich darf ihn Ihnen heimführen? Wissen Sie, der Gaul kennt mich als zu gut!"

„Wie so denn?" fragte Herr Schwarz, verwundert über die Zutraulichkeit des Knaben.

„Das ist ja unser Schimmel," rief Franz, „den mein Vater, der Wachtmeister, über zehn Jahr geritten hat! Ich darf ihn also heimführen, Herr Schwarz?"

Als ihm dieß erlaubt wurde, nahm Franz den Zampa beim Zügel und schickte den Hirschberger mit der Weisung fort: „Geh nur schnell heim, Hirschberger, und erzähl's dem Vater. Sag nur, ich komm gleich nach." Und nun führte er unter den zärtlichsten Schmeichelreden den Schimmel überglücklich dem Bäckerhaus zu.

Franz hatte den Zampa schon in den neuen Stall gebracht, hurtig den Barren gereinigt, ein Bündel Heu aufgesteckt und so hoch eingestreut mit frischem Stroh, daß es dem Gaul bis unter den Bauch reichte, als der dicke Herr Schwarz erst angewatschelt kam.

„So, Bub," sagte dieser wohlwollend, „mir scheint, Du kennst Dich gut

aus mit den Rossen. Da, geh her!" Und mit gar freundlicher Herablassung streckte er ihm zwei frischgebackene Laibchen entgegen.

Beschämt trat Franz ein paar Schritte zurück und sagte rasch: „Nein, Herr Schwarz, deßhalb hab ich's nicht gethan! Was wir an dem Gaul verloren haben, Herr, das wird Ihnen erst mein Vater sagen und ich, ich möcht' Sie nur um Eins bitten!" — Der Junge hob wirklich seine Hände bittend auf. — „Erlauben Sie mir nur das Eine," fuhr er immer wärmer werdend fort, „daß ich ihn alle Tage besuchen darf, und wenn Sie ihn einmal einfahren, so lassen Sie mich halt auch dabei sein. Und dürft' ich ihn manchmal in die Schwemme reiten, da, Herr Schwarz, da thät ich Ihnen nachher Alles dafür!"

„Ja, Bübel," sagte der Bäckermeister erfreut, „das hat keinen Anstand. Hab Dich für einen recht losen Vogel gehalten, aber das gefällt mir jetzt von Dir, daß Du so an dem Gaul hängst. Komm nur recht fleißig! Darfst deßhalb die Laibel schon nehmen. Ich gäb Dir jetzt lieber vier statt zwei."

Franz dankte dem braven Bäckermeister innig gerührt, sprang dann nochmal in den Stall und klopfte den Schimmel, der inzwischen munter gefressen hatte und sich ganz wohl zu befinden schien, auf den Hinterschenkel.

„So, Zampa, jetzt laß Dir die Zeit nicht lang werden," sagte er voll Herzlichkeit. „Ich komm schon wieder!" Und lustig sprang er zum Haus hinaus, um jetzt seinen Vater aufzusuchen.

Vor der Kaserne stieß er auf den Profossenfritz, dem er sogleich zurief: „Hast meinen Vater nicht gesehen? Ist er vielleicht im Stall oder im Hof?"

„Gerade," sagte der Fritz, „hat der Hirschberger nach ihm gefragt. Deine Mutter hat ihn in's schwarze Roß geschickt, wird schon noch drüben sitzen."

Als Franz vom schwarzen Roß hörte, war er auch schon auf dem Sprung dahin. Kreuzlustig traf er dort den Wachtmeister unter seinen Kameraden noch an dem gewohnten Tische, an dessen äußerster Ecke auch der Hirschberger ehrerbietigst vor einem aufgewichsten Glase Bier saß.

„Vater, weißt Du's schon?" schrie Franz und hatte die Thüre noch nicht hinter sich zu. „Weißt schon, wer den Schimmel hat? Der Bäcker Schwarz, der Dicke! Da hat er einen guten Herrn, der Zampa. Und ich darf alle Tage hingehen und darf ihn ausreiten. Aber Du sollst doch auch hingehen! Ich hab's ihm schon versprochen, daß Du kommst."

Der Vater, dessen Angesicht vor Vergnügen leuchtete, hatte seinem Sohn bereits das Glas zum Trunk gereicht und rief ihm jetzt aufs allerfreundlichste zu: „Trink nur aus, Franzel, trink aus! Und Du, Hirschberger," wandte er sich an diesen, „laß Dir auch noch ein Glas geben. Ich muß jetzt aber gleich," fuhr er mit einem Blick auf seine Gesellschaft wichtig fort, „den starken Herrn aufsuchen. Ich weiß schon, um diese Zeit" — hier schaute er nach der Uhr — „sitzt er im goldenen Engel an dem gewappelten Tisch mit noch ein paar Spieß. O je, er kennt mich ja schon lang, der alte Hirsch, hab ihm schon manches Solo abgestoßen," sagte er halb vor sich hin. „Ja, gleich muß ich hin," setzte er lauter hinzu, „muß ihm ja sagen, wie er den Gaul halten soll, daß er ihn weich füttern muß und ja nicht hart umgehen darf damit. Und der Meinigen muß ich heut auch noch sagen, daß sie gleich morgen früh das Brod beim Bäcker Schwarz holt."

Der Wachtmeister war wie umgewandelt und wieder voll Leben und Munterkeit, seit ihm Hirschberger die erste Nachricht von Zampa's neuem Herrn gebracht hatte. Die Möglichkeit, daß der Schimmel im Ort blieb, hätte er sich gar nicht träumen lassen!

Mit rascher Bewegung stand er jetzt auf und schickte sich zum Gehen an.

„Herr Wachtmeister," sagte Hirschberger mit überaus klugem Gesichte, indem er auch aufstand, „was meinen Sie? Ich mein halt, wenn Sie dem Knecht vom Bäcker, dem Muckel, was einreiben thäten, es könnt' nicht schaden!"

„Dir träumt doch immer vom Einreiben," sagte der Wachtmeister im Fortgehen, „kannst aber recht haben."

„Jetzt führt er am End seiner Alten ein paar Rekrutenthaler aus," lachte der Stabstrompeter hinter ihm her, „weil der Zampa so ein prächtiges Quartier gefunden hat. Ein guter Kerl ist er, der Waldmann!"

„Eine seelengute Haut!" stimmten die Uebrigen bei und Alle ließen sich nochmal einschenken, indeß es den kleinen Franz im Sturmschritt nach Hause trieb, um auch der Frau Wachtmeisterin die frohe Botschaft zu melden. —

Es war indessen ziemlich spät geworden. Einer um den Andern von den Gästen verließ schon die rauchige Stube im goldenen Engel, wohin unsern Wachtmeister die Sorge für seinen Schimmel geführt hatte. Nur er und der jetzige Besitzer desselben saßen noch fest und vertraulich beisammen, denn Waldmann war noch lange nicht fertig mit der Lobrede auf seinen Zampa. Er rückte dem dicken Bäckermeister hart auf den Leib und je redseliger er wurde,

desto öfter stieß er mit ihm an. Hatte er schon seine ganze Familie leben lassen, so that er nun diese Ehre sogar seinem Hausgesinde an. Herr Schwarz war höchlich geschmeichelt von solcher Auszeichnung und that dem gesprächigen Kriegsmann fleißig Bescheid. Darüber wurden ihm aber die Füße so schwer, daß es schier nothwendig gewesen wäre, der goldene Engel hätte sich von seinem Schild herabgemacht, um ihm beim Nachhausegehen unter die Arme zu greifen. Kein Wunder also, daß auch der Wachtmeister schwankte und sich bei ihm Alles im Kreise drehte, als er endlich auf die Straße trat. Der Zapfenstreich war längst vorüber und nur Wenige begegneten ihm auf dem Wege durch das Städtchen, doch diese Wenigen kamen ihm heute Alle nicht recht richtig vor. Indem er sich im Stillen seine Gedanken darüber machte und sich für den einzigen Nüchternen hielt, kam er in einem Zickzack glücklich vor dem Kasernenthor an.

Die leise Ahnung der Frau Wachtmeisterin, daß ihr Mann sein Herzeleid heute im Bier ertränken würde, schien ihr leider in Erfüllung gegangen, als sie ihn nach langem Warten stolpernd über den Gang klirren hörte. Sie schickte sich schon an, ein Strafgericht in Szene zu setzen, doch fiel sie plötzlich aus der Rolle, als der Wachtmeister mit ganz ungewohnter Freundlichkeit zur Thür hereinrief: „Ja, Lenerl, Du bist noch auf! Das ist schön von Dir! Ich sag's ja, ich sag's ja, Du bist halt doch meine Alte, meine Einzige! Weißt schon, wo der Zampa ist? Der Bäcker Schwarz hat ihn! Du, der hats gut und jetzt, seitdem mich der Herr Schwarz näher kennen gelernt hat, kriegt er's noch besser. Ein Ehrenmann das, ein Ehrenmann! Morgen früh mußt Du gleich das Brod dort holen, nimm aber lieber ein paar Stücke mehr mit, daß man doch auch was gleich sieht. Der Franzel ißt's schon."

„Ein Ehrenmann das!" sagte er noch, als er schon ins Bett stieg und die Augen waren ihm längst zugefallen, als er noch murmelte: „Gleich morgen früh gehst um's Brod hin, kommt auf ein paar Kreuzer nicht an für den Zampa!"

IV.

Das Manöver.

Der Schimmel war erst einige Wochen im Hause seines neuen Herrn schon hatte ihn auch hier, vom Bäckermeister bis zum Knechte Muckel

herab, ein Jedes liebgewonnen, weil er auch gar so lammfromm war. Er ließ sich geduldig vor den Brodkarren spannen und zeigte sich so fügsam, daß der dicke Herr Schwarz sogar den kühnen Entschluß faßte, auch einmal das Reiten auf seinem Dragonergaul zu probiren. Als er dann eines Morgens all' seinen Muth zusammen nahm und mit Muckels Beistand in den Sattel hinaufkletterte, worauf ihn der Zampa ein paarmal sanft im Hof herumtrug, da hatte das kluge Thier sein ganzes Herz erobert und wo er es traf, streichelte er freundlich an ihm herum.

Nächst dem Schimmel hatte sich aber auch des Wachtmeisters frischer Bub schon die Gunst Aller im Hause erworben. Keinen Tag fehlte er und ließ sich gerne zu kleinen Handleistungen gebrauchen. Hie und da gab es einen Gang für ihn oder er mußte die Madame Schwarz, die früh und spät im Laden saß und so rund war wie ihr Gemahl, ein Viertelstündchen von ihrem Posten ablösen. So kam es, daß man oft schon wartete, rannten einmal die Buben mit den Schultaschen die Straße herab. Es währte nie lange, so rief er auch schon sein „Grüß Gott!" zum Ladenfenster hinein und richtig hatte man wieder einen kleinen Auftrag für ihn. Der Schlingel bemerkte bald, daß hier der Brodvorrath größer sei, als bei seiner Mutter daheim und daß man das Brod bei einem Bäcker auch gerade nicht im Schweiße irgend eines Angesichts zu essen braucht. So lieb hatte Meister Schwarz den Franz schon, daß er ihm großmüthig für alle Zeiten ein Laibchen zuerkannte und der Junge versäumte keinen Tag, sein gesetzlich Ausgemachtes im Laden in Empfang zu nehmen. Daß davon der Zampa ein Stück bekam und ein zweites der muntere Pudel Schnauz, der ihn jedesmal begleitete, ist natürlich.

So war denn Jedes so ziemlich zufrieden mit seiner neuen Stellung, vor Allem der Franz, der dabei nur gewonnen hatte. Auch der Schimmel fügte sich, wie viel ihm immer fehlen mochte, nur der Wachtmeister wollte sich gar nicht recht darein finden. Die Heiterkeit jenes Abends war schon mit dem nächsten Morgen verflogen und die alte Verstimmung wieder da. Er besuchte seinen alten Freund, wie er ihn nannte, wohl sehr oft und brachte ihm manchen Leckerbissen mit. Wenn aber der Graue in seiner Freude muthig den klugen Kopf bewegte und ihm gutmüthig in die Augen schaute, klopfte er ihn auf den Hals und sagte wehmüthig: „Ja, hätt' nur der Fuchs ein wenig was von dir! Seitdem ich den reit', weiß ich erst, was ich an dir verloren hab!" Und traurig ging er immer wieder weg.

Waldmann hatte unter den schönsten und besten Pferden die Wahl gehabt und auch das tüchtigste genommen, aber welcher Gaul im ganzen Kaiserreich hätte ihm seinen Liebling ersetzen können? Beinahe nach jedem Ritt mußte die Wachtmeisterin eine Predigt hören, die meistens so begann: „Ists doch beim Thier wie beim Menschen! Hat Eins nicht schon ein feines Gefühl von Natur aus, bringst Du's ihm nicht mehr hinein, kannst es ihm nicht lernen. Was nützt es mich, daß der Fuchs der schönste Gaul bei der ganzen Eskadron ist? Es ist halt ein Vieh, während der Zampa —" hier brach er seufzend ab.

„Nu, möchtest nicht lieber sagen: „Menschenverstand gehabt hat!" schaltete dann wohl auch seine Frau lachend ein.

„Ja, beinahe," konnte der Wachtmeister mit vollem Ernste antworten, „denn der Zampa ist und bleibt ein edles Geschöpf!"

Seinen ganzen Kummer sprach er gar nicht aus und wenn er ihr auch nicht mehr damit bang machte, daß er vom Dienst weg wollte, es war doch der alte prächtige Waldmann nicht mehr. Er kehrte das kurze barsche Soldatenwesen immer öfter heraus und war oft so unwillig und brummig als möglich. Blieb der lustige Franz hie und da einmal über die Erlaubniß aus, konnte ihm nichts hinaushelfen, als daß er sich beim Zampa verspätet hatte. Diese Entschuldigung galt immer, und redete die Frau Wachtmeisterin ihrem Manne gar einmal selbst zu: „Geh, such den Zampa heim, es freut ihn doch, den armen Narren!" dann konnte er plötzlich wieder ganz heiter werden. Es that ihm schon wohl, daß die Seinige den Zampa auch noch etwas gelten ließ. Im Grunde hätte es die Wachtmeisterin aber lieber gesehen, der Gaul wäre ganz fortgekommen. So konnte ihn, wie sie der Frau Stabstrompeterin klagte, ihr Alter ja nie vergessen und der Jammer nahm kein Ende. —

Der Sonnabend ist gewiß jedem Knaben der liebste Wochentag. Anstatt daß ihn der Nachmittag in die enge Schulstube zwängt, treibt er ihn mit lustigen Kameraden hinaus in's Freie zu lebendigem Spiel und drolligen Streichen. Der Abend bringt dann die Festtagshose und die schmucke Jacke aus dem Schrank, damit er Sonntags mit dem Frühesten darin paradiren kann. Den kleinen Franz reizte so etwas jetzt freilich nicht. Er durfte Samstags immer den Schimmel zur Schwemme reiten und das ging ihm über Alles. Das war aber auch eine Lust, wenn er um das Städtchen herum nach Hause ritt und der Schnauz, pudelnaß und pudelnärrisch, mit lautem

Gebell voraus rannte! Das schwarze Thierchen hielt sich am liebsten zu dem freundlichen Jungen, weil der sich am lustigsten damit abzugeben wußte.

Die Hausaufgabe war heute schon geschrieben und die Mutter betrachtete sie prüfend hinter ihren runden Augengläsern hervor. Sie schielte dabei manchmal mit innigem Wohlgefallen auf ihren hoffnungsvollen Sprößling hinüber, der schweigsam und wie auf ein Kommandowort harrend, auf seinem Stuhle saß.

„So, jetzt kannst Du gehen!“ hatte die Frau Wachtmeisterin noch kaum gesagt, als er auch schon aus der Thüre war. Die weiße Jacke, aus einem abgetragenen Kollet seines Vaters für ihn zugeschnitten, zog er erst im Laufen an, so große Eile hatte er. Schnauz, der draußen auf dem Gange schon ein paarmal geknurrt hatte über die gar so lange Aufgabe heute, empfing ihn nun springend und schmeichelnd und im Trab ging es eilig dem Bäckerhaus zu.

Kurz darauf ritt Franz mit hochaufgestülpter Hose zum Thor hinaus. Im Gefolge hatte er den getreuen Schnauz und ein Häuflein lärmender Buben, die ihm unter großem Jubel zur Schwemme nachliefen. Kaum aus dem Thore, erblickte der kleine Reiter hinter dem Gestrüppe und den Hecken am Rande des Exercirfeldes einige Dragoner. Das ganze Regiment manövrirte heute in der Nähe und die Plänkler waren der Straße schon sehr nahe gekommen. Jetzt konnte sich der Franz in seinem Glanze zeigen! Mit gehobener linker Hand hielt er den Trensenzügel, indeß er seine rechte Faust gravitätisch auf den Schenkel stützte und so ganz schulgerecht und stolz wie ein kleiner Dragoner an ihnen vorüberritt. Als er nun das Wasser sah, trabte er frisch darauf zu. Seine Escorte setzte sich sogleich in raschere Bewegung und folgte ihm lustig in allen möglichen Sprüngen und Galoppaden. Unter der gesammten Jugend des Städtchens war Franz schon als kecker Reiter bekannt, und wenn er in die Schwemme ritt und an tieferen Stellen, wo das Pferd schwimmen mußte, flugs auf seinen Rücken kniete, erregte er allgemeines Staunen und Bravorufen bei seinen Kameraden. Viel Spaß machte dabei der drollige Schnauz. Er ließ es sich nicht nehmen, auch in die Schwemme zu gehen und den Buben Alles zu apportiren, was sie ihm in's Wasser warfen.

Franz war schon mehrmals durch das Flüßchen geschwommen, als die vereinzelten Dragoner durch ein paar Trompetenstöße zum Regiment zurück-

gerufen wurden. Beim ersten Stoß blieb der Zampa wie angewurzelt stehen, streckte den Hals und drehte den hocherhobenen Kopf mit gespitzten Ohren dem wohlbekannten Schalle zu. Er folgte nicht mehr dem Zügel, so starr hielt er das Haupt nach jener Richtung, als hätten diese Trompetenklänge alte liebe Erinnerungen in ihm wach gerufen. Erst da ihn der Franz auf den Hals patschte und ihm vernünftig zuredete: „Sei gescheidt, Alter, und sei froh, daß dich das Blasen nichts mehr angeht!“ ließ er sich zum Wasser zurücklenken. Lustig schwamm auch der kleine Schnauz schon hin und her und hatte vollauf zu thun mit den Buben draußen, von denen ihm Sacktücher, Mützen und zuletzt auch noch die Stiefel zuflogen.

Mittlerweile hatte das Regiment sich in einer Linie aufgestellt und alle Trompeter gaben das Signal zum Angriff. Da konnte der Schimmel nicht länger widerstehen! Mit einem einzigen Satz war er aus dem Wasser und hätte Franz sich nicht an der Mähne gehalten, er wäre weit fortgeschleudert worden. Einmal auf festem Boden, ging's in wildem Galopp durchaus. Auf das Zurückhalten des Knaben, der mit fliegendem Haar aber fest auf ihm saß, achtete er gar nicht. Mit stolzgehobenem Kopf und schäumendem Gebiß, als fühle er neue Jugendkraft in seinen Beinen, flog er pfeilschnell seinen alten Bekannten zu. Triefend naß zappelte der Schnauz hinterher und obschon er sich gar nicht auskannte, was dieses unsinnige Rennen zu bedeuten habe, that er sein Möglichstes, um mit seinen kurzen Füßchen nicht allzuweit zurückzubleiben. Die Buben aber liefen erschrocken davon und verbreiteten im Städtchen eifrig die Nachricht, daß der Schimmel mit dem Franz durchgebrannt sei.

Der kleine Reiter war in einer kritischen Lage. Besser als der Schnauz durchschaute er die Absicht des Schimmels, konnte es aber nicht loben, daß der sonst so besonnene Zampa ihn wie einen wirklichen Dragoner mit aller Gewalt in's Treffen bringen wollte. Alles Ziehen und Reißen an Zügel und Mähne war vergebens, immer rascher ging's dem manövrirenden Regimente zu und ehe er sich's versah, drang der Gaul in eine Lücke, die er zwischen zwei Dragonern erspäht hatte, in vollem Laufe hinein. Es war zufällig die Escadron Waldmanns. Der Boden erdröhnte von den Hufen der Pferde, die Säbel sausten in der Luft und das Hurrahgeschrei der Mannschaft rollte wie ein Donnerschlag über den Exercirplatz hin. Dem armen Franz wurde ganz wirr im Kopf. Mit beiden Händen krampfhaft an die Mähne

geklammert, machte er die ganze Attaque und so weit es den Zampa anging, ohne Fehl und Tadel mit. Wohl wunderte sich der Nebenmann rechts und links über solch einen bloßfüßigen Eindringling, doch konnte Keiner etwas sagen. Es hatte Jeder mit sich selbst zu thun.

Endlich wurde geblasen: „Rechts und links schwenkt!" und gleich darauf: „Halt!" Bei der Schwenkung kamen Franzens nackte Beine zwischen den eisernen Säbelscheiden und Steigbügeln in keine geringe Verlegenheit und von dem Sattelzeug drückte sich mancher Knopf tief in seine Waden ein. Doch der kleine Dragoner wider Willen unterdrückte mit männlichem Muthe seinen Schmerz und ließ sich keinen Laut entschlüpfen.

Die Escadron hatte kaum Halt gemacht und der aufgewirbelte Staub sich etwas verzogen, als unser Wachtmeister den Schimmel erblickte und mit dem Ausruf: „Ja, tausend Millionen Donnerwetter, woher hat's denn den Schimmel da hinein geschneit?" stürmisch darauf lossprengte. Ein paar Pferdelängen davon hielt er aber staunend wieder an. Er hatte den Zampa und seinen Einzigen darauf erkannt. Die aufgestülpte Hose des kleinen Buben und der patschnasse Gaul ließen ihn im Augenblick errathen, was vorgegangen war. Freundlich und wohlwollend lächelte er Roß und Reiter an und lebhaft rief er aus: „O du grundgütiger Himmel, jetzt schaut den Gaul an! Hört kaum unser Signal, packt er mit seinen alten Knochen zusammen und will uns zu Hülfe kommen. Gibt's jetzt noch ein treueres Roß? War's nicht so, Franz?"

Der kleine Franz saß schon wieder ganz frisch zu Pferde und ließ sich von den ausgestandenen Strapatzen nichts anmerken. Er bejahte herzhaft die Frage des Wachtmeisters, der ihm mit väterlichem Stolze in's volle glühende Gesicht schaute.

„Wo hast denn Du das Reiten so gelernt," sagte er, „Du Hauptschlingel? Nu, kannst Dich noch gut auswachsen, wär mir aber doch lieber, Du ritteſt bloß auf der Schulbank herum. So, jetzt sitz ab und führ ihn am Zügel, sonst bringst ihn nimmer heim."

„Macht Platz, Ihr Dickschädel!" rief er nun den Dragonern in seiner derben Gemüthlichkeit zu. „Von Euch vergißt freilich Mancher eher den Kopf, als der Gaul den Dienst. So, Franz, jetzt schau, daß Du ihn gut heimbringst," empfahl er ihm fast zärtlich, als der Knabe sich anschickte, das Thier am Zügel wegzuführen.

Jetzt fand sich auch der Schnauz, der sich bisher weislich in einiger Entfernung gehalten hatte, schweifwedelnd wieder ein und Franz war mit dem Schimmel schon den halben Exercirplatz zurück, als ihnen Waldmann immer noch nachschaute.

Schade, daß der Zampa nicht wußte, was im Herzen seines alten Herrn vorging! War es doch diesem nie halb recht gewesen, daß sein Grauer sich so ruhig in sein unwürdiges Schicksal fügte. Ein bischen mehr Stolz und Selbstgefühl wäre dem wackern Dragoner weit lieber gewesen. Heute hatte der Gaul endlich gezeigt, daß er der alten Herrlichkeit noch gedachte und war durch sein Bravourstück bei dem Wachtmeister nicht wenig im Respekt gestiegen.

„Es ist halt noch immer der Nämliche," schmunzelte er und strich sich innerlich vergnügt den Bart, „immer noch der Alte! Das ist und bleibt ein Soldat! Ich glaub bald, es ließe sich aus mir noch eher ein Kapuziner machen, als aus dem Zampa ein Fuhrgaul." (Schluß folgt.)

Petrus auf dem Meere.

Von **Arthur Lutze.**

Siehst du den Petrus sinken? —
Er stünde ja so gern! —
Er sieht nur auf die Wellen,
Und sieht nicht auf den Herrn.

Drum, wenn du willst bestehen
In deinem Kreuz und Leid —
Mußt auf den Herrn nur sehen
Mit Glaubensfreudigkeit.

Dann wird er hoch dich heben
Mit seiner starken Hand;
Dann sollst du stehn, und leben
Fürs bess're Vaterland!

Dann wirst du nie versinken —
Die Hülf' ist ja nicht fern —
Nur sieh' nicht auf die Wellen,
Sieh' einzig auf den Herrn!

Der Mutter Geburtstag.

Ein Feſtſpiel in zwei Abtheilungen.

Von Iſabella Braun.

II. Abtheilung.

1. Scene.

Von der einen Seite tritt Heinrich ein; er hält in der Hand ein zuſammengerolltes Papier mit blauen Bändchen umwunden; von der andern Seite erſcheint Marie und trägt ein kleines, gebackenes Herz in der Hand.

Marie.

Guten Morgen, Heinz! Aber was haſt Du denn da? laß einmal ſehen.

Heinrich.

Rühr es nicht an; Du zerknitterſt es ſonſt. Was ich hab? Unſern Wunſchzettel. Ich bin bei Tagesanbruch aufgeſtanden und hab den Vers geſchrieben. Da wird die Mutter Augen machen! In ſchönſter Frakturſchrift, akurat wie geſtochen, ſteht zu oberſt: Zum Geburtstage.

(Er nähert ſich ihr ſchmeichelnd).

Aber was haſt Du denn da? Er riecht ganz famos, als ob es eben aus dem Backofen gekommen ſei.

Marie (abwehrend).

Komm mir nicht gar zu nahe mit Deiner Naſe und Deinem Munde. Schau einmal, dies Herzlein hab ich ſelbſt gerührt und gebacken, und dabei ein Verslein gedichtet, das heißt:

„Lieb Mütterlein, zum Unterpfand,
Trag ich mein Herzlein in der Hand."

Heinrich.

Alſo Dein Herz ſieht ſo aus? Recht lieb, das muß ich ſagen! Aber es gehört ja auch mir ein gutes Stücklein davon. O, ich hab es ſo lieb, gerad zum Anbeißen.

Marie.

Nichts da! Heut gehört es der Mutter ganz allein; aber wenn Du recht artig biſt, bekommſt Du gewiß das unterſte Zipfelchen. Inzwiſchen will ich es ſorgfältig auf den Tiſch legen.

Heinrich.

Bedenke, wenn der Pluto käme und Dein armes Herzlein wegſchnappte; ich will es lieber hinter Schloß und Riegel verwahren.

Marie.

O, die beiden kenne ich; gelt, ſo? (zeigt die Zähnchen) Nun aber hilf mir den Frühſtücktiſch mit einem ganz reinen Tuche überdecken. —

Heinrich.

Wo ſind denn die Kränze, welche wir geſtern Abend geflochten haben?

Marie.

Unſre Nanny hat ſie im Keller verwahrt, damit ſie recht friſch bleiben. Ich brauche ihr nur zu rufen, dann bringt ſie dieſelben ſogleich. (Sie ruft zur Seite): Nanny, Nanny!

11. Scene.

Die Vorigen. Nanny, die Köchin.

(Den linken Arm mit Kränzen behangen, mit der rechten Hand trägt ſie den Geburtstagskuchen.)

Nanny.

Da ſeht einmal, wie der aufgegangen und goldgelb geworden iſt. Nun fehlen nur mehr die Geburtstagskerzchen rings herum. Macht es fertig, ich will inzwiſchen die Kränze aufhängen.

Heinrich.

Da ſind die Kerzchen: weiße und rothe. Weißt Du, wir kleben immer neun weiße und dann ein rothes; ſo kann man die Lebensjahre flinker zählen.

Marie.

Und da iſt ein grünes; es bedeutet den heutigen Tag; das ſtecken wir in die Mitte des Kuchens. — Haſt Du aber auch genug Kerzchen?

Heinrich (hält in ſeiner Arbeit plötzlich inne).

Ja, wie alt iſt denn eigentlich die Mama?

Marie.

Wie alt? — Ich dächte drei und dreißig oder ſo etwas.

Heinrich.

Das ſollten wir aber ganz genau wiſſen. Nanny, wie alt iſt unſere Mama?

Nanny (tritt hervor, nachdem sie die Kränze aufgehängt hat).

Gleich, gleich! So; jetzt ist's fertig.

Marie.

Wie alt ist die Mama? Du mußt es am Besten wissen.

Nanny.

Wie alt bist denn Du, Heinrich?

Heinrich.

Zehn Jahre, fünf Monate und zwei Tage.

Nanny.

So? also bist Du eigentlich zehn Jahr alt. Jetzt wart einmal: Ein Jahr vorher bin ich zur Mutter in den Dienst gekommen, etwa sieben Monat nach der Hochzeit. Jetzt rechnet das selbst aus.

Marie.

Also zehn Jahre und fünf Monat; dann ein Jahr und sieben Monat — sind gerade zwölf Jahre!

Heinrich.

Unsinn! wir müssen zuvor wissen, wie alt die Mutter war, als die Nanny — die gar Gescheidte da — in den Dienst kam.

Nanny.

Wie alt? Sag lieber, wie jung! Lippen hat sie gehabt, gerade so roth, wie Kirschen, und Bäcklein, wie Monatsrosen; und Haare — Kinder! ich sag es Euch — so fein und glänzend wie Seide. Aeuglein hat sie gemacht, so sanft, wie unsere Tauben und ich hab gleich gesagt: „Dem Herrn verarg ich's nicht, daß er sie geheirathet hat." Ich hab mir auch vorgenommen, sie mein Lebtag nicht zu verlassen, und damals war ich selbst noch ein blutjunges Ding, denn Ihr müßt nur wissen, ich bin akurat um eine Woche älter, als Eure Mama.

Die beiden Kinder.

Ja, wie alt bist Du denn?

Nanny.

Schaut mich nur an, seh ich etwa älter aus, als 35 Jahre?

Heinrich (lachend).

Also 35 Jahre ist unsere Mama! Hättest Du uns dieses nicht gleich sagen können! O Nanny, Nanny! Das war einmal pfiffig!

Marie (welche die Lichtlein vollends aufgeſteckt hat).

So, nun wären wir fertig. Angezündet werden ſie aber erſt beim Frühſtücke. O, wie ſchön Alles iſt; noch den Blumenſtrauß hier in die Mitte des Tiſches. Herrlich, herrlich!

Nanny (ſtellt die Kaffeetaſſen zurecht).

Aber jetzt paßt auf! Meinet Ihr, ich komme mit leeren Händen. (Zieht etwas aus ihrer Taſche.) Da ſchaut her! Dieſe Taſſe bekommt ſie von mir: Roſen und Vergißmeinnicht! Die Roſe iſt ſie, das Vergißmeinnicht aber bin ich! Heute muß ſie auch gleich daraus trinken. Darf ich jetzt an der Schlafzimmerthüre pochen?

Heinrich.

Wart nur einen Augenblick, ich muß ſchnell noch einmal meine Haare kämmen.

Marie.

Heinz, bitte, wie geht der Vers an? Ich weiß gar nichts mehr vor Herzklopfen. (Heinrich flüſtert ihr etwas zu.)

Heinrich.

Da ſind ſie ſchon, Vater und Mutter! (Die beiden Kinder ſtellen ſich in Poſitur, zum Zuhörerkreis gewendet.

Die Beiden.

Sei begrüßet, Jahrestag,
Der uns einſt die Mutter brachte,
In der Wieg' das Kindlein lag
Und zum Leben auferwachte.
O, wie jubelt unſer Herz!
Faſt bedünkt es uns ein Scherz,
Und wir können's nicht verſtehen
Dich im Geiſt als Kind zu ſehen.

Marie.

Doch es iſt das ſchönſte Bild
Für uns Beide wohl auf Erden,
Und wir wollen auch ſo mild
Fleißig und gehorſam werden.
Deine Seele liebevoll
Immerdar uns mahnen ſoll,

Dir in Allem nachzustreben
Und so brav, wie Du zu leben.

Heinrich.

Dies Versprechen legen wir
Heut in Deine Mutterhände,
Und es ist von Allem Dir
Auch gewiß die liebste Spende.
Andre Gaben: Glück und Heil
Werden reichlich noch zu Theil
Auf des Erdenlebens Pfade
Dir von Gottes Huld und Gnade.

Beide.

Hab uns lieb, o Mütterlein,
Und verzeihe Deinen Kindern,
Jeden Fehler, groß und klein,
Wollen auch den kleinsten mindern;
Daß ein jeder Lebenstag
Froh wie dieser werden mag,
Deine Blicke leuchten immer
Gleich der Lichtlein Freudenschimmer.

III. Scene.

Plötzlich erscheint das alte Weiblein, den Reisigbündel auf dem Kopfe. Sie ist von Oben bis Unten in ein großes Tuch gewickelt, das sie gänzlich verhüllt und nur die Augen erscheinen läßt; sie stützt sich mit der Rechten auf einen Stock und spricht — von Husten unterbrochen, mit verstellter Stimme:

Das Weiblein.

Da wär ich endlich! — Ist gar ein weiter Weg vom Walde bis daher. — Die Kinderlein haben mich gestern eingeladen, und mir ein Stücklein vom Geburtstagskuchen versprochen. — He? komm ich am Ende doch ungelegen?

Heinrich.

Warum nicht gar! Wir sind nur im ersten Augenblick erschrocken.

Marie.

Und weißt Du, wir sind mit unserer Gratulation noch nicht ganz fertig. Ich muß erst noch mein Herz übergeben.

Heinrich.

Und ich meinen geschriebenen Vers.

Das Weiblein.

Ja, ja, gute Kinder ſind's! Halten, was ſie verſprochen: mitleidig, fleißig, gehorſam — Alles beiſammen! Das kann ich altes Weiblein bezeugen und darum bin ich her gekommen, der Mutter zu gratuliren. Hab aber auch etwas mitgebracht aus dem Wald zum Geburtstag.

(Sie wirft den Reiſigbündel auf den Boden; zugleich ſtreift ſie das Tuch ab und erſcheint als Fee — im weißen Kleide und Schleier, einen Blumenkranz im Haare.)

Die Fee (zur Mutter gewendet).

Es ſegne Gott Dein treues Mutterherz,
Dein Sorgen, Wachen, Mühen und Entbehren,
Den frommen Blick, gerichtet himmelwärts,
Und Deine weißen, liebevollen Lehren.
Den Veilchen gleich, im Frühlingsmonat März,
Soll zarte Kindlichkeit Dir Luſt gewähren,
Und gleich des ganzen Jahres Blumengaben
Mit Kindestugend Deine Seele laben.

(Zu den Kindern gewendet.)

Nun aber kommt an Euch die Reihe
Ihr Kinderlein, in dieſer Stund;
Des Waldes Fee hat ihre Weihe
Gelegt auf dieſen Reiſigbund,
Den Ihr dem Weiblein habt im Fleiße
Geſammelt dort im Waldgehäg,
Und mitleidsvoll in lieber Weiſe
Getragen auch den halben Weg.

Die gute Fee hat Euch belauſchet,
Verborgen ſtill im grünen Hain
Und voller Liebe eingetauſchet,
Was Ihr geſchenkt dem Mütterlein.
Sie läßt Euch ihre Grüße ſagen
Und ſegnet Euren Lebenslauf:
So kommt herbei nun ohne Zagen
Und löſt den Reiſigbündel auf! —

(Die beiden Kinder machen ſich darüber her und ziehen allerlei Päckchen und Schächtelchen hervor — die beliebigen Geburtstagsgaben. — Sie zeigen jubelnd das Eine und Andere. Während deſſen erſcheint:)

IV. Scene.

Das Waldmännlein.

In der rechten Hand hält er ein Gläschen, in der linken ein Fläſchlein mit Wein, aus dem er unter dem Vers in das erſtere gießt, trinkt, einſchenkt und es den Andern darreicht.)

Halt! noch ſind wir fertig nicht!
Hab ein Wörtlein auch zu ſprechen;
Wollen gleich beim Morgenlicht
Zum Geburtstag fröhlich zechen.
Aus dem Felſenkellerlein,
Bring ich her den beſten Wein,
Laß den Stöpſel luſtig knallen
Und ein lautes Hoch erſchallen.

Hoch es ſoll die Mutter leben!
Friſch und froh ſo manches Jahr!
Und der Vater gleich daneben,
Mit dem lieben Kinderpaar.*)
Trinkt das volle Gläslein aus,
Rufet durch das ganze Haus,
Daß es ſchallt in vollem Chore,
Bis hinab zum offnen Thore:
Vivat hoch!

Der Vorhang fällt.

Bete, bete, forſche nicht.

Von Louiſe v. Ploennies.

Wenn oft beim Treiben dieſer Welt
Dein Geiſt im Zweifel ſich verliert,
Dir alles ſeltſam ſcheint beſtellt,
Nach Ihm der unſichtbar regiert
Du zagend fragſt und ringſt nach Licht —
O bete, bete, forſche nicht!

Doch wo du immer kannſt, ſo geh
Und ſtreu ein Korn der Liebe aus,
Ein kleines Glück ins große Weh,
Unſichtbar wachſen Palmen draus.

*) Kann auch heißen: Mit der kleinen Kinderſchaar.

Die wachſen ſtill und hoch ins Licht,
O bete, bete, forſche nicht!

Bedenk, — Du ſtehſt im Vorhof nur,
Von Schleiern iſt er dicht umhüllt,
Wohl ſehnt ſich alle Kreatur
Daß die Verheißung werd' erfüllt.
Der Vorhang rollt ſich auf im Licht,
O bete, bete, forſche nicht!

Der Kuckuck. *)

Ein Märchen.

Von **Theodor von Inama.**

Wenn der junge Lenz uns zum erſten Male wieder in das friſche Waldesgrün lockt, und die muntern Sänger auf den Bäumen uns wieder begrüßen, die ſo lange verſtummt waren, ſo freuen wir uns wohl mit Recht unſeres Daſeins, und danken unſerm Schöpfer, der den ſtrengen Winter von uns hinweggenommen hat. Wir lauſchen dem vielſtimmigen Jubel, der im Walde ertönt, und möchten gerne Alles verſtehen, was die luſtigen Vöglein einander von ihren Erlebniſſen im Winter erzählen, denn jeder Vogel hat eine Geſchichte erlebt; ſie waren in weiten fremden Ländern geweſen, hatten viel geſehen und gehört, kurz ſie können für gemachte Leute gelten, weil ſie gereist ſind; und all das wird nun auf den Bäumen verhandelt und wir könnten viel lernen, wenn wir ſie verſtünden. Mitten unter all dieſen Jubel miſcht ſich aber auf einmal ein melancholiſch eintöniger Ruf „Guck, guck," und den, ſcheint es faſt, verſtehen wir; denn ſogleich greift jeder nach ſeinem Beutelchen und ſchüttelt es herzhaft, daß es luſtig klingt, wenn etwas darin iſt. Und das thun nicht nur die „Narren;" gar mancher, der nicht abergläubiſch erſcheinen will, lächelt zwar über unſre Thorheit, im Stillen aber denkt er

*) Anm. Ueber alte Kuckucksſagen ſiehe: Grimm deutſche Mythologie S. 389 ff.

Eine Erinnerung an die hier behandelte Sage findet ſich noch bei Aegid. Albertini, Narrenhatz Augsburg 1617. S. 95).

sich, es könne denn doch nicht schaden, und greift so ganz verstohlen auch in die Tasche und schüttelt sein Geld, läßt's aber nicht hören. Doch wenn wir uns nun fragen, warum wir's thun, so bleiben wir uns die Antwort schuldig; der Vater hat gesagt, als wir Kinder waren, man solle es thun, damit das Geld nie ausgehe, und hat es selbst gethan, und so thun wir's auch. Es ist aber eine ganze Geschichte in dieser Sitte versteckt und wer sie weiß, der wird doppelt herzhaft sein Beutelchen in die Hand nehmen, und er hat den Vortheil, daß er sich dabei einen guten Gedanken machen kann, und das hat immer seinen Nutzen.

Also hört.

Es war einmal gar bittre Zeit über unser Land hereingebrochen. Der Feind hatte Alles verwüstet, geraubt und geplündert, so daß fast nur mehr Arme und Bettler im Lande waren, und der Hunger Alles zu tödten drohte. Da war Jeder froh, der noch ein bischen Mehl im Kasten hatte; das trug er zum Bäcker und ließ sich Brod daraus backen und das war fast die einzige Nahrung.

Da lebte denn um eben diese Zeit ein Bäckerknecht, der wollte immer vollauf zu leben haben und hatte kein Mitleid mit dem Elende der Menge. Ja er war so böse, daß er von dem Mehle, was ihm zum Backen gebracht wurde, für sich hinwegnahm, und wenn Gott das Brod im Ofen segnete, so nahm er es heraus, berupfte und verkleinerte es und rief immer spottend für sich: Guck, guck, noch zu groß! Das sah denn der liebe Gott, und wie er stets ein Beschützer der Unglücklichen, aber auch ein Bestrafer der Ungerechten ist, so wollte er auch hier dem bösen Menschen sein Verbrechen nicht ungestraft hingehen lassen. Drum nahm er ihm die menschliche Gestalt, und verdammte ihn, in seinem Bäckerkittel als Vogel zu leben, und schenkte ihm keinen Gesang, sondern gebot ihm nur immer seinen sündhaften Ruf zu wiederholen. Und so lebt er noch heute in seinem wohlbestäubten Gefieder und ruft sein guck, guck jedem zu. Wir aber, wenn wir diesen Ruf hören, ziehen unser Beutelchen hervor, und denken dabei an den lieben Gott, dessen Auge über den Guten und Bösen wacht und bitten ihn, er möge uns nie heimsuchen mit so harter Noth, daß uns kaum ein Stückchen Brod übrig bliebe; zugleich aber machen wir den guten Vorsatz, stets auf dem Wege des Rechtes bleiben und keine Ungerechtigkeit begehen zu wollen, damit es uns nicht ergehe wie jenem Bäckerknecht.

Von Fischbachau auf den Wendelstein.

Alpenspaziergang von Hermann Geiger.

II.

Die Fernsicht.

Wir verlassen das Kapellchen, welches auf dem langgestreckten aber schmalen Bergrücken des hohen Wendelsteines uns aufnahm, und suchen ein windstilles Plätzchen, um von dort aus

das Flächen-Bild

zu betrachten, das sich in unbegrenzte Fernen dehnt, und ungefähr den dritten Theil des Horizonts einnimmt. Zunächst vor seinen Füßen muß der Beschauer über die ungeheuren grünen Wogen hinwegblicken, in welchen der massige Gebirgsstock zur Tiefe fließt. Unten wird er den größten Theil von Altbayern überschauen. Den Punkt Peißenberg findet man links gerade da, wo die Horizontslinie aus dem letzten Bergausläufer (Gindleralpe bei Tegernsee) hervortritt. Von West nach Ost eine gerade Linie von 32 bayerischen Poststunden ziehend, treffen wir als entlegenste Ortschaft neben der herabfallenden Kampenwand das Kirchlein von Nußdorf unweit Traunstein. Die granitene Mauer, auf der wir stehen, bildet von der Gindleralp bis hinüber zum Kampen einen Halbkreis, und die Alpen scheinen ihre beiden Arme ausbreiten zu wollen, um das gesegnete Land zu umfangen, das man Oberbayern nennt.

Auf die gedachte Linie legen fünf Seen ihre mehr oder weniger blanken Silberplatten. Der Ammer- und Starnbergersee fallen beinahe unter denselben Gesichtspunkt rechts vom Peißenberg. Sie kann ohne Fernrohr nur ein Falkenauge erkennen, während den nahen Simsee und neben ihm den weitgedehnten Chiemsee mit seinen drei lieblichen Inseln auch ein Halblinder finden wird. Zwischen diesen beiden Seegruppen ungefähr in der Mitte knapp neben der Breitensteinspitze schimmert ein lichter Streifen herauf — der Seehamer-See, welcher ein Stündchen östlich von der Station Weyarn liegt und für uns deßhalb merkwürdig ist, weil er uns gerade die Richtung von München zeigt. Welch' ein Vergnügen für unsere Gesellschaft in solcher Ferne die Stadt wieder zu sehen, an welche sich die meisten unserer Erinne-

rungen knüpften, jene Stadt, in der so viel gedacht, so viel gebetet, gemalt, geschrieben, aber leider auch — so viel getrunken wird!

Hier ist die rechte Stelle, um den Text jenes gemüthvollen Liedchens einzuflechten, das Kobell in die Sammlung seiner oberbayerischen Lieder aufnahm, und das den ehemaligen Lehrer Hager von Fischbachau (jetzt Lehrer in Eggstätt) zum Verfasser und Tondichter hat.

Glaubt's mir's, daß i of moin,
Ueber mein Wendelstein
Geht mir koin and'rer Platz,
Es is mei' größter Schatz.

Drob'n, da thuat's mi' frei'n,
Singa und Juchhe schrei'n,
Drob'n, wo's kloin Kircherl steht
Und 's Wölkerl umigeht.

Wann i' erst außi schau,
Wo 's Lüfterl is schö' blau,
Sieh i' die Stadt die schö'
Mit die zwoa Kirchthurm steh'.

Dort is der Kini z'Haus,
Schaugt wohl in d'Berg oft 'naus,
Sollt amal kemma 'rei,
Wur ihm nit zwieder sei. *)

Seine Liebe zu unsrem alten Königshause drückte in noch naiverer Weise einst ein Gebirgsländer bei Gelegenheit der Enthüllung des Theresienmonu-

*) Im „Bayr. Hochland" von Ludwig Staub findet sich über dieses Lied folgende Stelle:

„In Fischbachau war vor nicht langer Zeit das schönste Duett für Alpengesang, das man in weiter Runde finden konnte — zwei liebliche herrliche Stimmen und beide vortrefflich zusammen geübt! Ach, wenn die Jünger Otto's und Adalprechts hätten hören können, wie das Förster-Linerl und die Müller-Resin das Lied vom Wendelstein sangen, sie hätten gewiß nie hinausverlangt aus dem schönen Leizachthal nach dem langweiligen Eisenhofen im Landgericht Dachau. In neuester Zeit bezaubert ja jene Alpenlyrik selbst die fernen Isländer, wie denn unser Winkler berichtet, daß auch die Jungfrauen von Reykiawik zum Klaviere die Lieder vom Wendelsteine — aber freilich in dänischer Uebersetzung — singen."

mentes nächst Aibling aus. Beim Festschießen, welches damals gegeben wurde, hatte sich nämlich ein Schütze folgende Devise gewählt:

Der Wendelstein, der uns umgibt,
So fest mein Herz den König liebt.

Der im obigen Wendelsteinliede ausgesprochene Wunsch, daß auch der König herein kommen möge, wurde vor einiger Zeit erfüllt, und der geliebte Fürst ließ sich das angeführte Lied an Ort und Stelle vorsingen, bestieg dann selbst in zahlreicher Begleitung von Hoch und Nieder den gewaltigen Berg und sah auch hinaus auf jene Stadt „mit den zwei Thürmen", bei der wir vorhin stehen geblieben sind.

Unter den Punkten, die man westlich von München entdeckt, heben wir Augsburg, Andechs und das benachbarte Miesbach hervor, während zwischen Bayerns Hauptstadt und dem lieblich gelegenen Rosenheim in der Nähe das obstreiche Au und rechts davon Aibling, tiefer aber aus der umdufteten Ferne Freysing und Ebersberg (letzteres gerade über dem vor uns hinabstürzenden Jembach) sich zu erkennen geben. Dort unten rechts an den Krümmungen des spiegelhellen Innes, dem einzigen hier sichtbaren Stromgebiete, halten Rosenheim auf der einen, das alte Neubeuren aber auf der andern Seite die Uferwache. Ohne Moose und Filze (den Rücklaß eines ursprünglichen Seebeckens) wäre jenes größte und herrlichste Stromgebiet im südlichen Bayern mit zahlreichern und wohlhabendern Ortschaften belebt. Den alten Thurm des letztgenannten Ortes dürfen wir aber doch nicht so vorübergehend erwähnen, da er unter Allem, was unser Aug' hier sieht, einer der ältesten Zeuge menschlicher Werke ist.

Drüben vom fernen Oberrhein bis hin zur Salzach steht manche alte Burg oder Ortschaft Beuren. Eine große alemanische Familie, die Buri, hat sie gegründet. Neubeuerns Kirche (Ecclesia ad Burones) wird bereits im Jahre 798 erwähnt, während das Alter des dortigen Schlosses zum mindesten in die Zeit der Klostergründung von Fischbachau zurückreicht.

Wo sich des Innes Spur verliert, ist nördlich Haag zu suchen. Am Chiemseeufer tritt Prien hervor, während Traunstein durch die bei Aschau herabfallenden Kampenwände zugedeckt ist. So viel über die Oertlichkeiten.

Klein sind allerdings die Blumen, die in jenen unermeßlichen blaugrünen Teppich die Menschenhand eingewebt hat: da sie aber Werke unseres Ge-

schlechtes sind und unsere leiblichen Hüllen tragen, verdienen sie doch unsere ganze Aufmerksamkeit.

Wunderbar weitet sich das Bild, wenn man am nördlichen Horizont mit dem Tubus forscht. Jenseits der Donauebenen postiren sich die Höhen des Böhmerwaldes und schließen den Gesichtskreis (unterhalb des Chiemseebeckens) bereits in einer Entfernung von 50 Poststunden. Was sagen wir aber dazu, daß der unermeßliche Teppich in nördlicher Richtung sich noch großartiger entrollt? In einer Entfernung von 74 Stunden entdeckt der Tubus am nördlichen Rande des Königreiches — das Fichtelgebirge.

Spätere Angaben werden uns den Beweis liefern, daß man vom Wendelsteine aus in der Richtung von Süd nach Nord Höhen sieht, welche 100 Stunden von einander entfernt sind. Wohl haben die Blicke weniger Leser je einen solchen Raum beherrscht. — —

Im gewöhnlichen Leben betrachtet uns ein jeder, der uns begegnet, ohne daß er's andeutet, vielleicht ohne daß wir daran denken, von einem andern Gesichtspunkte. Diesen Schuster interessirt nur der Fleck auf unserem Stiefel, jenen Schneider nur unser Kleiderschnitt, den Tanzmeister unsere Haltung, Maler und Stutzer bemessen unsere Schönheit, Aerzte den Grad unserer Gesundheit, Leser und Denker unseren Verstand, Priester vielleicht unser Herz.

Auch jenes Land da unten wird von allen, die auf diesen Berg geklommen sind, ganz verschieden gemustert. Des Künstlers Auge schwelgt auf des Erdreiches manigfachen Formen und Farben, und obwohl der liebe Gott dieses Flächenreich fast nur mit derselben Farbe während der ganzen Zeit der Sommermonate überzogen hat, bewundert der Maler den gedämpften Uebergang von Grün in duftiges Blau, von Perlengrau bis in die lichtesten Nebeltöne; ihm treten auf diesem Ocean bewaldete Höhen und Hügel wie dunkle Eilande hervor — er schweigt und wir ahnen nicht, was in seiner bewegten Seele vorgeht.

Anders der Militärsmann. Dieser wird mit seinem Finger hinüber zeigen nach Nußdorf am Inn und sagen: „Dort drüben stand im Jahre 1809 unser zehntes Infanterieregiment mit zwei Eskadrons vom zweiten Dragoner-Regiment und der Batterie Gothard unter Deroy. Am 5. Juli marschierte unser Korps nach Kufstein, um die dortige Besatzung abzulösen

und den Platz mit Schießbedarf und Arznei zu versehen, und am andern Tag fand nach vollbrachtem Werk unser Rückmarsch nach Nußdorf statt.“ Ob Tirol bei Bayern geblieben ist, wird ihn weniger beschäftigen, als — die Batterie Gothard.

Ein noch älterer Offizier, dem seine Füße kaum mehr auf Commando gehorchen, wird beim Anblick des Innes sich erinnern, daß sich Oesterreich durch den Frieden von Campo Formio einen Theil Bayerns bis an den Inn mit Einschluß der Stadt Wasserburg zusichern ließ, und daß im August und September 1800 das österreichische Centrum auf dem rechten Innufer aufgestellt war und die Linie von Neubeuern bis hinab nach Braunau besetzt hielt. Im Dezember desselben Jahres stand der französische General Moreau (fünf Tage nachdem er die bayerisch-österreichische Armee unter Erzherzog Johann bei Hohenlinden geschlagen) mit der Hauptmacht seiner Armee dort unten bei Neubeuern, und am 9. Dezember überschritt dieselbe Armee den Strom auf Schiffbrücken. *)

Der Arzt beachtet in einer Feldkapelle bei Schliersee und in der Marienkirche zu Fischbachau das Bild der Gottesmutter, wie sie ihren Schutzmantel über eine Anzahl kleiner Menschen breitet, und man erzählt ihm, daß auch diese Gegend von der Pest des Jahres 1634 furchtbar mitgenommen worden, bis ein Knabe in einem Traumgesicht die heilige Jungfrau sah, welche dem Kind eine Stelle bei Schliersee zeigte, wo heilende Wurzeln sich fanden **).

Der Alterthumsforscher entdeckt im Geiste noch die Urwälder, die da und dort von einem pelzgekleideten Germanen gelichtet worden; er gewahrt an den Donauhöhen die Gränze des Römerreiches und erinnert sich der alten Teufelsmauer, welche nur einige Stunden nördlich von uns das Land durchschnitt; ihm ist der Inn noch heute die Trennungslinie zwischen Vindelicien und Noricum; er sieht von hier aus nicht Augsburg, sondern die Augusta der Vindelicier, bei Peißenberg findet er das alte Abodiacum; er zeigt uns an den schwer erkennbaren Donaulinien die Lage von Guntia, Castra regina

*) In den Jahren des spanischen Successionskrieges haben die um den Wendelstein wohnenden Bauern ihrem Patriotismus ein unvergängliches Denkmal gesetzt, und der Weihnachtstag 1705, an dem sie ihr Blut auf den Höhen vom Sendling bei München vergossen, bleibt der Ehrentag der Gebirgsländer in der Geschichte Bayerns.

**) Vergl. Schaden's Neue Reisebilder. Topograph. Beschreibg. des Schliersees. Die „Pestfreithöfe“ zeugen heute noch hievon an verschiedenen Gebirgsorten.

und Bojodurum und bedauert, die alte Juvavia wegen des unartigen Kampen nicht sehen zu können.

Alle seine Fremdworte aber dringen nicht in das Ohr des Priesters, dessen stiller Blick unverändert auf einer nahen Bergkirche (links von Aibling) ruht. Seine Gedanken sind im siebenten Jahrhundert, welches in diesen Gegenden Licht in die heidnische Finsterniß gebracht. Er gedenkt der wilden Schaaren, die damals von den Ufern der Schlierach und Leizach herstürmten, die Gebüsche des nahen Irschenberges, von wo jene Kirche ihm winkt, durchforschten, und wuthschnaubend in die umfriedeten Zellen eines Marinus und seines Neffen Amianus drangen. Die beiden heiligen Männer, für welche unsere Diöceſe jährlich einen Gedächtnißtag (den 15. November) feiert, hatten nämlich ihre Güter in Hibernien (Irland) verlassen und waren nach Rom gewandert, um dort die Gräber der Apostel zu verehren. Papst Eugenius I. übertrug ihnen das Predigtamt und sandte sie zu den Alpenbewohnern. Der Onkel bekleidete die bischöfliche Würde, der Neffe jene eines Diakons. Angekommen in Deutschland suchten sie sich zur Ansiedlung unweit des Wendelsteines einen Berg heraus, dessen von Hirschen bewohnten Wälder sie lichteten, und ließen sich in Alp nieder*). Andere nennen das eben so unbekannte neben Alp liegende Wilparting als die Stätte der Heiligen. Beide Orte gehören in die Pfarrei Irschenberg. Die guten Missionäre suchten das in der Gegend noch sehr schwache Christenthum zu befestigen und waren von den Leuten, welche sie wie Himmelsboten verehrten, von allen Seiten besucht. „Vierzig Jahre lang (sagt unser Fest-Proprium) traten sie in die Fußstapfen der ersten Anachoreten und erfrischten den Körper an Wochentagen nur mit Brod, Salz, Kräutern und Wasser, an den höhern Festtagen aber mit Käse und Linsen. Eines Tages aber stürmten die Slaven oder Wenden aus den Alpen zur Höhle des Marinus, verlangen versteckes Geld und fordern von ihm, daß er Christo absage. Da sie indeß nichts ausrichteten, so spannten sie seinen Leib auf die Folter, schlugen ihn mit Ruthen und warfen den zitternden Greis zuletzt auf einen brennenden Scheiterhaufen. Dort betete der heilige Märtyrer für seine Peiniger und übergab seine Seele ihrem Schöpfer."

*) Diese gänzlich unbeachtete Ortschaft liegt etwa eine halbe Stunde von der Miesbach-Rosenheimer Salinstraße nördlich. Man verläßt die Straße nächst Hilgenrein.

In Betreff des Neffen wird erzählt, er sei damals an einer gefährlichen Krankheit darniedergelegen, habe das himmlische Viaticum empfangen, und nachdem er den Tod des Bischofs vernommen, sei er heiter an demselben Tage, nämlich am 15. November, zum Himmel heim gegangen. „Diese heiligen Körper wurden zu Wilparting, einem Orte der Pfarrei Irschenberg, begraben und sind bis heute durch die Wunder berühmt, die dort geschehen.“ So war es beispielsweise den Ungarn auf jenem letzten Raubzug, den sie vor dem Hauptschlag am Lechfeld durch die Gegend am Irschenberg machten, unmöglich, die Kirche zu Wilparting in Brand zu stecken, ja sie konnten trotz aller Anstrengungen nicht einmal deren Thüren einsprengen.

Das waren die Männer, welche ihr Vaterland verließen, um unsern Gebirgsleuten Cultur der Sitten und des Bodens zu bringen. Ihr Andenken ist verewigt in der Geschichte der Kirche, stände auch nicht jenes prächtige von der Gemeinde errichtete Monument in dem Gotteshause von Wilparting.

Raderus in seiner Bavaria sancta versetzt dieß Marterthum in das Jahr 697 und nennt ebenfalls die Mörder Slavi seu Venedi.

Wer waren denn aber diese Slaven oder Wenden?

Die Antwort darauf lassen wir den Verfasser der „Beiträge zur teutschen Länderkunde“ geben, welcher behauptet, das Bayoarien Carlmanns im neunten Jahrhundert sei mehr als zum dritten Theil von Slaven bebaut gewesen. „Und wie,“ fragt er, „wenn das Königreich Bayern auch in seiner heutigen Begränzung betrachtet, noch mehr als den siebten Theil seiner Gesammt-Bevölkerung u. z. einen sehr genügsamen und fleißigen Bestandtheil als das Ergebniß slavischer Abkunft enthielte?“

„Die Barbaren, welche sich an der Scharnitz und Leitasch festgesetzt, und nach Osten hin auf dem Pleissenspitz, Roßstein, Unitz, Nierath und Ostin (hier sahen sie einen großen Thalsee sich stark in's Vorland ergießen)*), welche auf dem Trausnitz, Aurachstein und Miesing, auf dem Breitenstein, Wendelstein und Madron; jenseits des Inns auf dem Hochriß, den Kampen und dem Schnappen bis in den Miesenbach standen — überschauten raublüstern das offene Land, dessen Hügel feste Burgen krönten, auf dessen wohlbekannten Fluren sich schon hie und da christliche Kirchen und Kapellen zeigten.“

---

*) Tegernsee von teku, fließen. „Many-Fall“ (Mangfall) bezeichnet einen starken Fall.

„Vom ersten Schrecken sich ermuthigend und die gläubigen Flüchtlinge des Berglandes aufnehmend, sammelte sich das christliche Volk an der Leisach, Manyfall und des Inn's linken Ufern, schlagfertig, unter dem Gebote kriegserfahrener Dynasten. So war hier den Slaven das Ziel gesetzt." *)

Von diesen Niederlassungen der Wenden leitet Koch-Sternfeld die Namen Wendelstein, Wendelstätten, Wendling u. s. w. ab. —

Als wir in solchen Erwägungen bei einander saßen, wurden wir durch verschiedene Vorkommnisse der Gegenwart uns selbst glücklich zurückgegeben.

Der Träger eines grünen wohlgefüllten Rücksackes, ein junger Philologe aus Nassau, konnte den Geruch seiner so mühsam heraufgeschleppten Lebensmittel nicht länger ertragen. Er öffnete das Tuch, durchmusterte dessen Inhalt, und schnitt mit seinem Taschenmesser guten Braten und Brod auf, welches eine besorgte Mutterhand für ihren Sohn und nebenbei wohl auch für uns in den Sack gelegt hatte. Die Bissen waren bald verzehrt. Als der Sprachforscher weiter forschte, fanden sich in den Tiefen noch ansehnliche Muster von geräuchertem Fleische, deutschen und italienischen Namens. Zuletzt entstöpselte er eine dunkle Flasche, die uns einen Vorgeschmack von dem gesegneten Land Burgund machen sollte. Sieh, da steigt auf den „Eselsrücken" unseres Berges ein bartiger Jägersmann. Was will er auf solcher Höhe? Theilnehmen an unserem Moosgelage? Wortgetreu entlud er sich seines Auftrages, der dem Zögling des Philologen galt, und mit dem vielgehörten Studentenruf: „Das ist gescheidt" beantwortet wurde. Es handelt sich um einen plötzlich eingetroffenen Marschbefehl zu einer Ferienreise in's Land der Lawinen, und wirklich war der junge Geladene noch in derselben Nacht an den Grenzmarken Würtembergs. Vorerst aber sollte er noch das Südbild, dem unser Punkt zunächst seinen hohen Ruf verdankt, mit ruhigem Gemüthe betrachten.

Ich fragte den Jäger, ob er nicht eine Gesellschaft von Knaben und Jünglingen gesehen habe, die von Zell herauf wanderten, und der theure Mann bejahte die Frage. Es bedurfte in der That nur einer kleinen Bewegung und weniger Schritte von unserer Seite, so konnten wir die Erwarteten über das südliche Dach des Wendelsteins heraufklettern sehen, die unter

*) Koch-Sternfeld l. c. Bd. I. S. 186. Der Verf. räumt ihnen 150 □ Meilen in Südbayern ein, und beanschlagt die Zahl ihrer heutigen Nachkommen in Bayern auf 600,000.

Jubelgeschrei ihren lieben Vätern vorauseilten. Sie waren um vier Uhr früh in Schliersee flügge geworden, hatten Zell zu Wagen um 7 Uhr erreicht und waren gegen 11 Uhr hieher gelangt. Sie lobten den alten Wolkenträger, daß er eben bei Laune war, heiter zu sein und suchten sich in den Latschen ein windstilles Plätzchen neben uns. Jetzt ließen wir mit edlem Getränke einen hochverehrten Mann leben, der unten in Fischbachau in den letzten Tagen statt der gesuchten Erholung die heftigsten Schmerzen gefunden hatte, und der Rundgruß, den wir ihm brachten, schien nicht ohne Wirkung zu sein, denn schon des andern Tages konnten wir mit ihm den Hammer besuchen. —

Das Gebirgsbild,

welches, wie schon erwähnt, den höchsten Reiz dieser Rundschau ausmacht, beginnt links mit den Chiemsee-Bergen, bildet einen unermeßlichen Halbkreis, der im Süden eine langhinlaufende Wand von Schneebergen berührt, und endet rechts mit den Bergen von Tegernsee. Zu diesem gewaltigen Bogen bildet die Linie der altbayerischen Ebene gleichsam die Sehne. Wer sie zählen will, diese manigfach gebildeten Spitzen, die nah und fern in den blauen wolkenlosen Aether hinaufstreben, wird ihrer mehr als hundert finden.

Bei solchem Anblick ist es kaum möglich, ohne tiefe innere Erregung zu bleiben.

Sollte die Ewigkeit auch vieles verwischen von den Erinnerungen aus dieser Welt, drei Eindrücke wird sie dir unverändert lassen: wie du als Kind gelehnt am Fensterbogen in des Sternenhimmels unbegränzte Ferne schauetest; wie du als Jüngling wonnetrunken die weißen Gletscher sahest, die bis in den Himmel ihr Haupt streckten und über den Anblick seiner Schönheit sanft errötheten; wie du endlich als Mann am Meeresufer gestanden und das Gewand des unendlichen Gottes vor dir gesehen, ja mit der Hand es berührt hast.

Mir ist darum eine Bergparthie ein Pilgergang und hier oben kann ich sagen: Gott und ich sind allein. Diese Berge sind mir das Evangelium des Vaters, das dem Zweifler Glauben, dem Gläubigen aber Anbetung predigt. In diesem Buche stehen die Worte: „Der Himmel ist mein Thron und die Erde der Schemel meiner Füße." Wessen Gemüth schließt nicht aus diesem Zauber auf die Schönheit jener andern Welten, die von den dunkeln Räumen herunterglänzen und an Größe all' unser Ahnen übertreffen! Ach, wollte dieses

Ahnen noch weiter gehen in die unsichtbare Schöpfung, wie schnell sind die Seelen-Flügel gelähmt und wie kleinlaut sinkt man wieder herab vom Throne des Ewigen zum Schemel seiner Füße! Wohlan, es genügt uns, daß auch auf diesen Schemel das Wort Allmacht mit der Lapidarschrift dieser Berge geschrieben ist, und unser enges Herz begnügt sich einstweilen mit der Aufforderung: „Fallet nieder vor dem Schemel seiner Füße" (Ps. 98).

In drei verschieden gefärbte Gruppen gliedert sich das Gigantenheer, das regungslos vor uns steht. Jene nächsten Wächter sind in frisches Grün gekleidet, der ungleich zahlreichere Mittelzug aber in Blau, während alle jene hintersten Zinken (die Triarier des Heereskörpers) in blendendem Weiß dastehen.

Aus den grünen Bergen in erster Reihe, von welchen einzelne Almenbächer herüberglänzen, heben wir die beiden massiven Wächter hervor, die sich jenseits des Dörfchens da unten (Bayerisch-Zell) erheben. Zwischen ihnen läuft das vielbesuchte Thal der Urspring in der Richtung von Tirol schmal dahin und führt in das liebliche „Landl." Auf dem Sträßchen, das dich durchs Thal führt und an ein sehr gutes Wirthshaus bringt, hast du links die vom Großtraiden herabfallende Schwarzwand, rechts aber den waldbedeckten Seeberg. Das Landl selbst gehört bereits zu Tirol.

Traiden und Seeberg und ihre westlichen Nachbarn berühren mit ihrem Fuße das liebliche und weithinlaufende Leizachthal. Dieses Thal umkreist im Süd und West mit seinen sammetnen Auen den Wendelstein und läßt sich noch weit in seinem nördlichen Lauf verfolgen. Lachende Dörfchen, wie Spielzeug hingeworfen, schmücken die Ufer der Leizach. Wie war das anders vor acht Jahrhunderten! Daß gar wildes Gethier an der Leizach hauste, bezeugen noch heute die Namen, die auf Auerochsen (Ure) und Elenthiere schließen lassen *).

---

*) Man beachte die Namen Aurach (Einöde im schönen Aurachthal) südlich vom Aurachstein am Bache Aurach, ½ Stunde vom Hammer; ebenso die Elen-Alpe (2 Hütten nördlich vom Kreuzberg der gräflichen Familie Du Ponteil in Fischbachau gehörend), in deren Nähe der Elen-Graben entspringt, der östlich hinabfällt gegen das „Ur"sprungthal. (Das letztere, dessen Grund zunächst aus Wasserwiesen besteht, gibt der Leizach den Ursprung. Eigentlich ist die Leizach der Abfluß des Stockensees und eines solchen ohne Namen südlich von Bayerischzell; dieser Abfluß verliert sich aber sehr bald im Sande und bildet unter der Erde die Quellen für den stattlichen Fluß.) In dem Wohnhause des

Bei Erwähnung unseres Nachbars Großtraiden, eines Berges voll Drüsen, Klüften und Höhlungen, den der Wendelstein um 350′ überragt, dürfen wir auch des dortigen Bergbaues nicht vergessen. Die Sache verhält sich so. Ein Taglöhnerssohn aus Ellbach — der Schneider Lindl — entdeckte im Jahr 1731 einen Eisenerz-Anstand am Traidberg „Trockenlecken" genannt. Der letzte Waldecker Graf Joseph von Maxelrein hatte das Recht, in der Gegend nach Erz zu graben und besaß einen Hochofen, welchen er Max-Josephs-Ofen nannte *). Ihm machte der Schneider Anzeige von seinem Fund, und der Graf schenkte im 50 Gulden. Der Bau begann, und obwohl im ersten Jahr 4000 Staar Eisensteine gewonnen wurden, so stellte sich das Unternehmen im Lauf der Zeit doch nicht von der günstigsten Seite dar. Später machten andere einen neuen Versuch im Traiden Eisen zu gewinnen, es ward ein 17 L. langer Stollen eingetrieben und man brachte 300 Staar Erz zu Tage, der Erfolg war aber auch dießmal nicht günstiger, als beim frühern Versuch **).

Auch die andern grünen Berge, welche sich uns gegenüber jenseits des Leizachthales erheben, sollen wenigstens mit einem Worte erwähnt werden. Vom Landl angefangen zieht sich bis zum Max-Josephs-Thal hin ein gewaltiger Gebirgsstock in nordwestlicher Richtung, etwa zwei und eine halbe geographische Meile hinlaufend. Wer von Bayerischzell nach Schliersee fährt, sieht zu seiner Linken einen Theil dieser malerischen Berge. Ungleich schöner überschaut man sie aber vom Wendelstein. Man sieht von hier aus, daß es eigentlich eine einzige fortgesetzte Kette ist, deren Anfang das Sonnenwendjoch bildet, das sein kolossales Haupt auf Tirolergrund keck über die bayerischen Berge erhebt. Auf unsrem Land schließt sich der Kreuzberg ihm an, diesem folgt weiter rechts der Auerberg und gleich neben ihm der allen bekannte kegelförmige Miesing, dann die Alp- oder Eipel-Spitz; weiter vorne endlich fällt beim Nagelspitz der ganze Gebirgsstock hinab in's stille Aurachthal.

Herrn Revierförsters zu Fischbachau sieht man ein sehr interessantes Schaufelgeweih, zwei Spangen lang und ebenso breit, mit fünf Ausläufern. Dasselbe wurde vor etwa sechs Jahren in der Aurach gefunden und ist unverkennbar eine abgeworfene Elenschaufel.

*) Von ihm hat das vielbesuchte Max-Josephs-Thal, ein Stündchen südlich vom Schliersee, seinen Namen. Der Hochofen ging im Jahr 1740 wieder ein.

**) Oberbayr. Archiv Bd. II. S. 315.

Hinter dem Mieſing, faſt unter demſelben Geſichtswinkel nur unbedeutend links von ſeiner Spitze, finden wir die wegen ihrer Fernſicht vielbeſuchte 6461′ hohe Rothe Wand, die auf den Mieſing etwas hochmüthig herabſchaut. Wir können die hohe Wand auch von den Thürmen Münchens aus recht wohl unterſcheiden.

Hinter der erſten Colonne der grünen Berge erheben die ſogenannten Tegernſeer Berge ihre Häupter. Sie beginnen hinter dem Eipelſpitz mit dem Rißkogel und Setzberg (bei Kreut), zeigen den bekannten Wallberg und müſſen ſich gefallen laſſen, daß ſie zum Theil durch den niederern aber nähgelegenen Brecherſpitz und das lang nach Norden hinlaufende Rohrgebirg bei Fiſchbachau zugedeckt werden.

Der letztgenannte Gebirgsſtock, über welchen vom Leizachthal aus ein Fußweg nach Schlierſee führt, hat wohl noch unermeßliche Schätze in ſeinem verborgenen Innern. Geſchichtlich hat der Bergbau dieſer Gegend eben dort ſeinen Anfang genommen.

Herzog Albrecht III. hat nämlich durch offenen Brief vom Bartholomäustage 1446 einer Geſellſchaft die Erlaubniß gegeben, am Schlierſee und den Bergen an der Leizach Bergbau zu treiben. Ueber die Reſultate ihrer Bemühungen ſprechen noch alte Akten unſerer Bergwerksadminiſtration, welche Baron Gumppenberg durchmuſtert hat. Auch die Eiſenſteingruben am Pruſſtkegel, 1½ Stunde vom Schlierſee, nahe bei dem ehemaligen Pfarrdorfe Weſterhofen, ſcheint dieſe Geſellſchaft eröffnet zu haben. Dort geht eine ſchauerliche Sage. Vor etwa 150 Jahren ſollen nämlich ebendaſelbſt ausgehauene Zechen plötzlich zuſammengebrochen ſein und gegen 100 Bergleute verſchüttet haben. Menſchliche Hülfe war hier nicht möglich. Die wenigen Leichname, die man zu Tage bringen konnte, wurden unter den Klagerufen und Gebeten des Volkes auf dem Friedhofe zu Weſterhofen beerdigt. Die immenſen Kohlenlager, die heute in derſelben Gegend zu Tag gebracht werden, ſind ohnehin bekannt.

Auch am Wendelſtein, gleich in der Nähe der Hammerſchmiede, wurde kurze Zeit Bergbau getrieben. Der Beſitzer der Schmiede hieß Veit Bauernſchmied, und noch jetzt nennen die Leute den Ort beim Vixtus, oder Veit Bauernſchmied. Heute arbeitet man im Hammer das Roheiſen, das von Bergen hieher gefahren wird. Der Fremde kann ſich, wenn er genügſam iſt, und mit der Freundlichkeit der Gegend ſich zufrieden gibt, in der dortigen

Gastschenke oder an den Tischen vor dem wohlhäbigen und gediegenen Hause niederlassen und erquicken.

Hier oben auf unserm Berge sieht man zwischen den Weißwänden und dem Breitenstein, $1^1/_2$ Stunden nordwestlich von unsrem Standpunkte, die Kesselalpe mit fünf Hütten. Dort bemerkte der Oberverweser Fuchs die Spuren zweier verfallener Stollen, die ihm eine uralte Arbeit aber nicht auf Eisenstein gewesen zu sein schienen. Dieselben gehören wohl dem 15. Jahrhundert an.

Auf dem Gebirgspfad zwischen Bayerischzell und Oberaudorf gelangt man etwa auf halbem Wege zur Himmelmoosalpe. In der Nähe derselben findet sich Schwefelkies, wovon man vor mehreren Jahren 12 Centner an das Bergwerks-Collegium in München geschickt hat.

Um 1730 wurden alle Eisenhüttenwerke der ganzen Gegend um den Wendelstein kalt gelegt und die Eisensteingruben offen gelassen. Das reizte den erwähnten Veit und den Gerstlager von Tölz, dort ihr Glück und ihren Reichthum zu suchen, es ging ihnen aber auch nicht besser als den andern. Das churfürstliche Berg- und Hüttenwerk Max-Josephsthal war nur von 1756—1776 in Betrieb gestanden und wurde im letztern Jahr ebenfalls gesperrt. Später werden ohne Zweifel neue Unternehmer kommen, um in den Adern dieser Berge nach Metallen zu forschen — vielleicht, daß diese das goldene Vließ auf neuen Zügen einst erbeuten werden. —

Was die blauen Berge betrifft, welche sich von unserem Standpunkte aus zwischen den grünen und weißen in die Mitte stellen, so setzen wir vor allem zwei bekannte Größen fest, die uns die Kenntniß derselben erleichtern, im Osten nämlich den Watzmann, im Westen den Zugspitz. Es sind die berühmten zwei Wächter, welche den Mantel unseres lieben Altbayerns an den Spitzen halten. Den Zugspitz erkennt jeder an der abschüssigen Wand, welche von uns aus besehen herunterfällt auf den Brecherspitz. Schwerer ist der Watzmann zu erkennen, weil seine Nachbaren, der hohe Göhl links und die übergossene Wand rechts, ihm gar nahe an den Leib rücken. Wer das Stück des Innflusses entdeckt hat, das bei Ober- und Niederaudorf deutlich hervortritt (östlich von den Berchtesgadener Bergen), der findet über demselben das ansehnliche und breitgedehnte Breithorn, das seine Hand dem zerklüfteten an Vegetation so armen wilden Kaiser bietet. Diese kahlen Steinmassen ziehen die Aufmerksamkeit der Besucher des Wendelsteins mit einer Art von Aufdringlichkeit an sich. Dem Kaiser würde es im fernen Osten, des Zugspitzes

Nachbar, das Karwendelgebirge nachmachen, wenn es für uns nicht zu entlegen wäre. Außer den erwähnten bekannten Bergen erhebt sich noch ein ganzer Wald von blauen Spitzen, welche den Mittelgrund füllen und die Anmuth des Bildes erhöhen.

Die weißen Berge, in zahllosen Pyramiden und Thürmchen emporstrebend, decken den südlichen Horizont und bilden selbstverständlich den Glanzpunkt des Panorama's. Man könnte die Tauernkette mit einem Perlendiadem vergleichen, womit die Erde ihr schönes Haupt schmückt. Am westlichen Ende des Kaisergebirges beginnen diese Säulen in den blauen Aether zu steigen. Alle sind über zehntausend Fuß hoch. Der Breitkopf und das Weißbachhorn eröffnen den Reigen der Tauernkette mit ihren blendenden Schneemassen und setzen sich im Großglocken fort. Dieser an den Gränzen von Illyrien, Salzburg und Tirol gelegene Riese ist über 13000 Fuß hoch, und der höchste (aber nicht fernste) aller vom Wendelstein aus sichtbaren Berge. Seine Entfernung von unserm Standpunkt beträgt 14 geographische Meilen. Auf unserm Bilde hat der Großglocken nur einen Nebenbuhler — allerdings einen sehr bedeutenden — in dem Venediger Horn, das nur um ein geringes niederer ist, als er, dafür aber sich ungleich großartiger in seinen zwei Ausläufern unserem Auge darstellt. Beide Kolosse der Tauernkette sind etwa vier Meilen von einander entfernt und zeigen sich hier, der erste links, der letztere rechts über dem lieblichen Thal, das in's Landl führt. Man behauptet, der Venediger habe seinen Namen Venedig, von der zauberischen Braut des adriatischen Meeres, dessen Wasserspiegel man von seinem Scheitel aus sehen könne. Neben dem Venediger nehmen in westlichem Laufe die Krimler Tauern ihren Platz ein, über welche früher die Studenten wanderten, wenn sie Venedig besuchten. Heute fahren sie auf Reisen größtentheils mit der Eisenbahn. Zwischen dem Venediger und den Zemmerfernern, die eine Pyramidalspitze über dem nahen Sonnenwendjoch in den Aether senden, und 21 bayr. Poststunden entfernt sind, blitzt eine Fülle von Silberspitzen wie schäumende Wellen eines bewegten Meeres herüber. Die Tauern sind zwischen dem Sonnenwendjoch und der rothen Wand (deren Spitze sich herausnimmt, die Silberkette der südlichen Berge zu unterbrechen), bereits durch näher liegende Schneeberge zugedeckt, die sich nordwestlich gegen uns heranziehen, und in den blauen Bergen fortsetzen. Das bei Buchau am Achensee ansteigende Sonnenwendjoch erhebt sich dort, und läuft gegen das Karwendelgebirg

hin, welches bekanntlich mit dem Zugſpitz ſich verbindet, wo die Kette abſchließt.

Alle dieſe erwähnten „weißen Berge" erſcheinen unſerm Auge, wie wenn ſie in einer einzigen geraden Linie aufgeſtellt wären. Dem iſt aber bei weitem nicht ſo. Je mehr wir vielmehr dieſelben nach Weſten verfolgen, deſto nördlicher, alſo unſerm Standpunkt näher, ſind die Gebirgsſtränge, die ſich zur diamantenen Kette geſellen, ſo daß die letzten ſchon ganz auf ſchwäbiſch-bayeriſchem Gebiete ſtehen.

Würde unſer Frauenhofer Inſtitut eines der beiden Fernröhre, die gegenwärtig zu Pulkowa und New-Cambridge aufgeſtellt und die größten ſind, die es auf der Welt gibt *), auf dem Wendelſtein aufpflanzen, ſo würden wir uns überzeugen, wie all' das, was jetzt als einzige Kette erſcheint, ſich trennen und welche Perſpektive ſich zwiſchen den Zemmerfernern und dem Sonnenwendjochgebirge aufthuen würden. Dann könnte man auch manche weitentlegene Gruppen (z. B. aus den Alpeinerfernern) entdecken, die man jetzt nur muthmaßt.

So macht der Menſch, mit dem Erreichbaren nie zufrieden, immer das Unerreichbare zum Gegenſtand ſeiner Wünſche.

Das grobe Handtuch.

Unſere Schule hatte einen Feiertag, und ein Theil von uns Mädchen ſollte nach einem Fußwäldchen gehen, ihr zweites Frühſtück mit dort hinnehmen und den Tag dort zubringen. Das Wetter war ſchön, und nachdem die Sonne den Thau aufgetrocknet hatte, ſah man ungefähr ein Dutzend kleiner Mädchen den Weg nach dem Wäldchen einſchlagen. Sie trugen Körbchen in den Händen und plauderten ſo luſtig mit einander, wie Schwalben auf einem Scheunendach. Als wir das Wäldchen erreicht hatten, ſpielten wir und ſprangen umher wie Eichhörnchen bis gegen Mittag, wo wir anfingen, hungrig zu werden. Nun war Jedes begierig zu wiſſen, was das Andere wohl für

*) Dieſelben ſind 24 bayr. Fuß lang und die vordere Oeffnung iſt 16 Zoll breit.

einen Vorrath in seinem Körbchen haben möchte. Zwei oder drei der ältesten schlugen vor: aus einem glatten Felsenstück einen Tisch zu machen und das Geschäft des Aufdeckens zu übernehmen. Uns kleineren Mädchen sagten sie, wir möchten indessen gehen und spielen. Keiner von uns gefiel dieser Plan, aber wir hatten nicht den Muth es zu sagen, obgleich wir sehr unwillig unsere Körbchen hergaben und uns hinwegsenden ließen. Wir gingennicht so weit, daß wir nicht das Auspacken der Körbchen gesehen und gehört hätten, was die großen Mädchen dabei sagten.

Pasteten, Törtchen und Kuchen kamen im Ueberfluß zum Vorschein. „O, o! wie gut, wie einladend!" riefen wir in der Entfernung.

„Wer hat das gebracht und wer das?" Und natürlich jedes Kind, welches etwas besonders Gutes hatte, war bereit, es sogleich zu sagen, wem es gehörte. Endlich wurde ein kleines Körbchen geöffnet und ein grobes Handtuch voll kleiner Pasteten kam heraus. Mein Herz pochte.

„Ein grobes graues Handtuch!" schrie eine von den großen Mädchen — „wie gemein! ich könnte keine Pasteten aus einem solchen Handtuch essen; hatte denn ihre Mutter keine feine Serviette, das möcht ich doch wissen!" —

„Ein grobes Handtuch!" wiederholten die Andern, das Päckchen in das Gras werfend, als sei es eine Spinne. —

„Wem gehört es nur?" fragten die Kleinen eifrig sich ansehend. Zitternd und erschrocken zog ich meinen runden Hut in das Gesicht und wandte mich ab, denn — es gehörte mir.

„Aha, Du bist das grobe Handtuch," sagte Fanny Hanau, mich am Aermel ziehend — „ich kanns kaum glauben, aber Du bist es."

„Und wenn sie es auch ist," sagte Jettchen Stein, meine Hand nehmend, „es schadet nicht, wer weiß, ob wir das grobe Handtuch nicht noch brauchen können."

Aber meine Freude war dahin. Ausgelacht zu werden von den großen Mädchen und vielleicht gar den Spottnamen zu erhalten: „Graues Handtuch!" das war zu viel. Die ganze Zeit über als wir aßen, fürchtete ich mich, sie würden wieder davon anfangen. Wie wünschte ich mich nach Haus und wie ersehnte ich die Zeit des Abdeckens, um mein Handtuch zu nehmen und es in mein Körbchen zu verbergen. Des Nachmittags gingen wir an den Fluß, und da wir niedliche Kiesel sahen, zogen einige der Mädchen ihre Schuh und Strümpfe aus und wateten in das Wasser. Als sie träufelnd wieder heraus

kamen, wollten ihre feinen kleinen Tücher und Servietten nicht zum Abtrocknen paſſen. Was ſollten ſie thun? —

„O, wo iſt das grobe Handtuch!“ rief eine; „ja, ja, ich rathe zu dem grauen Handtuch!“ riefen ein halbes Dutzend Stimmen und alle Hände ſtreckten ſich nach Jettchen Stein aus, welche es aus meinem Körbchen nahm.

„Sagte ich es Dir nicht?“ rief ſie. Niemals war ein Handtuch ſo nützlich. „Liebe Zeit! wie bald ſind die kleinen Servietten abgenutzt,“ rief eines von den großen Mädchen, „an ſo einem Tuch iſt etwas.“

Ich arme Kleine war vergnügt genug; nichts zeigte ſich nützlicher auf unſerem ganzen Spaziergang, als das verachtete Handtuch. Außer dem Waſſer nahm es Schlamm und alles hinweg, ohne daſſelbe hätte ein Theil der Geſellſchaft ſchmutzig nach Haus gehen müſſen. Ich habe die Lehre von dem groben Handtuch nicht vergeſſen. Sie heißt: „Schäme Dich niemals eines Dinges, weil die Leute darüber lachen. Verachte nicht die groben braunen Hände, ſie ſind die ſtarken, die arbeitenden, die geſchäftigen Hände, welche die Welt unterſtützen.“ Ich ſehe gern ein gutes, braunes, ehrliches Geſicht, welches gewöhnt iſt, den Stürmen des Lebens Trotz zu bieten. Es iſt das Kräftige, das Pausbackene des Charakters, welches ihm den Werth gibt, ſchäme Dich deſſelben nicht und verachte ihn nicht. —

Centifolie und Alpenroſe.

Von Anna Benedikt.

Centifolie:

Wie einſam ſtehſt du auf den felſ'gen Höhen,
Du Aermſte und wie ſo verlaſſen da,
Wo Gletſcherlüfte eiſig dich umwehen,
Dem Himmel nicht und nicht der Erde nah.
Du prunkeſt nicht mit ſchönem Farbenglanze,
Und lockeſt nicht mit ſüßem Balſamduft,
Einſamer nicht wärſt du im Todtenkranze,
Der welkt und ſtirbt in ſtiller, finſt'rer Gruft.

Wie glücklich bin ich, in dem Thal zu blühen,
Ich, aller Schweſtern ſtolze Königin!
Mein Wohlgeruch und meine Farben glühen
Und ziehen frohe Blicke auf mich hin.
Man huldigt mir, wo immer ich erſcheine,
Von freudiger Bewunderung erfüllt,
Ich fehle nie im feſtlichen Vereine,
Man nennt mich nur der holden Liebe Bild.
Und kaum erwach' ich in dem Frühlingshauche
Als zarte Knoſpe zu des Lebens Luſt,
So pflückt man mich vom duftig ſchönen Strauche
Und ſchmückt das Haar und ſchmücket ſich die Bruſt.
Dich aber, Schweſter, kann ich nur beweinen,
Du bleibſt ſo fremd im lebensfrohen Kreis,
Vergeſſen trauerſt du auf Felſenſteinen
Und meine Schönheit raubt dir allen Preis.

Alpenroſe:

Du ſtolze Königin dort in dem Thale,
Nur von der Höhe ſpricht man ſtolz herab,
Poſaune deinen Ruhm hinaus und prahle
Mit all den Reizen, die dir Flora gab;
Ich in dem einfach röthlichen Gewande
Und dem beſcheidnen dunklen Blättergrün,
Ich zöge nicht von dieſem Felſenrande
Zu dir hinab in deine Fläche hin.
Mag ich auch einſam hier auf Felſen ſtehen,
Steh ich doch über dir und ſtehe hoch,
Und ob die Lüfte rauher mich umwehen,
Erhalten ſie mich lebenskräft'ger doch.
Man ſucht dich nicht, du biſt ja leicht zu finden,
Und bieteſt ſelber dich dem Blicke dar;
Zu mir gelangt auf Bergespfadgewinden
Der Wandrer nur mit Mühe und Gefahr.
Und kann er mich auf meiner Höh' erreichen,
So führt er ſtolz und ſelig mich davon,
Er ſendet mich dem Freund als Liebeszeichen,
Ich bin ihm Ruhm und ein erkämpfter Lohn.

Wenn ich schon längst um dein Verblühen weine,
Und Niemand deine kurze Schönheit preist,
Dringt man hinauf zu mir am Felsensteine:
So über Schönheit stehet auch der Geist!

Wolfgang von Grünenstein.

Von Hans Weininger.

Der Schild der Ritter von Grünenstein im Thurgau war in horizontaler Richtung sechsmal in Blau und Silber getheilt. Als Helmzier war denselben ein Busch von wehenden Straußenfederu zuständig. Aus diesem altadeligen Geschlecht stammte der Kempten'sche Fürstabt Wolfgang von Grünenstein, der von 1535—1557 regierte. Derselbe war nach gleichzeitigen Beschreibungen von hoher heldenmäßiger Gestalt und zeigte schon frühzeitig großen Verstand im Vereine mit Freundschaft und Milde des Charakters. Auf dessen Grabstein steht, von ihm selbst verfaßt, zu deutsch: „Wanderer sei gegrüßt und laß dich nicht schrecken. Dieß ist unserer Sterblichkeit gemeinsame Gestalt, die du schaust. Doch du fragst, wer ich sei? Ich war und bin nicht; du bist und wirst nicht sein; auch kann ich dich in der Finsterniß nicht erkennen, aber daß du dich selbst kennen mögest, bitte ich. Lebe deiner letzten Dinge stets eingedenk, damit du nicht sündigest und sterbest immerdar."

Den sogenannten Kirchensaal in der Residenz des Stiftes Kempten zieren zweiundzwanzig lebensgroße Bildnisse gefürsteter Aebte dieses Benediktinerklosters. Unter diesen ist, vom südlichen Eingang an gerechnet, das des Fürsten Wolfgang von Grünenstein das dritte auf der rechten Seite. Ihm folgte in der Regierung Georg von Grafeneck.

Das Warum.

Von Hans Weininger.

Das Schlößchen Rockenstein bei Weiden in der Oberpfalz gehörte bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts einem sehr verarmten Edelmanne und seine benachbarten Insaßen pflegten fleißig auf den Bettel zu gehen. Als nun eines Tages ein Gutthäter bemerkte, wie doch alle Bettler, welche bei ihm zusprächen, von Rockenstein seien und ob denn der Gutsherr gar nichts für sie thue, bemerkte der Angeredete höhnisch: „Ja, wenn der Schuhe hätte, ginge er selbst betteln."

Pampa.

Von Th. Messerer.

V.

Die Erbschaft.

So eben vom Rapport beim Rittmeister zurückgekommen, schritt Waldmann wieder einmal stillschweigend und den Kopf voll Gedanken in seinem Zimmer auf und ab. Manchmal blieb er stehen und schaute durch's Fenster den trüben Wolken nach, die der Westwind so schwarz und drohend über das Städtchen her jagte, daß sie Donner und Blitz in ihrem Gefolge ahnen ließen. Immer schwieg er noch. Die Frau Wachtmeisterin aber hatte schon einen tiefen Groll gegen den Herrn Rittmeister gefaßt, der heute gewiß ihren Alten so auseinander gebracht haben mußte. Dieses Stillschweigen war ihr peinlich. Sie hielt solch ein Schweigen überhaupt nur zur Nachtzeit für menschenmöglich und brach endlich die Stille mit den Worten: „Ja, schau nur nach dem Wetter! Bis Ihr heut aufsitzt, kann's gerade losgehen und dann kommt Ihr wieder heim, daß Euch das Wasser bei allen Knopflöchern hinausrinnt. Ich freu mich schon auf das Nachhausekommen, wenn wieder die ganze Stube schwimmt! Dieß Manövriren und Exerciren immerfort ist so bloß, daß Unsereins ja nicht aus dem Putzen hinauskommt."

Waldmann schwieg auch jetzt noch. Er war so in sein Grübeln versunken, daß er diese Beleidigung des Dienstes gar nicht vernommen hatte. Seine Gattin jedoch begann abermals in scharfem Tone und mit geläufiger Zunge: „Heut wär wieder Samstag! Den Buben laß ich aber nicht fort, das kann ich Dir gleich sagen, hab genug gehabt an dem Schrecken von neulich. Wenn schon die Herren Offiziere ihren Spaß daran haben und sein Vater stolz ist, wenn's heißt: „Schaut den Burschen an, das gibt einen Reiter!" — ich leid es einmal nicht, daß man so einen Wildfang daraus macht und wenn mich die Andern zehnmal die böse Frau Wachtmeisterin heißen! Ja, da ist man gleich verschrieen als bös, wenn man sein Recht haben will. O Du lieber Gott, ich sag doch fast gar nichts, bis man mich dazu zwingt, aber nachher muß es heraus und ich glaub, ich werd über mein Kind auch noch was darein zu reden haben. Wer steht mir denn gut dafür,

Bayerische Staatsbibliothek München

wer gibt mir's denn schriftlich, daß der Gaul heut nicht wieder durchgeht, wenn er blasen hört, toll ist er genug dazu. Ich sag Dir, Waldmann," — damit rückte sie ihm drohend näher — „ich lauf auf und davon, wenn der Bub nochmal bei Euch am Exercierplatz ist! Ihr Mannsbilder wißt freilich nicht, was es um das Herz von einer Mutter ist. O mein Gott," rief sie in halber Verzweiflung, indem sie die Hände rang und aus den Augen ein paar Tröpflein Wasser zwickte, „ich glaub, ich könnt's nicht überleben, wenn mein Franz einmal so bei der Thür hereinkäm und auf mich zuging' ohne Arm und ohne Fuß!"

Der kleine Franz saß unterdessen aufhorchend in der Stubenecke und wickelte emsig an einem Spagatknäuel. Es war die Schnur zu einem riesigen Papierdrachen, den er gemeinschaftlich mit dem Profossenfritz anfertigte, um ihn bei gutem Winde auf der Müllerwiese steigen zu lassen. Einen hartnäckigen Knoten zwischen den Zähnen, schielte er geringschätzig auf die übertriebene Besorgniß der Mutter hinüber. Was er von den verlorenen Armen und Beinen hörte, entlockte ihm ein heiteres Lächeln. Als er aber merkte, daß sich der Vater gar nicht ins Mittel legte, wurde es auf dem frischen schalkhaften Gesichte beinahe so finster, wie draußen am Horizont.

„Aus dem Schwemmreiten wird heute richtig nichts!" murrte er und fuhr verdrießlich fort, seinen Knoten, die Frau Mutter aber fuhr fort, ihre ihre Redseligkeit zu entwickeln.

„Ja da greift man ihm in's Herz hinein, wenn man dem Buben was untersagt! Aufwachsen soll man die Kinder lassen wie die Wilden," warf sie in der Absicht hin, ihren verstockten Alten endlich zum Sprechen zu reizen. Sie konnte den Menschen gar nicht verstehen! Dieß Hinbrüten war doch früher nicht vorgekommen. Da brach zur rechten Zeit ein tüchtiges Donnerwetter los am häuslichen Himmel, dann war aber auch die Luft wieder rein. Der Waldmann war recht mürbe geworden in der letzten Zeit. Jetzt erhob sich nur selten mehr ein Sturm, es war aber auch selten mehr Sonnenschein in seinem Gemüth. Das Alles war gar nicht nach dem Sinn der Frau Wachtmeisterin, die von ihrer eigenen Lebendigkeit noch nicht das Geringste eingebüßt hatte.

„Das ewige Stillsein kann ich nicht ausstehen!" murmelte sie zornig. „Lieber wär er mir recht grob." Dann rief sie, in hellen Aerger ausbrechend, mit einer Stimme, die wie ein Lärmsignal durch die Stube schallte: „Jetzt steht er da wie eine Marterſäule und schaut alleweil in ein Loch hinein!"

Plötzlich drehte sich Waldmann um und mit einem zufriedenen: „Endlich!“ rüstete sich die lebhafte Frau zu einem kleinen Scharmützel. Der Wachtmeister aber trat langsam auf sie zu und sagte mit der größten Ruhe: „Bist Du verrückt, Alte, oder wirst Du's bald? Schwatzt und raisonnirt die Person schon eine Viertelstund an mich hin! Ich hab zwar nichts verstanden, hab aber auch keine Ruh zum Nachdenken und ich glaub, das da gibt Einem schon Grund zum Nachdenken.“

Er nahm ein Schreiben aus seiner Brieftasche und reichte es ihr.

„Was? Eine Vorladung auf's Auditoriat!“ rief sie und machte große Augen. „Himmlischer Vater, was wird das wieder sein?“

„Das weiß ich eben nicht,“ sagte Waldmann sorgenvoll und versank auf's Neue in ernstes Nachsinnen. Auch die Zunge der Frau ruhte und vergeblich zerbrach sie sich den Kopf darüber, was wohl die sonderbare Vorladung zu bedeuten habe. Sie muthmaßte nicht viel Gutes und wurde sehr betroffen, als ihr Mann sie nach einer Weile bedenklich fragte: „Hast Du vielleicht die zwei Kronenthaler genommen vom Schnauferwenzel, wie er in Urlaub fort ist? He, sag einmal?“

„Nein, ich hab sie nicht genommen,“ antwortete sie schnell wieder gefaßt. „In der Küch draußen hab ich zwei Kronenthaler gefunden und man weiß nicht, was für Leute herein kommen. Da hab ich sie halt eingeschoben, damit sie nicht wegkommen.“

„Machst lauter solche Geschichten,“ brummte der Wachtmeister, „bis einmal der Teufel los ist!“

„Ja, wenn Du meinst,“ sagte sie schnippisch, „den Bettel kann er gleich wieder haben. Ich wasch' meine Hände in Unschuld!“

„Nun, wir werden jetzt schon sehen, was es ist,“ erwiederte Waldmann gelassen, „den Kopf wird's nicht kosten.“

Er schnallte seinen Säbel um, setzte den Helm auf und verließ die Stube.

„Nein, nein,“ schrie die Frau Wachtmeisterin, als ihr Mann fort war, „es ist bald nicht mehr zum Aushalten! Was sie nur grad immer mit dem Meinigen haben! Der beste Mensch, das beste Herz und gewiß ein Wachtmeister wie Keiner beim Regiment! Der arme Mann, Alles reitet auf ihm! Geh lauf, Franz, schau, wo der Vater hin ist. Es ist ja noch zu früh zum Auditor. Vor eilf Uhr wird er nicht vorgelassen.“

Unter wiederholten Lobsprüchen auf ihren Alten, nahm sie einige häus-

liche Arbeiten vor, bis der kleine Franz mit der Meldung kam, der Vater sei im schwarzen Roß.

„Nun, er darf sich auch was vergönnen, muß gar viel aushalten, der gute Narr!“ lautete die liebreiche Antwort der Mutter und sie begab sich schleunigst in ihre Küche.

Schon seit einer Stunde war sie mit dem Zurichten des Mittagessens beschäftigt, aber ihre fünf Sinne hatte sie heute nicht beisammen. Aufgeregt und mit den Händen fechtend, stand sie vor dem Fleischtopf, bis dessen Uebersieden und das Prasseln auf der heißen Platte sie erinnerte, daß sie vor ihrem Kochherd und nicht vor dem Herrn Auditor stehe. Manche kleine Sünde mußte sie drücken, denn unruhig öffnete sie oft die Thüre und spähte den Gang hinunter nach ihrem Manne. Dazwischen bearbeitete sie mit der Nudelrolle ingrimmig einen Nudelfleck und bemerkte gar nichts von seiner Zerrissenheit. Vom Fenster zurückgekehrt, von wo aus sie den Wachtmeister auch nicht erblicken konnte, fuhr sie mit der Hand in's Salzfaß und mit dem Ausruf: „Wegen meiner wenn es ist, dann sollen sie mich aber kennen lernen!“ salzte sie das Gemüse zum drittenmal. Wahrlich, die Frau Wachtmeisterin hatte kein gutes Gewissen! Sie fing jetzt auch zu grübeln an und ließ vor ihrem Geiste alle die kleinen Uebergriffe die Revue passiren, die sie in ihrer Eigenschaft als Wachtmeisterin sich erlaubt hatte.

„Na, der Schnauferwenzel soll aufpassen, wenn er's angestiftet hat!“ sagte sie halblaut und griff mit beiden Händen in die Mehldüte, um den Nudelfleck von allzugroßer Anhänglichkeit an das Nudelbrett zu befreien. Da flog die Thüre auf und herein stürmte der Wachtmeister.

Hastig schritt er auf seine Frau zu, schüttelte herzhaft ihre teigige Rechte, klopfte zärtlich auf ihre linke Schulter und rief aus: „Lenerl, Lenerl! Jetzt laß den Fleck Fleck sein, putz Dir die Händ' ab, schrei dem Franzel und mach Dich auf was Großes gefaßt!“

So rufend, schwenkte der Wachtmeister aus der Küche in die Stube, schleuderte Säbel und Helm über den Tisch hin, zog links und rechts am Schnurrbart, fuhr mit den Fingern durch die Haare und mit der ganzen stattlichen Gestalt im Zimmer hin und her. Ein wunderlicher glücklicher Ausdruck, halb Humor, halb Rührung lachte ihm aus dem Gesicht. Dazwischen brach wohl auch die innere Freude noch mächtiger durch und ein lautes herzliches Lachen erschallte.

So ein lustiges köstliches Lachen, so ein zärtliches „Lenerl“ hatte die

Frau Wachtmeisterin lange nicht gehört, so ein glückliches Gesicht lange nicht gesehen.

Ueberrascht starrte sie ihren Alten eine Zeit lang an und brach endlich ungeduldig in die Frage aus: „Aber Waldmann, was hast Du denn? So red doch! Bist Du jetzt wirklich übergeschnappt?“

„Hab keine Angst,“ sagte der Wachtmeister und setzte mit schlauem Augenzwinkern den Finger an die Stirne, „da ist Alles in Richtigkeit. Ueberhaupt ist Alles in der prächtigsten Ordnung und ich bin der glücklichste Kerl auf der Welt. Jetzt glaubst Du's erst recht, daß ich verrückt bin, he?“ — Und der alte Soldat schüttelte sich vor Lachen. — „Mach Dir keinen Kummer, Lenerl,“ fuhr er in voller Herzlichkeit fort, „gut ist's ausgefallen beim Auditor. Jetzt nimm Dich zusammen! Deine Frau Base, die Wirthin von Rieding, ist gestorben. Gestern vor acht Tagen hat sie einrücken müssen.“

„Gott sei Dank, wenn's nichts Schlimmeres ist!“ entschlüpfte es der Wachtmeisterin in der Geschwindigkeit. „Der Herr geb' ihr die ewige Ruh!“ verbesserte sie sich. „Sie braucht's, denn sie hat keinen Menschen in Ruh gelassen. Um mich zwar hat sie sich wenig gekümmert! Seit ich mir einen Dragoner genommen hab, war's mit der Freundschaft zu Ende.“

„Jetzt hat sie aber umgesattelt und hat uns ihre ganze Wirthschaft vermacht!“ platzte der Wachtmeister stürmisch heraus. „Da, lies das Testament!“

Er zog ein großgesiegeltes Schriftstück aus der Brust und hielt es ihr mit verschwimmendem Blick und lachender Geberde hin.

„In's Testament hat sie uns gesetzt! Ist's möglich?“ rief sie im Tone der höchsten Verwunderung und fuhr mit rascher Sinnesänderung fort: „Was das für eine ehrenbrave Frau gewesen ist! Ich hab's ja immer gesagt, in ihrem Herzen meint sie's doch gut. Und Alles, sagst Du, kriegen wir? Die gute, gute alte Frau!“ stieß sie aus tiefster Seele hervor und über ihr Bügelbrett geneigt, weihte sie der gottseligen Frau Base ein warmes Thränlein.

Ein Bild der Glückseligkeit, stand der Wachtmeister hinter ihr und aus seinem Drachenwinkel spitzte der kleine Franz vergnügt und neugierig hervor.

„Und wie sie's nur so gut errathen hat! Grad zu der rechten Zeit hat sie zum Rückzug geblasen. In sechs Wochen hätt' ich wieder einstehen müssen,“ bemerkte Waldmann mit lustigem Lächeln. „Das war schon ein Prachteinfall von der alten Schachtel!“

„Jetzt thät ich mir aber schon mehr Respekt ausbitten," fuhr ihn Frau Lenerl fast entrüstet an, „es ist meine Frau Base!"

„Ist mir halt in der Freud so herausgefahren. Donnerwetter! Ich wollt' ja vor Deiner Frau Base gleich vierundzwanzig Stunden ohne Ablösung Honneur machen, wenn ich sie da hätte, die alte — — gute Haut!" hing der Wachtmeister voll Respekt statt der verschluckten „Schachtel" an. „Merkst denn gar nichts, Lenerl," brach er dann mit innerem Jubel los, „was das Beste ist vom Ganzen?"

„Ja, daß wir halt jetzt prächtig versorgt sind," meinte die Frau Wachtmeisterin und eine volle heitere Zufriedenheit verschönte ihr braunes Antlitz. „Du nimmst Deinen Abschied, wir ziehen nach Rieding hinaus und führen die Wirthschaft fort. Eine Wirthin kann ich schon machen!"

„O Lenerl, bei Dir fehlt's weit!" lachte der Wachtmeister mit gemüthlicher Ironie. „Weißt, was das Beste ist? Daß wir jetzt Alle wieder zusammen kommen! Geht Dir noch kein Licht auf?"

„Jetzt kriegen wir den Zampa wieder!" schrie mit heller lustiger Stimme der kleine Franz und kam der Mutter zuvor.

„Sieh! sieh!" ließ sich diese mit fröhlichem Spotte vernehmen. „Ja freilich, ohne den Schimmel thut's der Vater nicht! Lieber ließe er die ganze Erbschaft im Stich. Nu, in Gottesnamen, mir ist's recht!"

„Wenn's Dir auch nicht recht wär, Lenerl," rief Waldmann entzückt. „Behüt Dich Gott! Die Hauptsache weißt Du."

„Gehst Du fort? Wohin denn so geschwind?"

„Ist das wieder eine Frage! Jetzt muß ich ja doch gleich mit dem Bäcker darüber reden — der wird stutzen! Aber es hilft ihm nichts, der Schimmel muß wieder her!"

Und der Wachtmeister klirrte mit seligem Herzen und eiligen Schritten zur Thüre hinaus.

„Und mir kann den Nudelfleck schneiden, wer mag," erklärte die Frau Wachtmeisterin im Vorgefühl ihrer künftigen Würde mit stolzer wichtiger Miene. Dann zog sie ihre Augengläser aus dem Futteral, steckte sie auf die Nase und setzte sich gemächlich an's Fenster, um das Testament der Frau Base Sylbe für Sylbe durchzustudiren.

„Und ich muß zum Zampa, der wird sich freuen!" jubelte Franz, klatschte in die Hände und lief auch davon.

VI.

Der Einzug.

Ein heiterer sonniger Herbstmorgen und zugleich ein halber Festtag war angebrochen für das freundliche Dörfchen Rieding. Wer heute dort am Wirthshaus vorüber kam, blieb verwundert stehen und mußte wohlgefällig lächeln. Es war nicht mehr das alte schwärzliche Gebäude mit der morschen Treppe und den verwitterten Fensterläden. Schon seit Wochen, seit die hochbetagte Besitzerin das Zeitliche gesegnet, waren Maurer und Zimmerleute im Innern thätig gewesen und die letzten Tage hatten für einen ländlichen Künstler hingereicht, das alte Haus auch von außen zu einer Zierde des Dorfes umzuwandeln. Ueber den weißgetünchten Wänden rankten sorgsam aufgebunden die grünen Reben empor. Die Gallerie an der Vorderseite des Hauses war mit Blumenstöcken aufgeputzt und lachte ordentlich herab in ihrem frischen rothen Anstrich. Auch die grünen Fensterläden schauten sehr freundlich darein mit ihren bunten Kreuz- und Querlinien und sogar der verfallene Gartenzaun war durch einen neuen ersetzt. Doch das war noch lange nicht das Schönste! Weit lieber verweilten die verwunderten Augen auf der andern Seite des Hauses und gläubig und zuversichtlich schaute jeder Bauer nach dem Giebelfeld hinauf. Dort prangte ein nagelneuer Ritter Florian mit mächtigem Wasserschapfen und innerlich beruhigt schlief in Zukunft mancher Nachbar sorglos ein, wenn er an den großen Schapfen und an die neuen rührigen Wirthsleute dachte.

Schon vor ein paar Tagen waren diese aus dem nahen Garnisonsstädtchen heraus gezogen, aber heute herrschte ein besonders reges Leben in dem aufgeschmückten Hause. Es wurde nach allen Spinnen, Fliegen und andern alten Anhängern desselben der Krieg erklärt und ihnen mit Besen und Gift gründlich auf den Leib gerückt. Es mußten noch Tische und Fußböden gerieben, die Fensterscheiben spiegelhell gewaschen und frische Gardinen aufgesteckt werden. Das war schon seit Tagesanbruch ein Kehren, Bürsten und Scheuern in allen Ecken und Winkeln, ein fröhliches Kichern der jungen Mägde! Dazwischen ließ sich manches Kommandowort vernehmen.

„Frisch, Mädel, rührt Euch," ertönt's jetzt mit kräftiger Stimme, „daß Ihr fertig werdet, ehe die Musikanten kommen!"

So bekannt die Stimme war, man hätte hinter der blendend weißen Schürze mit der ledernen Geldtasche und der neuen Spitzenhaube unsere Frau

Wachtmeisterin, wie sie sich dann und wann an einem Fenster zeigt, bald nicht erkannt. Sie hatte sich ein gar geschäftiges Wesen zu eigen gemacht und drehte sich beim Gehen fast so zierlich wie ein junges Mädchen.

„Geh jetzt und mach, daß Du hereinkommst und Dich anziehst!" rief sie einem Manne zu, der ohne aufzusehen im anstossenden Garten arbeitete, Tische und Bänke aufschlug und die Kieswege ebnete.

Bereitwillig verließ der Angerufene den Garten und schritt dem Hause zu. An der straffen militärischen Haltung und an der hohen breitschultrigen Gestalt erkannte man im Augenblick den biedern alten Wachtmeister, obschon er im bequemen Hausrock steckte und dem riesigen Schnurrbart die Flügel gestutzt hatte. Vergnügt betrachtete er im Vorbeigehen alle die festlichen Anordnungen, dann verschwand er mit Frau Lenerl unter der Hausthüre. Es war hohe Zeit, daß er sich nun auch in seinen Wirthsstaat warf. Die Gäste, die zur heutigen feierlichen Eröffnung der Wirthschaft geladen waren, konnten unmöglich mehr lange ausbleiben.

Gruppenweise waren sie ja ausmarschirt, seine Freunde, um ihren Waffenbruder in seinem Glücke zu sehen. Von weitem sah man sie schon anrücken in ihren blauen Hosen und die blanken Säbelscheiden darauf blitzen. Seine alten Kriegskameraden, die Wachtmeister mit dem Stabstrompeter an der Spitze, ließen sich die drei Stunden Weges nicht reuen, den Waldmann heute als Wirth zu begrüßen.

Die schönsten Züge aus seinem Soldatenleben bildeten auf dem Marsche ihre Unterhaltung. Der Eine wußte einen tollen Ritt über Barrieren, der Andere eine kecke Kriegslist zu erzählen, ein Dritter brachte ein paar köstliche Anekdoten über die Frau Wachtmeisterin auf's Tapet. Als sie auf dieß Kapitel kamen, lachten sie Alle hell hinaus und bei der Erinnerung an das lange Zusammenleben in der Kaserne fehlte es nicht an manchem lustigen Seitenhieb auf das wackere Frauenbild.

„Saperlot, auf die bin ich begierig," rief der Stabstrompeter, „das gibt eine prächtige Wirthin!"

„Wird die uns heut was vorplappern und die Stiege auf- und abrennen," sagte lachend der alte Burgauer.

In diesem Tone ging es noch lange fort und es herrschte die gemüthlichste Heiterkeit unter den Männern, denn Alle waren sie eines herzlichen Empfanges und eines fröhlichen Tages gewiß.

Ein paar Bäumchen hatte ein Bauernjunge als Schlußdekoration gerade noch vor der Thüre des Wirthshauses aufgepflanzt, als schon die ersten Gäste aus dem Orte ankamen. Laut und freundlich wurden sie von den Wirthsleuten willkommen geheißen und mit kräftigem Handschlag gelobten die biedern Landleute, daß sie fest zum neuen Wirth und zum alten Biere halten wollten.

Wirth und Wirthin kamen eben wieder aus der Zechstube zurück, wo sie die Bauern wohl versorgt wußten, da erschienen auf der kleinen Anhöhe, die vor dem Hause lag, auch schon die Dragoner und in demselben Augenblick donnerte ein schallendes Hurrah herab und die Mützen wurden in der Luft geschwenkt. Waldmann that deßgleichen mit seinem Wirthskäppchen und Frau Lenerl zog ein weißes Tuch hervor, das sie für etwaige Freundschaftsthränlein zu sich gesteckt hatte und ließ es ihnen lustig entgegenflattern. Dann eilte sie in's Haus zurück, um flugs einen Blick in die Küche zu werfen.

„Grüß Dich Gott, alter Schwed!" rief der Stabstrompeter und streckte dem glücklichen Waldmann die Hand entgegen. „Nicht wahr, wir sind zu der rechten Zeit eingerückt?"

„Gratuliren wollen wir Dir zu dem neuen Stand," ergriff der alte Burgauer das Wort, „und die Erbschaft in Augenschein nehmen."

„Aber potz Blitz, wie prächtig, wie famos!" riefen jetzt Alle zugleich und betrachteten überrascht und verwundert das stattliche Gebäude.

„Der Mensch hat schon ein Heidenglück!" meinte der Stabstrompeter. „Um so eine alte Base thät ich mir auch heut noch den Abschiedsmarsch blasen. Sag einmal selber," fuhr er launig fort, indeß Waldmann sich in stiller Freude die Hände rieb, „kann's jetzt ein Mensch noch schöner haben? Bei Dir blast Keiner sonst heraus als der Hüter, den Rapport besorgt Deine Alte, die Stallwache hat der Knecht, die Fourage faßt die Dirne, der Nachtwächter macht Patrouille und Du setzest Dich, statt in den Sattel, schön warm auf die Ofenbank. Wenns Dir nicht mehr gefällt, pfeifst Dir den Zapfenstreich selber und legst Dich auf's Ohr."

„Die Hauptsache hast Du doch vergessen — jetzt hat er nur mehr einen Vorgesetzten!" bemerkte ein jüngerer Wachtmeister.

„Seine Alte, nicht wahr?" verrieth der Stabstrompeter. „Aber bst! Da kommt sie schon wieder."

Mit stolzem Lächeln trippelte sie zu der Gruppe und mit zierlichem Knix brachte sie ihren Gruß an.

„Die halbe Eskadron, Frau Wirthin," hub der lustige Trompeter an, „kommt heut ins Quartier heraus. Die Meinige mit dem Profossenfritz," meldete er, indem er ihren Knir spöttisch nachmachte, „wird auch die Ehre haben und bis in einer Stunde vorfahren. Aber lustig muß es werden! Alle Wetter, da kommen ja schon die Musikanten, das ist prächtig!"

Wirklich sah man die Dorfmusik vollzählig anmarschiren und die Frau Wirthin geleitete jetzt eilig die Herren Dragoner in das für sie bestimmte Seitenkabinet zu einem großen, mit Blumen ausstaffirten Tisch. Mit freudeglänzendem Gesicht und voll Redseligkeit wies sie ihnen ihre Plätze an. Waldmann aber machte die Runde, schüttelte Jedem die Hand und vertraute Manchem im Stillen, daß es ihm ohne die Seinige schwer würde, die Wirthschaft zu führen. „Im Grunde des Herzens," betheuerte er dem Stabstrompeter, „bin ich doch immer Dragoner!" Und sonderbar, so recht nach seiner Art, stürmisch und jubelvoll, wollte die Freude bei Waldmann heute nicht zum Ausbruch kommen. Es war das rechte Leben nicht in ihm und etwas ging ihm ab bei all seinem Glück. Daß seine besten Freunde zur heutigen Feier aus dem Städtchen heraus gekommen, rührte ihn wohl sehr, aber Einer mußte doch fehlen, Einer, der allein im Stande war, seine Freude voll zu machen. Unruhig ging er von einem Fenster zum andern und blickte in die Ferne, als müsse dieser liebe Freund von dorther kommen. Nun treibt's ihn gar aus dem Zimmer und er wendet sich ungeduldig nach dem Hügel, von wo er die Strasse, die aus dem Städtchen führt, übersehen kann.

Die Hand vor die Augen haltend, steht er lange dort im Sonnenschein. Frau Lenerl aber behält ihn heimlich lächelnd im Auge, indeß sie geschäftig die Bewirthung der Dragoner überwacht. Endlich muß er etwas Bekanntes entdeckt haben! Er winkt rasch und hocherfreut mit seiner Mütze und eilt die Anhöhe hinab darauf zu.

„Jetzt kommt er in Gottes Namen einmal!" rief die Frau Wirthin ihren heiter gestimmten Gästen zu. „Aus ist's mit dem Mann! Wenn ihm der Bäcker den Schimmel nicht gelassen hätte, an der ganzen Wirthschaft hätt' er keine Freud!"

„Was, der Zampa kommt! Der Zampa!" ging's mit lebhaftem Ausruf durch die fröhliche Versammlung. Sie freuten sich Alle darüber und plötzlich stand der alte Burgauer auf, schlug mächtig auf den Tisch und sagte mit bewegter Stimme: „Kameraden! Der ächte wahre Kavallerist

gönnt sich nicht Ruh noch Rast, bis er sein Leibroß versorgt weiß und daß Waldmann erst dann ganz froh und glücklich sein kann, wenn er sein treues Roß wieder an seiner Seite hat, zeigt uns, was für ein braver Dragoner er heute noch ist. Stoßt an, Kameraden, der Waldmann soll leben!"

Geschmeichelt durch diese Lobrede auf ihren Gatten, stieß die Frau Wirthin mit dem alten Soldaten an und an den ganzen Tisch gewendet, sagte sie rasch: „Kommt, wir wollen meinem Alten eine rechte Freude machen! Wir Alle stellen uns vor dem Hause draußen auf und empfangen den Zampa feierlich. Und Ihr, Musikanten," rief sie diesen zu, „geht nur gleich auf die Altane und bei dem ersten Hoch, das wir rufen, macht Ihr einen Tusch."

„Ja," bekräftigte lustig der Stabstrompeter, „blast und fiedelt darauf los, was das Zeug hält. Der Graue hat's wohl verdient in seinen alten Tagen." Und die Männer griffen nach Mützen und Säbeln und drängten sich Alle zur Thüre hinaus.

Vor dem Eingange Spalier bildend, standen die Dragoner kaum geordnet, während Hausgenossen und Landleute sich erwartungsvoll anschlossen — da verkündigte auch schon das lustige Gebell unsers alten Bekannten Schnauz, daß der Erwartete im Anzug sei. Und wirklich erscheint jetzt oben am Hügel eine seltsame Gruppe. Ein Schwarm zusammengelaufener laut jubelnder Dorfkinder wird sichtbar und darüber hinaus ragt eine prächtige Pferdegestalt. Mit stolz erhobenem Kopf und bedächtigen Schrittes schreitet der Zampa einher. Reich geschmückt mit Feldblumen an Mähne und Schweif, führt ihn Waldmann mit verklärtem Angesicht rechts am Zügel. Links hält ihn mit glückseligem Schmunzeln der getreue Hirschberger und hoch oben im Sattel schaut sich der kleine Franz, stolz wie ein Triumphator und freundlich wie ein Friedensherold, im Kreise um.

Je näher er seinem Hause kam, desto seliger leuchtete es aus Waldmann's Zügen. Dort standen alle seine lieben Freunde, das ganze Dorf erwartete ihn hier! In seinem schlichten Sinne nahm er diese Ehre nicht für sich allein, er rechnete den größern Theil dem Verdienste seines Lieblings zu. Schon näherte er sich den Kameraden, die immer noch in Paradestellung verharrten und wollte ihnen tiefergriffen danken. Da klang ihm ein freudenhelles stürmisches Hoch entgegen und die Musik fiel von der Gallerie herab mit aller Macht ein. Waldmann konnte keinen Schritt weiter thun. Das alte treue Reiterherz war überwältigt. Seiner Frau, die ihm zuerst entgegen

kam, fiel er mit offenen Armen um den Hals. Dann hielt er denen, die ihm am nächsten standen, die zitternden Hände hin, aber ein Wort für so viel Glück in seiner Brust fand er nun nicht mehr. Voll Rührung schaute er auf alle die lieben tüchtigen Menschen, die in Leid und Freud zu ihm hielten und auf das Asyl, wo er geborgen war für seine alten Tage. Er that nur einen Blick in die Höhe, aber in diesem Blicke lag ein stilles inniges Gebet und das Gelübde, daß er's Dem, der Alles so gefügt, zeitlebens danken wolle.

Bekannte und Neugierige umringten unterdessen den braven Schimmel. Prächtig aufgeputzt wie er war, wußte das kluge Thier wohl, daß all' diese Festlichkeit auch ihm gelte und unaufhörlich nickte es mit dem edlen Haupte auf und nieder, knirschte in den Zügel und peitschte sich die Weichen mit dem langen Schweife. Die bekannten Uniformen erhöhten noch sein Vergnügen und es scharrte ganz munter mit dem Huf im Sande.

Der kleine Franz war inzwischen abgesessen und erzählte mit glänzenden Augen, wie der Herr Schwarz den Zampa gar ungern weggegeben habe und daß er ihm für einen Andern nicht um das Doppelte feil gewesen wäre und wie sie ihn Alle im Bäckerhaus beim Abschied noch gestreichelt hatten. An Liebkosungen fehlte es auch jetzt nicht und Jeder wollte seine Hand auf ihn legen, bis der schwarze Schnauz, den der sinnige Hirschberger auch mit einem Kränzlein geschmückt hatte, ganz eifersüchtig daher kam, um von den Schmeicheleien etwas abzubekommen.

Die Musik spielte schon wieder in der großen Trinkstube unten und erinnerte die Gäste daran, daß jetzt erst das Fest beginne. Auch Waldmann war wieder gefaßter und hatte sich von seinem Freudentaumel erholt.

„Seid lustig, Kinder," rief er seinen Kameraden mit der alten Lebendigkeit zu, „laßt Euch nichts abgehen, trinkt lieber den ganzen Keller leer — denn heute ist ein Freudenfest!"

Nun führte der vormalige Wachtmeister seinen Gaul in den Stall, sattelte ihn selbst ab und band ihn an den Barren. Dann nahm er ihn liebevoll um den Hals, schmiegte sich fest und innig an den guten Grauen und murmelte: „So, Zampa, jetzt sehen wir uns alle Tage wieder, bleiben bis an's Ende beisammen und lassen uns wohl sein. Haben's auch tausend Andere ehrlich verdient — so gut wie wir Zwei kriegen's selten ein Paar Veteranen!"

Nacht und Morgen.

Von Oscar von Redwitz.

Es ſchläft die Stadt in tiefer Nacht,
Der Herbſtwind fegt die Bäume leer,
Nur mit dem Kind die Mutter wacht
Und kann's im Arm kaum tragen mehr.

So ächzt es tief vor Schmerzensnoth
Und wirft ſein Köpflein ſonder Raſt,
Denn ach, die Mutter und der Tod
Hält es mit gleicher Macht umfaßt.

Da ſchaut's ihr Auge jammernd an
Und ſtöhnend drückt ſie's an die Bruſt:
„Arm Kind, was haſt Du noch gethan,
Daß Du ſo ſchwer ſchon leiden mußt?

„Ach! wie Dein lieblich Angeſicht
Von Schmerzen ganz und gar entſtellt!
Wie trüb iſt Deiner Aeuglein Licht,
Das ſonſt ſo mild mein Herz erhellt.

„Nicht einmal lachſt Du mehr mir zu,
Ach, wie Dein Mund ſo ganz verdorrt!
Du ſchuldlos Kind, was thateſt Du?
Was mußt ſo bald Du wieder fort?“ —

Und feſter in den Arm ſie's nahm;
Da fing das Kind zu ſchlummern an,
Und als das Licht des Morgens kam,
Loſch ſeines aus — da war's gethan.

Doch wie es drauf im weißen Kleid
Im letzten Bett von Blumen lag,
Da war wie weggehaucht jed' Leid,
Da ſtrahlt es wie im Frühlingstag.

Das alte Lächeln kam zurück
So mild und klar, wie nie zuvor,
Und von der Engel ſel'gem Glück
Erzählt es ſtumm der Mutter Ohr.

„Nun sieh! was hast Du so geklagt?
Sieh doch mein friedlich Angesicht!
Hör doch, was Dir sein Lächeln sagt:
Ich bin daheim, nun weine nicht.

„Und hofftest Du auch noch so viel,
Und hätt' ich Dir erfüllt noch mehr,
Ich bin schon jetzt am höchsten Ziel,
Ich schaue Gott im Engelsheer.

„Willst Du drum klagen, Mutter? — Nein!
Du hast zu treu mich ja geliebt!
Laß mich in meinem Frieden sein,
Den es auf Erden nirgends gibt.“ —

Da ward verkläret auch ihr Gram
Und vor dem Kind sie niedersank:
„Gelobt sei Gott, der dich mir nahm,
Für alles Leid hab süßen Dank!

Nun klag ich nie und nimmermehr,
Wenn auch mein Aug noch weinen will,
Ich hab ein Kind im Engelheer,
Gelobt sei Gott! — Mein Herz ist still!“ —

Von Fischbachau auf den Wendelstein.

Alpenspaziergang von Hermann Geiger.

III.

Von der Spitze nach Bayerischzell.

Oft geschieht es, daß wir das Ferne erforschen und das Nahe vergessen. Damit uns bei der Beschreibung unseres Berges nicht dasselbe begegne, so wollen wir unser Auge von den entzückenden Fernen hinweg auf die Felsschollen heften, auf denen wir stehen.

Es ist eine Kuppe von Marmor, die uns trägt. Wie ihr Gestein dem über die Vorberge Heraufwandernden in manigfachen Farben entgegen glänzt, so erscheint der Berg selbst aus der Ferne von unten betrachtet zu verschie-

dener Zeitläufte in verschiedenen Farben. Bald verhüllt er sich nämlich in Nebeln und Wolken so dicht, daß man ihn gar nicht sieht, bald steht er im schönsten Blau da; rosig zeigt ihn der Morgen, glühend der Abend, weiß der Winter, schwarz erhebt er sich in klarer Nacht. O, könnte sie reden diese steinerne Zinne, die unsern Fuß trägt, was würde sie sagen von andern Menschen, die vor uns hier standen und wieder hinweggegangen sind? Wer unter ihnen war der vollkommenste, wer der versunkenste? wer der glücklichste und wer der elendeste? Aber noch mehr — wer war der Erste, der hier heraufgeklommen und an welchem Tage hat zum ersten Male ein menschliches Auge von hier aus die Schöpfung beschaut?

Wer von unten aus, etwa von Aibling her, die Klippe des Wendelsteines besieht, der wird kaum glauben, daß wir hier auf einer Unzahl von Höhen stehen, die sich alle um uns schaaren. Der Breitenstein, obwohl unter uns sich zeigend, ist mit unserem Berge so verwachsen, daß man die Gränze nicht findet, wo der letztere beginnt. Nach Osten erhebt sich knapp vor uns nach einer sattelartigen Vertiefung, zu welcher man eine halbe Stunde hinunter hat, und die von unten aus nur wenig bemerkt wird, eine zweite fast eben so hohe Kuppe, welche den Blick dorthin hemmt. In zwei Ausläufern strebt sie gegen den Mutterberg fort, an den sich sogleich der Riesenberg anschließt, der zuletzt im Matron steil hinabstürzt nach Brannenburg an's Innufer. Diese Gebirgsrücken, aus beinahe reinem kohlensaurem Kalk bestehend, erheben sich über Dolomitunterlagen. (Schafhäutl, Geognost. Unters. d. südb. Alpengeb. S. 126.)

Eigenthümlich gruppirt sich, wenn man an der nördlichen Dachseite abwärts blickt, ein Hochthal, das etwa 1300 Fuß tiefer gelegen ist, als unser Standpunkt, und das Reindlerthal genannt wird. Es liegt wie eine große Mulde vor uns, und ist vor den vielen Ausläufern, die der Wendelstein jenseits in die Fläche sendet, durch die ansehnliche Haidwand getrennt. Drei Hütten und ein kleiner See (ohne Zweifel sehr kalt) geben dem merkwürdigen Thal ein malerisches Ansehen. Das Bächlein, das bei den Hütten entsteht, fließt östlich durch das Reindlerthal und heißt Schwarze Ursprung. Sie fällt unterhalb der Maiermühle in den Förchenbach, der, an seinem Ziel angelangt, unweit der Eisenbahn (neben Tiefenbach) in einen Arm des Innstroms mündet. Wer Brannenburg besuchen will, geht neben der Ursprung dahin und kommt etwa nach einer Stunde an die Kronberger Mühle, bald

darauf an die Maiermühle, überschreitet unterhalb derselben den Förchenbach und läßt sich von ihm über die Höhen hinabbegleiten. Dort wird er bald eine Menge Einzelhöfe sehen, die alle durch Pfade mit einander verbunden sind und zwischen denen er in nördlicher Richtung nach seinem Dorfe wandert. Eine sehr hübsche Gebirgsreise, für eine Tagespartie ganz geeignet, wäre der Weg von Fischbachau über die Spitze des Wendelsteins hinunter nach Brannenburg.

Ein anderer Bergpfad, ebenfalls von der Spitze beginnend, läuft in ganz gerader nördlicher Linie an den Fuß des Wendelsteins zu dem drei Stunden entlegenen Feilenbach. Der Wanderer nimmt den von unserm Standpunkt aus durch sein klüftiges Rinnsal auffallenden Jenbach zum Führer, den er (an den Reindtleralpen passirend) in einer kleinen Stunde erreicht; jenseits des klaren Bächleins, das später zum prächtigsten Forellenbach wird, begrüßt ihn die Wirths- und bald darauf die Maier-Alp (nördlich von der Haidwand), in welcher er rasten kann, um für die andere Hälfte des Weges neue Kraft zu schöpfen. Unten angekommen wird er der Frau Wirthin von Feilenbach für ein gesundes und gutes Traktament Dank wissen. In der Ebene heißt der Bach, der ihn geführt hat, Kaltenbach.

Die Namen der bereits erwähnten Almen des Wendelsteines ließen sich noch durch eine ansehnliche Reihe vervollständigen, und es wäre nicht schwer, gegen zwanzig anzuführen, die alle auf seinem Gebiete zerstreut liegen.

Unter den Bergstürzen des Wendelsteins ist uns nur einer, aber ein bedeutender, bekannt. Wir finden ihn erwähnt in dem „Anzeiger für Kunst- und Gewerbfleiß im Königreich Bayern" im Jahrgang 1816, wo ein Gyps-Basrelief beschrieben wird, welches die Westseite des Wendelsteins darstellt, und von dem Könige Max I. um 20 Louisd'ors angekauft wurde. Dort heißt es: „Aus der neueren Zeit sieht man noch an der spitzigen Alpe südlich von der Schneid, wo sich vor beiläufig 50 Jahren eine Erd- und Steinlawine losgemacht, und den ganzen Mühlbach bis in die Leizach gegen Dorfen zu überströmt und überschüttet hat." *)

Einer nicht zu übersehenden Merkwürdigkeit des Wendelsteins begegnet man am sogenannten Steig, da wo unsere Spitze östlich hinabfällt, um den schon erwähnten Sattel zwischen uns und der etwas niederern östlichen Kuppe

*) Der Mühlbach fließt südwestlich von der Wendelsteinspitze zwischen Osterhofen und Dorf in die Leizach. Der Bergsturz ist etwa 1 Stunde oberhalb dieser Mündung.

zu bilden. Diese hinabfallende Felsmasse ist reich an Latschen und Alpenrosen. Wir meinen das Wetterloch, eine tiefe von der Natur gebildete Zisterne, in welche man nur mit großer Vorsicht hinabsehen soll. Einer unserer Bekannten ließ sich vor mehreren Jahren an einem Stricke in diese Tiefe und überzeugte sich, daß jener verkrustete Schnee, der von oben in einer Entfernung von etwa 40—50 Fuß sichtbar ist, noch keineswegs den Boden dieses Brunnens bildet. Oestlich dieser Schneekruste, versichert er vielmehr, eine unermeßliche Eistiefe entdeckt zu haben, von welcher schwer zu sagen sei, wie weit sie reiche. Auf dem Schnee, der von oben aus sich zeigt, fand er ein rothes Regendach, das ohne Zweifel ein Vorübergehender aus Unvorsichtigkeit hatte hinabfallen lassen.

Nicht ferne vom Felsthor, also etwa 500 Fuß unterhalb der höchsten Spitze, ist auf der Südseite des Wendelsteines eine Naturmerkwürdigkeit zu finden, auf welche Fremde nicht immer aufmerksam gemacht werden, und auch wir gingen, als wir die Kuppe verlassen hatten, daran vorbei, ohne sie zu beachten. Nachher aber hörten wir von einem Bewohner der Gegend über dieses Naturwunder eine Schilderung, welche uns doppelt bedauern ließ, der Sache nicht ansichtig geworden zu sein. Dieß ist das sogenannte Schneeloch.

Einer der Wenigen, welche allerdings mit Lebensgefahr sich hineingewagt hatten, beschreibt es uns in folgender Weise.

Der Eingang ist eng und schwer zu finden. Ist man durch die Felsöffnung durchgeschloffen, so haut man sich in die Schneekruste, auf der man steht, um nicht auszugleiten, die zum Weitersteigen nöthigen Staffeln ein. Auf diesen gelangt man tiefer, etwa eine doppelte Manneshöhe. Auf den Angekommenen fällt das Tageslicht noch fahl hinab. Bereits hört er von unten herauf aus geheimnißvollen Fernen ein unerklärtes Drönen. Er zündet seine Fackel an, nimmt seinen Compaß zur Hand und arbeitet sich in westlicher Richtung um ein beträchtliches Stück weiter in den Berg hinein. Es mag etwa 150 Fuß so dahin gehen, bis die Höhlung sich plötzlich aufwärts windet, und zwar so steil, als wäre der Kamin eines kleinen Hauses zu erklettern. Das ist ein schmutziges Geschäft, namentlich für einen solchen, der einen guten Rock an hat. Die Temperatur, wärmer als in der freien Luft, das Arbeiten, und eine verzeihliche Bangigkeit wirken zusammen, dem Schliefenden den Schweiß auszutreiben. Wie nun der Schlot sich hinaufgezogen, ebenso fällt er in westlicher Richtung wieder hinab. Dort geht es dem Schliefer

nun besser. Von seiner Fackel und seinem Muth geführt, geht er ohne Beschwerniß etwa 50 Schritte voran. Er hat keinen Feind zu befürchten, der ihm hier entgegentreten würde. Jetzt aber entfaltet sich in der Fackelhelle ein Anblick von wirklich feenhafter Wirkung, denn es weitet sich eine Halle, die von einem azurblau schillernden Gewölbe überdeckt ist und ihre dunkeln Wände um den staunenden Ankömmling breitet. Die Luft ist milder, als die eisigen Zapfen, welche von der Decke herabhängen, vermuthen ließen. Von Zeit zu Zeit fällt ein einzelner Tropfen und unterbricht die lange Einsamkeit dieses Raumes durch einen leisen Schall. Der Boden ist feucht und ziemlich eben. Unser Gewährsmann hielt die Fackel an die Wand, suchte auf seinem Compaß die westliche Richtung und fand dort eine neue Klüftung. Die Neugier erlaubt nicht, mit einem oberflächlichen Einblick in den zackigen Spalt sich zu begnügen. Man steigt hinein und ahmt wieder die Bewegungen eines Schornsteinfegers fleißig nach; aber kaum ist man 10—15 Fuß vorgedrungen, so beginnt jenes dumpfe und geheimnißvolle Rauschen auf's Neue und steigert sich von Schritt zu Schritt. Hier möchte man einen Augenblick stutzig werden und sich besinnen, ob es gerathen sei, noch weiter zu schliefen, denn jenes Brausen scheint vom Zorn eines Baches zu kommen, der mitten im Felsenschooß einen Sturz bildet. Durch eine keilförmige Oeffnung ließ sich sofort unser Erzähler wieder ein Stück tiefer hinab. Hier mußte er sich auf die Festigkeit seiner Ellenbogen verlassen, sonst hätte er jäh hinunterstürzen können. Das Wagestück gelingt ihm. Nun wandert er ohne Gefahr einige hundert Fuß eben fort und es öffnet sich zuletzt ein kleines gemüthliches Plätzchen von etwa zehn Fuß im Durchmesser. Dort fanden sich Spuren von ehemaligem Kohlenfeuer, eine Stange war an die Felsmauer gelehnt und auf dem Boden stand eine verlassene leere Weinflasche. — Und der herabstürzende Gießbach und sein Rauschen, wo sind sie geblieben? Unser Erzähler versagt uns die Antwort; er sieht sich am Ziele seines Schleichweges durch die klaffende Bergwunde. Ein Weiterdringen ist hier unmöglich, doch es ist denkbar, daß sich, wenn man dieß letzte Felsenzelt nach Süden durchbohren würde, ein Ausweg in's Freie ohne allzugroße Mühe hauen ließe.

Gesetzt nun, unser Gewährsmann hätte hier kein Licht mehr gehabt, seine Fackel wäre erloschen und durch kein Mittel mehr zu entzünden gewesen? Dann wäre mit dem letzten verglimmenden Funken auch seine Lebenshoffnung verglommen, und er hätte das Licht der Sonne nie wieder geschaut. Wäre

er dann nicht den Millionen Jünglingen ähnlich gewesen, die von einem moralischen Abgrund in den andern stürzen, und denen die Fackel des Glaubens beim letzten Irrgang verglimmt — so daß sie in der Nacht der letzten Sünde untergehen? —

Als unsere kleine Gesellschaft unter klarem Aether in der Nähe des Felsthores rastete, kam aus den Bergeszinnen eine Steindohle herausgeflogen, offenbar aus Freude, hier Menschen zu treffen. Ein Jäger mit einer Büchse in der Hand ruhte neben uns. Dieser Vogel, größer als eine Taube, ist schwarz, hat rothe Stander und einen gelben Schnabel — trägt also die deutschen Farben an sich — und ist daran gewöhnt, daß ihm kein Leid zugefügt werde. Unser Jäger sah lächelnd nach ihr, ergriff seinen Stutzen und — legte ihn bequemer neben seinen Natursitz.

Freunden des edeln Waidwerkes hätten wir gerne über den Wildstand des Wendelsteines eine bessere Kunde gebracht, als wir vermögen. Vor einigen Jahrzehenten allerdings stand es vortrefflich mit dem dortigen Wild. Damals wurde aber der Berg auch viel weniger besucht als heute, wo der Münchener seinen Spaziergang auf ihn macht. Vor fünfzehn Jahren, als man schrieb 1848, eine Zeit, in welcher unsere Leser vielleicht noch nicht geboren waren, hat die entfesselte Rohheit auch den Wildstand dieser Gegend gründlich ruinirt. Die Bauern haben damals, ohne daß die Großen ihren Frevel hindern konnten, das Wild zusammengeschossen und es auf Leiterwägen in's flache Land hinausgefahren. Heut zu Tage findet sich von Hasen, Rehen und Hirschen so viel als nichts auf dem Wendelstein. Fünf bis sechs harmlose Gemsen halten sich noch auf der nördlichen Seite des Berges auf. Auch Stein- und Schneehühner finden sich vor. Eine Eigenthümlichkeit sind die weißen Hasen, die sich hier aufhalten, und ihre Farbe im Sommer in eine blaue ändern. Werden sie im Winter geschossen, so sind ihre blendend weißen Haare von jenen Leutchen der Gegend, deren Eitelkeit sich auf schöne Strümpfe beschränkt, gesucht.

Wir hatten bereits eine Wegstunde von der Spitze zurückgelegt, als wir auf der Tour nach Bayerischzell die ersten Alpenhütten vor uns hatten, denn eine Alpenrosenernte hatte uns in der Nähe des Wetterloches einige Zeit gekostet. Da die Almen (Wendelstein- und Bocksteinalp genannt) um die Mittagszeit nicht offen zu sein pflegen (was Einem von uns, welcher nach Bier lechzte, nicht angenehm war) lagerten wir oberhalb der Hütten an einer

Quelle. Ein Professor der Chemie, den wir in unserer Gesellschaft hatten, prüfte den Born und fand, daß er vier Grad zählte. Solche Kälte kann man kaum im Munde ertragen. Die Quelle hat außer ihrer Vortrefflichkeit noch eine andere Eigenschaft, die wir denjenigen mittheilen, welche an sie kommen werden; sie fließt nämlich unter dem Namen Lehmgraben (eine sehr ordinäre Bezeichnung für einen solchen Krystallbach) in gerader Linie zwischen zwei Vorbergen (dem Osterhofnerberg westlich, dem Mitterberg östlich) über den Wendelstein hinab, bespült seinen Fuß, und wälzt ihr Wasser munter bis hinein nach Bayerischzell. Sie macht also genau denselben Weg wie wir und grabt sich dabei ihr Bett so tief, daß es auch der Kurzsichtigste erkennen muß. Von der Bocksteinalp laufen zwei Pfade aus, welche beide in's Leizachthal hinabführen: der eine läuft am rechten, der andere am linken Ufer des Lehmgrabens (auch Lehengraben genannt). Der letztere Weg ist etwas näher. Man erreicht von der Bocksteinalp hinwegwandernd und hinunterschreitend über waldbedeckte Terassen und nackte Halden in einer Stunde die Tannenmühle und ist gar bald im Leizachthale angelangt, auf dessen grünen Matten das liebliche Zell sich erhebt.

Von den Brauten Gottes sich hinwegwendend soll unsere letzte Betrachtung diesem niedlichen Bau der Menschenhand gelten.

Zell ist auch unter dem Namen Innere Zell, Bayerischzell und Margarethenzell bekannt, und hat heute ungefähr dieselbe Häuser- und Einwohnerzahl, wie seine einstige Tochter Fischbachau. Die ersten Männer, welche nach geschichtlichen Angaben den finstern Urwald dieser Gegend mit der Axt in der Faust lichteten, waren die edeln Männer Otto und Adalbrecht, die von Ellbach hieher gekommen waren. Sie haben von der Romantik der Natur veranlaßt, der Frömmigkeit hieher eine Friedensstätte gebaut und die früher genannte hochherzige Gräfin von Scheyern veranlaßt, die bedeutenden Mittel für die Lebsucht einer religiösen Genossenschaft und den Aufbau einer Kirche beizuschaffen.

Der Ort hieß ursprünglich Hellingersweng und erhielt erst später von der Mönchszelle seinen Namen Zell. Wie war aber Haziga, bevor sie den Mönchen diese Grundstücke übergab, selbst in deren Besitz gekommen?

Darauf antwortet die Chronik von Scheyern gleich auf ihrem ersten Blatt in naiver Weise.

Haziga's erster Gemahl Graf Hermann von Castell, sagt sie, sei mit

seinen Knechten und Bauern und Knappen in's Land gezogen und habe ohne viel Federlesens den freien Wald bei Willingen, ohne irgend einen Widerspruch zu erfahren, für sich und sein frommes Ehegemahl in Besitz genommen. Ein solcher Besitztitel ergab sich nach der Sitte der Zeit durch Baumfällen, Cultiviren, Feuerbrände und Häuserbauen. Die erste Besitznahme des Grafen erstreckte sich vom Kittenreinberg bis zu dem Platze, welcher damals „Chivirinis-Ursprinch" hieß.

Einige Zeit verstrich mit Urbarmachung dieses Landstückes. Da zeigten sich des Grafen Knechte und Knappen und Landbauern wieder und rißen noch ein neues Stück an sich, nämlich die Waldstrecke vom Kittenrein bis zum sogenannten Dietz-Entenbach. Nach geschehener Cultur hatten die guten Landleute der Gegend keine große Mühe, sich hier heimisch niederzulassen und den Boden weiter zu pflegen. Dafür aber, daß ihnen die Herrschaft solche Niederlassungen zugestand, mußten sie Unterthanspflichten gegen dieselbe übernehmen, und Haziga trug ihnen auf, als Grundholden ihre pflichtmäßigen Abgaben dem in Zell entstandenen Klösterlein zu entrichten. Dort hatte sie bereits im Jahr 1077 eine freundliche Kirche erbaut, und Bischof Ellenhard hatte sie eingeweiht. Daß die Kirche den Namen der h. Margareth erhielt, einer Patronin, die im Gebirg häufig verehrt wird, hat seinen Grund wahrscheinlich in der bekannten Legende, der zufolge die heil. Margareth mit unverletztem Fuß über wilde Thiere hinschreitet. —

Angekommen am smaragdgrünen Fuß des Berges trennte sich unsere Gesellschaft. Die andern giengen nach Zell, wo der Mittagstisch und ein bequemer Wagen ihrer harrte; der Schreiber dieser Zeilen aber schüttelte ihnen die Hand, und wanderte allein am rechten Leizachufer dahin, gen Osterhofen und Geitau, um nach Fischbachau zu schlendern. Manchmal blickte er hinauf nach der blauen Spitze des umdufteten Riesen, der ihm nun doppelt lieb ward, seit er seine Geheimnisse durchforscht hatte. Von Geitau bog er rechts hinüber und sprach gegen fünf Uhr Abends im freundlichen Kloogut zu, eine Stunde südlich von Birkenstein, wo der alte Revierförster von Fischbachau ihn begrüßte, und dem Dürstenden einen Krug Bier brachte nebst Brod und zwei frischen Rettigen.

Der Goldkäfer.

Ein Märchen.

Von Theodor von Inama.

In der schönen, alten Ritterzeit lebte einmal eine kleine, liebliche Prinzessin bei ihren Eltern und ihrem Bruder auf einem herrlichen Schlosse. Sie war ihr Kleinod und ihre einzige Freude, und die Mutter, wenn sie so recht herzlich das Kind küßte, nannte es immer ihren Goldkäfer. Das Mädchen hatte Alles, was das Herz begehrte; Spiele und Vergnügungen jeder Art und prächtige Kleider. Ihr schönster Schmuck aber war eine Lilie, die sie stets im goldnen Haare trug, und die war auch zugleich ein Talisman, den ihr eine gütige Fee als Taufgeschenk gegeben. „So lange Du die Lilie bei Dir trägst, kann Dir kein Unheil widerfahren," hatte ihr die Fee geweissagt, darum ließ das Mädchen dieselbe auch nie von sich und war dabei von Herzen glücklich.

Da lebte aber im Walde eine böse, alte Fee, die war dem lieben kleinen Dinge spinnefeind und wußte um das theure Geheimniß. Tag und Nacht schlich sie verstohlen um das Mädchen, um ihm zu schaden; aber der Talisman machte all ihre Pläne zu nichte.

Eines Tages jedoch, als das Mädchen im klaren Bache das Angesicht badete und die Lilie weggelegt hatte, damit sie nicht Schaden leide, ging die Alte zu ihr hin und verlockte sie, ihr ein wenig in den Wald zu folgen, wo die schönsten Blumen und Beeren ihr Herz und Auge erfreuen würden. Das Mädchen, welches den Wald nie hatte betreten dürfen, weil er als gefährlich bekannt war, folgte aus Neugierde der Alten; aber bald sollte sie ihren Ungehorsam bereuen. Kaum hatten sie den Wald betreten, so ergriff die böse Fee das schöne Kind bei ihren goldnen Locken, und indem sie ein paar rauhe Worte aussprach, fühlte das arme Kind ein Bangen und Zittern, wie noch nie in seinem Leben; die Sinne schwanden ihr, das Gedächtniß versiegte, und urplötzlich war aus dem lieben Mädchen ein kleiner Goldkäfer geworden, der ängstlich um die böse Hexe herumflatterte und sich dann auf ihre Hand niederließ. Die Alte lachte teuflisch über ihren gelungenen Plan und nahm die verwandelte Prinzessin zu sich in ihre Höhle.

Da hatte denn der Goldkäfer ein gar einsam und traurig Leben; er

durfte sich nicht frei bewegen und die Alte ließ ihn nie aus ihren Augen. Jeden Morgen aber, wenn die Flügel des Käfers in den Strahlen der aufgehenden Sonne erglänzten, nahm ihn die Fee zwischen ihre Finger und schabte ihm das eitle Gold von den Flügeln.

So ging es viele Jahre fort und der arme Goldkäfer hatte wohl das traurigste Leben von der Welt. Da traf es sich eines Tages, daß die alte Hexe in den Wald hinaus ging, giftige Kräuter zu sammeln, und vergaß, den kleinen Käfer sorgfältig in die enge Behausung einzuschließen. Der merkte kaum das Versehen, als er auch sofort in den schönen grünen Wald flog, aus dem ihm tausendfältiger Gruß der Vögel entgegenschallte.

Der kleine Käfer, welcher sich in der neuen Welt wohl fremd vorkommen mochte, flog immer weiter und weiter fort von der Höhle der bösen Hexe und erfreute sich recht wonniglich seiner neuerworbenen Freiheit. Da kam von ungefähr ein Jüngling des Weges, der wohl recht traurig sein mochte; er senkte den Blick ernst zu Boden und sah gar wehmüthig drein. Zu ihm flog nun der Goldkäfer, und sprach treuherzig: „Schütze mich, wenn Du kannst, damit ich nicht wieder der bösen Hexe in die Hände falle; und wenn Du Gold brauchst, so magst Du es von meinen Flügeln schaben, da kannst Du reichen Dein Leben lang.“ Der junge Ritter war nicht wenig erstaunt, daß so ein Käferlein ganz menschlich mit ihm spreche, nahm es aber gleich auf seine Hand und sagte: „Du scheinst große Angst zu haben vor der bösen Hexe; bist wohl gar ein verwünschtes Prinzeßlein? Nun, ich will dich schon schützen, so gut ich kann und dabei an mein herziges Schwesterlein denken, das verschwunden ist.“ Das sprach er so wehmüthig und weinte dazu, daß dem kleinen Goldkäferchen selber ganz weh um's Herzchen wurde und er ihn zu trösten versuchte. „Bist ein liebes gutes Ding,“ sagte der Ritter, „und wäre wohl schade, wenn ich das Gold von deinen Flügeln nehmen wollte; aber die böse Hexe wollen wir aufsuchen; die soll ihrer Strafe nicht entgehen!“ Das brauchte er aber nicht lange zu thun; denn kaum hatte er die Worte gesprochen, als er in geringer Entfernung ein Stöhnen hörte, das immer heftiger wurde und dann mit einem Male verstummte. Da lenkte er seine Schritte hin, und fand zu seinem Entsetzen eine Leiche am Boden liegend, die er sogleich als die von dem Goldkäfer genannte Hexe erkannte; schrecklich war sie anzuschauen; eine Schlange hatte sich um ihren Hals geschlungen und ihr

den Todesbiß versetzt. Mit Grauen wendete sich der Ritter von diesem Bilde ab und freute sich mit dem kleinen Goldkäferchen über dessen Befreiung.

Wohlgemuth zog er jetzt seiner Heimath entgegen; schon erblickte er das Schloß im Abendscheine, und sein goldnes Käferlein flog ihm lustig nach. So kam er an das Thor und als ihn der Kastellan nur gewahr wurde, öffnete er ihm sogleich das Haus. Dann ging der Jüngling hinauf in die stolzen Säle, wo ihm seine Mutter, die Königin, entgegenkam. Ganz unvermerkt hatte sich der kleine Goldkäfer auch hier eingeschlichen und während jene sich gegenseitig ihre Leiden und Freuden erzählten und die Königin auch unter Thränen ihres lieben Töchterleins gedachte, da flog der goldene Käfer an's Fenster, wo eine blendend weiße Lilie stand. Dort setzte er sich in den Kelch, — und wer nennt das Erstaunen — im selben Augenblick löste sich der Zauber, der über dem kleinen Geschöpfe bisher gelastet hatte, aus dem Käfer ward eine blühende Jungfrau, und die längst verlorene Tochter lag in den Armen der überglücklichen Mutter und des jubelnden Bruders. So hatte sich die Kraft des Talismans bewährt. Seit dieser Zeit wurde keine Thräne mehr auf dem stolzen Schlosse geweint. Zur ewigen Erinnerung aber pflanzte die Mutter viele Lilien in ihrem Garten und Goldkäfer in Menge kamen und bewohnten sie. Und noch heute, wenn ihr in der Lilie tiefsten Grund schauen wollt, so könnt ihr oft genug in stiller Verborgenheit einen Goldkäfer finden, der von dem Märlein von der verwunschenen Prinzessin träumt.

Der gestirnte Himmel.

Von L. K.

I.

Gewiß ist Keiner unter den jungen Lesern dieser Blätter, der nicht schon oft des Abends bewundernd zum Himmel emporgeblickt, und die unzähligen Sterne betrachtet hätte, die von dort Oben zu uns herniederfunkeln. Da gibt es große und kleine, hellere und dunklere, einzelne Sterne, und wieder andere, welche dicht gedrängt bei einander zu stehen scheinen, außer der noch viel größern Menge, die wir gar nicht mit bloßen Augen zu erkennen vermögen. Sollte bei dem wunderbaren Anblick dieser unzähligen Weltkörper, die so still am

Himmel ihre ewigen Bahnen ziehn, niemals in einem meiner jungen Leser der Wunsch aufgetaucht sein, etwas mehr von den Sternen zu hören? wenigstens die Namen zu kennen mit denen die Sternbilder am Himmel schon seit grauen Zeiten benannt werden? — Wenn es nöthig und nützlich ist, daß wir die Blicke zur Erde niedersenken, um die Wunder anzuschauen, die vor unsern Augen geschehen, um die Blumen, die Kräuter, die Bäume- und Getreidearten kennen zu lernen, die Gott dort wachsen läßt, oder die Thiere, die bunten Schmetterlinge und Käfer, die Vögelein welche die Luft beleben: — so steht es doch auch dem Menschen wohl an, zu Zeiten einmal emporzublicken über Erdenleid und Lust hinweg, nach jenen Gestirnen, die unbeirrt durch alle die Wechselfälle unseres kleinen irdischen Daseins, schon seit Jahrtausenden ihre Strahlen uns zusenden, und so manche dunkle Nacht schon freundlich mit ihrem Lichte erhellt haben. Früher glaubte man wohl, unsre arme kleine Erde sei der Mittelpunkt der ganzen unermeßlichen Schöpfung und jene Sterne seien nur leuchtende Punkte, womit Gott zu unserm Wohlgefallen den Himmel geschmückt habe; man konnte den Gedanken nicht fassen, daß unsere Erde die uns schon so groß dünkt, doch nur ein verschwindendes Atom, ein Stäublein sei, in dem unermeßlichen Weltenraum unter unzähligen andern, viel größern und leuchtendern Gestirnen.

Das war eine recht kindliche Auffassung. Auch die Kinder halten sich, oder doch ihre Eltern, ihr Haus, die Stadt in der sie wohnen, für den Mittelpunkt der Welt; ihre Gedanken, ihre Interessen reichen nicht darüber hinaus; man muß erst älter geworden sein, mancherlei gesehen und erfahren haben, um diesen unbewußten Egoismus abzustreifen, um zu sehen, daß man auch nur ein Nichts, ein Stäublein vor dem Allmächtigen ist, unter den Millionen Menschen, die mit uns zu gleicher Zeit leben und athmen, denken und fühlen wie wir. Ja, wohl — nur Staub! und dennoch, dennoch der ganzen Liebe eines Gottes, eines ewigen allliebenden Vaters werth; das ist der Gedanke, der uns wieder erhebt aus dem Staube, wenn wir so recht unsre Nichtigkeit gefühlt haben, der uns Gottes Größe und Weisheit erst im hellsten Lichte zeigt. Er, der die Sterne zählt, zählt auch die Haare auf unserm Haupte; und so mögen wir auch von unsrer Erde sagen, wenn sie uns gegen den Himmel voll leuchtender Sonnen als ein verschwindender, dunkler Punkt erscheint: sie war doch der vollen Liebe, des ewigen Erbarmens des Allmäch-

tigen werth befunden, darum daß Er sich uns offenbart hat in seinem Worte nicht bloß als der Schöpfer, sondern auch als unser Vater und Erlöser.

Diese Betrachtung habe ich voraus geschickt, weil sie sich mir so oft beim Anblick des Sternenhimmels aufgedrängt und mein Herz immer so wunderbar erhoben, gestärkt hat. Aber meine Liebe zu den Sternen ist schon viel älter als diese Gedanken; längst, ehe ich solche Betrachtungen anstellen mochte, als ich noch ein unmündiges Kind war, blickte ich gern empor zum Firmament. Ich frug damals oft meinen geliebten Vater nach den Namen der Gestirne, und er, der alle Interessen in mir erweckte, der für alle meine kindischen Fragen stets eine Antwort bereit hatte, die geeignet war meinen Geist zu bilden, hat mich auch manche Sternbilder kennen gelehrt, mir seine Himmelskarten gezeigt und mir Viel von Sonne, Mond und den Planeten erzählt.

Was mich nun dabei angezogen hat, das möchte eben so auch manchem meiner Leser eine willkommene Unterhaltung sein, und ich lade diese daher ein, mir auf einer Rundreise durch den unermeßlichen Himmelsraum zu folgen.

Vor allem müssen wir zuerst unsers Planetensystems gedenken, das uns ja zunächst angeht. Ich darf wohl bei allen meinen jungen Lesern als bekannt voraussetzen, daß unsre Erde, ein ursprünglich dunkler Körper, sich mit noch vielen andern Planeten rund um die Sonne bewegt, von der sie alle Licht und Wärme empfangen. Die Sonne selbst ist wohl keine durch und durch feurige Kugel, wie sie uns erscheint, sondern hat auch einen festen Kern der dampf- oder wolkenartig von einer lichtstrahlenden Hülle umgeben ist, deren eigentliche Natur man noch nicht ergründet hat. Die Sonne dreht sich auch um ihre Achse wie die Erde und alle Planeten, und zwar in 25 Tagen, was man an den regelmäßig wiederkehrenden Sonnenflecken durch Fernröhre beobachtet hat; sie ist so viel größer als die Erde, daß diese so wie ihr Begleiter, der Mond in ihrem Innern Platz hätten und letzterer in einem doppelt so weiten Abstande von der Erde als jetzt, seine Bahn um dieselbe vollenden könnte. Diese Vorstellung wird mehr als alle Zahlen meinen Lesern einen Begriff von der majestätischen Größe der Sonne geben. — Kopernikus und Galilei waren die ersten, die im 16. Jahrhundert die wichtige Entdeckung machten, daß unsere Erde sich in 24 Stunden um sich selbst, und in einem Jahr um die Sonne drehe, und daß nicht, wie man bis dahin dem Anschein nach geglaubt, die Erde unbeweglich sei und Sonne Mond und Sterne sie umkreisen.

Diese Behauptung aber wurde damals vielfach angegriffen und konnte sich erst allmälig Geltung verschaffen, besonders seit man durch die Fernröhre, die ebenfalls Galilei erfunden, oder doch benützte, den Himmel besser zu erforschen, und die Bewegungen der Planeten, mit Sicherheit zu berechnen lernte. Obwohl also erst diese neueren Forschungen durch Fernröhre und Teleskope uns den Himmel gleichsam aufgeschlossen haben, so ist doch die Sternkunde selbst schon eine sehr alte Wissenschaft. Frühe schon blickte der Mensch empor zu den Gestirnen und lernte nach ihrem Erscheinen, ihrem Auf- und Untergehn die Zeit eintheilen in Jahre und Monate. Es war dieß eine Wissenschaft, die in alten Zeiten meist die Priester betrieben und an den Wechsel des Mondes und der Gestirne oft einen gottesdienstlichen Kultus knüpften, ihre Kenntnisse oft aber auch zu abergläubischen Vorstellungen benutzten, woraus die Astrologie oder Sterndeutung entstand, ein Wahnglaube wonach die Sterne, besonders die Planeten das Geschick der Menschen bestimmen und regieren sollten und nicht die Hand eines allweisen und alliebenden Gottes.

Die Chaldäer, Babylonier und Egypter, und später die Phönizier, Griechen und die Araber waren diejenigen Völker, die sich zumeist mit Sternbeobachtungen beschäftigt haben. Die Zeichen des sogenannten Thierkreises oder der zwölf Sternbilder, durch welche die Sonne jährlich ihren scheinbaren Lauf am Himmel nimmt, und wonach man auch die Jahreszeiten eintheilt, rühren wahrscheinlich von den Egyptern her, da diese Zeichen schon in den alten egyptischen Tempeln gefunden werden; die Namen der meisten übrigen Sternbilder stammen von den Griechen, sind aus den Fabeln ihrer Götterlehre entlehnt, indem sie irgend einen ihrer Helden und berühmten Männer unter die Sterne versetzten und gleichsam dadurch zum Halbgott machten. So gibt es ein Sternbild des Herkules, des Perseus u. s. w. Die Namen der einzelnen Sterne, besonders der größeren sind dagegen arabischen Ursprungs. In neuern Zeiten hat man wohl versucht, die Namen der Sternbilder umzuändern, und ihner statt der heidnischen, christliche Bedeutungen zu geben; so sollten die zwölf Bilder des Thierkreises in die Namen der zwölf Apostel umgewandelt werden u. s. w. Doch waren die alten Bezeichnungen schon zu fest eingebürgert in der Wissenschaft, um ohne große Verwirrung abgeändert zu werden, so schön es auch wäre, wenn wir an dem Himmel eine christliche Symbolik und die Helden des Christenthums statt der alten mythischen Gestalten fänden. Auch sogar die neuentdeckten Planeten sind der Ueber-

einstimmung wegen, nach griechischen Gottheiten benannt. Früher kannte man außer der Erde nur fünf Hauptplaneten: Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn. Merkur steht der Sonne am nächsten und ist auch der kleinste der Hauptplaneten, (mit Ausnahme der erst später entdeckten Asteroiden) der in 88 Tagen schon seinen Lauf um die Sonne vollendet. Dann folgt die größere Venus, als Morgen- und Abendstern bekannt und wegen ihrer Sonnennähe in besonders schönem, weißlichem Lichte strahlend; dann unsre Erde die schon 21 Millionen Meilen von der Sonne entfernt ist und 365 Tage oder ein Jahr, wie wir sagen, zu ihrem Kreislauf bedarf. Ihre Bahn ist wie die aller übrigen Planeten kein vollkommner Kreis, sondern ein längliches Oval, oder ein Ellipse und über 100 Millionen Meilen lang; sie rollt an jedem Tage ohne daß wir es fühlen, ja lange Zeit, ohne daß wir es nur ahnten, 355,000 Meilen fort. Welch wunderbarer Gedanke, daß die Erde, die uns so fest und sicher zu stehen scheint, seit Jahrtausenden in dieser Weise den Raum durchfliegt, getragen, gehalten in ihrer Bahn von dem Willen des Allmächtigen! Sollte sie jemals stille stehn, welche furchtbaren Revolutionen würde das für uns zur Folge haben! Der nächste Planet jenseits der Erde ist der Mars, der aber wiederum etwas kleiner ist. Ihm folgt der größte aller Planeten, der Jupiter, der schon beinah zwölf Jahre zu seiner Rundreise bedarf; je ferner die Planeten der Sonne stehen, desto länger ist natürlich ihre Umlaufszeit, nicht bloß weil ihre Bahnen länger sind, sondern auch weil sie sich langsamer fortbewegen; dagegen dreht sich der Jupiter um sich selbst mit einer ungeheuern Geschwindigkeit in ungefähr 10 Stunden, während die Erde die doch so viel kleiner ist, dazu 24 gebraucht. Die Tage und Nächte auf diesem Planeten können also nur sehr kurz sein. — Der Saturn, der dem Jupiter folgt, und den man lange für den letzten Planeten hielt, ist merkwürdig wegen des freischwebenden Ringes der ihn in einiger Entfernung umgiebt, und der jedenfalls eine der wunderbarsten Erscheinungen am Himmel sein muß, da wir bei keinem andern Sterne etwas Aehnliches finden.

Ende des vorigen Jahrhunderts nun wurde durch den berühmten Astronomen Herschel hinter dem Saturn und fast noch einmal so weit als dieser (an 400 Millionen Meilen von der Sonne entfernt) der Uranus entdeckt, und zwischen dem Mars und dem Jupiter, über deren unverhältnißmäßig weiten Abstand von einander die Astronomen schon lange ihre Untersuchungen

angestellt, fand man statt des vermutheten Einen Planeten, verschiedene sehr kleine, deren Zahl in der neuesten Zeit so angewachsen ist, daß sie jetzt schon über 50 beträgt, und fast jährlich durch neue Entdeckungen noch vermehrt wird. Diese Gruppe von Planeten nennt man die Asteroiden und sind nur durch Fernröhren zu finden. Aber auch der Uranus, der schon so entfernt von der Sonne ist, daß er 84 Jahr zu seinem Kreislauf um dieselbe braucht, ist noch nicht der letzte Planet; im Jahre 1847 wurde nach den sorgfältigen Berechnungen und Forschungen der Astronomen, die schon lange seine Existenz vermuthet, noch ein Planet, der Neptun, entdeckt, den wir aber mit bloßen Augen nicht mehr sehen können, da er wiederum noch einmal so weit als Uranus von der Sonne entfernt ist und zu seinem Umlauf 162 Jahre gebraucht. Ich muß gestehn, daß ich mich nie eines leisen Fröstelns erwehren kann, wenn ich an diese Entfernungen denke, und an den Mangel an Licht und Wärme, der auf diesen Planeten herrschen muß — mir fällt dabei oft das Wort ein von der äußersten Finsterniß, wo Heulen und Zähnklappen sein wird. Indessen ist dieß vielleicht nur ein thörichter Gedanke; denn die Wärme liegt ja nicht in den Sonnenstrahlen selbst, sondern wird von diesen in den Gegenständen selbst erweckt; der Aether, den sie durchfliegen, bleibt kalt; also hat die größere oder geringere Entfernung wohl nicht so viel Einfluß auf die Wärmeentwicklung, als man auf den ersten Blick glauben sollte. Auch wir sind ja im Sommer ferner von der Sonne, als im Winter, und die größere oder geringere Wärme auf unsrer Erde hängt davon ab, ob die Strahlen der Sonne mehr senkrecht oder mehr schräg auf uns fallen; ersteres ist nun unter dem Aequator immer der Fall, weßhalb es auch dort am heißesten ist. Was das Licht betrifft, das freilich auf jenen fernen Planeten viel schwächer sein muß, so hat der allweise Schöpfer durch Nebenplaneten oder Monde schon dafür gesorgt, daß es auch dort dessen nicht ermangelt. Unsere Erde, der dritte Planet in der Reihe, ist der erste, der einen Mond hat, d. h. einen kleinern Planeten, der sich rund um unsre Erde in 27 Tagen, und damit zugleich um sich selbst dreht, denn er wendet uns immer dieselbe Seite zu, und vollendet so als treuer Begleiter mit uns zusammen den großen Kreislauf um die Sonne. Da er sein Licht von dieser empfängt, so sehen wir ihn in stets wechselnder Gestalt, abnehmend und zunehmend, je nach seiner Stellung zur Sonne, was wir erstes und letztes Viertel nennen. Steht der Mond der untergehenden Sonne gradüber, so zeigt er

uns seine ganz erleuchtete Scheibe, den vollen Mond — steht er hingegen zwischen uns und der Sonne, so können wir ihn natürlich gar nicht sehen, da er uns dann die dunkle Seite zukehrt. Der Moment, wo er nach seiner völligen Verdunklung sich zuerst wieder in einem schmalen sichelförmigen Streifen zeigt, wird das neue Licht genannt.

Gewiß haben alle meine jungen Leser sich schon an dem freundlichen Schein des Vollmonds erfreut, wenn er mit mildem Lichte die langen dunklen Winternächte erhellt; wie nöthig und wohlthätig er aber ist, das erkennt man nicht in den größern Städten, wo die Gasflammen ihn verdunkeln, sondern zumeist auf dem Lande, wo er bei schlechten Wegen, die man spät Abends zurücklegen muß, unser einziger Freund und Führer ist, und alle Besuche nah und fern auf die ersehnte Zeit des Mondscheins verschoben werden. — Vielleicht fragt einer meiner Leser, warum denn der Mond nicht lieber allnächtlich scheine, wenn er uns so nützlich sei? und ich erwiedere darauf, daß auch dieser Wechsel eine weise Einrichtung des Allmächtigen ist, für die wir ihm danken müssen, denn sein Licht, so willkommen es auch einerseits ist, verdunkelt doch sehr das der Sterne, und wir könnten uns, wenn er uns beständig leuchtete, nicht an der übrigen Pracht des Firmamentes erfreuen, und keine so genaue Beobachtungen an den Gestirnen anstellen. Die entfernteren Planeten aber, welche mehr Licht für ihre Nächte und vielleicht auch bei Tage bedürfen, haben mehrere und größere Monde bis zu 5 und 7 an der Zahl. Diese eine Beobachtung kann genügen um uns zu zeigen, wie weise der Allgütige Alles geordnet hat, auch in Beziehung auf jene fernen, unbekannten Weltkörper, und wie er auch in andrer Hinsicht für die Geschöpfe sorgen wird, welcher Art sie auch sein mögen, die jene Planeten bewohnen. — Ich habe sogar die Behauptung gehört, daß die Bewohner jener entfernten Kugeln viel feiner organisirt sein müßten, als wir gröbern Kinder der Erde, weil die Gelehrten aus manchen Anzeichen schließen, daß jene Planeten aus einem leichtern, lange nicht so dichten Stoff als unsre Erde, gebildet sind, und daß demgemäß ihre Bewohner keinen so schwerfälligen Körper haben könnten als wir. Ich erinnere mich auch der Beschreibung einer Reise nach allen Planeten, die ich als Kind in irgend einem Buche aufgefunden und mit Interesse gelesen habe, worin die Bewohner des Jupiters und Saturn mit Flügeln abgebildet waren. Also könnte man sagen: je ferner der Sonne, desto weniger Körper bedarf die Seele und desto vollkommener muß ihr Organ sein; ein

Satz der mir doch nicht recht einleuchten will — ich möchte lieber das Umgekehrte behaupten; je näher der Sonne, desto vollkommener. Das Alles sind aber nur Spiele der Einbildungskraft; wir können keine Reise nach jenen Welten unternehmen; wir wissen nicht einmal ob der Mond, der uns doch so viel näher steht (er ist nur 50,000 Meilen von uns entfernt) bewohnt ist, trotzdem die Gelehrten ihn mit mächtigen Fernröhren so vielfach durchforscht, Karten davon gezeichnet und jede Bergspitze benannt haben.

Außer den Planeten mit ihren Monden, gehören auch noch sehr viele Kometen zu unserem Sonnensystem, wundersame nebelhafte Sterne, mit langen Schweifen, die meist aber so schnell wie sie kommen wieder verschwinden, und über deren eigentliche Natur noch sehr wenig ergründet ist. Früher hielt man sie für ein strafendes Zeichen des Himmels, eine Ruthe womit der liebe Gott den unfolgsamen Erdenkindern drohe, Krieg und Pestilenz und andere große Unglücksfälle verkünde; das war natürlich nur Aberglaube; später fürchtete man wieder, einer dieser irrenden Sterne möchte auf seiner unberechenbaren Bahn unserer Erde zu nahe kommen und sie zertrümmern. Dennoch scheinen die Kometen sehr harmlose Reisende zu sein, welche zwar mit großer Schnelligkeit ihre unendlich langen Bahnen durchlaufen, von denen erst sehr wenige berechnet worden, deren Bestandtheile aber so dünn und nebelhaft sind, daß selbst kleine Sterne vollkommen deutlich durch ihren Kern hindurchschimmern, weßhalb auch eine nahe Annäherung an unsere Erde, diese nicht aus ihrer Bahn reißen würde.

Man entdeckt jetzt durch Fernröhre alljährlich neue Kometen, deren es viele, viele Tausende geben soll — in diesem Jahre 1863 hat man allein deren fünf beobachtet, sie haben also den Reiz der Seltenheit verloren.

Außer all diesen Gestirnen, die um die Sonne wie um ihre Königin kreisen und Licht und Leben allein von ihr empfangen, gibt es noch unzählige sogenannte Fixsterne, die unverändert an derselben Stelle des Himmels bleiben, und nur vermöge unserer eigenen täglichen Umdrehung, und unseres jährlichen Laufes um die Sonne, für uns auf- und untergehn, oder je nach den Jahreszeiten eine andere Stellung am Himmel für uns einnehmen. Nur nach vielen Jahrtausenden läßt sich ein Fortrücken des ganzen Sonnensystems an jenen entfernten Sternen bemerken; in der Art, daß früher Sternbilder bei uns sichtbar waren, die jetzt nur noch für die südliche Hälfte der Erdkugel strahlen und ebenso umgekehrt.

Meine Leser werden vielleicht fragen, woran man die Fixsterne von den

Planeten noch außer der Bewegung der letzteren unterscheidet? und ich antworte: in der Art ihres Lichtes. Selbst dem unbewaffneten Auge muß es auffallen, daß die Planeten, z. B. die uns nahestehende Venus, die als Abendstern oft so lieblich leuchtet, ein zwar helles, aber doch vollkommen ruhiges Licht hat, ganz verschieden von dem beständigen Funkeln der Fixsterne, die trotz dem sie so unendlich weit entfernt sind, daß selbst die stärksten Teleskope ihre vergrößernde Kraft verlieren, dennoch ein viel stärkeres Licht ausstrahlen.

Vor dem Fernrohr, wo die Planeten sich als kleine Scheiben zeigen, die Fixsterne hingegen, auch die größesten, nur als leuchtende Punkte erscheinen, soll dieser Unterschied des Lichtes noch viel auffallender sein. Denn die Sterne empfangen nicht ihr Licht von einem andern Körper, wie die Planeten, sondern sind *selbst leuchtend*. Jeder dieser Fixsterne also, deren es eine ungezählte und unzählbare Menge am Himmel giebt, ist eine *Sonne*, gewiß die meisten noch größer als die unsrige; vielleicht ebenso von kleineren, dunklen Planeten umgeben, die wir nur nicht mehr zu erkennen vermögen; oder als Doppelsterne, im verschiedenen Lichte strahlend und einander umkreisend, wie die Astronomen jetzt schon sehr viele beobachtet haben; sie gleichen zwei treuen Freunden, die in Frieden und Eintracht miteinander ihre Bahnen ziehen und ihre Reise durch die Welt vollenden, einer den andern erleuchtend und erwärmend, senden sie sich gegenseitig ihre Strahlen zu; oft ist *ein* Stern eines solchen Sonnenpaares kleiner und dem andern untergeordnet — oft auch sind beide sich gleich; oder es umkreisen auch 3, 4 ja bis zu 16 zusammengehörige Sterne einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt. So sehen wir, daß es auch im Himmel, je nach der verschiedenen Anziehungskraft, die die Sterne, wie die Menschen, aufeinander ausüben, sehr verschiedene Verhältnisse, gleichsam Familien und Staatsverfassungen zu geben scheint. Welche Mannichfaltigkeit thut sich da vor unsern Augen auf! Welche Größe, welche Unendlichkeit in allen Schöpfungswerken, die der schwache Mensch wohl ahnen, bewundern, aber nicht erfassen kann!

Vermögen wir denn auch nicht die fernen Sternhaufen zu erkennen, die nur wie blasse, schimmernde Nebel sich vor dem Fernrohr zeigen, können wir die Myriaden Sterne nicht zählen, die allein in der sogenannten Milchstraße sind, dem weißlich glänzenden Streifen, der sich rund um das Himmelsgewölbe hinzieht, und der eben nur der matte Schimmer der entfernten Sterne ist, die sich wie auch die fernen Bäume im Walde, vor unsern Augen dichter

zusammendrängen und ineinander zu fließen scheinen, so können wir doch viele der nähern, oder vielleicht auch größern Sterne unterscheiden und kennen lernen, die in manichfachen Gruppen und Bildern das Firmament zieren. Natürlich kann ich nur von denen sprechen, die wir an unserem nördlichen Himmel sehn; ein großer Theil des Himmelsgewölbes ist ja, wie oben erwähnt, nur für die Bewohner der südlichen Hälfte der Erdkugel sichtbar; manche Sternbilder dagegen, welche an unserm Horizonte auf- und untergehen, scheinen zu verschiedenen Zeiten beiden Hemisphären; andere aber, die den höchsten Stand am Himmel einnehmen, gehen für uns niemals unter, sie stehen auch am Tage über unsern Häuptern, nur daß wir sie, wegen des so viel stärkeren Sonnenlichtes eben nicht zu sehen vermögen.

Mit einigen von diesen Sternbildern wollen wir uns denn näher beschäftigen, um in den weiten Räumen des Himmels ein wenig Bescheid zu lernen. — Ich bitte daher meine jungen Leser sich an dem nächsten sternhellen Abende pünktlich zum Stellbichein einzufinden. Da es im Winter früh dunkelt, etwa schon um 7 Uhr für den Monat Dezember; für Januar noch früher, weil die Sterne vermöge des Laufes unsrer Erde von West nach Ost täglich etwas früher an der bezeichenten Stelle des Himmels sich zeigen.

(Fortsetzung folgt.)

Von den Schalksnarren.

Von Hans Weininger.

Wenn heutigen Tages Einer wieder käme, der vor mehreren hundert Jahren gelebt, der würde sich nicht wenig wundern, die Straßen der Städte gepflastert und Nachts beleuchtet zu sehen, wie an den meisten Orten, die altersgrauen, drohenden Stadtthore, die Stadtmauern mit ihren Zwingern und Gräben verschwunden und statt der früheren feuergefährlichen Häuser aus Holz deren von Ziegel und Quader aufgeführt zu bemerken sind. Gasbeleuchtungen, Eisenbahnen, Telegraphenleitungen, Bücher, Zeitungen, Uhren, wie die Eleganz der Verkaufslokale ließen einen solchen vor Staunen lange nicht zu sich kommen. Außer den Leprosen (Aussätzigen), die mit einer Klapper in der Hand umher pilgerten, um vor ihrer Berührung zu warnen, würde

ein derartig Wiedererstandener die Schalksnarren in ihrer abenteuerlich-bunten Tracht, den Narrenkolben schwingend, sicherlich bald vermissen und sich mancher ihrer boshaften Streiche erinnern. Indem derlei Witzbolde keinerlei Ordnung in ihren oft derben Einfällen hatten, darf es nicht wundern, wenn nachstehende Erzählungen kunterbunt durch einander laufen.

König Karl der Einfältige von Frankreich sagte einst zu seinem Hofnarren: „Du hast so viel Macht, daß man Dich beinahe für den König und mich für den Narren halten könnte. Was meinst Du, Hans, wollen wir nicht mit einander tauschen?“ Der Narr antwortete jedoch nicht, sondern sah traurig vor sich hin. „Nun,“ meinte sein Herr, „ob er sich etwa schäme, ein König zu sein?“

„Nein, das nicht,“ bemerkte der beleidigte Possenreißer, „aber ich schäme mich eines solchen Narren!“ Demselben traurigen Könige gab er, da dieser höchlichst verwundert darüber war, daß 40,000 Menschen aufgestanden seien, zur Antwort: „Ohne Zweifel, um sich heute Abend wieder niederzulegen. Als die Flotte Philipps VI. von Frankreich geschlagen wurde und mehrentheils zu Grunde ging, wagte es Niemand, diese traurige Botschaft dem Könige zu hinterbringen, da Jedermann dessen schrecklichen Jähzorn kannte. Endlich verstand sich der Narr dazu. Er ging zu dem Könige und sagte mehrmals: „Diese Memmen von Engländern, diese elenden Hasenfüße, hätte das nie gedacht!“ — „Nun warum?“ fragte der König. „Weil sie nicht das Herz hatten in's Wasser zu springen, wie unsere braven Franzosen, die sind alle aus ihren Schiffen in's Meer gesprungen.“

Als einst der Prinz Moriz von Oranien sein Kriegsvolk bei Nimwegen musterte, sagte er zu seinem Hofnarren: „Was meinst Du, wäre es nicht besser, wenn Du eine Zeit lang die Armee befehligtest und ich statt Deiner ein Schalksnarr würde?“ — „Das geht nicht an,“ meinte dieser, „denn Ihr seid zu ungeschickt zu einem Narren. Wenn wir also tauschen wollten, würden die Generalstaaten uns beide flugs abdanken.“

König Ludwig II. von Ungarn kam einst nach Erlau, dessen Statthalter einen prächtigen weißen Falken, der zur Reiherbeitze abgerichtet war, so wie einen sehr drolligen Schalksnarren hatte. Beide sagten dem jungen Herrn ungemein zu. Der Statthalter ließ ihm beide aber nicht eher ab, bis ihm der König eine Schuld von 40,000 Gulden nachgesehen hatte.

Die Königin Elisabeth von England hatte verboten, ihren Narren je

wieder vorzulassen. Nach längerer Zeit gab sie wiederholten Bitten nach, ihn wieder zu sehen, um so mehr, als er versprochen hatte, sicherlich nichts Beleidigendes vorzubringen. „Nun Pace, was bringst Du, bekomme ich wieder meine Fehler zu hören?“

„Gewiß nicht,“ lächelte Pace, „ich pflege nicht von solchen Dingen zu reden, wovon die ganze Stadt spricht.“

Killigrew, König Karls II. von England lustiger Rath, bemerkte mit tiefer Betrübniß, daß sich sein Herr gar nichts mehr vorstellen ließ, daß er ganz hingenommen von Lustbarkeiten war, und sich um keinerlei Staatsgeschäfte mehr kümmerte. Als Pilger gekleidet stellte er sich dem Könige vor, bat um Urlaub und sagte, er wolle eine Fahrt zur Hölle unternehmen und den Olivier Cromwell holen. Dieser würde sich wenigstens um den Staat mehr bekümmern, als dieß sein Nachfolger bisher gethan habe.

Dem Kaiser Rudolph von Habsburg, der eine große Habichtsnase hatte, kam einmal auf einem engen Pfade ein Schalksnarr entgegen. Als die Trabanten ihn ausweichen hießen, rief er wie in Angst: „Ich kann ja vor des Kaisers Nase nicht vorbei!“ Da lächelte Rudolph, bog mit der Hand seine Nase zur Seite und sagte: „Geh mein Sohn, ich biege meine Nase, auf daß sie Dich nicht hindere!“

Als im Jahr 1315 Herzog Leopold von Oesterreich sich mit seinen Verbündeten wegen des Einfalles in die Schweiz, welche die Schlacht bei Morgarten herbeiführte, berathschlagte, meinte der Narr: „Ihr habt jetzt alle gerathen, wie Ihr in das Schweizerland kommen wollt, keiner aber wie heraus.“ Der Narr hatte leider Recht.

Pape Theun, welcher lange Zeit das Amt eines Küsters zu Löwen verwaltete, stieg wegen seiner lustigen Einfälle bis zu der Stelle eines graduirten Hofnarren bei Kaiser Karl V. Er trieb es jedoch zu arg und der Kaiser verbot ihm das Land. Eines Tages kehrte jener auf einem Karren, der mit Erde bedeckt war, doch wieder nach Brüssel zurück. Der Pöbel begleitete mit großem Geschrei und Gelächter den Schalksnarren bis vor die kaiserliche Residenz und auf Befragen gab der auf dem Karren liegende Pape Theun zur Antwort: „Ich werde mich wohl hüten, in Euer Majestät Länder zu kommen, ich befinde mich hier auf Grund und Boden von Lüttich. Der Kaiser nahm ihn nun wieder zu Gnaden auf.

Kunz oder Konrad von der Rosen war der lustige, kurzweilige Rath und

vertraute Günstling Kaiser Maximilians I., bei welchem er sich durch seine Treue, wie durch seine launigen Einfälle so beliebt gemacht hatte, daß er diesen stets um sich haben mußte. Von Kaufbeuren im Allgäu gebürtig, war Kunz von der Rosen ein beherzter Soldat, der seines geliebten Max wegen sich oft in die härteste Lebensgefahr begab, wie schon damals, als Maximilian von den Bürgern in Brügge verrätherischer Weise gefangen genommen worden. Durch Verwechslung der Kleider wollte er denselben retten. Das schlug dieser aber ab, indem er sagte: „Wäre es auch ein sicheres Mittel meiner Rettung, so ist es doch für mich kein anständiges.“ Als auf dem Reichstage zu Augsburg 1510 der Umtritt des Papstes, der Venedig mit Maximilian aussöhnen und beide mit sich gegen Frankreich verbinden wollte, den Kaiser sehr befremdete, fragte Kunz die Versammlung, wie alt sie wohl meinten, daß er wäre? Nachdem unterschiedliche Antworten gefallen waren, sagte er: „Er sei nunmehr 200 Jahre alt, denn er habe die beiden zu Hagenau und Camerich je auf 100 Jahre geschlossenen Bündnisse überlebt.“

Man würde aber sehr irren zu glauben, daß nur weltliche Fürsten sich Narren hielten, nein, die höchsten geistlichen Würdenträger ergötzten sich an diesen Possenreißern. So diente Hans Gerl aus Sünching bei Straubing drei Fürstbischöfen von Passau, wie aus dessen Grabstein neben dem Eingang der trennbeckischen Capelle des dortigen Domes kund wird. In einem Alter von 85 Jahren entschlief er 1565 und wurde auf seinem Grabstein in Schellentracht und Narrenkolbe abgebildet. Ein Hofkavalier begehrte von ihm, er solle ihm durch seine Späße die Zeit verkürzen: „Ich bin des Fürstbischofs Narr, aber nicht jedes Narren Narr!“ antwortete er darauf.

Der Narr eines Bischofes von Münster ging einst auf ein Feld und säete Steine. Als man ihn fragte, was dies bedeute und er solle lieber kluge und überlegte Leute säen, entgegnete er: „Ich wollt' dieß von Herzen gern thun, aber das Land trägt keine.“

Der Fürstbischof Julius von Würzburg befahl eines Tags, seinen groben Narren einzusperren. Indem dieser beim Betreten seines Gefängnisses sah, daß da nur der harte Boden sei, bat er den Stockmeister dringend, er möchte ihm doch etwas Stroh zur Liegerstatt geben. Der Stockmeister machte ihm ein prächtiges Strohlager zurecht. Unterdessen schloß ihn der Narr ein, brachte die Schlüssel zum Bischof und sagte: „Das hat mich weiter keine Mühe gekostet, den Schurken einzuschließen.“

Der Bischof entgegnete: „Kerl, Du hättest ja ins Gefängniß sollen, aber nicht der Stockmeister!“

Der Narr erwiederte: „Da müssen wir einander nicht recht verstanden haben.“

Wer erinnert sich nicht mit Behagen, wie Tyll Eulenspiegel die Schneider des ganzen Sachsenlandes zu einer Versammlung aufbot: da würde denselben für ihr Handwerk der Stein der Weisen gezeigt werden. Alle Ritter vom Fingerhut pilgerten alsbald in das bezeichnete Städtchen. Die Wirthshäuser und Schenken konnten dem Andrang durstiger Schneiderseelen kaum genügen. Als dann auf der Festwiese Ruhe eintrat, sagte Tyll Eulenspiegel, „was ein Schneider nie übersehen dürfe sei, nachdem er einen Faden eingefädelt habe, einen Knopf zu machen!“ — Nach wiederholten Vorstellungen gelang es diesem Schalk, einen geldgierigen Wirth dahin zu vermögen, einen Singvogel, der diesem Herbergsvater sonst über Alles ging, abzuthun, zu rupfen und für ihn braten zu lassen. Da das Gericht auf den Tisch gestellt wurde, sagte Tyll Eulenspiegel: „So ist es recht, lieber Gevatter. Nun schneidet mir um einen Groschen herunter.“

So verächtlich und kläglich die Rolle eines Narren an sich zu sein schien, so mancher Vortheil war damit doch verbunden. Man brauchte schon nicht zu arbeiten, sich um nichts zu kümmern. Und daß ein Narr die Freiheit hatte, jederzeit die Wahrheit zu sagen, war schon kein geringer Vorzug, also es sich mancher wünschen mochte, das Gewand der Weisheit abzulegen und dafür die Schellenkappe mit den Eselsohren aufzusetzen. Die Hofnarren waren die steten Begleiter ihrer Herrschaft. Kein Fürst war jemals ohne seinen kurzweiligen Rath, der Narr nie ohne seinen Herrn. Kaiser Friedrich I., genannt der Rothbart, konnte jedoch keinen um sich leiden, denn diese waren ihm zum Ekel. Es ist auch nicht in Abrede zu stellen, daß die Hofnarren mehrentheils Fuchsschwänzer und Ehrabschneider waren. In dieselbe Categorie gehörten auch die Gaukler und Minstrels. Bei der Vermählung Kaiser Heinrichs III. zu Ingelheim 1043 fand sich eine unendliche Menge solcher Leute ein, die aber der Kaiser, weil er keinen Gefallen an ihnen hatte, wieder fortschickte. Ungegessen und ungetrunken schlichen sich die getäuschten Schelme weg. Der Geschmack und das Vergnügen an Narren war vordem so allgemein, daß man sich gar kein Fest ohne diese denken konnte. Zu Grosselfingen unfern Balingen im Fürstenthum Hechingen hielten vordem die Einwohner alle Jahre

ein Narrengericht, wobei jeder Angehörige verbunden war, seinen Bekannten, Freunden und Gevattern tüchtig die Wahrheit zu sagen. Durch einen Aufzug mit Narren erntete man im Mittelalter Ehre und Bewunderung. So hatte Marx Walther 1489 bei einem Turnier zu Augsburg fünfzehn Narren, welche ihm auf die Rennbahn folgten, in einerlei Farbe gekleidet. Einer davon zu Pferde war sein Waffenmeister. Sein Gegner that das Gleiche und beide hatten Sackpfeifer mitgebracht, die während des Rennens aufspielten. Etliche der größeren Narren trugen kleinere auf dem Rücken und machten mit diesen die possirlichsten Sprünge und ergötzlichsten Faxen.

Die Stadt Troyes in der Champagne hatte ehedem das sonderbare Privilegium, die Könige von Frankreich mit Hofnarren zu versehen. Eine Zuschrift von König Karl V. setzte den Magistrat von Troyes in Kenntniß, daß sein Narr gestorben sei und daß sie ihm nach alter Gewohnheit einen andern schicken sollten. Doktor Lamprechter, Kaiser Karls V. Rath, pflegte zu sagen: „Jeder Fürst muß zween Narren haben, einen, den er vexirt, den anderen, der ihn vexirt."

Außer dem kurz geschornen Haupthaar bestund der Anzug eines Schalksnarren in der Gugel mit den Eselsohren, dem Narrenkragen, den Schellen an Kleidern und Schuhen, wie in dem Narrenkolben. Die Gugel war eine Mütze, welche das Antlitz freilassend Kopf und Hals gegen Kälte schützte und zuweilen bis zu den Schultern reichte. Sie war den Mönchen des heiligen Antonius und Basilius vorgeschrieben und wurde im ganzen Mittelalter von Reisenden, Seeleuten und Jägern getragen. Zum Unterschiede von diesen Leuten, vielleicht auch den Narren ein possirliches Aussehen zu verleihen, mußten sie an den in der Regel rothfarbigen Gugeln noch Eselsohren, diese mit Schellen garnirt, tragen. Auch kam es vor, daß diese Lustigmacher statt der Eselsohren einen Hahnenkamm auf der Gugel führten. Wie die Tracht der Schellen als ein besonderes Abzeichen des höheren Adels außer Gebrauch kam, fand man sie noch lange bei den Schalksnarren, welche unter diesem Geklingel ihr Unwesen trieben. Die Narrenkolbe oder das Narrenscepter bestund anfänglich nur aus einem Rohrkolben. Später machte man sie aus Leder in Form einer zierlichen Keule, woran ein Riemen war, um sie am Arme hängend leicht zu tragen. Nach diesen Narrenkolben erst kam die Narrenpritsche an die Reihe, deren sich noch die Harlequine

Wie der Hüther-Toni Maler wird.

und Bajazzo's bedienen, der letzte Anklang an die ursprüngliche Gattung der Schalksnarren.

Wenn nun allerdings durch das Verschwinden der Hof- und Schalksnarren der Schade nicht groß, ist es doch zu bedauern, daß eine gewisse Sorte von Menschen nicht mehr existirt, welchen gestattet war, ihren Zeitgenossen tüchtig die Wahrheit zu sagen. Wie gut wäre es nicht zuweilen, wenn Geizhälse und Wucherer, die nun schrecklich überhand nehmen, eine tüchtige Lection erhielten, oder hohen Herren die Augen geöffnet würden, zu sehen, wie sie von denen, welchen sie nur Gutes erwiesen, am meisten hintergangen werden. Aber heutigen Tages will man die Wahrheit nicht mehr hören, selbst zur Zeit des Carnevals von Masken nicht.

Wie der Hüter-Toni Maler wird.

Erzählung von **Isabella Braun.**

I.

Ein zweifacher Urtheilsspruch.

Die Dorfkinder saßen erwartungsvoll in den Schulbänken. Jedes hatte ein Probeblatt und eine frischgeschnittene Feder vor sich liegen. Nun stülpte der Lehrer den Aufschlag des rechten Rockärmels zurück, nahm ein neues Kreidestück zwischen die Finger, näherte sich der großen Schultafel und commandirte: „Hergeschaut!“ Alle Blicke folgten jetzt der Kreide; der Lehrer aber begleitete jeden Zug mit erklärenden und ermahnenden Worten: „Fein hinauf, dick herunter; nur keine Schwalbennester in den Ecken! Vergeßt mir die Schatten- und Haarstriche nicht! sorgt, daß alle Buchstaben in gleiche Richtung kommen. Bedenkt, daß es die Probeschrift werden soll, daß es Fleißzeichen gibt, oder ein anderes Merkzeichen, verstanden? — So, jetzt kann's losgehen.“

Die ganze Tafel war auf's Schönste vollbeschrieben. Die Kinder griffen also zu ihren Federn, tunkten ein und kritzelten lustig darauf los. Aber es gab dazwischen manches Malheur: bald war ein Tintenkleks auf's Papier gefallen, dann ein Spalt der ganzen Länge nach gesprungen; des Einen Feder spritzte, diese ging zu hart und jene zu weich: kurz, es war ein Stück Arbeit für den geduldigen Lehrer, Jedem zu Hilfe zu kommen und in den letzten Bänken wollte es vollends kein Ende nehmen. Er verweilte die längste Zeit

daselbst, um das Hintertreffen zu leiten, da er die Vordern ohnedem im Feuereifer wußte, und ihres ruhevollen Sieges gewiß war.

Es hatte bereits eine gute Stunde gedauert, als in den vordern Reihen ein Gekicher entstand, mancher Kopf sich über die Schulter des Vorsitzenden streckte, Blättchen hin- und herwanderten und sogar die Mädchen auf der andern Seite ihre Hände darnach ausstreckten. Dazwischen entschlüpfte ein Ruf und wurde eben so schnell unterdrückt. Nun wandte sich der Lehrer rasch nach vorn und gleich kam Alles in Ordnung. Er sammelte die fertigen Probeschriften ein; immer heller und freundlicher wurde sein Blick, am freundlichsten aber als er vor dem Hüter-Toni stand. Der hätte fast selber den Schreiblehrer abgeben können, solch ein Tausendsasa von Geschicklichkeit war er; manche von seinen frühern Probeschriften hing auch aufgeklebt an der Wand und diente zur Vorlage. Heute hatte er seine Sache wieder besonders schön gemacht; der Lehrer rückte die Brille auf die Stirne, hielt das Blatt dicht vor die Augen, tätschelte mit der linken Hand des Knaben Kopf und langte sodann nach dem Unterlagshefte, um die Fortschritte zu vergleichen. Toni fuhr jedoch mit seinen Fingern eilig dazwischen, das Heft fiel zu Boden und die losen Blätter flogen herum, eines zu des Lehrers Füßen, das andere bis zum Pulte und die Mädchen in der ersten Bank gegenüber waren nicht faul sie aufzusammeln, versäumten aber auch nicht, sie schnell in die Höhe zu halten zum Jubel der ganzen Schuljugend: Es waren nichts weniger, als fleißig ausgeführte Schreibübungen, sondern höchst ergötzliche Federzeichnungen aller Art. Der Toni saß in seiner Bank, wie ein ertappter Sünder und getraute sich nicht, die Augen aufzuschlagen; nur Einmal blinzelte er nach dem Lehrer und sah zu seinem allergrößten Schrecken, daß dieser die eingesammelten Blätter in das Pult verschloß. Jetzt schaute dieser nach seiner Taschenuhr, nahm die Geige von der Wand, stimmte die Saiten, klopfte mit dem Fiedelbogen auf das Pult und alle Kinder erhoben sich zum Schlußgesang, worauf dann noch das Schulgebet gesprochen wurde. „Ades, Herr Lehrer!“ klang es nun von jedem Munde, paarweise ging's zur Thüre und draußen stob die kleine Schaar lustig auseinander. Im Schulwinkel aber verblieb Einer ganz unbemerkt. —

Kaum hatten sich die Kinder entfernt, als der Lehrer zum Pulte ging und die confiszirten Blätter herausnahm. Er betrachtete eines nach dem andern, schüttelte das Haupt, lächelte, oder rief wohl auch dazwischen: der Blitz-Bub! der Schlingel! — und war so in die Anschauung vertieft, daß er nichts

anderes hörte und sah, während es doch bereits dreimal an der Schulthüre gepocht hatte und jetzt ungerufen die Weberin, Toni's Mutter, hereintrat, und bis zum Pulte vorschritt. Sie kam auch nicht mit leeren Händen, und am vollsten war ihr Herz, das sie nun vor dem Lehrer ausschüttete, denn nachdem sie ihren Gruß geboten hatte, rief die Weberin: „Ich muß nur selber kommen und dem Schlingel hier seine Supp' einbrocken, daheim kriegt er heut Mittag doch keine. Hab's von den Kindern schon gehört, was er Alles angestiftet hat. Ich weiß mir keinen Rath mehr mit dem Buben. Zu nichts ist er zu brauchen, als zum Wänd' verschmieren. Wenn Sie's nur sehen thäten, Herr Lehrer, wie's bei uns ausschaut; man sollt' gar nicht glauben, daß zu Ostern geweißelt worden ist. Wo er eine Kohle erwischt, schmiert er damit eine Katz oder einen Hund an die Wand; ich wollt' nur, wir hätten so viel Ochsen und Küh im Stall, als gezeichnete in unserer Stuben. Und wenn ich ihn fortschick, um am Brunnen Wasser zu holen, so verschüttet er's just mit Fleiß und lacht noch darüber, weil's lauter Figürelu seien, sagt er, ich seh nichts anders, als lauter Wasserlacken die ich hinter ihm aufputzen muß. Ja, 's ist ein rechtes Kreuz; wie Sie nur schmunzeln können, Herr Lehrer; aber da schauens nur her! Nichts für ungut, der Haarschopf da kommt mir gerad vor, wie der Ihrige." —

Bei diesen Worten that die Weberin ihrem Redestrome Einhalt und reichte dem Lehrer einige Blätter, welche sie in der Hand trug. Dieser wollte schier ein finsteres Gesicht machen, als er sich selbst erkannte und fuhr unwillkührlich an sein sorgfältig emporgekämmtes Haar; doch die Sonne der Gutmüthigkeit und der frische, kindliche Humor, welchen er selbst noch trotz seiner fünfzig Jahre im Herzen trug, brachen durch das aufsteigende Gewölke; er lachte aus vollem Halse, wendete das Blatt um und lachte nur noch ärger, indem er rief: „Nichts für ungut, Weberin, aber ich mein' schier, das Stumpfnäsel da mit dem Häcklein nach Oben hat etwas Aehnlichkeit mit dem Eurigen. Doch ich steh Euch gut, bös gemeint ist's vom Toni sicherlich nicht, weder gegen Euch, noch gegen mich. Schaut, den Buben kenn ich durch und durch; der hat's noch nie am schuldigen Respekt fehlen lassen und sagt nur selbst, was kann er dafür, wenn ich einen Haarschopf hinauf kämm, und wenn Ihr ein Stumpfnäslein habt? man thät uns Beide ja ohne solches nicht erkennen."

Während dieser ganzen Verhandlung hatte Toni sich versteckt gehalten; das kleine Herz pochte und hämmerte nicht wenig. Bei der Anklage, alle Wände

zu verschmieren, regte sich in ihm eher ein Gefühl des Stolzes, als der Beschämung und ein schelmisches Lächeln zog um seine Mundwinkel. Als die Mutter jedoch die beiden Zeichnungen entrollte und ihm den Vorwurf der Verspottung machte, stieg ihm die Schamröthe in's Gesicht, zwei schwere Thränen rollten über seine Backen und es that ihm das Herz weh. Er die Beiden verspotten, welche er so innig liebte! Nun aber hörte er des Lehrers milde Vertheidigungsworte; da litt es ihn nicht mehr in seinem Verstecke, er schliech unvermerkt hervor und stand neben dem Pulte, ja, er streckte die Hände nach seinen lieben Zeichnungen aus. Nun rief der Lehrer: „Du hier Männlein? Holla, das geht nicht, wie Du meinst. Solche Kunstschätze muß man verwahren.“ Dabei langte er aus dem Pulte eine Preismappe, blau mit Silber verziert, hervor, legte die Blätter hinein, knüpfte die Bändchen zu und sah dem Buben lange in's Gesicht. Hoffnung und Furcht kämpften darin und die Augen wandten sich nicht von der Mappe. Jetzt aber erhoben sich auch die kleinen Hände zur Bitte und dem konnte der gute Lehrer nicht widerstehen. „Da, so nimm's halt in Gottesnamen!“ sagte er lächelnd und fügte bei: „Aber mein Conterfei behalte ich, und Ihr das Eure auch, nicht wahr, Weberin?“

Diese konnte den Lehrer gar nicht begreifen. Da stund nun ihr Toni triumphirend, anstatt in heilsamen Arest zu wandern und für alle Zeiten vom Zeichnen kurirt zu werden. In tiefster Verwirrung und Rathlosigkeit rief die Mutter: „Aber was fangen wir denn an mit dem Buben?“

Da stellte sich der Lehrer zum Richterspruche vor den Angeklagten, legte seine Hand auf dessen Haupt, schmunzelte und rief: „Macht einen Maler aus ihm! zu etwas Anderm taugt er doch sein Lebtag nicht!“ —

* * *

Aber so weit war es noch lange nicht. Die Mutter schlug ihre Hände zusammen bei des Lehrers Urtheilsspruch; der Vater hielt ihn für Scherz und sagte lachend: „Er wird einen Maler meinen, wie ich einer bin.“ Dann schob er sein Webschifflein hin und her und fügte bei: „Das ist mein Pinsel, damit mal ich meine Gebilde, und wenn's der Toni weiter bringt, als ich, kann er die schönsten Landschaften weiß in grau malen, mit Hirt und Heerde drauf. Vorerst aber muß er das Vieh austreiben.“

Dies war nunmehr der giltige Urtheilsspruch und dazu paßte Toni's Aussehen auch besser, als zum Maler, denn malerisch sah er auch nicht im

Geringsten aus. Sein älterer Bruder, der Andräs, war zum Hufschmied in die Lehre gekommen und hatte ihm als Erbstück das Hüteramt der Dorfheerde und seine gelben, geflickten Hosen hinterlassen. Mit den großen Kühen wollte der Toni allenfalls noch fertig werden; die großen Beinkleider jedoch schlotterten aber gar zu arg an ihm herum, so weit er sie auch an den Trägern hinaufzog und so tief er sie unten einbog und stülpte. Sie hatten jedoch zwei endsgroße Säcke; diese füllte er mit Kohlen und Kreidestümpchen, einen Bleistift besaß er auch und in den Schreibheften war noch manches unbeschriebene Blatt. Die Zipfelkappe auf dem Kopfe, den Janker um die Schulter geworfen, so zog er beim schönsten Sommermorgen mit der Peitsche knallend hinter seiner Heerde zum fernen Waideplatze, wo einzeln stehende Bäume den kühlen Schatten woben, der mit Schilf umrandete Weiher im Sonnenschein glänzte und die blauen Berge aus weiter Ferne hereinschauten.

Da ging in stiller Einsamkeit für unsern Hüter-Toni ein fröhliches Leben an. Jedes Stücklein aus seiner Heerde war sein guter Bekannter und Gespiele; jedes hatte seinen eigenen Namen und drehte den Kopf, so bald es gerufen ward. Er wetteiferte mit den Kälblein in tollen, linkischen Sprüngen und plauderte mit den Kühen, welche zur Antwort den Hals streckten und das langgezogene Muh ertönen ließen. Wie ganz absonderlich gefiel es ihm, wenn sie die Hörner in einander gabelten und sich lustig zum Boxen anschickten, oder sich niederlegten, wohl auch einem vorüberziehenden Wanderer nachstierten. Er konnte nicht fertig werden, sie alle auf's Neue zu zeichnen, und den komischen Schatten, welcher sich mit jeder Stunde änderte, dazu. Und dann beobachtete er die Wasserspieglung; es war gar so vergnüglich, Alles auf den Kopf zu stellen; er wünschte sich nur recht, recht viel Papier, aber der Vorrath ging täglich bald zu Ende und er mußte sich schon mit Ziegelsteinen oder dem Sande begnügen, um seine Skizzen zu entwerfen.

Oftmals legte er sich auf den weichen Rasen und seine Blicke folgten der singenden Lerche, bis sie am tiefblauen Himmel verschwand. Wie diese blaue Farbe ihm bis in's Herz hineinleuchtete! Aber noch schöner war es doch, wenn das leichte Silbergewölke aufstieg und sein reiches, immer wechselndes Bilderbuch entrollte. Männer mit lockigen oder zopfigen Perücken, Frauen mit lang wallenden Gewändern, Engelein mit goldumränderten Flügeln, aber auch Ungethüme aller Art mit Drachenköpfen zogen in verschlingendem Kampfe gegen einander und war das Eine besiegt, tauchte ein anderes auf, wie aus

tiefem Meere. Oftmals umfaßte ein glänzender Goldrand die Bilder, so prächtig und schön, wie kein Maler sie aufzuweisen hat.

Bei solchen Beschäftigungen und Betrachtungen verstrich der Tag wunderbar schnell, und der Knabe vermißte kaum das karge Mittagsmahl; ein Stücklein Brod brachte ihn leicht über jene Stunde hinweg und wenn die Glöcklein der heimziehenden Heerde sich mit dem Abendgeläute vermischten, freute er sich bereits wieder auf den neuen Morgen.

Es war ein schöner Sommer, nur selten von einem Regentage unterbrochen. Toni's blaue Zeichnungsmappe bereicherte sich von Tag zu Tag; der Lehrer spendete freigebig manches Blättlein Papier und bewunderte wohl auch die Fortschritte. Zwar spielte dabei manch heiteres Lächeln um die Mundwinkel und er deutete auf manchen augenscheinlichen Fehler hin; wie es aber besser und richtig zu machen wäre, verstand er eben so wenig, wie der arme Knabe. Da erschien plötzlich Hilfe in der Noth.

Als der Hüter-Toni eben zum zwölften Male das weiße Kälbchen mit der braunen Kuh gezeichnet hatte und ihr jubelnd das Blatt zur Besichtigung vorhielt, worauf sie gleichsam zum Erkennungszeichen den Kopf erhob und mächtig brüllte, fühlte der kleine Künstler einen leichten Schlag auf die Schulter und vernahm die freundlichen Worte: „Brav, mein Junge! das ist ja wahrhaftig ein Meisterstückchen; laß einmal sehen!" — Toni wendete rasch den Kopf und blickte in das freundliche Auge eines Fremden. Dieser nahm das Blatt, zog aus der Seitentasche seines Rockes ein Büchlein, legte die Zeichnung darauf, prüfte mit langem Blicke dieselbe, stellte dazwischen Vergleichungen mit der Kuh an und fuhr dann mit dem Bleistifte keck auf dem Blatte herum. Der arme Toni gerieth in sichtbare Aufregung und rief ängstlich: „Verderbt mir meine Kuh nicht, Herr! ich hab sie dem Schullehrer versprochen und morgen ist sein Namenstag, da kann ich keine andere mehr zeichnen."

Nun brach der Fremde in ein schallendes Gelächter aus und reichte dem Knaben die Zeichnung, indem er beifügte: „Nun, hab ich sie verdorben, Junge? Sag einmal." —

Dieser sperrte Mund und Augen auf, stotterte etwas in seiner Verwirrung, dann zog ein heller Freudenglanz über sein Gesicht und er platzte heraus: „Ja, jetzt ist's meine Bräun leibhaftig! jetzt kann sie auf allen vier Füßen stehen. Seid Ihr am Ende gar ein Maler, Herr?"

Der Fremde nickte bejahend. Er war allerdings ein Maler; solches ver-

rieth die große Mappe, die aufgespannte Leinwand und der Malkasten auf seinem Rücken, worüber ein endsgroßer Leinwandschirm, gleich des Jägers Flinte am Riemen hing. Auf dem linken Arme trug er einen Feldstuhl, ein hölzernes Gestelle, nebst einem langen Stocke. Sein ganzes Aussehen stimmte ebenfalls mit diesen Abzeichen überein. Unter dem weichen Filzhute wallte das Haar hernieder, ein brauner Bart umkräuselte Lippen und Kinn und aus den heitern, freundlichen Augen fiel ein langer, beobachtender Blick auf den Knaben, einer jener Blicke, welche aus der Gewohnheit des prüfenden Beschauens hervorgehen. Nun legte der Fremde seine schwere Last auf den Rasen, schlug den Feldstuhl auseinander, setzte sich gemüthlich, zog den Hut und wischte sich die heißgewordene Stirne; dann sagte er lächelnd zum Hüter-Toni: „Wie wär's, wenn wir die Bräun und das Kälbchen malten, he Junge?“ —

Unser Toni verwußte sich kaum mehr vor Vergnügen. Er eilte zu seiner Kuh, zog sie an den Hörnern herbei und das Kälblein lief aus freien Stücken nach. Dann streichelte er Beiden das Haar und hätte sie am liebsten von Kopf bis zu Fuß gewaschen. Während dem schlug der Maler seine Staffelei auseinander, legte die eingerahmte Leinwand darauf und öffnete den Malkasten. Jetzt litt es den Toni nicht mehr bei seiner Kuh; neugierig trat er herbei und verwandte keinen Blick von dem Maler.

Anfänglich hatte die Bräun mit wahren Klotzaugen diesem Treiben zugesehen und sich in ganzer Breite hinpostirt. Es schien ihr aber langweilig zu werden, sie legte sich nieder und wandte nur den fetten Hals gegen die Beiden. Da griff der Maler mit höchster Befriedigung nach der Kreide und skizzirte die Umrisse. Hierauf besetzte er die Palette mit Farben und begann eifrig zu malen. Die sämtliche Heerde hätte gestohlen oder von einem Wolf zerrissen werden können, ohne daß unser Toni es bemerkt haben würde. Er hatte nur Auge und Ohr für den Maler und das rasch unter dem Pinsel entstehende Bild; er folgte jedem Striche mit pochendem Herzen und als es untermalen war, hielt er es für fix und fertig. Weder der Mann noch der Knabe sprachen ein Wort; Beide waren gänzlich in das Werk vertieft und so verstrich Stunde um Stunde.

Der Hirtenknabe hatte diesesmal sein kärgliches Mittagsbrod völlig vergessen, bis er vom Maler daran gemahnt wurde. Dieser erhob sich endlich von seinem Feldstuhle, hielt seine Arbeit in einige Entfernung und stellte sie

dann mit befriedigtem Blicke wieder auf die Staffelei. Dagegen langte er aus seiner Reisetasche einen erklecklichen Mundvorrath aus Brod und Fleisch, nebst einer mit Wein gefüllten Feldflasche. Indem er sich behaglich im Schatten des Baumes auf dem weichen Rasen ausstreckte und einen tüchtigen Zug aus der Flasche that, rief er; „Hieher mein Junge! es reicht für uns Beide. Du sollst leben! So, und nun trink auch auf meine Gesundheit!“ zugleich schnitt er ein tüchtiges Stück Brod ab, belegte es mit Fleisch und reichte es dem Knaben, dem der köstliche, seltsame Trunk bereits aus den Augen leuchtete.

Wie die Beiden sich während der Arbeit schweigend verhalten hatten, verzehrten sie jetzt auch schweigend ihr Mahl. Zuletzt begoß es der Maler wieder aus seiner Feldflasche, überließ den letzten Schluck seinem kleinen Kameraden, streckte sich der Länge nach auf den Rasen und eröffnete die Unterhaltung mit den Worten: „Also Du willst wohl auch ein Maler werden, Junge?“

Der Wein hatte unserm Toni alle Schüchternheit benommen und er antwortete mit kecker Zuversicht: „Mit Verlaub, ja Herr, ein Maler will ich werden und nichts anderes; und der Schullehrer hat's auch gesagt.“

„Und was willst Du denn malen?“ forschte der Fremde weiter.

Toni war mit der Antwort gleich bei der Hand; er jauchzte mehr als er sprach: „Alles, was auf der Welt zu sehen ist.“ —

„Nun das wäre genug!“ entgegnete schmunzelnd sein älterer Gefährte, und fügte bei: „Aber mit etwas mußt Du doch anfangen; also was kommt zuerst an die Reihe?“ —

Da richtete sich der Knabe auf, als ob er sich zum großen Werke bereit machen wolle und sagte: „Vor Allem mal ich meine Küh und Kälblein, so wie Ihr mit Farben, Herr, und dazu dort den Weiher, wenn sie hineinwaten und trinken, und all die Bäume da ringsum wenn's Abend wird und Alles so still ist und vom Dorf drüben es läutet, daß man beten muß“ —

Der Maler unterbrach ihn und frug: „Aber wie willst Du denn das Läuten und die Stille und gar noch das Beten malen?“

Toni war über diese Frage etwas verlegen und dann sagte er zögernd: „Aber man muß halt merken am Bild, daß es Abend und ruhig und Zeit zum Beten ist, und es muß Einem gerad beim Anschauen die Lust dazu kommen.“

Da sprang der Maler vom Sitze auf und rief: „Schlag ein, Junge! so ist's Recht.“ Dann packte er seine Sachen zusammen und schickte sich an, den Weideplatz zu verlassen. Der arme Toni wurde vor Schrecken über den

plötzlichen Aufbruch ganz roth im Gesichte; dann wässerten sich seine Augen und er stotterte in der Angst seines Herzens: „Geht Ihr weit fort, Herr?"

Dieser aber lächelte ihm freundlich zu, bot ihm die Hand und erwiederte: „Ich bin ja noch lange nicht fertig mit meinem Geschmier, und man merkt noch nichts vom Abend, von der Ruhe und dem Beten. Ade, Junge, bis Morgen!" — Dann schritt er mit seiner Last auf dem Rücken über die Felder und der Knabe schaute ihm unverwandt nach, bis er seinen Blicken entschwunden war.

Dies kleine Erlebniß gab zu Hause einen nicht enden wollenden Bericht und es that unserem Toni leid, es am späten Abend nicht mehr seinem Lehrer erzählen zu können. Vor Schlafengehen musterte er noch alle Blätter in seiner blauen Mappe. Da wollten ihm gar manche nicht mehr recht gefallen und er warf sie beschämt weg. Dann legte er die Mappe unter sein Strohpolster, um sie des Morgens gleich bei der Hand zu haben. In jener Nacht träumte er gar wunderschön von den schönen blauen Bergen, von einem ruhigen, tiefen Wasser mit hohem Schilfe umrandet und sieben fette Kühe weideten am Ufer: aber sie spiegelten sich im Wasser so mager und abgezehrt, wie jene langbeinigen aus seiner Mappe, welche er beschämt vernichtet hatte. War es vielleicht auch ein bedeutungsvoller Traum wie jener aus der biblischen Geschichte?

So fröhlich und hoffnungsreich wie am nächsten Morgen war Toni noch nie zuvor mit seiner Heerde auf die Waide gezogen, die liebe Mappe unter dem Arme. Als er nach sehnlichem Warten den Maler einherschreiten sah, lief er ihm grüßend entgegen und nahm ihm sogleich den Feldstuhl ab. Dann trieb er die Bräun mit dem weißen Kälbchen herbei, welche sich wie gute Bekannte geberdeten. Bald wiederholte sich die Scene des vorigen Tages, nur mit dem Unterschiede, daß der Mann und der Knabe bereits auf vertrautem Fuße standen. Toni erhielt die Erlaubniß, die Skizzen der großen Mappe zu beschauen und sein Herz jubelte über diese Pracht. Dann wagte er auch, seine Mappe dem Künstler zu zeigen. Dieser legte geduldig den Pinsel weg, nachdem der Knabe ihm schüchtern das erste Blättchen hingehalten; Neugier, Freude und wohl auch ein gutmüthiges Lächeln wechselten ab mit belehrenden Bemerkungen und Toni war nicht mehr ängstlich, wenn der Maler mit seinem Bleistifte auf den Blättern herumfuhr. „Brav, mein Junge! ein guter Anfang," — sagte er nach vollendeter Besichtigung und Toni's Herz klopfte noch freudiger als bei jenem Urtheilsspruche des Lehrers.

Zwei selige Wochen entschwanden auf diese Weise dem Knaben. Er zeichnete unter des Malers Anleitung seine ganze Heerde aufs Neue und wagte sich sogar an den großen Baum, unter welchem sie täglich ihr gemeinsames Mahl einnahmen. Als er die jetzigen Zeichnungen mit den früheren verglich, mischten sich Beschämung und Stolz in einander; aber sein Muth war doch gewachsen und er blieb mehr als je dabei, ein Maler zu werden, obwohl sein Freund oftmals sagte: „Das geht nicht so leicht, mein Junge! dazu gehört noch mehr als Talent und Fleiß, dazu gehört vor Allem standhafter Muth, die größten Entbehrungen zu ertragen, und niemals den Kopf hängen zu lassen, so schwer das Mißgeschick auch auf dem Nacken sitzt. Da heißt es: nur immer mit klarem Auge mitten durch den Nebel geschaut bis zum fernen, glänzenden Ziele." —

Wenn unser Toni auch nicht den ganzen Sinn dieser Rede verstand, merkte er doch: ein Maler werden sei etwas Schweres und er wollte auch das Schwerste überwinden. Als nun der Tag des Abschieds kam, stiegen ihm die heißen Thränen in einem fort vom Herzen zum Auge; er kämpfte jedoch tapfer dagegen um gleich jetzt seinen Muth zu beweisen, und gab dem Scheidenden mit der ganzen Heerde das Geleite. Die Kuhschellen kamen ihm heute wie Trauerglocken vor und als sie am Wegweiser standen, wo ihr Pfad sich trennte, war jede Selbstbeherrschung vorbei, er schluchzte daß es die junge Brust gewaltsam hob. Doch der Maler sagte: „Jetzt wird nicht geweint, Männlein; es hat immer noch Zeit, denn ich geh mit Dir. Führ' mich vor's Schulhaus; ich hab' mit Deinem Lehrer ein Wort zu reden, und wenn Deine Heerde in den Ställen ist, so komm nach." —

Da ging unserm Knaben ein Freudenlicht auf und er knallte lustig mit der Peitsche. Vor dem Schulhause verließ er seinen Freund; als er nach einer halben Stunde zurückkehrte, fand er den Maler und den Lehrer in vollem Einverständnisse. Der Letztere hatte des Malers Auftrag an Toni's Eltern übernommen; dieser aber lautete nicht anders, als den Knaben im Herbste zur nahen Stadt in die Zeichnungsschule zu senden, wo er mit dem Direktor bereits Alles in's Reine gebracht hatte. Er streckte dem erfreuten Knaben seine Hand entgegen und rief: „Schlag herzhaft ein, Junge! Ja, Du sollst ein Maler werden und Gott segne Dich!" — Toni legte wie zu einem Gelöbnisse seine Hand in die bereits kunstfertige, und als der Maler schied, weinte der Knabe nicht, sondern schaute ihm nach mit dem hoffnungsreichen Gefühle: „Solch Einer werd auch ich!" — (Forts. folgt.)

Wie der Hüther-Toni ein Maler wird.

Erzählung von Isabella Braun

II.

Wie es dem Hüther-Toni als Malertoni ergeht.

Die guten Weberslente konnten zwei so gewichtigen Urtheilssprüchen nicht widerstehen. Im Herzen pochte wohl auch der Stolz auf den absonderlichen Buben und die freudige Hoffnung, es möchte ihm etwas Besseres beschieden sein, als dereinst in dem feuchten Keller am Webstuhle zu sitzen. Der Lehrer versäumte nicht, alle glänzenden Vorbilder, vom Hirtenknaben David angefangen, bis auf unsere Zeit, aufzustellen und so wurde denn von den Eltern ebenfalls entschieden: der Toni solle ein Maler werden.

Als der rauhe Herbstwind wieder den Blättertanz aufspielte, der naßkalte Nebel sich auf den kahlen Wiesen lagerte, blieb die Heerde in den warmen Ställen und Toni's Hütheramt war zu Ende. Er ging wieder fleißig in die Schule und zwar mit vermehrtem Eifer, denn er hatte wohl bemerkt, wie vielerlei sein guter Freund, der Maler, außer seiner Kunst noch verstehe. Täglich bat er nun die Mutter ihn doch zum Zeichnungsprofessor in die Stadt zu führen und endlich gab sie seinem Drängen nach. Im besten Feiertagsgewande schritten sie dahin; aber Toni's jubelnde Sehnsucht war einer bangen Beklommenheit gewichen und seine zitternde Hand vergrub sich immer tiefer und fester in der Mutter Rockfalten. Beim Anblick der Feldkapelle zog er sie auf den Seitenweg und inbrünstiger hatte er nie zuvor auf dem schmalen Kniebänkchen gebetet; sein junges Herz fühlte zum ersten Male das Bedürfniß einer mächtigen Hilfe; aber während er betete, kam auch die Freudigkeit wieder in seine Seele und er rief in frischem, frohem Tone: „Komm, Mutter, sonst wird's zu spät!"

Die Stadt war kaum eine Wegstunde vom Dorfe entfernt und die Beiden hatten also in Bälde das Thor der Zeichnungsschule erreicht. Nun hämmerte das kleine Herz wieder gewaltig und als sie vor der Saalthüre standen, flüsterte der Knabe: „Mutter, es ist Niemand drinnen, wir wollen umkehren und morgen wieder kommen." Endlich nach langem Warten drang ein Geräusch in ihr Ohr, die Schüler stürmten heraus, während sich die Beiden in die Wandecken drückten und den ganzen Schwarm vorbei lärmen ließen.

Der Letzte hatte die Thüre nicht geschlossen und die Beiden traten nach wiederholtem, vergeblichem Klopfen in den großen Saal. Der Professor war in das Anschauen der Zeichnungen vertieft und das Weiblein hatte schon unzählige Knixe gemacht, als der Erstere zufällig aufschaute und etwas barsch nach ihrem Begehren frug. Aber die Mutterliebe siegte über alle Befangenheit und sie sagte mit einem Blicke auf den Knaben an ihrer Hand: „Herr, da bring ich Euch halt meinen Buben; der will partu ein Maler werden; unser Schullehrer und ein anderer Herr, der im heurigen Sommer auf der Waid draußen die Ochsen und Küh' abgemalt hat" —

Bei diesen Worten unterbrach der Professor das Weiblein und rief: „Ach, so kommt er einmal? Ich habe ihn schon lange erwartet, aber wo steckt denn der Junge, von welchem mein Freund mir so viel erzählt hat?"

Nun brannte wieder der Muth lichterloh in Toni's Herzen; er trat mit seiner blauen Mappe unter dem Arme hervor, schaute dem Professor treuherzig bittend in die Augen und reichte seine Zeichnungen hin. Dieser betrachtete zuerst den Knaben, dann blätterte er in der kleinen Mappe, lächelte bisweilen, schüttelte heiter den Kopf, hielt ein Blatt etwas ferne, dann wieder nahe vor die Augen und war ganz in die Prüfung dieser kunstlosen Arbeiten versenkt. Toni folgte bald ängstlich, bald entmuthigt, dann wieder mit steigender Hoffnung den Blicken des Professors, und trat Schritt vor Schritt näher, bis er dicht an dessen Seite stand. Seine ganze Seele war in die Augen getreten, es schwamm ein feuchter Glanz darin, welcher beredter war als alle Worte vermocht hätten, und als nun der Professor die Mappe schloß, erhob der Knabe flehend die Hände, vermochte aber kein Wort zu stammeln. Diese natürliche Geberde rührte denselben und er sprach in heiterm Tone: „Und wann willst Du eintreten, mein junger Claude Lorain oder David Tenier, oder" —

Mit Verlaub, Anton heiß ich" — sagte mit treuherziger Naivetät der Knabe.

„Also, wann willst Du eintreten, Anton?"

„Morgen, Herr! mein Bleistift ist schon gespitzt und der Schullehrer hat mir ein großes Zeichnungsheft gemacht."

„Den Eifer lob ich mir! so kann's was werden! Also Morgen auf Wiedersehen."

Nach dieser kurzen befriedigenden Unterredung eilten Mutter und Sohn

nach Hause. Nun hielt sich Toni aber nicht mehr an den Rockfalten, er sprang fröhlich voraus, von dem Verlangen getrieben, die frohe Kunde seinem guten Lehrer zu bringen. An der Kapelle hielten sie inne und Toni gelobte feierlich, daß er sein erstes Bild, die Anbetung der Hirten an der Krippe mit Ochs und Eselein, hieher stiften wolle.

Es war bestimmt worden, daß der Knabe täglich um neun Uhr die Dorfschule verlassen sollte, um rechtzeitig in der Stadt eintreffen zu können; Pfarrer und Lehrer wollten ihm gerne des Abends mit Privatstunden nachhelfen. Toni ging also des andern Tages und diesesmal in seinem Werktagsgewande, sogar barfuß, da es noch leidlich gutes Wetter war, zur Zeichnungsschule. Die kleinen und großen Schüler waren bereits versammelt, es fehlte nur noch der Professor. Als nun der neue Ankömmling in seinen weiten, langen Hosen, die Zipfelkappe auf den kurzgeschnittenen Haaren unter die jungen Herrlein trat, brach ein lautschallendes Gelächter aus und der arme Toni blieb wie in den Boden gewurzelt stehen, das ganze Gesicht mit dem Purpur der Schamröthe überdeckt.

„Halt!“ erscholl es nun vom Tische des Professors, wo ein größerer Junge in dessen Abwesenheit die Aufsicht hielt und Alle merkten sogleich, daß ein neuer Spaß im Anzuge sei. Dieser eilte nun zu seinem frischbezogenen, aufgestellten Zeichnungsbrette und entwarf mit fein gespitzter Kohle in sichern Strichen ein getreues Abbild des Ankömmlings. Anfangs kämpfte das Weinen in Tonis Mundwinkel; aber seine Augen folgten doch neugierig dem Zeichner; das künstlerische Interesse und der frische Humor des Knaben siegte rasch über die anfängliche Beschämung; er verfolgte an seiner eigenen komischen Person die Zeichnung und regte sich nicht von der Stelle. Jetzt war das Conterfei vollendet, ein allgemeines Gelächter erscholl und Toni stimmte fröhlich ein. Von Allen unbemerkt war inzwischen der Professor eingetreten, ergriff nun des Knaben Hand, führte ihn vor die verstummte Versammlung und sprach: „Achtung, meine spottlustigen Herrlein! wir wollen doch einmal sehen, wer's besser kann. Her mit der Kohle!“

Der kleine Aufseher reichte mit höchst verlegner Miene die Kohle hin und wollte sich in die Bank schleichen, aber ein lautes: „He da!“ fesselte ihn am Platze. Der Professor stellte ein zweites Zeichnungsbrett auf, eine Handbewegung und ein Wink mit den Augen sagte den beiden Knaben, was nun vorgehen solle. Alfred begriff seine Lage und suchte ihr sogleich die scherz-

hafte Seite abzugewinnen. Er ſtellte ſich mit hoch erhobnem Kopfe, eingeſtemmten Armen und vorgeſtrecktem Beine vor Toni und dieſer zeichnete nun ſeinerſeits mit der gleichen, komiſchen Uebertreibung, daß ein wiederholtes Gelächter die Beiden quitt machte. Alfred hatte die größte Freude an ſeinem Porträt und ſchüttelte dem armen Toni herzlich die Hand, indem er rief: „Schlag ein, auf gute Kameradſchaft!“ — und ſo wurde der kleine Vorfall, aus welchem leicht eine feindliche Stimmung hätte entſtehen können, für Anton zum gebahnten Wege des allgemeinen Wohlwollens ſeiner Mitſchüler, welche ihn vielleicht ohne dieſes Ereigniß mit hochmüthiger Geringſchätzung behandelt haben würden. Als er jedoch am nächſten Morgen wieder in die Zeichnungsſchule wanderte, geſchah es in ſeinen Sonntagskleidern, die Schuhe aber trug er zur Schonung, ſo lange das Herbſtwetter noch gelinde war, an einem Stricklein über der Schulter, ſchlüpfte erſt vor dem Stadtthore in dieſelben und wanderte wieder barfuß in ſein Dorf zurück.

Nun war alſo wirklich der Anfang gemacht, um ein Maler zu werden und welch ein verheißungsvoller! Des Knaben Herz pochte ungeſtümm den nächſten Schulſtunden entgegen; er ſah im Geiſte alle die hübſchen Vorlagen ſchöner Thierſtücke und Landſchaften, die an den Wänden des großen Zimmers hingen: er wählte ſich bald dieſe und bald jene aus, beſtimmte die Eine Kopie für den Pfarrer, die andre für den Lehrer und die allergrößte als Zierde der armſeligen Wohnſtube im Elternhauſe; er hörte die Bewunderung der Nachbarsleute und gewiß beſtellte dann der reiche Dorfſchulze auch ein ſolches Blatt. Er berechnete, was er wohl dafür begehren dürfe, gewiß einen halben Gulden und immer weiter führten ihn ſeine Gedanken. Der vermögliche Holzbauer verlangte ſicherlich eine Zeichnung der Bräun — und dies gab ihm die Mittel, der guten Mutter einen neuen Sonntagsrock zu kaufen. In dieſer Nacht ſchlief er zum erſten Male unruhig, von ſeltſamen Träumen geſtört; aber der nächſte Morgen ſah ihn, wie oben geſchildert, fröhlich auf dem Stadtwege.

Toni war Einer der Erſten im Zeichnungsſaale und breitete auf ſeinem Tags zuvor angewieſenen Platze das große Zeichnungsheft aus; ganz heimlich hoffte er aber, der Profeſſor werde ihm ein friſch beklebtes Zeichenbrett zuweiſen. Die arme, kleine Hand zitterte vor innerer Erregung und konnte kaum den fein geſpitzten Bleiſtift mit Sicherheit regieren. Endlich waren alle Schüler verſammelt, die Vorlagen ausgetheilt und er mußte nun an die

Reihe gelangen. Ja, dort stand noch ein Zeichnungsbrett, der Professor wendete sich gegen dasselbe, nahm es und stellte es verkehrt an die Wand; dann schritt er auf unsern Toni zu, indem er sich niederbeugte, einen reinen senkrechten Strich auf dessen Blatt zog und freundlich lächelnd sagte: „So, mein Junge, damit fülle die ganze Seite, bis der Strich so gerade und rein wie dieser da wird; spare keine Mühe Dein Zeichnungs-ABC zu lernen."

Es war gut, daß der Professor in diesem Augenblicke von einem andern Schüler abgerufen wurde und alle Köpfe sich zum Papier neigten, denn ein schwerer heißer Tropfen fiel aus Tonis Augen auf das leere Blatt und auf dem kurz zuvor so frohmüthigen Gesichte malte sich die schmerzlichste Bestürzung. Er sollte beim ABC anfangen, während seine geübte Hand die schönsten Thierstücke zu zeichnen vermochte! Aber der wechselvolle Schlag eines jungen Herzens ist rascher, als die Welle des Baches und der Knabe dachte mit neu erwachter Zuversicht: „Es ist nur eine Probe; dies kann ich ja schon längst" — und er ging rasch ans Werk. Aber wie erstaunt und verwirrt fühlte er sich, als seine Striche schief und ganz unrein wurden, als er immer auf's Neue daran wischen mußte und das Papier sich darunter zu löchern begann. Da glühten seine Wangen vor Scham und er ließ nicht nach, bis es doch besser ging und die Seite voll war.

Alfred wollte sich nach der Zeichnungsstunde dem neuen Kameraden anschließen und denselben sogar bei seinen Eltern einführen. Aber unser Toni schlich sich unbemerkt im Gewühle von dannen um in der Einsamkeit seine erste Enttäuschung zu verwinden. Es wogte in seiner jungen Brust gewaltig, die guten und bösen Geister der Demuth und des Hochmuths lagen im Kampfe: „Zu was brauche ich gerade Striche zu machen? kein Baum, kein Fuß ist gerade" — sprach der Letztere aufbegehrerisch und fügte bei: „zu was hätte ich mein Lineal, wenn ich erst mit freier Hand mich abmühen müßte?" Dann flüsterte die Demuth dazwischen: „Aber der Professor kann es ohne ein Lineal und gewiß konnte es mein guter Maler auch! wie sicher fuhr er mit dem Pinsel auf seiner Leinwand herum," und das junge Herz pochte verzagt, indem die Füße in einen langsamern Schritt verfielen. Nun aber strömte der Herbstwind so frisch gegen sein Angesicht, daß er sogar die Seele erfrischte. Der arme Toni meinte einen Hauch des heiligen Geistes zu verspüren, trabte mit raschen Schritten weiter und dachte: „O, ich werd es bald haben! ich will fleißig sein und gar nichts mehr zeichnen, als gerade Striche!" —

Als er aber daheim anlangte, kam wieder aufs Neue Beschämung und Entmuthigung in seine Seele und er schlich verstohlen ins Schulhaus zu seinem alten, treuen Freunde. Dieser saß vor dem Schreibpulte, blickte aber begierig und freudig auf, als er Toni's Gesicht erkannte und rief: „Nun zeig mir nur schnell Dein erstes Kunststück, ich kann's ja kaum erwarten!“ Der Knabe schlich herbei, legte das Heft auf das Pult, dann aber kniete er neben dem Lehrer nieder und verbarg seine von Thränen überquellenden Augen in beiden Händen. Der Mann erfuhr nun beinahe dieselbe Enttäuschung, wie der Knabe; lange schaute er gedankenvoll auf die schiefen, zitternden Striche, alle von ihm selbst bewunderten Zeichnungen des Kindes drängten sich dazwischen, doch immer klarer wurden diese lieben, alten Augen, ein feuchter Glanz breitete sich darüber, ein mitleidiges und doch ermuthigendes Lächeln zog um den freundlichen Mund; er hob mit beiden Händen das Gesicht des Kindes empor und sagte: „Toni und doch hast Du in dieser einzigen Stunde viel gelernt!“ — Er hielt inne, denn Erstaunen und ein hoffnungsreicher Strahl sprach aus Toni's Augen; da fuhr der Lehrer fort: — „Du hast gelernt, daß Du erst beginnen mußt, zu lernen! die Einsicht, daß wir nichts können, ist der gründlichste Anfang, aus dem gewiß ein guter Fortschritt stammt; komm, laß uns nur gleich beginnen!“ —

Und was that der gute, alte, treue Freund? Er selber spitzte seinen Bleistift, nahm ein Blatt Papier, versuchte sich in kerzengeraden Strichen und Toni machte sich eifrig über seine Hausaufgabe her. Lachend und doch so aufmerksam übten sich die Beiden und als es auch für den Lehrer Schwierigkeiten hatte, als Toni es doch besser zu Stande brachte — wer möchte hier untersuchen, ob der alte Freund nicht einen gutmüthigen Betrug spielte? — Segen auf sein liebevolles Herz! — da war der Knabe getröstet, Muth und Standhaftigkeit erfüllten auf's Neue seine Seele, er freute sich auf den nächsten Morgen, er glühte demselben in Eifer und Begeisterung entgegen gleich der Morgensonne am neuen Tageshimmel.

Nach dieser ersten bittern Enttäuschung widmete sich Toni ohne innerliches Murren und mit zäher Ausdauer den langweiligen Anfangsgründen. Auf die senkrechten Linien folgten noch viele Kreise, Ellipsen, Drei- und Vierecke, aber er gab nicht nach, bis sie jenen des Professors an Reinheit gleich kamen; er gönnte sich niemals die Freude, etwas Anderes zu zeichnen, nur Einmal, bei des Vaters Namenstag — und dieß war erst an Jakobi! —

wagte er ſich an das elterliche Häuslein; aber wie jubelvoll ſchlug nun das kleine Herz bei deſſen Vergleich mit der frühern Zeichnung! Es war kein ſchiefes, wackliges Gebäude mehr, als ob der Sturm es zur Seite gelegt hätte, ſondern es ſtand feſt in dem Boden, etwas hübſcher, als in Wirklichkeit und wieder ſtiegen die kühnen, zuverſichtlichen Plane aus dem Herzen in den Kopf, er dachte: „O, wenn ich erſt ein Maler bin und viel, viel Geld verdiene, zeichne ich ein neues Haus mit einer Altane und der Alfred muß als Baumeiſter es aufführen.“

Nur Eines machte dem Knaben Kummer, daß es ſo langſam vorwärts ging und was ſein guter Freund, der Maler ſagen würde. Er erwartete denſelben von Tag zu Tag, ging faſt jeden Morgen über die nahgelegene Waide, wo ein anderer Knabe hütete, aber den Maler fand er nicht. Einmal wagte er ſogar den Profeſſor nach demſelben zu fragen, doch dieſer ſchüttelte das Haupt und entgegnete: „Weiß Gott, wo er herumſtreift! den ſehen wir nicht ſobald wieder, mein kleiner David Tenier!“

Toni lächelte, denn er wußte nun, was die ſcherzende Bezeichnung bedeutete. Der freundliche wohlunterrichtete Pfarrer hatte ihm den ganzen Winter über allerlei aus der Kunſtgeſchichte erzählt und den Muth des Knaben mit herrlichen Beiſpielen belebt; er wollte ihn damit nicht allein in ſeinem erwählten Berufe unterrichten, ſondern ihn durch edle Beiſpiele vorbereiten für das mühevolle, entſagungsſchwere Leben, welches ſeiner gewißlich wartete. Dazu ſchienen ihm ſolche Erzählungen am geeignetſten, denn alle hatten einen glorreichen glänzenden Hintergrund, wie lohnende Verheißung.

Als nun der Herbſt wieder kam und mit demſelben der Jahrestag von Toni's Eintritt in die Zeichnungsſchule — trat der Profeſſor mit einer Vorlage des ſchönſten, knorrigen Baumſtammes vor ihn und reihte den beglückten Knaben endlich in die Klaſſe der „Landſchafter“ ein. — (Forts. folgt.)

Jephtha's Rückkehr.

Von Louise v. Ploenies.

Zu Mizpals Felsenhöhe steiget
Der Richter Jephta siegesstolz,
Der Herr hat gnädig sich gezeiget,
Der Kinder Ammon Hochmuth schmolz.

Er ruft: „Gegrüßt ihr Felsenwände,
Gebirg der Heimath, Gilead,
Gegrüßt im grünen Rebgelände,
O Mizpa, meiner Liebe Stadt!"

Schon steht der Richter vor den Thoren,
Begrüßend wallt das Volk umher,
Da steht er plötzlich wie verloren
In tiefem Sinnen, ahnungsschwer.

Er zieht begleitet, von dem Volke
Im Siegeszuge vor sein Haus,
Da schwebt wie eine Frühlingswolke
Der Jungfrau'n Reigen hell heraus.

In weißen festlichen Gewändern,
Mit Pauken und mit Harfenklang
Mit weißen Schleiern, goldnen Bändern,
Auf schönen Lippen Lobgesang.

So schweben sie auf leichten Füßen,
Wie Boten Gottes friedensklar,
Den Helden Jephta zu begrüßen,
Mit dem die Hand Jehovah's war.

Voran die schönste unter allen;
Wie fliegt ihr dunkles Haar im Wind,
Sie läßt entzückt die Zither schallen,
Sie ist des Richters einzig Kind.

Sie fliegt der Vaterbruſt entgegen,
Doch ihr durchzuckt's wie heißes Leid,
Er hebt die Hand, doch nicht zum Segen,
Verzweifelnd reißt er durch ſein Kleid!

Er ruft: „Holdſeligſte von Allen
Zerreiß, zerreiß Dein feſtlich Kleid!
Jehovah's Opfer mußt Du fallen,
Durch Vaterhand, durch Vatereid!

Ich hab's dem Herrn der Herrn gelobet
Bevor ich ſtürzte in die Schlacht,
Und Jephta's Treue wird erprobet,
Da uns der Schwur den Sieg gebracht.

Ich ſchwur: ſobald ich ſiegreich kehre,
Soll fallen, wer aus meinem Haus
Zuerſt mir naht, zu Gottes Ehre,
Herr! wähle ſelbſt Dein Opfer aus!

O Du holdſeligſte von allen,
Zerreiß, zerreiß Dein feſtlich Kleid,
Jehovah's Opfer mußt Du fallen,
Durch meine Hand, durch meinen Eid!“ —

Sie ſtand wie eine Lilienkerze,
Sie ſprach: „Du zogſt für uns zum Tod,
Dem Vater geb ich gern mein Herze,
Des Vaters Schwur ſei mir Gebot.

Und ich bin ſtolz, daß Gott mich wählte
Den Sieg der Heimath zu verleih'n,
Daß er dem Ruhme mich vermählte
Ein Opfer für mein Volk zu ſein!

Nur eins will ich von Dir erbitten:
Zwei Monden, Vater, gieb mich frei,
Daß ich in der Geſpielen Mitten
Mich im Gebet Jehovah weih!

Hinunter auf die Berge ziehen
Mit allen Jungfraun möcht ich gern,
Auf freiem Bergesraume knieen,
Und Kraft erfleh'n vom Herrn der Herrn."

Der Richter war auf's Knie gesunken,
Sein Kind umschlingend weint er laut,
Von himmlischer Begeistrung trunken
Sah fromm empor die Gottesbraut.

Der gestirnte Himmel.

Von L. K.

II.

Wir beginnen unsre Wandrung indem wir uns gerade gegen Norden wenden, und dort, als Ausgangspunkt, das vielleicht den meisten meiner Leser schon bekannte Sternbild des großen Bären oder des Wagens aufsuchen; es steht jetzt ziemlich tief am Himmel, geht aber doch für uns niemals unter. Schon Homer in seiner berühmten Odyssee, singt ja von „der Bärin die niemals in das Bad des Oceans taucht, vom Volke auch wohl der Wagen genannt;" so alt sind diese Benennungen also schon; jetzt aber nach fast 3000 Jahren fangen einige Sterne des Bären an für Griechenland, wo Homer lebte, unterzugehn. Dieß schöne Sternbild ist an sieben hellen Sternen sehr leicht kenntlich; vier davon stehn in einem etwas unregelmäßigen Viereck und werden als die Räder des Wagens betrachtet; zur linken Hand sind in einem flach gekrümmten Bogen noch drei Sterne, welche die Deichsel vorstellen. Zieht man in Gedanken eine Linie in der Fortsetzung dieser Deichselsterne, also nach links schräg hinunter, so trifft man (jetzt nur in der frühsten Abendstunde) niedrig am Horizont, noch einen sehr schönen Stern erster Größe, der Arcturus genannt. Ich will hier gleich bemerken, daß wir mit bloßen Augen die Sterne bis zur siebenten oder achten Größe unterscheiden können, daß die Astronomen durch ihre Fernröhre deren aber bis zur hundertsten Größe zählen.

Dieser Arctur also, der in einem besonders röthlichen Lichte strahlt, ist

von jeher mein Lieblingsstern gewesen, vielleicht weil es einer der ersten war, die mich mein lieber Vater kennen lehrte; ich suchte ihn mir schon als Kind gerne des Abends am Himmel auf, und stellte meine kindlichen Betrachtungen dabei an: ob dort vielleicht die Seligen wohnten, die Mutter, die vorangegangenen Geschwister, die ich gar nicht gekannt, und ob der liebe Gott auch mich einmal dahin führen würde? Das waren freilich Fragen, die mir Niemand beantworten konnte, und die ich aus diesem dunklen Gefühl auch nicht laut werden ließ; ich wurde aber doch lebhaft an diese kindischen Träumereien erinnert, als ich später einmal in dem früher berühmten Gedicht Urania von Tiedge las, das jetzt aber Niemand mehr kennt und liest, und worin der ganze Sternhimmel beschrieben ist; da heißt der Arctur in der etwas bilderreichen Sprache des Dichters: der Stern wo die Sympathien der schönen Seelen wohnen. Er muß also wohl auch auf andere Menschen eine Art von Anziehungskraft geübt haben, und ich habe später gehört, daß manche Astronomen ihn für den Fixstern halten, der unsrer Sonne am nächsten steht; obwohl sich darüber gar keine bestimmten Berechnungen anstellen lassen, bei den unermeßlichen Entfernungen in die der Allmächtige seine Weltsysteme von einander gestellt hat, damit Eins ungestört durch das Andere seine Bahn durchlaufen könne.

Doch zurück zu dem Sternbilde des großen Bären, sonst verlieren wir unsern Weg zwischen den Gestirnen. Gerade über demselben, also auch ganz im Norden, steht der kleine Bär oder kleine Wagen, worin man ebenfalls sieben Sterne in ganz ähnlicher Stellung wie beim großen findet, nur in umgekehrter Richtung. Das Viereck, das die Räder bildet, steht aufrecht am Himmel und die zwei untern Sterne sind heller als die obern, die drei Deichselsterne die sich rechts nach Oben biegen, sind ebenfalls kleiner, bis auf den letzten, der wiederum in hellem Lichte strahlt und der Polarstern genannt wird, weil er demjenigen Punkt, der den Nordpol des Himmels bezeichnet, am nächsten steht. Dieser Punkt steht nicht gerade über unsern Köpfen, weil die Erdachse, um die sich dieselbe dreht, auch nicht aufrecht steht, sondern etwas gegen ihre Bahn geneigt ist; wiederum eine unendlich weise Einrichtung des Schöpfers, da wir dieser Neigung allein den Wechsel der Jahreszeiten verdanken, weil die Sonne nur im Sommer auch für unsre nördlichen Breiten höher über unsern Horizont emporsteigt als im Winter und uns folglich mehr erwärmende Strahlen zusenden kann; stände die Drehungsachse der

Erde vollkommen aufrecht — so würden wir ein beständig gleiches Klima haben — glühende Hitze in der Nähe des Aequators — nach den Polen zu beständig starrendes Eis und schon in unsern Regionen eine sehr rauhe Temperatur, ohne das freundliche Erwachen der Natur aus dem Winterschlafe, ohne die warmen Sommertage, die unsre Früchte reifen lassen.

So können wir denn wohl recht dankbar zu diesem Polarstern emporblicken, der überhaupt einer der wichtigsten ist, um sich am Himmel zurecht zu finden; weil das ganze Himmelsgewölbe sich von Osten nach Westen um seinen Pol zu drehen scheint, so verändert dieser Stern, der dem Pol ganz nahe steht, seine Stellung fast gar nicht, und kann also ganz besonders den Seefahrern, so wie andern Reisenden in unbekannten Gegenden als Wegweiser dienen, um die Richtung der Himmelsgegenden darnach bestimmen zu können. Ueberhaupt, wenn die Kenntniß der Gestirne für jeden Menschen anziehend und nützlich ist, so ist sie doch für den Seefahrer geradezu unentbehrlich, um sich in der pfadlosen Wasserwüste zurecht zu finden. Früher, wo man noch keinen Kompaß kannte, dessen Nadel unverrückt nach Norden weist, unternahmen die kühnen Phönizier auch schon weite Reisen nach den nördlichen Meeren, einzig und allein von den Sternen geleitet. Der große und der kleine Bär sollen die ersten bekannten Sternbilder im Alterthum gewesen sein, nach denen Thales, ein berühmter griechischer Philosoph, seinem Volke lehrte das Meer zu beschiffen. Der Name dieser beiden Gestirne beruht auch wie die der meisten andern, auf einer griechischen Mythe oder Götterfabel, von einem Sohne, der aus Täuschung auf der Jagd seine Mutter für ein wildes Thier ansah und erschießen wollte, weßhalb Jupiter der oberste Gott der Griechen sich Beider erbarmt und sie als zwei Bären unter die Sterne versetzt habe.

Wendet man sich nun von Norden ein wenig nach links, also gegen Westen, und blickt gerade empor, so sieht man, fast im Scheitelpunkte acht helle Sterne, sie stehen mitten in dem weißlich schimmernden Streifen der Milchstraße, treten aber doch deutlich hervor und bilden ungefähr die Figur eines aufrecht stehenden lateinischen W, sie gehören zum Sternbilde der Kassiopeja, nach den alten Sagen eine stolze äthiopische Königin, die schöner sein wollte als die Meeresgöttinnen, weßhalb der Meergott Neptun ihr ganzes Land durch ein Seeungeheuer verheeren und sie selbst tödten ließ. Dicht unter der Kassiopeja von Norden zum Westen, wo die Milchstraße in zwei Streifen getheilt erscheint,

zeigt sich das schöne Sternbild des Schwanes, der mit ausgebreiteten Flügeln zum Himmel fliegt. Die Griechen sagten, es sei ihr berühmter Sänger Orpheus, der nachdem ihn die Bachuspriester ermordet, mit seiner Leier, deren Klang selbst wilde Thiere zähmte, unter die Sterne versetzt worden sei. Mir ist dieß Sternbild eines der liebsten, da seine sechs Hauptsterne ein deutliches, jetzt aufrecht stehendes Kreuz bilden, das ich schon oft mit Andacht und Ehrfurcht betrachtet habe. Wie wunderbar ist jene alte Fabel darin verklärt, wenn man sie auf Den deutet, dessen Worten die Thiere der Wüste und auch die Elemente gehorchten, den aber die falschen Priester dieser Welt ausstießen und an's Kreuz hängten, das nun das ewige Symbol unsres Glaubens geworden ist, und das Gott selbst für uns an seinen Himmel geschrieben hat, damit wir seiner nie vergessen und jeder Aufblick auch zu den Sternen uns daran mahnen soll.

Ich blickte wohl fragend zum Sternenchor,
So feierlich still war die Stunde —
Da trat ein Bildniß mir strahlend hervor:
Das Kreuz auf azurnem Grunde.
Das flammet dort Oben, von göttlicher Hand
Für uns als Antwort gegeben,
Wenn fragend des Menschen schwacher Verstand
Sich möchte zum Himmel erheben.

Man liest wohl oft in den Reisebeschreibungen von dem ergreifenden Anblick des südlichen Kreuzes, das aber jetzt für unsre nördliche Erdhälfte unsichtbar bleibt, obwohl es zur Zeit der ersten Christen, im Orient, besonders in Egypten noch aufging. Es geht damit vielleicht wie mit vielen andern Dingen, man preist das Entfernte und übersieht das Schöne, was Gott uns nahe gestellt; ich zweifle, ob jenes südliche Gestirn uns noch klarer und deutlicher Gottes erbarmende Liebe verkündigt, als dieses nördliche Kreuz, welches allnächtlich über unsern Häuptern flammt, und doch von so vielen Menschen übersehen und nicht gekannt ist.

Unter den Sternen des Schwanes oder Kreuzes zur Rechten, in Westnordwesten, steht die sogenannte Leyer, die man an einem hellen Stern erster Größe, die Wega genannt, der in klarem, weißen Lichte funkelt, leicht findet, besonders da noch links vor dem großen zwei kleinere Sterne stehn, die mit diesem ein regelmäßiges Dreieck bilden. Dieß ist die sogenannte Leyer des

Orpheus, die also eigentlich noch zu dem Sternbilde des Schwanes gehört. Wenn man in einer sternklaren, stillen Nacht emporblickt, dann möchte man wohl fragen und lauschen, welche Melodien von dort Oben herabtönen, welche wunderſame Akkorde, die noch kein Sterblicher vernommen, auf dieſer Leyer erklingen? Iſt es doch ein hochpoetiſcher Gedanke, den ſchon der Grieche Pythagoras ausgeſprochen, und den Tycho de Brahe, auch ein berühmter Aſtronom um das Jahr 1600, weiter ausführte, daß es eine Muſik der Sphären gebe; jeder Ton iſt ja nichts anders als bewegte, erſchütterte Luft, und ſo wäre es wohl möglich, daß auch die Weltkörper in ihrem raſchen Fluge Töne hervorbrächten, die zuſammenſtimmend und von Gott geordnet, den ganzen Weltenraum mit ewigen Harmonien erfüllten. Freilich halten die neueren Gelehrten dieſe Theorie nur für eine dichteriſche Erfindung, und jedenfalls vernimmt das ſterbliche Ohr nichts von jenen Klängen; wer aber Muſik liebt, der kann ſich auch den Himmel nicht ohne dieſelbe denken — und wenn wir in der Schrift von den Engeln leſen, die das Dreimal Heilig ſingen, und die ihre Harfen niederlegen vor dem Throne des Allmächtigen, warum ſollte nicht auch die Sonne auf ihren Bahnen Ihm ein Loblied erklingen laſſen? — Ich kann nie die drei Sterne in jener Himmels-Leyer betrachten, ohne an einen Akkord, einen Dreiklang zu denken, der ja das Grundgeſetz aller Harmonie iſt.

Unter den kleineren Sternen, die zum Bilde des Schwanes gehören, finden ſich auch noch einige merkwürdige: einer deſſen Größe ſich von Zeit zu Zeit verändert, indem er bald heller, bald dunkler erſcheint, und ein anderer, der um das Jahr 1600 ganz neu erſchien. Ueberhaupt war jene Zeit, das Ende des 16ten Jahrhunderts, wo Kopernikus und Galilei unſer Sonnenſyſtem begründet, der berühmte deutſche Aſtronom Kepler zuerſt die Bahnen der Planeten näher beſtimmt, und der Engländer Newton die ewigen Geſetze erkannt hatte, nach denen ſie ſich bewegen, auch noch merkwürdig durch die Erſcheinungen am Himmel ſelbſt, die der Aſtronomie das allgemeine Intereſſe zuwandten; es zeigten ſich nämlich in der Nähe des Schwanes drei neue Sterne, ſtrahlten Jahrelang heller als die Sterne erſter Größe und verlöſchten und verſchwanden dann auch wieder, bis auf den einen, der uns, aber in ſehr geringer Größe, noch ſichtbar geblieben iſt. Das kann uns zeigen, wie immer noch Veränderungen im unendlichen Raume vor ſich gehn, und wie der Allmächtige auch heut noch Sterne, Welten — aus dem Nichts — dem Dunkel hervorrufen und wieder verſchwinden laſſen kann, nach ſeinem Wohlgefallen. —

Wenden wir uns nun wieder zurück nach dem Norden und betrachten die Sternbilder, welche wir von da gegen Osten erblicken, wo die Milchstraße, welche im Winter hoch über unsern Köpfen hinweggeht, sich wieder zum Horizonte niedersenkt. Noch etwas links von derselben und schon ziemlich hoch am Himmel sehen wir einen besonders leuchtenden Stern funkeln, der zum Sternbilde des Fuhrmann's gehört, und die Capella oder Ziege genannt wird. Der Fuhrmann stellt einen griechischen König vor, der zuerst erfunden haben soll, im bespannten Wagen zu fahren; zwei Ziegen begleiten ihn, wovon eben die Capella ihren Namen hat. Dieser Stern soll nach einer Annahme der Astronomen so unendlich groß sein, daß unser ganzes Sonnensystem in seinem Innern Platz fände, mit allen Planeten und ihren Bahnen. Ein Dichter (Schefer) nennt ihn daher „das Unthier, welches unter Lämmern weidet" und fragt, in wie viel tausend Zungen und mit wie viel Namen dieser eine Stern wohl im Universum genannt würde, der so weithin so vielen andern Sternen seine Strahlen zusendet? Freilich die Namen, mit denen wir Gottes Werke benennen, sind eben nur Annahmen, ein schwaches, irdisches Lallen — der Name ist allein der Rechte, mit dem Gott sie selbst genannt, der ja auch „die Sterne zählte und sie alle mit Namen nennt."

Ob die für uns fabelhafte Größe der Capella begründet ist, weiß ich freilich nicht, jedenfalls ist es aber einer der schönsten und hellsten Sterne am Himmel, der sich, da er der Milchstraße so nahe steht, sehr leicht finden läßt; rechts neben ihm stehen noch drei kleinere Sterne in einem länglichen Dreiecke, die ihn noch kenntlicher machen.

Weiter unterwärts, ebenfalls links von der Milchstraße, glänzen noch zwei helle Sterne, von fast gleicher Größe schräg untereinander, welche die Zwillinge oder Castor und Pollu genannt werden, nach den beiden Söhnen des Jupiter, die einander, der Fabel zu Folge, so sehr liebten, daß der Vater sie nach ihrem Tode, um ihrer Einigkeit willen, unter die Sterne versetzte, das heißt also, ihnen ein ewiges, göttliches Leben gab. — Das ist freilich wiederum nur eine Fabel, aber es liegt ihr doch ein tieferer Sinn zum Grunde. Diese beiden Sterne, die so einträchtig beisammen stehn, können uns ein Sinnbild der Geschwisterliebe und Freundschaft sein, und uns daran erinnern, daß Liebe und Treue, weil sie eben echt göttlicher Natur sind, auf Erden keine Fabel zu sein brauchen, sondern eine Wahrheit die man selbst durch Jahre der Trennung festhalten kann, und die echte Freundschaft mit hinüber nehmen,

aus der frühen Jugend, durch die wechſelnden Zeiten des Lebens, bis in's Alter hinein, und — ſo Gott will — auch über das Grab hinaus, wo ſie erſt Jenſeits ihre rechte Verklärung finden wird, wenn ſie nämlich auf dem einen Grunde ruhte, der allein Beſtand hat, der Liebe zu dem göttlichen Vater. Das Sternbild der Zwillinge gehört zu den zwölf Zeichen des Thierkreiſes, ebenſo wie das nächſtfolgende des Stieres, welcher rechts von der Milchſtraße, alſo weiter nach Oſten ſteht. Dort zeigen ſich auch zwei helle Sterne, etwas weiter von einander abſtehend als die Zwillinge, welche die beiden Hörnerſpitzen des Stier's bilden; zwiſchen dieſem ſteht (im Jahre 1863 und auch noch 64) der Planet Uranus, der wegen ſeiner 84jährigen Umlaufszeit, ſich in einem Jahr natürlich nicht weit zu bewegen ſcheint, und den man an der bezeichneten Stelle des Himmels als einen Stern ſechster Größe finden kann. (Die andern Planeten ſind jetzt entweder gar nicht, oder nur in den frühen Morgenſtunden zu ſehen, weßhalb ich meinen jungen Leſern dießmal keine nähere Anleitung zu ihrer Auffindung geben kann.)

Rechts von den Hörnerſpitzen des Stier's, ein wenig höher, funkelt wieder ein beſonders ſchöner, röthlicher Stern, das Auge des Stier's oder Aldebaran genannt, der auch zu den uns nächſten Fixſternen gehören ſoll.

Noch weiter im Oſten und noch höher am Himmel, wird man das merkwürdige Siebengeſtirn, oder die Gluckhenne finden (auch die Plejaden genannt) ein Häuflein kleiner aber dicht zuſammenſtehender Sterne, in deren Mitte ein etwas größerer funkelt, der die Aligone genannt wird, und der wie die Glucke ihre Küchlein, die andern Sterne um ſich geſammelt zu haben ſcheint. Ich erwähne dieſes Sternes hauptſächlich, weil einige Aſtronomen entdeckt haben wollen, daß unſer ganzes Sonnenſyſtem mit ſammt allen Sternen der Milchſtraße, ſich um dieſe Aligone als ihren gemeinſamen Mittelpunkt, bewegen. Wenn dieß bis jetzt wohl auch mehr auf Muthmaßungen als entſchiednen Berechnungen beruht, ſo kann ich doch nie ohne einen Schauer von Ehrfurcht dieſen Stern betrachten, der uns freilich nicht ſo groß erſcheint, aber doch vielleicht der Mittelpunkt für ſo viele Welten iſt! — Schon in frühern Dichtern, die oft die Wiſſenſchaft ahnungsvoll ergreifen, findet man viele Muthmaßungen über eine ſolche ſogenannte Central-Sonne, der alle andern untergeordnet wären. Nun gibt es aber außer der Milchſtraße und den einzelnen Sternen, die aber doch alle in den Ring gehören, den dieſe wunderbare Himmelsſtraße bildet, am Firmament verſtreut noch unendlich viele Nebel-

flecke, von denen sich viele durch Teleskope in Sterne auflösen lassen, andere aber, wegen ihrer unermeßlichen Entfernung, auch unter der stärksten Vergrößerung nur wie eine blasse Wolke erscheinen; Alle aber zeigen eine mehr oder weniger runde, oder ovale Gestalt. So mag es denn also auch solcher zusammengehörender Sterneninseln, wie der Ring der unsre Milchstraße umschließt, noch unendlich viele im Raum geben, die Gottes Hand zusammenfaßt und im ewigen Kreislauf schwebend erhält. Man hat aber auch für diese nach einer sichtbaren Mitte gesucht, nach einem Brennpunkte, wo alle Strahlen sich vereinigen, und glaubt ihn in dem merkwürdigen Nebelfleck des Orion gefunden zu haben, eines Sternbildes, das südlich, also etwas rechts unterhalb der Zwillinge steht, und das sich durch seine große Schönheit und viele helle Sterne auszeichnet. Wie lange dieß Sternbild schon unter seinem jetzigen Namen bekannt ist, erhellt auch unter andern daraus, daß im Buche Hiob seiner zweimal erwähnt wurde, ebenso des Siebengestirns und des Wagens.

Es heißt dort, Kap. 9 und 38, von Gott: „Er machet den Wagen am Himmel und Orion und die Glucke und die Sterne gegen Mittag. Kannst Du die Bande der sieben Sterne zusammen binden, oder das Band des Orion auflösen?“ Diese Sternbilder müssen also wohl schon seit den ältesten Zeiten die sinnenden Blicke des Menschen besonders auf sich gezogen haben. Im Orion fallen hauptsächlich drei dicht nebeneinander stehende Sterne in die Augen, die der Gürtel des Orion, vom Volke aber viel schöner und passender: der Jakobsstab genannt werden. Der Stab, von dem Jakob sagte, als er mit Gott im Gebet gekämpft und gesiegt hatte, und von dem Herrn Israel, d. h. Gotteskämpfer genannt worden war: „Ich hatte nichts als meinen Stab, da ich über den Jordan ging, und nun bin ich zwei Heere geworden.“ Dieser Jakobsstab ist der Glaube, der uns freilich allein sicher leitet, über die dunkle Erde, wie durch das zahllose Heer der Sterne. — Wie schön ist es, daß gerade in der Nähe dieses ewigen Stabes der merkwürdige Nebelfleck schimmert, der durch Fernröhre betrachtet, einen so wundersamen Anblick gewähren soll, daß man meint in den Himmel selbst hinein zu blicken, an den Ort, wo Sonnen sich bilden und aufleuchten und auch wieder verlöschen, und wo man, freilich nur nach unsern schwachen, irdischen Vorstellungen, sich dem Throne des Allmächtigen näher glauben könnte!

Aber alle Sterne sind ja nur der Saum seines Gewandes — Licht ist

sein Kleid, das er an hat. Er wohnt in einem Lichte, da Niemand zukommen kann.

Mit dieser Betrachtung will ich für dießmal schließen; meine jungen Leser werden auch schon eine Zeit lang zu thun haben, wenn sie sich die Freude und Unterhaltung machen wollen, die bisher angeführten Sternbilder selbst aufzusuchen und kennen zu lernen, was doch der eigentliche Zweck meiner Beschreibung ist; ein Zuviel würde nur ermüden und verirren. Hat ihnen aber diese Reise am Himmel nur halb so viel Genuß bereitet als mir, so bin ich gern bereit, später noch mehr Gestirne zu beschreiben, und den Eindruck des Himmels in den Sommernächten, wie jetzt zur Winterszeit zu schildern.

Und so füge ich heut nur noch die Worte des gottbegeisterten Psalmensängers hinzu, die so recht der Ausdruck unsrer tiefsten Empfindung beim Anblick des gestirnten Himmels sein mögen:

„Die Himmel erzählen die Ehre Gottes; Er zählet die Sterne und nennt sie alle mit Namen; er hält sie immer und ewiglich und ordnet sie, daß sie nicht anders gehen müssen; lobet Ihn Sonne und Mond, lobet Ihn alle leuchtenden Sterne."

Die Rosenknospe.

Märchen.

Von **Theodor von Inama.**

„Wie mich friert an Händen und Füßen," seufzte ein Mädchen vor sich hin; sie steckte ihre zarten Händchen unter die blaue Schürze und trippelte auf dem Boden umher, um sich zu erwärmen. Es war aber gar kein Wunder, denn der Schnee lag festgefroren am Boden und auf den Bäumen, und ein trockener Nordwind bahnte sich durch den Frost einen Weg bis zu dem kleinen Mädchen und spielte unbarmherzig mit ihren blonden Locken, die durch kein Tuch geschützt, ihm ganz zu Willen sein mußten. Auch ihre Kleider waren nicht frei geblieben von Schnee, denn sie hatte ein gar mühsames Geschäft im Walde, indem sie alte Reiser und Schaiten zusammenklauben und für eine spärliche Heizung nach Hause bringen mußte. Da sprang ein neu-

gieriger Sperling, der wohl sehen wollte, wie es zur Winterszeit im Walde aussehen möchte, an der Kleinen vorüber von einem Baume zum andern; es mochte ihm aber nicht gefallen in der kalten Wildniß, und so flog er wieder der Stadt zu, die ihn doch reichlich mit Futter versorgte. „Ist doch gar keine Poesie im Winter," dachte er und war fort. Das kleine Mädchen war eben daran, dem lustigen Vogel ihr Leid zu klagen; als er aber so rücksichtslos wieder verschwand, da zitterte eine Thräne in ihrem blauen Auge und schimmerte auf dem rothen Wänglein, wie die Abendsonne am purpurnen Horizonte. Dann bückte sie sich wieder nach ihren Reisern, band sie in einen Bündel zusammen und trat den Heimweg an. Wie war ihr doch so seltsam zu Muthe; als ob sich etwas in ihr Herzchen eingeschlichen hätte, so eng wurde es ihr, so beklommen fühlte sie sich; da — eine plötzliche Helle strahlte ihr entgegen, als glänzte mitten im Walde das herrlichste Nordlicht und in hellem Gewande trat zu ihr eine Gestalt, schön und erhaben, aber ernst; der Engel ergriff ihre Hände, sie fühlte einen Kuß auf die Stirne und hörte dann die Worte, die klangen so hell wie das Silberglöcklein im Friedhofe: „Nimm diese Knospe, wenn sie aufblüht, komme ich wieder." Und ehe sie noch wagte, den Blick einmal nach dem Engel zu erheben, war er fort und das Mädchen stand starr wie die alten Tannenbäume, welche sie umgaben. Die flüsterten sich nun allerhand zu und einer um den andern nickte bedächtig; dann aber fielen Thränen aus ihren Wipfeln hernieder auf den Boden und auf das bebende Kind.

* * *

In einem ärmlichen Hause brennt ein schwaches Lichtchen und blickt mit zitternder Flamme hin, wo ein Mädchen bleich auf dem Lager liegt; ärmlich genug: nur eine leichte Decke schützt das Kind vor der kalten Luft, die im Zimmer herrscht, während ein harter Polster ihrem Köpfchen als Ruhestatt dient. Aber die Händchen hält die Mutter umschlungen und wärmt sie mit liebender Sorgfalt.

Da öffnet das Kind leise die blassen Lippen. „Laß mich mein Röschen sehen, Mutter!" Die Mutter holt es vom Tische weg; es stand in einem buntfärbigen Glase, das mit Wasser gefüllt war. Das Blümchen war fast ganz aufgeblüht, nur zwei grüne Blätter wollten nicht von einander lassen, gleich zwei Freunden, welche wissen, daß sie sich zum letzten Male im Arme halten. Das Mädchen lächelte und flüsterte, als sie das Blümlein sah: „Pfleg' es gut!"

Die Mutter weinte und küßte das Röschen, da lösten sich die beiden Blätter; hell ward's im ganzen Zimmer gleich dem Leuchten der aufgehenden Sonne und der lichte Engel schwebte durch's Zimmer, nicht mehr so ernst wie einst, sondern milde und freundlich lächelnd, küßte das Mädchen und verschwand. Die Mutter saß am Bettchen und drückte der Kleinen die Augen zu. —

Jakob Balde.

Von Dr. Friedrich Beck.

I.

„Nicht wahr, Herr Lindhold, Sie werden die Güte haben, uns heute Abend wieder einige Ihrer schönen alten Kupferstiche vorzuzeigen? O wie freuen wir uns darauf! Die Lection ist gelernt und ich glaube, Sie werden zufrieden sein können."

Mit diesen rasch gesprochenen, von einem bittenden, zutrauensvollen Blicke begleiteten Worten empfing Karl, ein muntrer, dem Jüngling entgegenreifender Knabe, der gleich seinem jüngern Bruder Wilhelm von Büchern umgeben am Studirtische saß, seinen eben eintretenden Erzieher und Lehrer.

„Wir wollen sehen!" entgegnete der Angeredete, ein junger Geistlicher von einnehmendem Aeußern und ernstem Wesen, das trotz der Strenge seiner Gesichtszüge, Freundlichkeit und Milde kundgab. „Wir wollen sehen; entspricht Euer Fleiß meinen Erwartungen, so bin ich nicht abgeneigt, die Bitte zu erfüllen. Meine Sammlung hat neuerdings einen Zuwachs erhalten, der Euch Vergnügen machen wird. Doch nun an die Arbeit! Zuerst muß der Pflicht Genüge geschehen sein, ehe wir an Unterhaltungen denken dürfen. Wie steht es mit Eurer Vorbereitung für die Schule?"

Karl und Wilhelm — der erstere schon in einer der höheren Classen des Gymnasiums, der letztere noch in der Lateinschule — legten ihre Hefte vor. Der Lehrer prüfte ihre Arbeiten, rügte und verbesserte die Fehler, überhörte namentlich den Jüngeren in den für den folgenden Tag treffenden Memorialgegenständen, und hielt dann noch, wie er jedesmal zu thun pflegte, einen kurzen Geschichtsvortrag, an welchem auch Julie, die mittlerweile eingetretene ältere

Schwester der Knaben, aufmerksamen Antheil nahm. Die Leistungen waren zu seiner Zufriedenheit ausgefallen. Nach der Lehrstunde begleitete er seine Zöglinge auf einem Spaziergange ins Freie und fand sich hierauf mit ihnen beim Abendtische der Familie ein.

Ihr Vater, Herr Wallheim, gehörte dem Kaufmannsstande an. Sein ausgebreitetes Geschäft nahm ihn beinahe den ganzen Tag hindurch in Anspruch und verhinderte ihn, sich mit der Erziehung und Beaufsichtigung seiner Kinder in eingehender Weise zu beschäftigen. Darum hatte er im Einverständnisse mit seiner Gattin, einer braven, aber schlichten Frau, die nur der Besorgung ihres Hauswesens lebte, dafür Sorge getragen, durch einen Erzieher, zu dessen Wahl er sich Glück wünschen durfte, seinen Söhnen und seiner Tochter eine gründliche Bildung angedeihen zu lassen, deren Werth er um so höher anschlug, je öfter er die durch einen mangelhaften Jugendunterricht in seinen eigenen Kenntnissen vorhandenen Lücken wahrzunehmen Gelegenheit fand. Doch zeigte er sich in einem einzelnen Zweige der Literatur keineswegs unbewandert. Er war ein eifriger Patriot und seinem Heimathlande Bayern und dessen angestammtem Regentenhause mit Wärme und inniger Anhänglichkeit ergeben. Dieß hatte ihn zum Studium der vaterländischen Geschichte geführt, von welcher er sich theils durch Lectüre, theils durch ein von ihm nur in dieser Richtung hin angelegtes kleines Münzcabinet einen ziemlich vollständigen Ueberblick erworben. Eben deßhalb legt er auch einen ganz besondern Werth auf den Geschichtsunterricht, welchen Herr Lindhold seinen Kindern ertheilte. Mit einem umfassenden allgemeinen Wissen verband dieser nicht blos die Vorliebe für historische Forschungen, sondern auch die Gabe, durch eine anziehende und fesselnde Methode seinen Zöglingen den Unterricht angenehm zu machen. Er wußte aus Erfahrung, daß nichts den jugendlichen Sinn mehr abschrecke, als eine dürre, trockene Aufzählung von Namen und Zahlen, biographische Darstellungen hingegen ihre Theilnahme unfehlbar rege erhalten. Doch schienen ihm auch diese für sich allein noch nicht zu genügen. Um jenen Lebensbeschreibungen eine Anschaulichkeit zu geben, wie sie das bloße Wort des Erzählers ihnen niemals zu leihen vermag, war er darauf bedacht, Abbildungen von merkwürdigen Gegenden und Städten, von Kunstwerken, Waffen und Geräthen, so wie auch von historisch berühmten Personen in Holzschnitt, Kupferstich oder Steindruck zu erwerben. Obwohl er diese Sammlung zur Belehrung seiner Schüler bestimmt hatte, beobachtete er doch diesen gegenüber eine sehr

kluge Zurückhaltung. Niemals gab er den Kindern jene Bilder zur bloßen Befriedigung einer flüchtigen Schauluſt in die Hände. Nur zuweilen holte er bei paſſendem Anlaſſe das eine oder andere Blatt hervor, das zur Erläuterung deſſen, was ſie aus ſeinem Munde vernommen, dienen konnte, oder er ſuchte wohl auch durch Vorzeigung eines ihnen noch unbekannten Bildniſſes ihre Begierde rege zu machen, Näheres über die Thaten und Schickſale des Mannes zu erfahren, deſſen äußere Erſcheinung es darſtellte.

Und da Herr Wallheim es gerne ſah, wenn die Unterhaltung auf Gegenſtände der Geſchichte oder der Literatur gelenkt wurde, ſo kam es nicht ſelten vor, daß der Erzieher die geſelligen Abende des häuslichen Kreiſes benützte, um dem Geſpräche auf die bezeichnete Art eine belehrende Wendung zu geben. Auch an jenem Tage verſäumte derſelbe nicht ſeinem Verſprechen gemäß, als die einfache Nachtkoſt eingenommen war, auf dem runden geräumigen Tiſche, um den die Familie verſammelt war, beim traulichen Schimmer der Lampe ſeine den Kindern wohlbekannte Mappe auszubreiten.

„Ah, das iſt ſchön, daß Sie Wort gehalten, lieber Herr Lindhold!“ rief Karl und ſeine Augen leuchteten dabei vor Freude. „Ich glaube errathen zu können, was wir zu ſehen bekommen werden. Sie haben uns in den letzten Geſchichtsſtunden ſo Vieles aus dem dreißigjährigen Kriege erzählt; da geben Sie uns wohl Abbildungen von Stürmen und Belagerungen, von Schlachten und Gefechten aller Art zu ſchauen, wo es recht wild und bunt durcheinander geht, wo es nah und ferne von Kämpfenden wimmelt, Verwundete und Todte umherliegen und im Hintergrunde ganze Dörfer und Städte in Flammen ſtehen?“

„Und du kannſt dich noch darauf freuen, Karl?“ fiel Julie ihrem Bruder mit vorwurfsvollem Tone ins Wort. „War es doch ſchon traurig genug, von den Gräuelthaten zu hören, die in dieſem fürchterlichen Kriege geſchehen ſind! Ich kann deinem Wunſche nicht beiſtimmen, und werde es in dieſem Falle vorziehen, meinen Blick von der Darſtellung ſolcher Scenen abzuwenden, deren Erinnerung mich noch im Traume ängſtigen würde“.

„Beſorgen Sie nichts, Julie!“ ſprach der Hofmeiſter lächelnd und den Zwieſpalt der Geſchwiſter begütigend. „Karl hat ſich für dießmal in ſeiner Erwartung ganz und gar getäuſcht. Ich billige ihren Widerwillen gegen Bilder ſolcher Art, welche nichts als Wiederholungen roher und gewaltſamer Handlungen, der unvermeidlichen Folgen jedes mit Erbitterung geführten

Krieges, sind. Wenn schon bei Homer die kalte Grausamkeit mancher seiner Helden unsern Abscheu erregt, um wieviel mehr muß unser Gefühl verletzt werden, wenn wir bedenken, daß hier nicht Heiden gegen Heiden, sondern Christen gegen Christen, Deutsche gegen Deutsche gefochten und unter wechselseitigen mörderischen Streichen geblutet haben! Ohne Zweifel ist es eine würdigere Aufgabe der Kunst, die Gesichtszüge und den geistigen Ausdruck jener Männer festzuhalten, die eine bedeutende Stellung, sei es im Kriege oder im Frieden, eingenommen haben. Der Gesammteindruck ihres Charakters prägt sich uns hiedurch unauslöschlich ein. Ich glaube daher, daß es Ihnen Vergnügen machen wird, eine ganze Reihe von wohlgelungenen Kupferstichen zu betrachten, in welchen Sie die Porträte der meisten namhaften Männer finden werden, von denen Sie kürzlich in meinen Vorträgen über die Geschichte des siebzehnten Jahrhunderts gehört haben, und außerdem noch viele Andere, die, wie ich mit Grund vermuthe, ihrem Wirken und ihren Leistungen, ja selbst ihrem Namen nach Ihnen bis jetzt unbekannt geblieben sind. Ein Zufall hat mich kürzlich in den Besitz dieser trefflichen Bilder gesetzt, und ich schätze mich glücklich, sie der Gesellschaft vorweisen zu können, da sie dazu beitragen werden, Ihr Interesse für einen der denkwürdigsten Zeitabschnitte der deutschen Geschichte zu erhöhen, welcher auch mit jener unseres engern Vaterlandes Bayern und seiner Hauptstadt, die wir bewohnen, enger als irgend ein anderer verflochten ist.

Er öffnete nach diesen Worten die Mappe, in welcher die Bilder sorgfältig aufbewahrt waren. Wie er eines nach dem andern herausholte, so gieng es von Hand zu Hand, und die Betrachtung derselben wurde nur zuweilen durch einen Ausruf, eine Bemerkung oder Frage unterbrochen, die sich auf die dargestellten historischen Persönlichkeiten bezog. Man sah hier viele sehr charakteristisch wiedergegebene Bildnissen von Fürsten, Staatsmännern, Feldherrn, geistlichen Würdenträgern, Gelehrten und Künstlern jener Zeit. Vor Allem waren es die Porträte der Kaiser Ferdinand des zweiten und dritten, des Kurfürsten Maximilian I. von Bayern und seines Vaters, des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz und des Schwedenkönigs Gustav Adolph, welche die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Aber auch jene der vielgenannten Heerführer Bousquoi, Tilly, Wallenstein, Gallas, Werth, Ernst von Mansfeld, Bernhard von Weimar, der schwedischen Generale Banner, Horn, Torstenson, Wrangel, des schwedischen Canzlers Oxenstierna und des französischen Cardinals und Ministers Richelieu fesselten die Blicke. Bei Jedem erinnerten sich die

Kinder einzelner geschichtlicher Ereignisse, und der Lehrer half, bisweilen von Herrn Wallheim unterstützt, freundlich nach, wenn ihr Gedächtniß sie verließ. Weniger vertraut zeigten sie sich mit jener Abtheilung, welche die Künstler und Gelehrten enthielt. Namen und Verdienste von Männern wie Rubens, Rembrandt, Van Dyk, wie Kepler, Galilei und anderer waren ihnen noch ziemlich unbekannt.

Das letzte Blatt der Sammlung war so eben in Juliens Hand gekommen. „Wen stellt dieß vor?" fragte sie leise den neben ihr sitzenden Bruder Wilhelm. Er nahm es und las die Unterschrift: „Jacobus Balde. — Es ist der bayrische Dichter Jakob Balde" — flüsterte er ihr zu. Auch der Vater betrachtete nun das Blatt mit prüfendem Blicke. Es zeigte einen Ordensmann der Gesellschaft Jesu. Die hoch emporragende Stirne, das ausdrucksvolle, sinnende Auge, die feingeschnittene Lippe ließen eine ungewöhnliche geistige Begabung nicht verkennen, während sich aus den, um Kinn und Mund von einem kurzen Barte beschatteten, gefurchten Zügen, den eingefallnen Wangen und schmal zusammengepreßten Schultern auf eine keineswegs kräftige Körperconstitution schließen ließ.

„Jakob Balde!" sprach Herr Wallheim, den Namen nachdenklich wiederholend. „Ich entsinne mich, von ihm gehört zu haben und glaube eine Denkmünze, die auf ihn geprägt worden, zu besitzen. Er war, so viel ich weiß, ein gefeierter lateinischer Dichter und lebte zur Zeit des großen Kurfürsten Maximilian. Gerne möchte ich Euch mit seinen Werken bekannt machen, wenn ich der Sprache kundig wäre, in der sie geschrieben sind. Meine Söhne werden darin glücklicher sein, als ich. Da ich aber doch bezweifle, ob sie vor dem Ablauf mehrerer Jahre im Stande sein werden, mir nähere Aufschlüsse über den Werth dieses vaterländischen Dichters zu geben, so würde Herr Lindhold uns Alle zu großem Danke verpflichten, wenn er die Gefälligkeit hätte, uns über das Leben und Wirken des bedeutenden Mannes an einem der nächst folgenden Abende Genaueres zu berichten, vielleicht auch einzelne seiner Dichtungen uns vorzulesen.

„Mit Vergnügen werde ich Ihrem Wunsche entsprechen, so weit meine schwachen Kräfte dieser nicht gerade leichten Aufgabe gewachsen sind!" erwiederte Herr Lindhold bescheiden. „Ich hoffe aus den mir zu Gebote stehenden Quellen dasjenige schöpfen zu können, was geeignet ist, von unserm Dichter ein auch für meine lieben Zöglinge verständliches Bild zu geben. Erwarten

Sie aber nicht, daß Balde's äußere Lebensverhältnisse eine besonders reiche Ausbeute gewähren. Nur wenige von den Männern hier — er deutete auf die Bildnisse der Künstler und Gelehrten — haben auffallende Schicksale erlebt; nur wenige von ihnen haben theilweise auch in das Getriebe der Ereignisse eingegriffen. Ihre Welt war eine innere und beschauliche, ihr Lebensgang meist ein friedlicher und nur auf geistige Ziele gerichtet. Wenn sie darum auch nicht wie Max und Gustav Adolph, wie Tilly und Wallenstein und noch so viele Andere als handelnde Personen in der großen Tragödie jener Tage aufgetreten sind, so ist ihre Wirksamkeit doch nicht geringer anzuschlagen und darf als eine tiefgreifende und nachhaltige bezeichnet werden. Auch wendet sich der Blick des Forschers gleich dem des Wanderers in der Wüste, der eine grünende Oase gefunden, von den Irrwegen einer selbstsüchtigen Politik und von dem Gewühle der Schlachten mit neubelebter Hoffnung jenen stillen Werkstätten des menschlichen Geistes zu, wo der sinnende Weise, der schaffende Künstler und Dichter die ewigen Ideale, die wie unveränderliche Gestirne uns den Pfad zur himmlischen Heimath zeigen, festzuhalten sucht. Wenn endlich nicht zu läugnen ist, daß selbst jene hochbegabten, vielfach über ihre Zeit sich erhebenden und ihr voraneilenden Männer von ihren Einflüssen sich nicht in allen Stücken frei zu erhalten vermochten, daß sie von ihren Erschütterungen ergriffen und gehemmt, von ihren Vorurtheilen nicht selten befangen wurden, so bietet auch noch die Betrachtung, wie das Allgemeine auf sie eingewirkt, was sie davon abgewiesen oder davon aufgenommen und in ihr besonderes Eigenthum verwandelt haben, manche Belehrung dar."

Herr Wallheim gab seine Beistimmung zu diesen Bemerkungen zu erkennen und wiederholte dann seine schon früher gestellte Bitte. Sie wurde von Karl und Julie lebhaft unterstützt, während Wilhelm sich bereits mit schlaftrunkenen Augen an den Arm der Mutter gelehnt hatte, nicht ohne hiedurch seinen Geschwistern zu einigen verstohlnen Winken und Neckereien Anlaß zu geben. Man besichtigte noch eine Weile die Bilder; dann mahnte der Hofmeister auf die Uhr blickend, seine Zöglinge zum Aufbruch, empfahl sich in gewohnter herzlicher Weise und zog sich mit ihnen, da die vorgerückte Stunde zur nächtlichen Ruhe lud, auf sein Zimmer zurück. (Fortsetzung folgt.)

Das Ende Königs Carl Stuart I. von England.

Von Franz Pocci.

Als ein ſchauerliches Gegenſtück zu dem Verbrechen, welches die franzöſiſche Nation durch die Enthauptung ihres Königs Ludwig's XVI. zu Ende des 18ten Jahrhunderts begangen, leſen wir in der engliſchen Geſchichte etwas mehr als ein Jahrhundert früher das ähnliche Ende Königs Carl I., der unter dem Henkerbeil i. J. 1649 zu London fiel. Beide Thatſachen zeigen uns die tragiſchen Erfolge von Revolutionen, in welchen der ſogenannte Volkswille nur das Ergebniß der Leidenſchaftlichkeit weniger Träger und Führer geweſen, die als kleine Parthei an der Spitze ſtehend die Maſſen nach ſich ſchleppten; beide Thatſachen zeigen uns hinwieder Edelmuth und Großherzigkeit zweier in ſcheinbarer Rechtsform auf das ſchmählichſte verurtheilter Könige, die, wenn auch während ihres Lebens nicht ohne Fehl und Irrthum, ſchließlich als Märtyrer zu ſterben wußten. Einer gleichzeitigen Aufſchreibung entnehmen wir die Schilderung der Verurtheilung und das Ende Carl Stuart's, eines Herrſchers, den die Geſchichte bei oft übelangewandter Beharrlichkeit und wieder nicht ſelten ungeeigneter Unentſchloſſenheit im Ganzen als liebenswürdig, gebildet und edelmüthig darſtellt. *)

Nachdem die Königin Eliſabeth von England ohne Rückſicht auf ihre Thronfolge viele Krongüter verkauft hatte, Jakob I. in vollſtem Maße verſchwenderiſch geweſen, wurde König Carl Stuart I. durch die Unordnung des Finanzhaushaltes in eine Lage gebracht, die ihn allerdings veranlaßte nach Mitteln zu greifen, welche nicht zu billigen waren, indem er ſich durch Steuern und Auflagen helfen wollte, die das engliſche Parlament nicht zugeſtanden hatte. Er ordnete die Erhebung unbefugter Abgaben an, erzwang freiwillige Beiträge und Anleihen und verletzte in mancher Beziehung die Form der Geſetze. Darüber erhob ſich Widerſpruch bis zum Bürgerkriege, da Carl eine große Parthei, die an ſeinen ſonſtigen trefflichen Eigenſchaften hing, für ſich hatte. Namentlich war ſeinen Feinden die Begünſtigung der katholiſchen Richtung Anlaß, der Revolte auch eine confeſſionelle Grundlage zu geben. Nach Kämpfen und Siegen unterlag der König, nachdem er ſich mit den

*) Diarium Europäum.

irländischen Katholiken verbunden hatte; von den Generalen Fainfax und Cromwell geschlagen gab er sich der schottischen Armee freiwillig in die Hände.

In Folge gegenseitiger Verhandlungen aber überlieferten ihn die Schotten gegen den Empfang von 400,000 Pfd. Subsidiengelder an das englische Parlament und er wurde als Gefangener am 30. Januar 1647 nach Holneby gebracht. Nach mehrfachen Partheikämpfen, in welchen vorzüglich Cromwell eine Rolle spielte, ward der König vom Obristen Harrison nach London geführt und unter der Anklage als Hochverräther am 20. Januar 1649 vor ein Gericht gestellt, welches allerdings aber nur ein Fragment des großen Parlamentes war und sich unter dem Präsidium eines gewissen Bradshow mit beiläufig 70 Mitgliedern als peinliches Gericht constituirt hatte. Eine Anzahl von 35 Zeugen, unter welchen neben Edelmännern, Schuster und Schneider figurirten, sollte den schmählichen Anklagen den Anschein rechtlicher Begründung geben. In drei sich folgenden Verhören wurde Carl Stuart wie ein gemeiner Verbrecher zur Rede gestellt. Sein Benehmen aber war großartig und bewunderungsvoll. Als der Präsident ihn der Tyrannei und Verrätherei beschuldigte, lächelte er; auf wiederholte Schmähungen berief er sich auf die Würde des Königthums.

„Ich begehre zu wissen" — sprach er — „durch welche Autorität ich hieher geführt wurde. Gedenket, daß ich Euer König bin, Euer geborner und rechtmäßiger König und welcher Sünde ihr Euch schuldig macht. Und ehe ihr von einer Missethat zur anderen fortschreiten möget, berichtet mir, welche rechtmäßige Autorität euch die Befugniß gibt, mich also zur Rechenschaft zu ziehen. Bevor ihr dieß nicht dargethan, sehe ich mich nicht veranlaßt zu antworten; denn ich will und kann der mir von Gott vertrauten Würde und Verpflichtung nichts vergeben."

Am Schlusse des ersten Verhöres fiel der Knopf vom Rocke, den der König trug, zur Erde. Niemand hob ihn auf; da neigte sich Carl selbst nieder und griff nach ihm. Als er die Treppe hinab geführt wurde, rief das Volk: „Gott erhalte den König!"

Nach dem zweiten Verhöre, in welchem Carl sich mit gleicher edler Standhaftigkeit benommen hatte, beschloß der Rath, daß der König noch ein drittes Mal zum Endurtheile verhört werden solle. Der Beschluß war vorauszusehen — denn das Urtheil war wohl längst gefaßt. Nach halbstündiger

geheimer Berathung, während welcher Carl wieder abgeführt worden war, und der Präsident in einer Reihe von Scheingründen dem wieder vor den Rath gebrachten Könige, dessen Vergehen und die Berechtigung der Aburtheilung vorgehalten, verlas der Sekretär Pfarrer Brougthon den auf Pergament geschriebenen Bescheid mit formulirter Anklage zu deren Beantwortung Carl noch einmal aufgefordert wurde. Der König schwieg. Hierauf ward der Urtheilsspruch verkündigt, wie folgt: „Demnach die Gemeinde von England, versammelt im Parlamente, ein hohes Hofgericht Carolum Stuart, König von England, zu verhören, angeordnet, vor welchem Hofgericht er auch zu dreien Malen beschuldigt, und zwar zum ersten Male im Namen des Königreiches, hohen Verrathes und anderer Laster und Missethaten angeklagt worden, allermaßen ihm diese Klage damals vorgelesen worden, auf welche Klage er zu antworten zwar ersucht worden, aber solches zu thun sich geweigert und darneben noch andere Sachen aufgestoßen, für all welche Verräthereien und Laster dies gegenwärtige Hofgericht besagten Carolum Stuart als einen Tyrannen, Verräther, Mörder und gemeinen Feind zum Tod verurtheilt, daß ihm das Haupt vom Leibe soll abgesondert werden."

Nach Verlesung des Urtheils erhob sich der Präsident und sprach: „Dieses ist das Urtheil des ganzen Gerichtshofes." Zugleich stunden die Uebrigen von ihren Sitzen auf und streckten zur Bekräftigung ihre Hände aus. Der König aber sprach: „Meine Herren, beliebet Euch, noch ein einziges Wort anzuhören?"

Der Präsident: „Mein Herr, Ihr könnt nach der Sentenz nicht mehr gehört werden."

Der König: „Nicht, mein Herr?"

Der Präsident: „Nein entschuldiget mich."

(Zur Wache:) „Führet Euern Gefangenen ab."

Der König: „Darf ich denn nicht mehr sprechen? — — So es Euch gefällt, vermag ich wohl noch zu sprechen. — — Haltet ein mit dem Urtheil! Soll ich wirklich nicht mehr reden?" — — —

Der ganze Rath erhob sich und Carl wurde in Robert Cotten's Haus und dann zur Execution nach Witthal abgeführt.

Nachdem das Urtheil gesprochen, eilte man zu dessen Vollziehung um so mehr, da die städtischen Abgesandten Adrian Rav und Albert Joachimius wie auch die Schotten Alles anzuwenden suchten, um sie zu verhindern.

Dr. Juxton, ehmaliger Bischof von London, und zwei Kindern des Königs ward gestattet, ihn im Gefängnisse zu besuchen. Er beschenkte seine Kinder, entließ sie nach schmerzlichem Abschied, bat aber den Bischof noch bei ihm zu bleiben. Außerdem ließ Carl Niemanden zu sich, um nicht auf's neue „sein in Gott frohlockendes Gemüth durch neuen Kummer zu betrüben."

Das Gericht hatte mittlerweile Verfügung getroffen, daß das Urtheil auf freier Straße vor Witthal am 30. Januar (1649) vollzogen werde. Das Endurtheil wurde von 38 Richtern unterzeichnet, Joh. Bradshow, Thomas Grey und Oliver Cromwell obenan. Das Blutgerüste sollte schwarz überzogen werden und auf zwei Uhr Nachmittags ward der Akt festgesetzt.

Der König verharrte den ganzen Morgen und Vormittag im Gebet. Um 10 Uhr empfing er das Abendmahl; hierauf wurde er von St. James zu Fuß nach Witthal geführt. Voran marschirte ein Regiment Fußknechte mit fliegender Fahne und Trommelschlag.

Seine Garde umgab ihn, neben ihm gingen Dr. Juxton und Obrist Thomlinson. In Witthal angelangt, betete er in einem Cabinette, nahm einen Bissen Brod und einen Trunk Claretwein zu sich. In das Banketthaus geführt, stieg er von einem großen Fenster aus auf das Blutgerüste, welches ringsum von einer Gallerie umgeben war. Der Scharfrichter war vermummt.

Wehmüthigen Blickes überschaute Carl die Volksmenge, vor welcher die Soldaten stunden, als wollte er sprechen. Da wandte er sich ab zu den Offizieren, die ihn umgaben, sprach einige Worte zu ihnen, betete noch mit dem Bischofe, schlug seine Augen zum Himmel auf, stieg zum Block hinab und beugte sanft sein königliches Haupt nieder. Ein Augenblick — und es war gefallen!

Also hatte Carl Stuart geendigt! Der König war von seinem Volke gemordet, das aber wieder dessen Sohn berief, um auf den Thron des unglücklichen Vaters zu steigen! Carl Stuart II. zog am 29. Mai 1660, aus dem Haag kommend, triumphirend in London ein.

Das ſeltene Grabgeleite.

Von Graf Bentheim.

Seht dort die Träger ſchreiten,
Den Sarg zur Ruh' geleiten,
Durch Straßen ſtolz und weit!
Doch ſagt ihr ſtummen Träger,
Wo bleiben denn die Kläger
In Flor und Trauerkleid?

Nicht Einer folgt dem Armen
Dem Bettler, voll Erbarmen
Und ſpricht ein ſtill Gebet.
Sein Pudel nur, der Treue,
Betrübt, doch ohne Scheue,
Zunächſt am Sarge geht.

Der Arme hat getheilet,
Bis ihn der Tod ereilet,
Mit ihm ſein karges Brod:
Sie hatten treu getragen
In vielen trüben Tagen
Des Lebens bittre Noth.

Drum folgt dem Heimathloſen,
Den kalt die Welt verſtoßen,
Dankbar das gute Thier;
Kaum ſieht's die bunte Menge,
Die herzlos im Gedränge
Vorüber treibt allhier.

Da kommt im raſchen Fluge
Dem armen Leichenzuge
Ein Wagen in die Quer,
Er hält und ihm entſteiget
Ein Greis, noch ungebeuget
Und — ſchreitet hinterher.

Ja ſieh, er folgt der Bahre
Baarhaupt, im Silberhaare,
Die Lippe betet leis.
Wer iſt's den Alle grüßen,
Dem Dankeszähren fließen,
Wer iſt der milde Greis?

Der Kaiſer iſt's, der Gute,
Der mit ſo frommem Muthe
Mit Liebe hat regiert;
Hoch über allem Neide
Als Fürſt im ſchlichten Kleide
So hehr den Thron geziert!

Ihm war ein Jeder theuer
Mit gleichem Liebesfeuer
Umfaßt er jeden Stand.
O ſeht, wie ſelbſt den Armen
In liebendem Erbarmen
Er zu gering nicht fand!

Hoch glänzet Franz der Zweite
In aller Zeiten Weite,
Wie Sternlicht ſtrahlt ſein Thun!
Wie muß der Tugendreiche
Als Seraph nun im Reiche
Des Himmels ſelig ruhn!

Die Kinder und das Meer.

Jugenderinnerung.

Von Maria Franziska.

Du herrliches, du unvergleichliches Meer! wie oft eilen meine Gedanken zu dir, um mich noch einmal im Geiſte die heitere Unterhaltung genießen zu laſſen, die ich als Kind vor ſo manchem Jahre in ſtets unerſchöpflicher

Fülle bei dir fand! Gibt es ein besseres Bild der Großartigkeit, der Majestät als deine unübersehbare Herrschaft? Gibt es ein besseres Bild der Ewigkeit, des ewigen Wechsels in ewiger Beständigkeit, als deine unaufhörlichen Wogen, die eine unsichtbare Hand in deinen geheimnißvollen Tiefen in Aufruhr zu setzen scheint? Hier ist Leben, hier ist Bewegung; hier ist Donner und Tosen ohne Ende. Nein, es ist nur ein liebliches Spiel, ein neckischer Kobold, der uns im selben Augenblicke der ganzen Küste entlang tausendmal sein gekröntes, weißbebartetes Antlitz zeigt; aber ehe wir es gesehen, ist es schon in Schaum zerronnen, um gleich darauf an tausend andern Punkten aus der dunklen, flüssigen Masse emporzusteigen. Es ist nur ein Spiegel des Himmels und seiner Sonne. Streichelt sie ihm die Wangen, so erglänzt sein Auge in tiefer Bläue, es streckt bittend und verlangend unzählbare kleine weiße Hände nach ihr aus, leise nur flüstert es Worte der Liebe ihr entgegen oder schweigt ganz, in Schlaf gelullt, wie ein kleines Kind unter den Augen seiner Mutter. Ist ihm aber die Sonne entzogen, hat der Himmel seinen Trauermantel umgelegt, jagt er Wolken wie fliehende Heere vor sich hin oder sendet flammende Blitze hernieder, — so siehe wiederum das Meer an. Wie ein tapferer Bundesgenosse hat es sich erhoben, sich mit blinkendem Helm und Panzer gerüstet, in furchtbarem Getöse schlägt es seine Waffen zusammen, eilt es in die Schlacht und ruht nicht eher, als bis ihm von Oben herab Einhalt und Ruhe geboten wird.

Wen hätte es je ermüdet mit seinem stillen oder lauten Lobgesange, den es Tag und Nacht in ewiger Andacht seinem Schöpfer singt? oder wem pochte nicht das Herz, wenn er, sich den Dünen nähernd, dieses in stets gleicher Form und Nähe ertönende Rauschen zuerst nach langer Zeit wieder hört, das ihn oft in das Reich der Träume begleitete und am Morgen der erste Gruß war?

Es ist ein freundlicher, lachender Sommernachmittag; laßt uns mitsammen hinausgehen in die herrliche, stärkende Salzluft, die uns Binnenländlern nicht oft zu Gebote steht! Meer und Land, die Dünen mit ihrem weißen, goldigen Sande und den langen, spitzen, fahlen Gräsern baden sich im Lichte der Sonne — der kühle Landwind trocknet sie ab. — Wir steigen von der Straße her eine der Treppen hinauf, welche auf die Düne führen und genießen den ersten köstlichen, langersehnten Anblick der Nordsee. Von einem frischen, noch nie geathmeten Winde umflattert, schreiten wir über den schmalen,

der Breite nach dicht aneinander gelegten hölzernen Planken, welche dem Strande entlang den Weg über die Dünen bilden und von denen vier Treppen mit den Straßen korrespondirend zum Strande hinab führen. Die Düne hat hier eine Höhe von zwanzig bis dreißig Fuß, erreicht aber nach Norden weiter hinauf stellenweise eine solche von fünfzig bis sechzig Fuß. Sie ist ein von der Natur errichteter Erdwall zum Schutze gegen die Sturmzeiten des Meeres, bewachsen vom harten, langen Grase, dessen einzelne Halme ein bis zwei Fuß hoch werden und das den Sand gegen allmählige Ablockerung schützt. Am Fuße der Düne dem Meere zu liegt loser, gebleichter Sand, über den an den Treppen Bretter gelegt sind und an diesen stößt der an vierhundert Schritt breite Baden, der täglich überfluthet und wieder getrocknet wird. Sechs Stunden gebraucht die Fluth um bis zum Fuße der Dünen zu gelangen, sechs Stunden die Ebbe um sich auf den niedrigsten Standpunkt zurückzuziehen. Die Senkung des Bodens beträgt für die ganze Mittellinie vielleicht zwei bis drei Fuß.

Hier auf dem Strande stehen in langen Reihen aufmarschirt kleine, hölzerne Häuschen, auf vier Rädern ruhend mit einem spitzen Dache, an drei Seiten kleine Schiebfensterchen mit Gardinen, an der vordern Seite, der See zugekehrt, die Thüre. Im Innern sind sie nur mit Tischchen, zwei Stühlen, Spiegel und Hacken zum Aufhängen der Kleider, versehen. Das sind die Badekabinen, welche verschiedenen Bademeistern (Caigneurs) zugehören und zum Aus- und Ankleiden beim Baden an die Badegäste vermiethet werden. Ihre wöchentliche Miethe beträgt fünf bis acht Fr., je nachdem eine oder mehrere Personen ein- oder mehrmal sie täglich benutzen. Wenn man sich ausgekleidet und das Badekostüm angelegt hat, welches bei Damen in einer wollnen dunkelfarbigen Hose, einem dito Kittel oder Hemde besteht, das um die Taille befestigt wird, und bei solchen, die ihr Haar schonen wollen, noch aus einem Häubchen von gelbem Wachstuche, welches vorne ebenso wie Hemd und Beinkleider an den untern Rändern mit einer rothen Bandrüsche besetzt ist, — klopft man oder ruft durch ein Fenstenchen den Caigneur, dessen Frau oder Gehülfen, die zur Badezeit immer in der Nähe sind und wird dann von ihnen mit der Kabine in oder zur Fluthzeit, welche ungefähr von Morgens sechs bis Mittags zwölf Uhr dauert und also Zeit genug zum Baden liefert, an das Meer geschoben. Diese Kabinen lassen sich aber wie

gute Dienstboten zu allerlei Zwecken gebrauchen; bei heißem Sonnenschein oder Regenschauern bieten sie gerne ihr Obdach dar — ihre besondern Lieblinge aber sind die Kinder, große und kleine, welche, während Papa und Mama oder die Bonne im Freien sitzen, in ihnen und um sie herum ihre heitern Spiele treiben.

So war's wenigstens dazumal vor zehn Jahren, als ich, selbst noch ein Kind, den seitdem berühmter gewordenen kleinen Badeort Blankenberghe an der Nordsee, drei Meilen nördlich von Ostende, wieder zum vierten und letzten Male besuchte, — und so wird es auch heute noch sein, denn das Meer ist seitdem dasselbe geblieben und die Kinderwelt, der an seinem Strande eine Fülle niegekannter Unterhaltung geboten wird, trotz aller seitherigen Verfeinerung ihrer Spiele und Spielsachen ebenfalls dieselbe. Puppen, Bälle, Bilderbücher gibt's überall, aber die See mit ihren kleinen heranhuschenden Wellen, mit ihrem lockern und feinsten Sande ist ein unvergleichliches und unverwüstliches Spielzeug, zu dem Knaben und Mädchen jeden Morgen Monatelang mit Holzschuhen und Schaufeln, Schiebkärrchen und kleinen Schiffen versehen mit immer neuer Lust hinausspazieren. Aufsicht über sie ist dabei fast unnöthig, sie können nirgends herunter, nirgends hineinfallen, sich nicht verirren und verlaufen, denn der Strand ist sowohl Morgens wie Nachmittags so mit Leuten angefüllt, daß selbst bei einer voreiligen, kleinen Springfluth hundert Hände bereit wären, die Kleinen, deren Beinchen sie selbst nicht rasch genug aus dem Bereich des hurtigen Wassers tragen können, ihm zu entreißen.

Eines Samstag Morgens, Ende Juli 185 . erhob ich mich von der Schulbank zum Gebete, womit die Unterrichtsstunden beschlossen wurden, mit dem Gedanken, daß es noch vier Wochen bis zu den Ferien seien, meine letzten Schultage und wie schnell sie mir wohl vergehen würden, denn ich liebte die Schule, meine Lehrerinnen und Mitschülerinnen. Aber hatte ich so gedacht, so hatten inzwischen meine Eltern anders über den Abschied von der Schule verfügt und er stand mir näher bevor, als mir lieb war. Zu Hause angekommen, standen auf der weiten Flur die bekannten Koffern und Kisten schon theilweise gefüllt und auf mein erstauntes: Wohin? hieß es: Nach Blankenberghe, du mit Mama und das schon Morgen. Der Arzt hatte meiner sehr am Kopf leidenden Mama gerathen, das augenblickliche gute Wetter zur Reise zu benutzen und da wir immer zu solchen Dingen gerüstet waren, hatte sie sich plötzlich dazu entschlossen und wollte mit ihrer ältesten Tochter dies-

mal allein die Reise unternehmen, um ganz der Ruhe und ihrer Gesundheit zu leben.

Ich muß gestehen, daß über Blankenberghe die Schule fast vergessen wurde. Den Nachmittag machte ich den Lehrerinnen meinen Abschiedsbesuch und am andern Tage fuhren Mama und ich wiederum durch das hübsche, freundliche Belgien dem Meere zu. Ihr könnt euch denken, welch ein lieber alter Bekannter mir das Meer war und mit welchem Jubel ich ihm entgegen flog; hatte ich doch dreimal viele Wochen in Blankenberghe zugebracht, hatte es jedesmal mit Freudenthränen wiedergesehen und ihm endlich valet gesagt, stets mit der bangen Ahnung es vielleicht nie mehr wieder zu sehn. Welche Freude, welches Glück also dieses Jahr wieder die große Reise zu machen, die auf lange Zeit berechnet sein mußte, denn wir hatten uns mit allen möglichen Bedürfnissen dazu reichlich versehen und zwei Monate der besten Badezeit lagen vor uns. Ach, hätte ich etwas mehr Nachdenken gehabt, ich hätte wahrlich wünschen müssen zu Hause zu bleiben, — es war ja Mamas Leiden, welches uns jährlich von einem Bad zum andern trieb, Heilung für sie zu suchen. Aber wer ahnt mit zwölf Jahren etwas von den Kümmernissen des Lebens? Ich freute mich, als wir in Mecheln Mamas wegen, da die Tour in einem Tage zu angreifend war, über Nacht blieben und früh am andern Morgen, als Mama noch zu Bette war, wanderte ich schon durch die fremden Straßen, begierig alle neuen, interessanten Eindrücke in mich aufzunehmen. Um sechs Uhr Abends waren wir in Brügge, von wo uns der Wagen in zwei Stunden nach unserm Reiseziele brachte. Schon auf halbem Wege verändert sich die Luft, sie wird kühler, rauher und salzig; die Bäume zu beiden Seiten werden kleiner und kümmerlicher — aber was lag mir daran, als sie wie graue Schatten am Wagenfenster vorbeihuschten, die Poesie der Nordsee ist eben nicht die des atlantischen Meeres, sie ist wilder, schottischer Natur, — gespannt horchte ich auf das erste ferne Rauschen, mit Rührung fuhr ich ein in die Straßen des kleinen Ortes, bis der Wagen am Hotel „Belle vue“ hielt, dessen bekannte gutaufgenommenen Gäste wir waren. Wie zog es mich nach dem Meere, dessen Wellengetöse mir in der Seele wie ein verwandter, lockender Ton widerklang, aber ich hatte mir vorgenommen eine gute Tochter zu sein und sagte also nichts von meinem sehnlichen Wunsche, half Mama ins Bett und lag bald auch in süßer Ruhe. Inzwischen kam ja ein anderer Tag.

Ja, es war noch kaum sechs Uhr, es war auch kein freundlicher Sonnenschein, sondern dunkler, wolkenbedeckter Himmel, da stahl ich mich leise aus dem Schlafzimmer und flog gleich darauf die Treppe zur Düne hinauf — stand da oben im Winde, streckte die Arme aus, vergoß Thränen der Freude und sah auf das Meer, das weite, dunkle, rauschende, wogende Meer, — das ich immer geliebt, das mir nun so viele Erinnerungen wieder zuführte, das jetzt in Huldigung seine geschwätzigen Wellen zu meinen Füßen zu brechen schien!

Wer es nicht gesehen, das Meer mit seinem kräftigen, rauhen Wesen, mit seinen tändelnden Wellenfingern, der kann sich keine Vorstellung davon machen, der kann es auch nicht lieben; — aber wer es gesehen, wer seinen brausenden Wogen gelauscht, die Wellen über sich her schäumen ließ, wer auf seinem Boden bald hoch empor, bald in eine grausige Tiefe geschleudert wurde, der hat es lieb gewonnen, der wird es nie mehr vergessen. Was dem Schweizer, dem Hochländer seine Berge, seine Felsen und Seen, das ist dem Küstenbewohner das Meer; es ist ein Theil seines Lebens, nicht allein, daß es die Quelle seines Erwerbes und täglichen Brodes ist, sondern es hängt mit seinem innern geistigen Leben auf's engste zusammen. — Und da ich längst an seinem Strande heimisch geworden, hätte ich es nicht wie einen theuren Freund begrüßen sollen? Ich lief hinab ans Meer und ging zu Papa Rogier, unserm alten Caigneur, den mein jüngstes Schwesterchen, das er vor zwei Jahren täglich in die See getragen, mit einem solchen Ehrentitel getauft hatte, und zu seiner Frau und schüttelte ihre derben Hände und sprach wieder französisch und flämisch mit ihnen; ich übersah die wenigen Fremden am Strande und im Meere, aber es waren alle fremde Gesichter und dann vertiefte ich mich wieder ein Mal in das Wellenspiel, ein Spiel im wahrhaften Sinne des Wortes, wie kein zweites je erdacht werden kann, nein, mehr! wie man einem geliebten Dinge nicht nahe genug sein kann, — ich sprang hurtig in eine Kabine, ließ mir die hier aufbewahrt gebliebenen Badekleider bringen und nach wenigen Minuten lief ich ins Meer, — warf mich gegen seine Wellen und ließ mich von ihnen übersprudeln, ließ mich mit ausgestreckten Armen von ihm tragen und schaukeln und tummelte mich tüchtig darin herum.

Inzwischen wurde der Himmel lichter und als ich wieder angezogen aus der Kabine trat, leuchtete mir die Sonne ins Gesicht; es war belebter ge-

worden, aber Alles mir noch fremd, und doch hatte ich in den drei Jahren hier so manchen guten Spielkameraden unter meinen Altersgenossen gefunden, auf deren diesjähriges Erscheinen ich fest hoffte. Dann lief ich, um mir die Haare trocknen zu lassen, die man über ein um die Schultern gelegtes Tuch hängen läßt, ein Stückchen über die Düne und kam endlich mit dem prächtigsten Appetit von der Welt zu Hause, wo Mama eben aufgestanden war und das Frühstück bestellt hatte.

Gegen zehn Uhr ging ich mit Mama zum Strande und da fand ich mich erst recht wieder unter den Menschen. Die Fremdenzahl war dießmal stärker als je und der Strand wimmelte von Erwachsenen und Kindern, unter denen ich alsbald meine Gespielen zu suchen begann. Sieh, da waren ja Hugo und Anna v. W., die Kinder eines Arztes von Jena, mit denen ich und meine jüngere Schwester so manchen Berg zusammengeschaufelt hatten, und Leonie und Marie, die Töchter des Bürgermeisters von Blankenberghe, zwei zierliche, kleine Französinnen die mich die ersten französischen Brocken gelehrt hatten, und die schon nach vierzehn Tagen zu unserm größten Leidwesen in die Pension nach Brüssel gebracht wurden.

Da waren auch wieder die beiden Schwestern aus Dédrot mit ihren Kindern, zwei große, stattliche, ernste Frauengestalten, die eine davon in tiefer Trauer, denn sie hatte erst kürzlich ihren einzigen Sohn, den hübschen, muntern Antonin, auf eine traurige Weise verloren. Er war Abends wie immer im Garten gewesen; als er sich zum Abendessen nicht einfand, ging sein Hauslehrer, der ihn vor kaum einer Viertelstunde dort verlassen, zurück ihn zu holen, kehrte aber bald ohne ihn wieder. Und da kam mit einem Male der armen Mutter die Erinnerang an das Springbrunnenbassin, das in Mitte des tiefer liegenden, großen Gartens angebracht war, — sie eilt in tödtlicher Angst mit den Andern hinaus und bricht mit einem Schmerzensschrei am Rande des Bassins zusammen, denn mit einem Blick hat sie in der abendlichen Dämmerung auf dem Boden desselben eine dunkle Masse liegen sehen — und es ist wirklich Antonin, an dem alle Wiederbelebungsversuche vergebens waren und der nur einige Jahre hätte älter sein müssen, um sich aus dem nur vier Fuß tiefen Wasser erheben zu können.

Ich kann nicht sagen, daß wir, seine vormaligen Spielkameraden, um ihn getrauert hätten, so sehr mir auch seine schaurige Todesart damals zu Herzen ging; denn bald hatte sich unser Kreis durch neue Mitglieder ver-

größert und unsere kindliche Geselligkeit wurde nicht durch Nationalhaß beeinträchtigt. Das alte Leben begann.

Morgens in aller Frühe gings zuerst auf die Muscheljagd. Dann war die Ebbe am niedrigsten und der ganze Strand, besonders dort wo die Fischerboote lagen, von kleinen wellenförmigen Furchen durchwoben, in denen allerlei „Meerisches," kleine, braune Holzkrumen, Steinchen aller Art, Seegras und dicker Schaum angehäuft lag, unter all diesem aber die eigentliche Perle für uns, die Muscheln. Eben eine solche Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit wie unter Thieren und Schlangen, herrscht auch unter den Muscheln und sie sind gewiß nicht die am wenigsten bevorzugten, zierlichen, wunderbaren Gebilde aus Gottes Hand. Und wie es unter den Menschen fast bei allen Dingen Sitte ist, daß sie, je seltener, auch desto unschätzbarer und in höherm Preise sind, so standen auch bei uns die vielen Muschelarten in ganz verschiedenem Ansehen. Mit den gewöhnlichen offenen Schälchen, welche z. B. bei Heist, einem andern kleinen Fischerorte eine Stunde nördlich oft mit Schaufeln genommen werden, befaßten wir uns gar nicht. Alles dagegen, was sich nur selten an diese Küste aus fernen Zonen her verirrte, war uns unendlich theuer und welcher Jubel, wenn eine solche kleine Fundgrube eine Seltenheit enthielt und es dann von Allen groß und klein bewundert wurde. Unsern besondern Lieblingen wegen ihrer zierlichen Gestalt, die von einem halben bis zwei und einem halbem Zoll Größe variert, war das sogenannte „Wendeltreppchen," von denen ich auf diese Weise mehr als sechshundert sammelte. Besonders verpicht waren wir auf die ganz kleinen Müschelchen in Schneckenform und von so zarter und durchsichtiger Schale, daß man sie kaum anzufassen wagt. Es gibt deren in allen Formen so groß wie ein kleiner Stecknadelknopf, die ihre dreimalige Windung haben und nur von einem mit ihnen bekannten Auge von einem Sandkörnchen unterschieden werden können. Dann auf die sogenannten „Hörnchen," kleine, dünnschalige, schwarze, graue oder braune Hütchen, mit hellern Ringen oder Streifen geziert, die wahrscheinlich die Wohnung eines kleinen Schmarotzerthierchens auf einer größern Muschel waren. Von nicht minderm Interesse waren die kleinen Vogeleierchen, welche in eben solchen Ritzen nicht selten sind; sie haben die Größe eines halben Silbergroschens, sind flach, inwendig hohl mit dünner, heller Schale, auf der untern Seite

ist in der Mitte ein Loch, auf der obern strahlenförmig vom Mittelpunkte ausgehend fünf doppelte Reihen Löchelchen.

Zuweilen spielte uns das Meer einen kleinen Fisch, ein Steinchen mit einer versteinerten Muschel oder Schlange darauf oder eine Menge kleiner, versteinerter Muscheln darinnen, ebenso größere Steine mit versteinerten Seegewächsen bedeckt in die Hände und alle diese Herrlichkeiten wurden mit unersättlichem Eifer gesucht und gefunden und sorgfältigst bewahrt.

Wie schmeckte dann der Kaffee, wenn man von einer solchen, oft sehr ausgedehnten Streiferei in der frischen Morgenstunde zurückkam! Gegen elf Uhr badete Mama, wenn sie wohl genug dazu war und ich gleichzeitig und das Baden war mir eigentlich die größte Lust des ganzen Tages. Die ersten Male freilich ist das Ding gar zu neu, und die Angst vor den überall um uns herſprudelnden Wellen das einzige Gefühl. Hören und Sehen verging uns trotz Papa Rogiers freundliche Ermahnung, nicht bange zu haben; aber es war uns doch bange, bis er Jedes unter die Schulter faßte und dann durch das rührige Wasser schleifte, über die Wellen sanft hob oder auch gewaltig untertauchte, daß uns Neulingen das Wasser durch Ohr und Nase in den Mund lief. Aber bald war ich Papa Rogiers Vormundschaft entwachsen und lief trotz donnernden Wellen und eisig kaltem Wasser muthig hinein, warf mich, bis an die Kniee im Wasser, der Länge nach hinein um warm zu werden und dann ging das Schlagen und Plätschern los und Künststückchen aller Art, eine halbe Stunde lang, bis ich todtmüde und das Vergnügen zu Ende war. Bei der Fluth Vormittags, wo allgemeine Badezeit ist, kann man so tief in das Wasser gehen, daß der Kopf und die Schulter noch oben bleiben, die Kraft des Wassers treibt doch dem Lande zu und eine gute Welle läßt uns wohl zwanzig Schritte mit ihr laufen; passionirte Schwimmer und Badende suchen die See aber auch Nachmittags bei Ebbe heim und es ist in so weit etwas gewagt, als das Wasser mit fast unwiderstehlicher Kraft dem Meere zu hinzieht, je gewaltiger, je tiefer schon die Ebbe ist.

Dann gingen wir bei schönem Wetter auf die Düne um von der Sonne die Haare trocknen zu lassen, setzten uns um auszuruhen in dem heißen, weichen Sand; ich las etwas vor, wenn wir allein waren, bis es Zeit war, zur table d'hôte welche um halb zwei begann, Toilette zu machen. Nach Tische wurde, je nachdem das Wetter war, wieder an den Strand gegangen,

ein Spaziergang nach einem der umliegenden Dörfer gemacht, oder mit Bekannten Kaffee getrunken oder zu Hause Briefe geschrieben.

Ein vortrefflicheres Spielzeug gibt es nicht, als der Sand am Ufer des Meeres, — aus ihm läßt sich eben Alles aufbauen und erfinden. Wie viele stattliche Burgen und Schlösser mit tiefen Gräben herum haben wir an diesen Nachmittagen gegraben, und nicht allein um des Aufbauens und Grabens wegen. O nein! der Hauptspaß besteht darin, daß die ganze Kinderschaar auf einem solchen Berge nachher dicht zusammengedrängt oder jedes für sich allein auf dem selbstgeschaffnen Hügel steht und sie nun die herankommende Fluth sich zu ihren Füßen brechen lassen.

Ein großer Kreis wird gezogen und außerhalb desselben ein hübscher, schön ausgestochner Graben angelegt, während die dadurch erbeutete Erde in der Mitte zusammengeworfen wird, und so von selbst ein Berg mit einem Graben herum entsteht, — das ist die Festung; nun können nach der Canalseite hin Vorwerke angelegt und mit dem Hauptfort durch feste Dämme in Verbindung gebracht werden; auf sie kann dann, wenn der Feind, die schäumende See, zu mächtig vordringt, der rettende Ausfall geschehen.

Nun ist Alles fertig, die Berge sind oben und an den Seiten ringsum mit den Schaufeln ganz geebnet und zum Schutze noch am Rande mit einem kleinen Erdwalle umgeben worden, man kann also auf ihnen schon etwas wagen. Jetzt ist es Zeit, schon kommen leise Vorboten des Sturmes, kleine, voreilige Wellchen sprudeln heran und einem gelingt es wirklich, seine Fluth in den Graben zu ergießen. Hurtig springen die muthigen Erbauer und Vertheidiger ihrer Veste oben auf, mit ihren Waffen dem nahenden Feinde drohend und sich selbst im Gleichgewichte haltend. Zu acht oder gar zu zehn stehen sie eng zusammengedrängt, so daß die Bewegung des einen den andern fast über die niedrige Schutzmauer stürzen läßt. Aber sie halten aus. — Welle auf Welle, Trupp auf Trupp rückt heran, immer näher, immer gewaltiger und wuchtiger — jetzt ist der Graben schon ganz bespült, jede neue Welle füllt ihn mehr und mehr, ja einer gelingt es mit frecher Hand ein nicht genug befestigtes Felsenstück loszureißen und nistet sich in seine Höhlung ein, während der Sand wieder zu Saude verinnt, — die ganze Umgebung ist schon überschwemmt, wie wird das enden? An Zurückweichen aber kein Gedanke. Kommt nur heran, ihr stolzen, donnernden Feinde, wir

fürchten euch nicht, es stehen ja zwei Auswege offen für den Fall der Noth, — der natürlich jedenfalls bald da sein wird.

Immer höher hinauf schlagen die zingelnden Wellen um die Burg, immer feuchter und bröckliger wird ihr Gestein, der Boden sogar sättigt sich schon mit Wasser, — doch was thut's den Holzschuhen mit denen die kleinen Füße bewaffnet sind. Sie halten noch Stand, aber, o Entsetzen, eine riesige Woge hebt sich heran, immer höher, immer spitzer, sie ballt schon die Faust zum vernichtenden Schlage — jetzt wird sie umkippen und in ihrem Strudel Burg und Schloß und Alles was darin ist vergraben — — ein Jubel, ein Schrei und Alle stürzen sich in fliehender Hast über die rettenden Dämme, die auch schon unter ihren Füßen zu weichen beginnen, nach den Vorwerken, und da wird dasselbe Plaisir zum zweiten Male überstanden, wenn nicht die Mama's und Bonnen anders über die kleinen Herrschaften verfügen oder nasse Strümpfe umgewechselt werden müssen. Und dann ist's vorbei, — doch nein, dies Spiel hört niemals auf, so wenig wie das Spiel der Wellen selbst. Hier gibt es keine Entmuthigung, keine Enttäuschung, zur Zerstörung wird ja das Werk erbaut und Lust und Material zu mauern sind immer vorhanden. So viele Furchen werden durch kein anderes Erdreich gezogen, als durch den Seestrand. Oft werden aber auch ganz besonders sorgfältige und ausgestattete Burgen am Fuße der Düne außer dem Bereich des tückischen Wassers erbaut und Tage lang gut im Stande gehalten, bis dann die Laune eines Augenblicks die Hände, die sie schufen, sie selbst zerstören läßt.

Ebenso wie das Graben, nimmt das Schiffen die Herzen der Kinder in Anspruch und ein reisefertiges Schiff, hübsch gearbeitet, zierlich angestrichen, mit Masten und Segeln und kleiner hölzerner Mannschaft gehört zu den nothwendigen Ausgaben für Mama und Papa, je größer, je schöner, desto besser für den kleinen Badegast. Diese niedlichen Nachbildungen ihrer großen Originale, wenn sie auf dem dunkeln Wasser schweben, nur durch eine lange, dünne Leine an die Hand ihres Besitzers gebunden, wenn sie auf den Wellen tanzen und sich hin- und herwiegen, wenn der Wind die kleinen, weißen Segel bläst, ist einer der lieblichsten Anblicke auch für Erwachsene. Die Kinder nehmen sie beim Baden mit ins Meer und haben ihre Freude dran, oder von den Deichen*)

*) Weidengeflechte, zwölf bis fünfzehn Fuß breit und in der Mitte etwas gewölbt, welche in einer Entfernung von circa 600 Schritt von einander in das Meer gelegt sind zum Schutz der Küste.

herab werfen sie dieselben in die schäumende Brandung, welche sie erst verschlingt und dann wie harmlose Käfer auf ihrem Rücken spielen läßt. Hier ist gerade das Mißverhältniß zwischen dem ungeheuern Meere und diesen kleinen Schiffchen ein so drolliges und komisches, daß es für Kinder und Solche, die hier wieder Kind werden können, eine allerliebste Unterhaltung bietet.

Wie oft saß ich mit Mama unter dem Zeltdache vor dem Pavillon auf den Sonnenuntergang wartend, das hier besonders bei bewölktem Himmel ein unbeschreiblich schönes Bild ist. „Es gibt nichts Herrlicheres auf Erden," sagte Mama oft, — sie, die den Himmel mehr als die Erde liebte und seitdem in seine Ruhe eingegangen ist — und wie sehr hatte sie Recht. Wie eine glühende rothe Kugel sinkt die Sonne tiefer und tiefer zu der nassen Fluth, die in ihrem Widerscheine erzittert; die dunkeln schweren Wolken umkleidet sie mit Gold und Silber, die hellen, leichten Nebeldüftchen durchstrahlt sie mit sanftem, goldigen Roth, — der weiße Dünensand leuchtet rosig wie mit Silbergaze bedeckt — der ganze westliche Horizont glüht im Feuer, — jetzt berührt die schwere Kugel den dunkeln Saum, der Erde und Himmel scheidet und in ungefähr $4^1/_2$ Minuten ist sie in das feuchte Grab hinabgesunken. Mit ihr verschwindet aber auch der Zaubermantel von der Erde, seine Farben erlischen, aus Gold und Roth wird allmälig dunkeles einförmiges Grau, eine scharfe Kühle senkt sich herab, der Wind wird rauh und anangenehm und bald liegt eine nächtliche Finsterniß über Land und Meer.

Es ist Zeit nach Hause zu gehen, der Strand wird einsamer und einsamer; die Kabinen werden in Reihe und Glied an den Fuß der Düne geschoben, drüben liegen in langer Reihe die dunkeln Schiffskörper in träger Ruhe — während wir unsrer Wohnung zueilen und uns das Abendessen gut schmecken lassen.

Doch hat das Meer auch jetzt noch in schwärzester Finsterniß und gänzlicher Einsamkeit seine Liebhaber — es zeigt uns eben jetzt eine andere Seite seines Wesens und wer ein Herz für seine nächtliche Poesie hat, den zieht es Abend für Abend hinaus. Je dunkler die Nacht, je stürmischer die Wogen, je donnernder ihr Fall, desto besser; desto mehr zieht es uns dahin. Auch hat dabei die geheime Hoffnung auf das „Meerleuchten" die Hand im Spiele, und da grade die wilden Nächte die besten dazu sind, ist es in solchen oft

um 10 oder 11 Uhr Abends am Strande von gespensterhaften, dunkeln, eingehüllten Gestalten ganz belebt.

Und wie ist der Zufall uns günstig! Kaum sind wir die Treppe zur Düne hinaufgeeilt, welch ein unvergleichlicher, majestätischer, großartiger Anblick! Denkt euch vor euch das unabsehbare Meer, welches sich in der Finsterniß mit dem schwarzen Firmamente vermählt hat, — aber da wo seine Wellen brandend schlagen, zieht sich ein hellstrahlendes blendendes Diadem um seine Stirne. In der Welle, d. h. der Schaum einer jeden, welcher sich bei ihrem Umschlagen bildet, glänzt in einem hellen, blitzenden, bläulichen oder grünlichen Lichte, etwas wie ein bengalisches Feuer und den ganzen Küstensaum entlang bildet sich auf diese Weise eine leuchtende Kette, deren bezaubernder Eindruck noch erhöht wird durch die überall herrschende Dunkelheit und das furchtbare Getöse, dem eben die Finsterniß etwas Unheimliches, Grauenerregendes gibt, mit dem uns das leuchtende Gestade aber wieder versöhnt. Nirgendwo sind Licht und Finsterniß, Glanz und schaurige Wildheit sich näher gebracht, als hier, wo das eine das andere trägt und die verschiedensten Empfindungen in der menschlichen Brust rege machen.

Noch eine eigenthümliche Erscheinung hierbei ist das gleichzeitige Leuchten des feuchten Ufersandes, wenn man mit dem Fuße auftritt oder, was einem allerliebsten Feuerwerke gleicht, wenn man mit der Hand oder noch besser mit einer Schaufel den Sand weit umherwirft, so daß bei seinem Auffallen auf den Boden tausend kleine blitzende Funken entstehen. Die Ursache des Meerleuchtens ist von den Naturforschern noch nicht erkannt; viele leiten es von einer Art kleiner leuchtender Thierchen im Wasser, viele auch von einer Wirkung des Mondlichtes her, obwohl es zumeist nur bei ganz dunkeln Nächten stattfindet. Ich glaube mit Andern, daß es von der Elektrizität des Wassers bei gewissen Luftzuständen herrührt.

Und nun gehen wir nach einem glücklichen, heitern Tage, von der kräftigen Seeluft mit neuem Lebensodem gestärkt zur Ruhe, um, Gott sei es gedankt! morgen ein ebenso sorgenloses Dasein zu genießen.

Es gibt aber noch vielerlei in Blankenberghe, welches auch für Kinder wenn auch nur noch kindliches Interesse hat und womit ich meine Leser bekannt machen will. — Ich habe schon von den Deichen gesprochen, welche ins Meer laufen. Diese sind zugleich die Muschelbänke für die eßbaren, schwarzen Muscheln, welche hier fußhoch fest übereinandersitzen, über die man

hinschreitet und das Wasser seine ewigen Wogen wirft. Diese Muschel ist, mit Petersilie gekocht eine tägliche Erscheinung an der Mittagstafel der hiesigen Gasthöfe und wird zu kleinen Butterbrödchen gegessen. Viele, besonders die ärmeren Bewohner des Dorfes verzehren sie an Ort und Stelle selbst roh und ohne alles Zubehör, nachdem sie mit einem spitzen Messer sie losgebrochen. Eine ähnliche Nahrung besteht für sie in den Krabben. Diese komischen Thierchen haben Aehnlichkeit mit der Kreuzspinne. Ihr Leib hat ausgewachsen fast die Form eines abgerundeten Eies und ruht auf sechs Beinen, welche zu dreien an jeder Seite dicht nebeneinander liegen. Sie bohrt sich in den feuchten Sand hinein und verräth ihre Spur durch kleine Löchelchen im Boden, während, wenn sie sich wieder hinauf arbeitet, kleine Luftbläschen zum Vorschein kommen. Sie läuft stets in ganz schräger Richtung und ist mit dem flüssigen Elemente ebenso vertraut wie mit dem festen. Ihre Farbe ist hellgelblichgrau, gekocht aber dunkelroth und ein Teller voll dieser Thiere bildet oft die einzige Mahlzeit vieler armen Leute, während in den Hôtels zuweilen eine von den Fischern mitgebrachte Krabbe von der Länge von zwei Fuß ein Hauptgericht bildet.

Ein drittes kleines Seethierchen spielt noch eine bescheidene aber keineswegs ungeschätzte Rolle. Abends oder Nachts, wann es recht finster ist, kein Sternlein am Himmel leuchtet und die See wie ein fürchterliches, zusammengeballtes Ungethüm ihre Wehelaute ausstößt, gehn eine Anzahl Männer mit einem ganz dichten, feinen Netze, das an einem Stocke hängt, den sie vor sich her halten in das Wasser, so tief wie ihnen möglich und da streichen sie in einiger Entfernung von einander so lange herum, bis der Fang ihnen bedeutend genug erscheint — und was sie fangen sind tausend und tausend kleine 1½ Zoll lange gekrümmte graue Thierchen, an denen der lange merkwürdige Kopf mit den langen Fühlhörnern und den dicken hervorstehenden Augen und der aus vier Ringen bestehende Schwanz mit einer gespaltenen Endflosse das Meiste ist. Das sind die kleinen Granelen, die gekocht eine zarte rosa Farbe haben und unter den Salat gemischt, mit Senf und Pfeffer oder zum Butterbrode verzehrt werden. Man dreht dann das Schwänzchen vorsichtig von dem Leibe ab und erhält ein kleines Stückchen des zartesten, hellrothen Fleisches, das von vielen Kennern selbst der Auster vorgezogen wird. Da sie aber möglichst frisch genossen werden müssen, sind sie bis jetzt nicht nach Deutschland versandt worden.

Vom Kleinen zum Großen iſt nur ein Schritt und da für Blankenberghe der Strand das iſt, was für andere Badeörter die Anlagen und Brunnenpromenaden und nahe und ferne Ausflüge, ſo eilen wir ſchon wieder dorthin, da es etwas Neues zu ſehen gibt. So eben iſt die Glocke durch's Dorf gegangen, und hat die Ankunft der Fiſcher nach einem mehrtägigen Fiſchfang angekündigt. Alles, Frauen, Knaben und Mädchen die ſchon zu etwas Hülfe zu gebrauchen ſind, beladen ſich mit Körben und eilen uns voraus zum Meere hinab. Da finden wir ſie denn gleich im trocknen Sande an der Düne ſitzen und mit lebhafter Aufmerkſamkeit den ſchwankenden Bewegungen der einzelnen Schiffe folgen, welche dießmal nur ſechſe an Zahl mit den Wellen der Brandung kämpfen. Es ſind alle offene Boote, dreißig bis vierzig Fuß lang, während der Durchmeſſer ihrer Breite zwanzig Fuß beträgt; ſie haben einen Haupt- und einen Hintermaſt und ſind mit acht bis zwölf Leuten bemannt. Die Fluth bringt ſie den Strand hinauf und bald ſind alle auf den Grund geſtoßen, die Anker werden ausgeworfen und befeſtigt; ein paar Mann ſchwingen ſich über Bord und waten ans Land, nehmen die Körbe in Empfang und laden ſie den Weibern bald gefüllt mit dunkeln, glatten Thieren wieder auf. So iſt in zwei Stunden die ganze Ladung geleert und ein Viertelſtündchen drauf liegen in den Straßen die armen Fiſche friedlich nebeneinander auf dem Plaſter und werden verhandelt an Blankenberghe und Brügger Fiſchhändler und wir haben unterdieß Zeit uns ihre abſonderlichen Geſtalten mit Muße zu betrachten.

Da iſt die Tonge oder Zunge, ein fleiſchiger fetter Fiſch, der ſowohl gekocht als gebraten ſehr geſchätzt wird, der Roch, ein ganz platter ſo lange wie breiter Fiſch, der durch ſeine ſpitzigen Seitenfloſſen ein ganz viereckiges Ausſehen erhält. Auf dem Rücken iſt er glänzendgrau, auf dem Bauche ſilberweiß; ſeine ſonderbare Geſtalt wird noch erhöht durch einen ſchmalen, langen Schwanz mit zwei Seiten und einer Endfloſſe. Da ſind Störe in allen Größen, Schellfiſche, die bis zum Rhein hinab verſandt werden, Dorſche und andere, und erfüllen die Luft mit einem unangenehmen thranigen Geruche. Nach einer Stunde ſind die Straßen wieder frei und die Fiſcher ſchlafen wieder, ſtatt in offenen Booten auf der ſchwankenden See, in ihren alterthümlichen, warmen Alkoven, welche noch jetzt in den alten vlämiſchen bürgerlichen Häuſern zu finden ſind. Oefters bringen ſie auch allerlei Seemerkwürdigkeiten, kleine und große, auch wohl Seehunde und Robben mit, die dann

von der ganzen jungen Welt pflichtschuldigst mit dem gehörigen Respekt bewundert werden.

Zuweilen liegt Morgens am Strande eine dunkle, bräunliche Gallertmasse, in der Größe eines Tellers, in der Mitte höher und dunkler wie am Rande, eine Molluske. Man kann darauf hin- und hertreten, ohne daß sie verletzt wird, ohne sich zu bewegen, ohne sie zu zertheilen, ohne daß sie durch etwas selbstständiges Leben verräth. Die nächtliche Fluth hat sie ausgespieen und selbst scheinbar jeder Bewegung unfähig, mußte sie auf ihrer Stelle bleiben und stirbt dort, wenn nicht ein mitleidiger Stock sie in das Wasser zurückschleudert.

Unser besondrer Liebling aber war der Seestern, eins der merkwürdigsten Geschöpfe, die man selbst am Meere sehen kann, welches die wunderlichsten Formen in seinem Schooße birgt. Denkt euch einen fünfzackigen, regelmäßigen Stern von einer Fleischmasse, auf der obern Seite mit dunkler, harter Haut, auf der untern fleischfarben. Diese ganze Seite besteht aus unzähligen dicht neben einander liegenden Fühlhörnern, wie die einer Schnecke, welche das Thier, ebenso wie die Schnecke alle gleichzeitig ausstrecken und wieder einziehen kann. Gewöhnlich schiebt es aber nur einzelne Hörnchen auf jede Zacke gleichzeitig aus. Bei einer Größe von einem halben Fuß, ist der Stern einen Daumenbreit hoch, stirbt aber bald, wenn er aus dem Salzwasser entfernt wird.

Habe ich euch jetzt genug erzählt vom Meere, von seinem Strande und seinen Erzeugnissen und glaubt ihr mir, daß ich meine glücklichsten Tage an ihm verlebt habe? Leider war dieser letzte Aufenthalt dort eher vollendet, als ich berechnet und gehofft hatte. Anfang September ging ich nach der letzten Table d'hôte noch einmal allein an das Meer um in seinem Anblicke zu schwelgen und von ihm Abschied zu nehmen.

Am Abend waren wir in Gent und fuhren am nächsten Tage in die Festungsmauern meiner Vaterstadt wieder ein und seitdem bin ich des Weges nie mehr gekommen; aber jeden Frühling zieht es mich dahin, mehr als nach grünen Bergen und duftenden Thälern, die ich erwachsen gesehen.

Du altes Meer, an deine unübertreffliche Schönheit will ich noch glauben, soviel Kinderglauben mir auch diese zehn Jahre geraubt haben! — Papa Rogier ist längst todt und so manche Andere, die damals mit mir in den Wellen

Stärkung ſuchten, und wir Kinder ſind groß geworden und haben unſer eigenes Schickſal begonnen, der eine hier, der andere dort; aber du biſt in aller Einfachheit und Größe dasſelbe geblieben und haſt ſeitdem tauſend Geſunden und Schwachen deine Schätze geliehen; und Jahrhunderte lang, wenn wir alle längſt zu Moder geworden, wirſt du deine Wogen auf dieſen ſelben Strand ſchlagen — ſei auch dann mir noch gegrüßt, als ein Wunder meines Gottes! —

Leiden.

Von **Johannes Schrott.**

Ringsum gewahrt ich mit betrübtem Blicke:
Verſtimmt iſt Jedem ſeine Lebensleier!
Iſt noch das Unglück ferne, ſind die Eier
Doch ſchon gelegt vom brütenden Geſchicke.

Daß Keiner in der Luft der Welt erſticke,
Reizt den ein Stachel, jenen hackt ein Geier,
Den drückt ein Kreuz, ſein künftiger Befreier,
Und jener zerrt den Fuß in einem Stricke.

Kein irdiſch Weſen mag die Tage friſten
Vom Schmerze frei, und wer noch nichts gelitten,
Den will ein böſer Dämon überliſten.

Von Gott vergeſſen, bleibt ihm unbeſtritten
Sein böſes Glück — drum ſagt das Volk der Chriſten:
Wer ohne Leid, der ſoll um eines bitten!

Ein Traum Rudolfs von Habsburg.

Von Hans Weininger.

Vor der mörderischen Schlacht, welche im Jahr 1278 zwischen dem Kaiser Rudolf von Habsburg und dem König Ottokar von Böhmen auf dem Marchfelde bei Wien vorfiel, wurde der erstere nicht wenig durch ein Traumgesicht aufgemuntert. Er sah einen Adler mit einem Löwen kämpfen, bald hatte dieser bald jener die Oberhand, endlich überwältigte nach heißem Ringen der Adler den Löwen. Rudolf verlangte von einer frommen Nonne Aufklärung und diese sagte: „Du bist der Adler, denn das römische Reich wird durch einen Adler angedeutet, dagegen besteht Ottokar's Wappen in einem Löwen. Nun nimmt der Adler einen sehr hohen Flug, besitzt einen überaus scharfen Blick, bringt sein Leben auf ein hohes Alter und verjüngt sich zuletzt wieder. Diese Eigenschaften des Adlers sind unfehlbare Zeichen deines Sieges. — Der Löwe brüllt und wüthet im Zorn, und man sagt, daß seine eigene Raserei und Wuth ihn tödte. So ist Ottokar beschaffen, und was Du gesehen hast, das kündiget dessen Fall an."

Erschlagen und völlig ausgeraubt lag Ottokar auf dem blutgetränkten Schlachtfelde, als Otto von Berchtoldsdorf sich seiner erbarmte und eine Pferdedecke über ihn warf, um dessen Blöße zu bedecken.

Weibliche Leibesstärke.

Die Prinzessin Limburga aus Polen, Gemahlin des österreichischen Herzogs Ernst, besaß eine solche Leibesstärke, daß sie eiserne Nägel mit bloßer Hand in die Wand schlagen konnte. So wird auch von der Prinzessin Elisabeth aus Pommern, der vierten Gemahlin Kaiser Karls IV., gerühmt, daß sie mit ihren Händen frisch geschmiedete Hufeisen auseinander riß und zinnerne Teller wie Papier aufrollte, von welcher Stärke sie mehrere Proben auf einem Turnier zu Prag 1371 ablegte, um die Ritter etwas in Verlegenheit zu setzen, welche sich auf ihre Heldenthaten, wodurch sie die Turnierpreise errangen, unendlich viel zu Gute thaten.

Fürst und Bauer.

Fürſt und Bauer.

I.

„Sag' doch, wer iſt der Knabe dort, der ſich mit den jungen Taugenichtſen da herum balgt? Sieh, wie er um ſich ſchlägt! Hörſt du wie er vor Zorn wüthet und brüllt? Die Ellenbogen kommen ihm zu den Aermeln und die Zehen aus den Schuhen heraus. Wahrhaftig, der muß die Verzweiflung ſeiner Mutter ſein!" So frug der Bauer Lang, indem er ſeinen alten Gaul auf dem Märktplatze von Rügenwald ſattelte, ſeinen Wirth, vor deſſen Thüre er ſtand. Dieſer erwiederte ihm mit einem langen Seufzer: „Das iſt der Herzog Bogislaus; Niemand bekümmert ſich um ihn, weder ſeine Eltern, noch einer von den Hofleuten, noch ein Prieſter. So läuft er jeden Tag in die Stadt mit ſeinem Bruder, und ſchlägt ſich mit den Gaſſenbuben herum; wo ſich was für ihn findet, ißt er es, während er ſich kaum auf dem Schloſſe ſehen läßt."

„Wie?" ſagte der Bauer, „das iſt der Herzog Bogislaus? Welch ein Jammer! Niemand trägt Sorge um ihn, ſagſt Du? Sprich, Freund wie iſt das möglich?"

„Höre," erwiederte der Wirth mit leiſer Stimme, indem er um ſich blickte, ob kein Lauſcher in der Nähe ſei, „höre, wir ſind allein. Seitdem ſeine Mutter ihren Gemahl in Wolgaſt verlaſſen hat, und der Verräther Maſſow ihr Günſtling iſt, ſind die jungen Prinzen nur eine Laſt für ſie; ſie ſcheint faſt deren Tod zu wünſchen; ſie geht mit ihnen weniger zärtlich als mit ihren Hunden um. Sie liegen oft ganze Nächte in den Ställen auf dem bloßen Stroh; vielleicht wirft einmal ein mitleidiger Diener ſeinen Mantel über die armen Prinzen. Aber die Furcht verſchließt allen den Mund, den Kleinen, wie den Großen. Man weiß, was für eine Frau dieſe Mutter, und welch ein Schurke ihr Günſtling iſt."

Zornig warf der Bauer den Sattel zur Erde, mit großen Schritten ging er auf und ab, denn was er ſoeben gehört, hatte ſein innerſtes Herz bewegt. Dann ſtand er plötzlich ſtille und ſeine Mütze vom Kopfe nehmend, blickte er gen Himmel, während ſeine Lippen ein Gebet murmelten. Dann ging er feſten Schrittes über den Marktplatz.

„Herzog Bogislaus!“ rief er, „Herzog, lieber Prinz, höre ein Wort.“

„Was willst Du, Bauer?“ erwiederte der Knabe, „aber sag es mir geschwind, damit mir mein Gegner nicht entwischt.“

„Laß ihn nur laufen, Herzog; denkst Du nicht daran, daß Du ein Prinz bist und bald ein Mann sein wirst? Bedenke doch, wie Du Dich aufführst! Hast Du denn keine bessern Kleider? Betrachte Deine Ellenbogen und Deine Füße, ob sie mit denen eines Fürsten Aehnlichkeit haben?“

„Hund von einem Bauern, was geht es Dich an!“ und Bogislaus versetzte bei diesen Worten dem Bauern einen so derben Schlag ins Gesicht, daß ihm das Blut alsbald aus der Nase lief. Nach solcher Heldenthat lief der junge Herzog die nächste Gasse hinab. Hans Langs edles Herz gedachte aber schon der empfangenen Mißhandlung nicht mehr.

„Bewahre mir das Pferd,“ sprach er zu dem Wirthe; „ich will doch sehen, wo er hingegangen ist; es ist mir ein guter Gedanke seinetwegen gekommen, und vielleicht ist er dessen doch werth, obschon er mich so schlecht behandelt hat. Herzog Bogislaus!“ rief er, dem Knaben folgend, „Herzog, komm doch einmal her. Fürchte nichts, was Du mir gethan hast, habe ich schon vergessen.“ Und er blieb ruhig stehen, sein Gesicht abtrocknend, während der Jüngling sich ihm mit einer spöttelnden Miene näherte:

„Alter Narr, was willst Du denn von mir?“ rief er ihm von weitem zu.

„Herzog,“ sagte Hans Lang mit flehender Stimme, „laß mich Dein Diener und Fürsorger sein. Laß mich Dir ein Geschenk machen; ich werde Dich kleiden, wie es Dir geziemt. Von Massow wirst Du Dir diesen Dienst doch nicht erbetteln wollen? ich kann es nicht übers Herz bringen, Dich immer mit den Taugenichtsen zu sehen, als wärest Du einer von ihnen. Wenn auch Niemand mit Dir Mitleid hat, so werde ich alter Bauer es sein, der für Dich sorgt, selbst wenn ich noch ärmer wäre, als ich es bin.“

Diese Worte waren eine zu ungewohnte Ansprache für den jungen Menschen, um nicht in sein Herz zu dringen, das verwahrloste Gemüth zu erweichen und alle Härte und allen Stolz aus ihm verschwinden zu lassen. Er blickte in des Bauers treue Augen und las die Bestätigung von dessen Worten darin. Zitternd stand er da, mit bleichem Angesichte und ein Thränenstrom brach aus seinen Augen hervor. Seufzend wendete er seine Blicke hinüber nach dem herzoglichen Schlosse, das zwar das Erbe seiner Väter, aber nicht die Heimath seiner Jugend war. Und er weinte noch bitterlicher und war

keines Wortes fähig. Gerührt näherte sich Hans Lang dem Prinzen und nahm ihn leise bei der Hand, indem er sprach: „Ich weiß Alles, was Du mir sagen willst; bemühe Dich nicht. Ergieb Dich und leide mit Geduld. Gott vergebe Deinen Peinigern!“

Hans Lang nahm den Knaben mit sich in die Stadt, kaufte ihm ein Wams, einen Mantel, ein Paar Stülp-Stiefel, einen Federhut und Sporen und sagte dann zu ihm: „Sollte ich es auch einst büßen müssen, ich würde es dennoch thun; denn wenn ich wie alle Andern dächte, so würdest Du ohne Zweifel verloren sein. Jetzt, Herzog Bogislaus, zanke und streite Dich nicht mehr. Führe Dich auf, wie ein Prinz, dessen Sache es nicht ist, mit armen Dorfbuben Händel zu suchen; geh' auch nicht mehr in die Häuser der Dorfbewohner, um mit ihnen zu essen; wenn Du Hunger hast, so komm zu mir, ich werde Dir gern alles Nöthige geben. Es ist ja nur eine Meile von hier bis Lauzig. Ich werde Dir mein Pferd hier lassen und den Wirth beauftragen, dafür zu sorgen.... Und weil ich gerade daran denke, wie steht es mit Deinem Hemd nnd mit Deinen Strümpfen? Schäme Dich nicht, mein Sohn, meine alte Haushälterin wird für Dich nähen. Jetzt lebe wohl, Herzog, Du bist sechzehn Jahre alt und bist ein Fürst, dessen gedenke. Noch einmal, komm bald zu mir.“

Bogislaus, welcher bis dahin, von seinen Gefühlen überwältigt, stumm geblieben war, richtete sich in die Höhe und ergriff die rauhe Hand des Greises: „Möge Gott Dich statt meiner belohnen,“ sagte er mit bewegter Stimme. „Meine Thränen mögen Dir als Beweis meiner Reue gelten. Hans Lang, lieber Vater, erlaub mir noch eine Bitte. Wenn mein Bruder Hunger hat, darf ich ihn mitbringen?“

„Er möge kommen, das hat Dein edles Herz gesprochen! wenn ich es könnte, würde ich auch ihn mit neuen Kleidern versehn.... Vielleicht im künftigen Jahre..... Aber kommt nur jedenfalls.“

Nach diesen Worten entfernte sich der Bauer, indeß der junge Herzog ihm noch lange mit den Blicken folgte.

II.

Eines Tages arbeitete Hans Lang in seinem Garten hinter dem Hause; plötzlich beleben sich seine Züge, er wirft seine Schaufel zur Erde und horcht. Ein junger Reiter gallopirt durch die Straßen des Städtchens. „Das ist

Bogislaus!“ ruft der Alte freudig aus, „das muß Bogislaus sein. Sieh, Frau, wie er aufrecht zu Pferde sitzt! Gott bewahre ihn, denn er ist ein edler Jüngling. Herzog Bogislaus, sei begrüßt! Warum bist Du so lange nicht mehr zu mir gekommen? an jedem Tage haben wir Deiner gedacht und Dich erwartet. Wo ist Dein Bruder und warum kommst Du ohne ihn?“

„Komm, laß uns an die Hecke gehen, Dir allein darf ich es anvertrauen, was geschehen ist,“ sagte der junge Mann mit geheimnißvoller Miene. Er beugte sich zu dem Ohre Hans Lang's hinab und flüsterte ihm zu: „Kasimir ist heute ermordet worden.“

„Mein Sohn, bist Du von Sinnen?“

„Wollte der Himmel ich wäre es! Ach mein Bruder! Gestern war er noch wohl und gesund, heute ist er todt. Massow sagt, daß der Schlag ihn getödtet hat, aber der Hofnarr sagt, daß man ihn erdrosselt habe. Und jetzt begehrt man im Schlosse auch nach mir; meine Mutter, welche sich niemals um mich bekümmert, hat mich durch den Kanzler zu sich rufen lassen; sie ist traurig, läßt sie mir sagen; soll ich nun auf's Schloß gehen?“

„Du mußt gehorchen, Bogislaus,“ antwortete der Greis; „wer weiß, ob der Narr auch die Wahrheit gesagt hat und ob Deine Mutter nicht wirklich nach Dir verlangt? Ihr Mutterherz ist vielleicht bewegt worden. Zeige Dich nicht halsstarrig, sondern handle mit dem bereitwilligen Gehorsam eines guten Sohnes. Aber es ist gut, daß ich Dir zur Hülfe nahe sein kann. Johann, sattle mir rasch die weiße Stute. Ich werde mich vor dem Schlosse bereit halten und wenn man Hand an Dich legen sollte, so ziehst Du den Degen, vertheidigst Dich und schreist aus Leibeskräften; ich werde Dir zu Hülfe kommen und Dir beistehen mit Allem, was meine alten Kräfte noch leisten.“

„Nein, Vater Lang,“ sagte Bogislaus, „ich werde es niemals dulden, daß Du Dich blosstellst und für mich in Gefahr begiebst.“

„Still Herzog! Deine Worte thun mir wehe. Was! soll ich denn die letzte Hoffnung Pommerns ohne Vertheidigung und ohne Schwertstreich elendiglich umkommen lassen? Was liegt daran, ob ich morgen oder heute schon eine Speise der Würmer werde! — Frau, gib mir mein Schwert; der Herzog geht aufs Schloß, und im Walde ist ein furchtbarer Eber, dem ich ihn nicht in den Rachen laufen lassen will.“

Die beiden Männer schreiten eiligst durch die Stadt; Hans Lang spricht bei dem befreundeten Wirthe ein, und sagt zu ihm: „Lieber Freund, Du

bist ja auch dem jungen Herzoge gut; höre also, was ich Dir sagen will, und sei verschwiegen: wir beide gehen jetzt eiligen Fußes auf das Schloß; wenn bis heute Abend keiner von uns zurückgekommen ist, so sende einen Boten nach Wolgast und nach Barth, und laß unserm Fürsten sagen, daß es auch um Bogislaus geschehen sei.... Laß uns gehen, Bogislaus;" wendete er sich zu dem jungen Herzoge; „ich vertraue dem Himmel, daß Deine Befürchtungen sich nicht erfüllen werden. Laß, mein Sohn, in Deinem Benehmen und in Deiner Haltung nichts von Deinem Mißtrauen durchblicken, aber halte Auge und Ohr offen, damit die Gefahr auch auf dem unscheinbarsten Wege Dich nicht überrasche. Tritt herein, da ist die Pforte; Gott ist überall gegenwärtig, selbst an diesem Orte."

Während Bogislaus gefaßten Herzens durch den innern Schloßplatz schritt, setzte sich Hans Lang in einem Winkel neben dem Thore, der für den besondern Lieblingsjagdhund der Herzogin bestimmt war und liebkoste das Thier um es in Ruhe zu halten. So saß er da gegen die alte Mauer gelehnt mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, jedem Geräusche lauschend, das aus dem Schlosse zu ihm herüber tönte. Die Leute, welche ein und ausgingen, ließ er stillschweigend an sich vorüberziehen; er stellte sich schlafend, aber sein Herz hielt treue Wacht.

Bogislaus erschien nicht wieder; auch drang kein Hülfeschrei an das Ohr des Alten. — Je mehr der Abend heranrückte, desto besorgter wurde Hans Lang wegen des Prinzen Schicksal. Endlich öffnete sich das hohe Thor und mit einem Blicke des Mißtrauens, aber mit einer Stimme voll Lieblichkeit und Vertrauen, spricht der Jüngling, indem er sich gegen die Halle, die er verlassen will, zurückwendet: „Ich komme sogleich zurück, Mutter; ich werde mir nur ein Glas Wasser geben lassen, denn ich verschmachte vor Durst."

Er hielt in der Hand eine Schnitte Brod mit Butter bestrichen. Hinter ihm kam der Hofnarr zum Vorschein und bemühte sich ihm in diesem Augenblick ins Ohr zu flüstern: „Das ist dein Tod!"

„Mein Tod?" versetzte Bogislaus.

Der Narr legte den Finger an den Mund und flüsterte ihm zu: „Iß nicht davon, denn es ist Gift darin. Wirf es dem Hunde vor."

Der Prinz that also. „Bogislaus," fuhr der Hofnarr fort, „Dein Vater ist todt und auch Du sollst heute noch sterben, wie auch Dein Bruder ge-

ſtorben iſt.“ Dann warf er einen Blick zärtlichen Mitleids auf den Jüngling und entfernte ſich ſchaudernd.

Der Greis, deſſen Sorgfalt ſeine Ohren geſchärft hatte, rief dem Herzoge mit halber Stimme zu: „Ha, Prinz, laß uns heraus eilen durch die Hinterpforte; laß uns auf das freie Land fliehen, ich werde wiederkommen und die Pferde holen.“ Mit dieſen Worten zeigte er auf den Hund, der ſich ſchon in Todeszuckungen am Boden wand. Wie zwei Uebelthäter enteilten ſie auf einem dunkeln Gange dem Schloſſe und ihren Verfolgern. Bald hörten ſie hinter ſich die Stimme Maſſows, welche in Wuth und Zorn den Namen des Herzogs rief. Sie verbargen ſich im Schatten; Maſſow kommt in ihre Nähe, lauſcht, und da er nichts vernimmt, entfernte er ſich zornig. Aber noch lange nachher widerhallte das Schloß von dem Rufe: „Bogislaus, Bogislaus!“

„Komm,“ flüſterte Hans Lang, „wir dürfen keinen Augenblick verlieren. Wir müſſen eilen, aber ohne zu laufen, denn das würde zu leicht Verdacht erregen; man wird uns nicht erkennen, denn die Dunkelheit bricht ſchon an.“

Sie überſchritten eine Brücke, kamen glücklich auf das freie Feld und verſchwanden bald darauf in einem dichten Gebüſche.

„Warte hier, Bogislaus, bis ich die Pferde zurückgeholt habe,“ ſagte der Bauer zu ſeinem Begleiter; „es iſt möglich, daß ich nicht zu Dir zurückkommen kann, mein Sohn. Dann, lebe wohl. Nimm dieſes Geld und kaufe Dir dafür eine Rüſtung. Du haſt ja gehört, daß Dein Vater auch todt iſt. Du biſt alſo jetzt der Beherrſcher des Landes. Richte zuerſt Deine Schritte nach Barth; Dein alter Onkel Wladislaus iſt ein rechtſchaffener Fürſt; berühre auf Deinem Wege die Städte, die Schlöſſer, die Burgen und Ortſchaften und verlange überall die Aufnahme, die Deinem Range gebührt.“

Der Bauer eilte verſtohlen zur Stadt zurück; aber eher noch als der Herzog ihn erwartet, erſchien er wieder, an jeder Hand ein Pferd führend. „Jetzt glückliche Reiſe,“ ſagte er zu dem Prinzen, „die Nacht beſchützt Dich. Die Stadt iſt voll von Leuten, welche Dich ſuchen. Nimm meine Stute hier, ſie iſt das ſchnellſte meiner Thiere und wird Dich raſch über Land tragen.“

„Aber Du wirſt mich doch begleiten, mein Vater?“

„Nein, ich bin zu alt und ſchwach dazu, und ſtatt nützlich, würde ich Dir nur hinderlich ſein auf Deiner Flucht.“

„Aber Massow wird gewiß seine Rache an Dir nehmen, wenn Du es wagst hier zu bleiben und ihm zu trotzen?“

„Ich werde mich einige Tage versteckt halten, und wenn Du ihn aus einer der benachbarten Städte bedrohst, wird er sich hüten, mir ein Leid anzuthun, denn jetzt ist Deine Zeit zum Regieren gekommen. Ich übergebe Dich den Händen Gottes, mögest Du Dein Volk einst glücklich machen.“

Der Jüngling nahm Abschied von ihm, schwang sich auf sein Pferd und ritt davon; der Greis lauschte den Hufschlägen des Pferdes, dann schritt er langsam und nachdenklich seiner Wohnung zu.

III

Rügenwalde hat das Festagskleid angelegt, die Stadt ist von Fremden angefüllt, Schöffen und Bürger, Mönche und Nonnen, Klein und Groß, Alle stoßen Freudenschreie aus. In Purpur und Hermelin gekleidet, kommt der schönste der jungen Männer herangeritten auf einem andalusischen Hengste, zu seiner Seite der Bischof. Hundert Garden und hundert Barone folgten ihm, Pferd reiht sich an Pferd, und Kopf an Kopf; das fürstliche Banner flattert hoch in der Luft. „Es lebe Bogislaus! es lebe der Herzog!“ schreit die Menge in den Straßen; Priester und Volk; Alles bewillkommt den neuen Herrscher. Bogislaus durforscht mit seinen Augen die ihn umgebende und ihm zujauchzende Menge, aber er scheint nicht zu finden, was er sucht. Endlich giebt er seinem Diener ein Zeichen; dieser führt ihm eine weiße Stute vor und der Herzog besteigt sie, indem er frägt: „Ist mein Vater Hans Lang nicht hier?“

Niemand kann es ihm sagen, Niemand hat den Erwünschten gesehen.

„So laßt uns zum Schlosse reiten,“ sagte der Herzog. Die Pforten der alten Veste öffnen sich vor den Waffenherolden, und siehe da! an dem Orte, wo sonst der Jagdhund der Fürstin gelegen, saß der alte Bauer Lang und trocknete seine übergehenden feuchten Augen. Bei seinem Anblicke springt der junge Fürst zur Erde und vor dem Volke, vor den Rittern und seinem ganzen Gefolge wirft er sich in die Arme seines alten Freundes. Man drängt sich um ihn. Alle sehen mit Erstaunen diesem ungewohnten Schauspiele zu und jauchzen ihm ihren Beifall entgegen.

„Dank, Dank mein alter lieber Vater, sage mir, wie soll ich Dir vergelten?

Du biſt frei von dieſer Stunde an; aber was kann ich ſonſt noch für Dich thun, was Deiner und meiner würdig wäre?“ ſo ruft der Herzog.

Verwirrt und erſtaunt anwortete Hans Lang: „Bogislaus, was ſind das für Worte. Willſt Du mich beſchämen? was ich gethan habe, habe ich aus Liebe zu Gott gethan. Ich nehme das Geſchenk der Freiheit nicht an, weder für mich, noch für die Meinigen; die Freiheit iſt ein zu theures Gut, ſie iſt dem Bauern ſelten von Nutzen, aber ſtatt deſſen eine Verlockung zum Müßiggange. Wenn die Leute nur mit ihrem Schickſale zufrieden ſein wollten, ſo gäbe es kein beſſeres Loos für ſie. Laß mich alſo Dein gefährliches Geſchenk zurückweiſen ... aber hier haſt Du meine Hand. Wenn ich Dir fürderhin mit meinem Rathe dienen kann, ſo werde ich es gerne thun. Wenn ich aber im Gegentheile nicht mehr ſprechen ſoll, ſo iſt es auch gut.“

„Nein, Du wirſt für immer mein weiſer Rathgeber bleiben; und um Dir davon öffentlich eine Probe zu geben, ſage mir, ſoll ich auf meinen Kanzler hören und mich rächen an meiner Mutter, welche auf ihrer Flucht mit Maſſow gefangen genommen worden iſt?“

„Nein,“ ſagte feſt und ernſt Hans Lang, „mir dünkt, ſie hat genug an ihren Gewiſſensbiſſen; laß ſie in Frieden ziehen und gedenke des vierten Gebotes Gottes.“

„Kanzler,“ wendete ſich der Herzog zu einem der Ritter in ſeinem Gefolge, „hört Ihr dieſen Urtheilsſpruch? Laßt alſobald meiner Mutter wiſſen, daß ſie frei iſt, und gehen kann, wohin ſie will.“

Ein lautes Beifallsgeſchrei begleitete ſeine Worte. Hand in Hand mit dem Bauern betrat der Herzog Bogislaus das Schloß ſeiner Ahnen.

* * *

Zur Erinnerung an dieſe Thatſache befindet ſich noch heute an einem Hauſe in dem Dorfe Rügenwalde in Pommern die Inſchrift: „Hier wohnte der Bauer Hans Lang, welcher den Herzog Bogislaus kleidete und ſpeiſte (1470).“

Jakob Balde.

Von Dr. Friedrich Beck.

II.

Als einige Tage später die Wallheim'sche Familie in den Abendstunden wieder versammelt war, erklärte Herr Lindhold sich bereit, seine gegebene Zusage zu erfüllen. Er legte ein Heft mit Notizen auf den Tisch, um sich derselben bisweilen als Anhaltspunkt für seinen Vortrag zu bedienen und begann hierauf wie folgt:

„Zwischen Colmar und Mühlhausen im Elsaß liegt an der Ill, einem Nebenflüßchen des Rheins, ein altes Städtchen mit Namen Enfisheim. Schon im achten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung hatte dort ein Herzog der Alemanen seinen Wohnsitz. Später kam es an die Landgrafen von Oberelsaß, dann an das Haus Oesterreich. Im dreißigjährigen Kriege fiel es mehrmals in die Gewalt der Schweden und Franzosen, bis es zuletzt 1648 durch die Bestimmungen des westphälischen Friedens, welcher Deutschland eine seiner schönsten Provinzen entriß, mit der Krone Frankreich vereinigt wurde.

Es war im Jahre 1603, als Jakob Balde dort das Licht der Welt erblickte. Der Stand seiner Eltern ist unbekannt; er selbst macht ihrer nirgends Erwähnung. Wahrscheinlich ist es, daß sie arm waren, und der Tod sie ihm frühzeitig entriß. Seine erste Schulbildung erhielt er vermuthlich zu Breisach. Siebzehn Jahre alt kam Balde nach Bayern, das fortan seine eigentliche Heimath blieb. Denn — wie einer seiner Biographen mit Recht bemerkt — nicht allein da, wo der Mensch geboren wird, auch wo er froh und zufrieden lebt, wirkt und Gutes stiftet, ist sein Vaterland. Ich möchte noch beifügen, es ist auch da, wo er seine für das ganze Leben entscheidende geistige Richtung erhalten hat. Dieß war bei unserm Dichter der Fall. Von Wohlthätern unterstützt, lag er zu Ingolstadt, dessen gelehrte Anstalten damals einen ausgebreiteten Ruf genoßen, den Studien ob. Er erwarb sich die philosophische Doctorwürde und widmete sich dann der Rechtswissenschaft. Voraussichtlich hätten ihm seine großen Geistesgaben auch hier eine glänzende Laufbahn eröffnet; aber seine dichterische Anlage würde schwerlich Gelegenheit gefunden haben, sich auf diesem Wege zu entfalten. Er selbst fühlte bald,

daß die Vorsehung ihm eine andere, höhere Bestimmung gegeben. Seine Sinnesänderung und die Erkenntniß seines wahren Berufes scheint, wie dieß gerade bei den kräftigsten Naturen am häufigsten vorzukommen pflegt, auf eine plötzliche innerlich gewaltsame Art erfolgt zu sein. Hören wir, was die Sage, die einem neueren Dichter, Levin Schücking, den Stoff zu einer ansprechenden Ballade geliefert hat, darüber erzählt. Als der feurige, lebenslustige Jüngling, der gleich seinen Altersgenossen oft noch in später Stunde die Straßen Ingolstadts durchschwärmte, einst in kalter, mondheller Winternacht des Jahres 1623 vor dem Hause einer ihm bekannten schönen Jungfrau ein von ihm gedichtetes Minnelied zur Laute sang, da ertönte mit einemmale in seiner Nähe das Mettenglöcklein vom Kloster der Franciskaner durch die mitternächtige Stille und bald drang auch der feierliche Chorgesang der Brüder aus den erhellten Räumen der Kirche zu seinem Ohre. Der Eindruck, den dieß Geläute, dieser Gesang auf sein Inneres hervorbrachten, war so tief und mächtig, daß er zum Wendepunkte seines Lebens wurde. „Wie?“ — so sprach der Jüngling bei sich selbst — „diese frommen Männer brechen sich allnächtlich den Schlaf ab, um Gottes Lob zu singen; du aber wachest noch in dieser Stunde, um der Weltfreude nachzuhängen und stimmest ein Lied an, dem nicht einmal Jene Gehör schenkt, zu deren Preise du es gedichtet? Nein, meine Muse soll nimmermehr irdischer Lust fröhnen, nur dem Himmel sei sie gewidmet!“ — Rasch folgte dem Gedanken die That. An der Ecke des Hauses, vor dem er stand, zerschlug er sein Saitenspiel, daß es in tausend Stücken zertrümmert lag. Eilig entfernte er sich; sein Vorsatz in den geistlichen Stand zu treten, war gefaßt. Schon am nächsten Morgen meldete er sich bei dem Provincial des damals hochberühmten Collegiums der Jesuiten zu Ingolstadt und bat um Aufnahme in den Orden. Nur auf sein wiederholtes Andringen und als man sich von der Festigkeit seines Entschlusses überzeugt hatte, wurde sie ihm gewährt. Am 1. Juli 1624 erhielt Balde, 21 Jahre alt, das Ordenskleid.

Nachdem er in Landsberg das Noviziat bestanden, trat er zu Ingolstadt vom Jahre 1630 an, als Lehrer der Grammatik, Rhetorik und Poesie und zwar mit solchem Erfolge auf, daß sein Ruf selbst aus fernen Ländern, namentlich aus Polen, edle Jünglinge von den höchsten Ständen anlockte und als eifrige Zuhörer um ihn versammelte. So ausgezeichnete Leistungen bewogen seine Obern, ihn 1638 an das Collegium nach München, zu berufen,

wo ihn einige Jahre später Kurfürst Maximilian I. zum Hofprediger ernannte. Während seines siebzehnjährigen Aufenthaltes in München erhielt Balde von seinem Landesherrn einen ehrenvollen Beweis besonderen Vertrauens, auch dadurch, daß ihm die Fortsetzung der von dem Jesuiten Andreas Brunner begonnenen Geschichte Bayerns übertragen wurde. Mit Eifer unterzog sich Balde dieser Arbeit und führte sie bis zu Kaiser Ludwig dem Bayer fort. Doch es scheint, daß die ihm eigene Freimüthigkeit und Unpartheilichkeit bei manchen dem Hofe nahestehenden Personen Anstoß gegeben. Unmuthig legte er den Griffel Klios wieder bei Seite und kehrte zur Poesie zurück. Daß Balde auch eine Geschichte seiner Zeit zu schreiben beabsichtigte, bezeugt der große Leibnitz, bekanntlich nicht bloß als Philosoph hervorragend, sondern auch einer der gründlichsten Geschichtskenner. Er sah ein Bruchstück davon, das die Geschichte des Donauwörther Feldzuges (1607) enthielt und zollte ihm Beifall.

Erst am 31. Juli des Jahres 1640 legte Balde die höheren Gelübde des Ordens ab. Bis dahin war es ihm nach der herkömmlichen Einrichtung dieser geistlichen Gesellschaft freigestellt gewesen, wieder von ihr auszuscheiden und in die Welt zurückzukehren. Doch lag ihm eine solche Absicht ferne. Er fühlte sich um so mehr in seinem Stande zufrieden, als er in jenen harten, mit Bedrängnissen jeder Art erfüllten Zeiten hier die sorgenfreie gesicherte Muße fand, die seiner Neigung zur poetischen Production vollkommen entsprach.

Einige Zeit wirkte Balde, besonders als Canzelredner, auch zu Landshut und Amberg, dann kam er im Jahre 1654 nach Neuburg an der Donau, wo er fortan bis zu seinem Tode blieb. Nachdem er noch zwei Jahre lang das Predigtamt versehen, enthob ihn der Orden dieser Obliegenheit theils aus Rücksicht für seine angegriffene Gesundheit, theils um die für seine poetische Thätigkeit nothwendige Zeit ihm nicht zu schmälern. Doch blieb er noch vier Jahre hindurch der Gewissensrath des Herzogs Philipp Wilhelm von Neuburg und trat auch noch zuweilen als Festredner auf, wenn fremde hohe Gäste das Collegium besuchten und ihnen im Namen desselben Freude und Dank für solche Ehre ausgesprochen werden sollte.

Die zwei letzten Lebensjahre brachte Balde in völliger Zurückgezogenheit zu. Noch pflegte er aber täglich die Messe am Frauenaltare der Hofkirche zu lesen. Vierzehn Tage, ehe er hinschied, gestattete ihm seine zunehmende Gebrechlichkeit auch dieß nicht länger. Gleichwohl schleppte sich

noch der ehrwürdige Greis mit der Aufbietung des letzten Restes seiner Kräfte jeden Morgen mühsam in die Kirche und wohnte knieend, mit einer Andacht, die ihn allen Anwesenden wie einen Heiligen erscheinen ließ, der Darbringung des geheimnißvollen Opfers bei. In den letzten zwei Tagen verließ er seine Zelle nicht mehr und beschäftigte sich ausschließlich mit dem Gedanken an seine Auflösung und an die Ewigkeit. Sanft und ruhig verschied er am 9. August 1668 im sechsundsechzigsten Jahre seines Lebens, die Gruft der Hofkirche zu Neuburg birgt seine irdischen Reste."

Herr Lindhold nahm aus den Mienen seiner Zuhörer wahr, daß die einfache Mittheiluug, die er von dem Hingange des Dichters gegeben, sie ergriffen und gerührt hatte. Er machte eine kurze Pause, um ihren Gefühlen Raum zu lassen, und fuhr dann fort: „Wenn der Tod, so oft wir an ihn gemahnt werden, uns in eine ernste Stimmung versetzt, so kann sein Bild doch nur erhebend wirken, wo er dem schuldlosen Leben des Weisen und Christen zum Uebergange in ein ewiges, besseres Dasein dient. Eine solche Lebensbahn hatte Balde zurückgelegt, er, der keine Stunde für seine eigene Fortbildung ungenutzt gelassen, der von dem ihm verliehenen Talente den besten Gebrauch gemacht und das, was er werden konnte und sollte, sich und Andern zur Freude und zu hohem geistigem Gewinne auch wirklich geworden war. Doch bevor ich auf seine dichterischen Leistungen näher eingehe, wird es nöthig sein, daß ich den Charakter des Mannes selbst, wenigstens in den Hauptumrissen, zu zeichnen versuche. Ich hoffe hiedurch auch auf seine Dichtungen ein helleres Licht zu werfen. Balde war bekanntlich vorzugsweise Lyriker und der lyrische Dichter ist es vor Allen, bei dem sich am wenigsten das von ihm Hervorgebrachte von dem Menschen, seinem persönlichen Gehalte und sittlichen Werthe trennen läßt. Ein großer Kenner und Bewunderer unseres Balde sagt: „Von jeher war die lyrische Poesie heiligen, öffentlichen Dingen, sie war den Göttern, Regenten und Weisen, der guten Sache der Menschheit, dem Volk und dem Vaterlande geheiligt. Oder spricht der Dichter in eigener Person, öffnet er uns als solcher sein Herz und seine Seele, auch dann fordert die Muse von ihm, daß er uns einen reichen Schatz eröffne. Unter allen Nationen waren daher der wirklich großen lyrischen Dichter immer nur wenige."

Balde gehört zu diesen Wenigen, weil er nicht blos eine vorzügliche Dichtergabe besaß, sondern weil in seiner Brust auch die Begeisterung für alles

Heilige, Wahre und Gute glühte, für Alles, was dem Menschen Adel und Würde verleiht und sein inneres Glück begründet. Daß seine Religiosität auf tiefer Ueberzeugung beruhte, dafür spricht schon das, was ich von seiner Jugendgeschichte und aus seinen letzten Lebensjahren erzählt habe. Sein Glaube war Bedürfniß des Herzens. Balde versenkte sich in die Geheimnisse der höhern Welt nicht als grübelnder Forscher; er erhob sich zu ihnen auf den Schwingen des Gefühles und der Fantasie. In ihm war jene Sehnsucht nach dem Himmlischen lebendig, welche durch Läuterung des eigenen Innern die Bande des Irdischen von sich streift. Als Jüngling war er von der Weltlust mächtig angezogen worden; er überwand sie durch die Kraft seines Willens, ohne deßhalb seinen Blick für die Dinge dieser Welt zu verschließen, oder sich in finsterer Selbstpeinigung zu gefallen. Wahrheit gegen sich und Andere war sein erstes Gesetz; er haßte die Künste des Scheines. Frei von falscher Demuth wie von kleinlicher Eitelkeit ließ er sich weder vom Lobe bestechen, noch vom Tadel entmuthigen. Er ruhte auf der Gediegenheit seines eigenen Wesens, und vermochte so auch Andern ein Führer der Tugendübung und ein Lehrer der Lebensweisheit zu sein. Die Zuversicht seines Glaubens und die Festigkeit seiner sittlichen Grundsätze hatten ihm jene Gelassenheit und Gemüthsruhe verliehen, welche schon von den alten stoischen Philosophen als das Ziel des Weisen angesehen worden ist. Aber Baldes Gleichmuth war nicht der des kalten, herzlosen Egoisten. Die Liebe des Nächsten erstarb nicht in seiner Brust, und die Leiden seines deutschen Vaterlandes, welches damals aus tausend Wunden blutete, fanden in ihr den Widerhall warmen Mitgefühls. Dabei verschloß er sich keiner jener sanften Freuden, welche der Genuß der Natur, die Freundschaft und die Geselligkeit gewähren, und selbst der furchtbare Ernst der Zeiten, in denen er lebte, konnte nicht die ihm eigene joviale Laune unterdrücken. Der kindlich frohe Sinn, den er sich unter allen Umständen und noch im höheren Alter bewahrte, war um so bewundernswerther, da Balde fast immer mit körperlichen Leiden zu kämpfen hatte. Schon dem Jünglinge wurde prophezeit, daß er in kurzem der Abzehrung erliegen werde. Aber seine äußerst mäßige und geregelte Lebensweise in Verbindung mit seiner immer gleichen Seelenruhe und seiner ununterbrochenen Geistesthätigkeit verlängerte sein Leben. Eigentlicher Gesundheit hatte er sich allerdings nicht zu erfreuen. Seine Wangen waren, wie Ihnen aus dem Porträte bereits ersichtlich geworden, hohl und eingefallen, sein Gesicht war sehr bleich, seine Gestalt fast einem Schatten ähnlich. Er selber nannte

sich scherzweise den dürren Poeten und schrieb ein humoristisches Gedicht zum Lobe der Magern. Seine Hauptfeinde waren stets wiederkehrende Katarrhhusten. Gegen den Katarrh, den er in einer Ode als „Lebenszehrer, Lungenbohrer, als eine Ausgeburt der Furien" komisch verwünscht, suchte er sich durch Tabakrauchen zu schützen. Er empfahl sogar in einer allegorisch-mythologischen Erzählung diese Gewohnheit für Solche, die in einem rauhen und feuchten Klima leben, als heilsam, eiferte aber auch in einer langen Satire gegen den unmäßigen Gebrauch der Tabakpflanze, welche damals in Deutschland zuerst allgemeineren Eingang gefunden.

Balde bewahrte sich die ihm eigene muntere Laune noch bis in sein höheres Alter. Als Beispiel hiefür möge folgende Anekdote dienen, die ich einer Lebensbeschreibung des Dichters entnehme und mit der ich für heute meinen Vortrag beschließen will.

Bei dem Collegiumsgebäude der Jesuiten zu Neuburg befand sich ein schöner Obstgarten, den Balde gerne besuchte. Einst gerieth er auf den drolligen Einfall, einen Theil der reifen Früchte eines Zwetschgenbaumes durch untergehaltene glühende Kohlen zu dörren, doch ließ er sorgfältig die Stiele unversehrt. Als nun einer der herzoglichen Prinzen, die ihn öfters besuchten, auf sein Zimmer kam, führte Balde den Knaben in den Garten, zeigte ihm den wunderbaren Baum mit den eben erst gereiften und doch schon gedörrten Früchten und fragte ihn schelmisch, ob auch sein Herr Vater in seinem prächtigen Schloßgarten ein so seltenes Gewächs besitze? Der kleine Prinz merkte, daß es darauf abgesehen sei ihn zu necken und untersuchte die Früchte, da er gaubte, sie seien nur mit Fäden an den Zweigen aufgehangen. Da ihm aber Balde mit verstelltem Ernste zeigte, daß sie an ihren Stielen festsaßen, zweifelte der Kleine nicht länger, erstaunte sehr und bat ihn, einige derselben pflücken und seinem Vater zeigen zu dürfen. Bei der Tafel legte er sie denn auch demselben als etwas ganz Außergewöhnliches vor.

„Das sind ja gedörrte Zwetschgen!" rief der Herzog, als er sie erblickte. „Aber sie wachsen wirklich so!" erwiederte der Prinz zuversichtlich. „Ich habe sie vor Kurzem von einem Baume abgepflückt, der im Garten der Jesuiten steht." „Ei wer hat Dir denn diesen schönen Baum gezeigt?" fragte der Herzog weiter. Und als der Kleine den Namen Balde's nannte, sagte Jener lachend. „Da bist Du schon hinter den Rechten gekommen." — Nach der

Tafel ging der Herzog selbst mit dem Prinzen zu Balde, begehrte den Wunderbaum zu sehen und lachte herzlich über den spaßhaften Einfall des muntern Greises und die Leichtgläubigkeit des getäuschten Knaben. —

Auch Herr und Frau Wallheim hatten Ergötzen an diesem Schwanke gefunden. Unter den Kindern erregte er große Heiterkeit. Karl meinte sogar, sein Bruder Wilhelm würde in ähnlichem Falle nicht klüger gewesen sein, als der kleine herzogliche Prinz, was aber von Wilhelm mit einiger Empfindlichkeit entschieden widersprochen wurde. (Fortsetzung folgt.)

Wie der Hüther-Toni ein Maler wird.

Erzählung von **Isabella Braun.**

III.

Der erste selbstständige Schritt auf dem Lebenswege.

Vier Jahre waren auf die im letzten Kapitel erzählte Weise vorübergegangen und hatten für unsern Toni immer noch nichts von den prophezeiten Kämpfen und Schwierigkeiten gebracht. Der gute Pfarrer, welcher seiner eigenen Erfahrungen als armes Studentlein gedachte, deutete auch manchmal auf die nächste Zukunft hin und fügte mit einem mitleidigen Seufzer bei: „Was wird das Leben Dir noch Hartes bringen!“ — aber dem muthigen Knaben kam nur ein stilles Lächeln, er konnte sich unmöglich das sogenannte „Leben“ gar so grimmig vorstellen, höchstens dem vermummten Knechte Ruprecht gleich, welcher mit seiner Ruthe die schlimmen, trägen Kinder züchtigt und den guten, fleißigen das wohlgefüllte Säcklein leert. Bis jetzt hatte Toni von all diesem noch wenig oder nichts erfahren und er dachte es sich nicht mehr so schwer, ein Maler zu werden. Er hatte Tag für Tag fleißig gelernt, sowohl in der Zeichnungsschule, als daheim und er war dabei so gemächlich vorwärts gekommen, wie ein geübter Bergsteiger. Hie und da beim Uebergange zu etwas Neuem hatte ihn wohl auch der Schwindel erfaßt, dann war es wieder eher ab- als aufwärts gegangen, aber endlich nach vier Jahren stand er auf der Bergspitze, von wo aus er hineinschaute in dieses „Leben“ mit seinen düstern Prophezeihungen, denn er hatte nun alle Klassen der Zeichnungsschule durchgemacht

und sollte zu seiner fernern Ausbildung auf die Akademie der bildenden Künste in der großen Hauptstadt.

Wie viele Segenswünsche begleiteten das Weberschifflein, als der Vater für die kleine Ausstattung des Sohnes sorgte, — wie viele Thränen weihten die groben Hemden ein, als die Mutter sie oft noch in später Mitternacht nähte, — wie viele Rathschläge gab der alte Lehrer seinem Liebling und wie inbrünstig war des Pfarrers Gebet, als der Abreisetag nun wirklich festgesetzt wurde. Die Eltern hatten seit vier Jahren für diesen Zeitpunkt gespart und zurückgelegt; fünzig baare Gulden in ein Säcklein gebunden erschienen unserem Toni als ein fast unerschöpflicher Reichthum; bis dieser zu Ende ging, mußte er doch wahrlich im Stande sein, den Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Wie oft hatte er mit dem Lehrer auf's Genaueste berechnet, was die Schlafstätte und das Mittagessen kosten könnten, und bedurfte er noch mehr? Da konnte er doch wahrhaftig ein Jahr ausreichen, und bis dahin sich Gelegenheit verschaffen, etwas zu erwerben. So ganz freundlos sollte er nun auch nicht in die große Stadt einziehen; der Pfarrer hatte ihm wöchentlich bei einem vermöglichen Wirthe zwei Kosttage verschafft und Toni meinte frohmüthig, damit sei dem Verhungern in jedem Falle vorgebeugt; eine Schlafstelle war durch dessen Vermittlung auch schon gemiethet; sie mußte nur zu schön für ihn sein, da sie monatlich zwei Gulden kostete, eine Summe, für welche die Dorfnähterin das ganze Häuslein bewohnte.

Der Reisebündel war bald geschnürt, der Abschied kurz und gut, wie es auf dem Lande bräuchlich ist und Toni wanderte der fernen Stadt zu. Seine Traurigkeit wurde von glänzenden Bildern der Zukunft verdrängt; alle weichen, dankbaren Empfindungen sammelten sich in dem Gelöbnisse, seinen Eltern und Wohlthätern reichlich zu vergelten, was er empfangen hatte. Wie rasch eilte die junge, kühne Fantasie der Zeit voraus; er sah sich gleich Coreggio auf dem Heimwege schwerbeladen mit dem Erträgnisse seines Bildes; sie Alle sollten staunen, jubeln und glücklich sein und der arme, scheidende Knabe fühlte bereits wieder den freudigen Händedruck der alten, lieben Bekannten.

So lange die Strahlen der Herbstsonne mit ihm wanderten, schlug das Herz des fünfzehnjährigen Knaben voll heiterer Zuversicht; er fühlte sich daheim in der Natur: der Wald und das Bächlein, die öden, kahlen Waideplätze, die

spärlichen Gräser und Blumen an Wegrainen, Alles waren ihm traute Bekannte. Als jedoch der Abend hereinbrach und er sich seinem Nachtquartier näherte, als er in die gedrängt volle Dorfschenke trat und schüchtern im Winkel stehen blieb: da fühlte er sich zum ersten Male in der Fremde. Endlich wurde nach seinem Begehren gefragt; der angehende Maler verzehrte seine Suppe demüthig auf der Ofenbank und schlich dann in sein Schlafkämmerlein. O, wie inbrünstig sprach er heute sein Abendgebet! welch einen Unterschied machte es, daß Vater und Mutter nicht mehr gleichsam vor seinem Schlummer Wache hielten!

Frühmorgens zog er weiter und beschleunigte seine Schritte um die Stadt noch bei guter Tageszeit zu erreichen; wirklich glänzten die Kreuze der Kirchthürme wie pures Gold in der Mittagssonne, als er sich derselben näherte. Doch wie gänzlich betäubte ihn das Gerassel der Wagen, das Menschengedränge und all das bunte Durcheinander, von dem er sich daheim keine Vorstellung gemacht hatte. Er forschte in jedem Gesichte, ob er seine Frage nach dem fremden Gäßlein anbringen konnte; aber die einen hatten zu große Eile, die Andern waren in Gedanken vertieft; dieser schien zu vornehm, jener zu unfreundlich, bis er endlich ein armes Mütterlein nach dem Wege frug und mit solchen öfteren Wiederholungen in die rechte Gasse gelangte; jetzt brauchte er nur mehr nach der Hausnummer zu sehen und stand auch bald vor seiner Miethfrau. Dieselbe führte ihn sogleich in sein eigenes Stübchen, das monatlich zwei ganze Gulden kostete! Es war freilich weder so geräumig, noch so sonnig, wie jenes der Dorfnähterin, vielmehr glich es des Vaters Keller, wo der Webstuhl stand, denn an der grauen Wand zeigten sich feuchte Spuren, und ein leiser Schauer durchrieselte seine durch den angestrengten Marsch erhitzten Glieder. Er legte etwas beklommen das Ränzchen ab, dann zog er daraus sein letztes, von daheim mitgenommenes Stücklein Brod und verzehrte es auf seinem Stuhle. Es war, als ob damit ein Wunder geschähe; das Stüblein kam ihm nicht mehr so traurig vor und er wollte es mit Zeichnungen bekleben, damit es noch gemüthlicher und heimathlicher würde.

Aber warum kamen ihm wohl heute Abend immer wieder die Prophezeihungen des Malers in den Sinn? warum dessen Ermahnungen, standhaft zu sein, den Kopf aufrecht zu halten, die Thränen niederzukämpfen, wie ein Mann? Spürte er am Ende schon etwas von dem sogenannten Leben? Was konnte

er Besseres thun, als auf die Knie sinken und dann sich dem milden Schlummer übergeben!

Als Toni am nächsten Morgen erwachte, preßte ein quälendes Heimweh die junge Brust und es überkam ihn ein trostloses Gefühl der Vereinsammung; aber wieder gedachte er des muthigen Zuspruchs beim Beginn seiner Laufbahn; er sprang eilig aus dem Bette und wollte sich eben so rasch und entschlossen in die neue Thätigkeit stürzen, um nur recht bald zum Ziele zu gelangen. Dabei leuchtete ihm plötzlich die Hoffnung auf, unter den vielen Malern seinen ersten Freund zu finden, den er in all den vier Jahren nicht wieder gesehen hatte. Zwar kannte er nicht einmal seinen Namen, aber was bedurfte es dessen? er war sicher genug, denselben auf den ersten Blick wieder zu erkennen, ja, nicht nur den Mann, auch seine Bilder und er selber sollte nun hinkünftig unter diesen berühmten Künstlern leben.

Bald war er auf dem Wege zur Akademie; der Gedanke, daß er nicht mehr an den Rockfalten der Mutter gehängt, um Aufnahme zu bitten habe, gab ihm ein festes Auftreten; er fühlte männliche Selbstständigkeit und frug nun weit kecker als Tags zuvor nach dem einzuschlagenden Wege. Unter dem Thore des großen Hauses schloß er sich den andern jungen Leuten an, erbat sich Auskunft, genügte den vorgeschriebenen Förmlichkeiten und wurde noch am selben Morgen als Schüler in den Antikensaal gewiesen.

Eine neue Welt ging hier dem Jünglinge auf; zum ersten Male ahnte er das ganze Wesen der Kunst, welche der Meisterhand der Schöpfung das vollendet Schöne nachbildet und sogar die todte Form mit Geist, Seele und Empfindung begabt, erscheinen läßt: jetzt erst wurde ihm sein eigenes Verlangen klar, nicht nur die Natur zu copiren, sondern sie mit Leben und Stimmung auszustatten oder selbst ein den Gesetzen der Schönheit entsprechendes Gebilde zu erschaffen. Mit ganzer Seele und ganzem Eifer widmete er sich seinen Studien, indem er dachte und empfand, während er nachzeichnete. Bald fühlte er sich unter den leblosen Gestalten des Antikensaals völlig heimisch, obwohl er keinen Verkehr mit den andern Jünglingen pflog. Er war eine stille abgeschlossene Natur, von Kindheit auf gewöhnt an einsame Betrachtung. Im Heimathdorfe hatten die Knaben seines Alters niemals seine Liebhabereien getheilt; er war von ihnen nicht verstanden, sondern nur geneckt worden; in der Zeichnungsschule hatte er, trotz Alfreds Bemühung und Freundlichkeit doch seine niedere Lebensstellung als armer Hirtenknabe gefühlt;

auf dem Hin- und Herwege war er der einsame Wanderer gewesen, selbst im Elternhause waren seine Interessen ungetheilt geblieben und seine Seele hatte sich nur den beiden, alten Freunden, dem Pfarrer und Lehrer geöffnet, manchen Blüthenkelchen gleich, welche sich nicht der heitern Sonne, sondern nur dem bleichen, ernsten Mondlichte erschließen.

War es nun zu wundern, daß er auch hier seinen einsamen Weg ging während die Andern entweder dem Elternhause und den Geschwistern zueilten, oder die Freuden und Genüsse der Hauptstadt aufsuchten, welche ihm gänzlich fremd waren und fremd bleiben mußten? Seine geringen Mittel erlaubten ihm ja nur, die Lebensflamme zu nähren, nicht aber das strahlende Feuerwerk der Vergnügungen anzuzünden, und wahrlich reichte die festgesetzte Ausgabe für das Mittagessen kaum um den Hunger zu stillen. Ein Stück Brod zum Morgenimbiß, ein Mittagsmahl um sechs Kreuzer und des Abends wieder ein Stück Brod, das mußte zum Lebensunterhalt hinreichen, obwohl die glänzend beleuchteten Speisezimmer und Kaufläden eine verführerische Zwiesprache mit dem armen Anton hielten. Doch er hatte zweierlei harte Erfahrungen in der letzten Zeit gemacht, wohl geeignet, ihm Widerstand einzuflößen: daß nämlich in die tägliche Rubrik seiner Ausgaben sich unvorherberechnete Dinge drängten und daß der Pfad zum Tempel der Kunst den Wegen zur Bergesspitze glich — wo das nah gesehene Ziel bei jedem Schritte und jeder Anstrengung sich weiter zu entfernen scheint. Und dennoch mußte er mit seinen fünfzig Gulden ausreichen, größere Opfer vermochten seine armen Eltern nicht zu bringen.

Es war ein harter Winter, welchen Anton durchlebte; wenn er in seiner kalten Stube schauerte, wenn das schwache Licht in den Tropfen an der Wand schimmerte: dann sehnte er sich schmerzlich nach dem trauten Stübchen der Heimath und er verglich sich mit dem ärmsten Manne daselbst, der doch wenigstens die starren Glieder am Ofen des Nachbars wärmen konnte; er aber hatte Niemand; seine Miethfrau war eine Krankenwärterin und nur selten daheim; dann aber suchte sie die Wärme in ihrem Bette; aber die hoffnungsreiche Jugend flüsterte ihm gerade in solchen Entbehrungen Muth ein, und nach jedem harten Tage verhieß der neue: „Jetzt bist du wieder um vier und zwanzig Stunden näher dem Ziele; bald! bald!“

Und es kam wieder eine bessere Zeit, es kam ja der Frühling mit Wärme und Sonnenschein. Mit den Tagen wuchs auch die Hoffnung und dies war für Toni um so werthvoller, als seine Baarschaft gleich dem Eise schmolz;

nun dachte er unabläſſig daran, ſich etwas zu erwerben. Aber wie ſollte er es angehen? Oft blieb er auf dem Heimwege von der Akademie vor den Aushängfenſtern der Kunſthandlungen ſtehen und erwog, ob er nicht auch ſolche kleinen Farbenſkizzen liefern könnte, ob man ſie ihm wohl abnehmen und was er dafür löſen würde? Von dieſen Gedanken belebt, verwendete er einen Theil ſeiner Baarſchaft auf Aquarellfarben und Papier und ſein junges Herz jubelte dem neuen Tage entgegen. Des andern Morgens wanderte Anton, das Skizzenbuch unter dem Arme zum Thore hinaus und verfolgte den Lauf des Flußes, welcher vom Bergwaſſer mächtig angeſchwellt, rauſchend und geſchäftig dahinzog. Die jungen Knoſpen brachen überall in voller Lebenskraft hervor und kleine Blätter entſtiegen wimmelnd daraus; Gras und Primeln, Glöckchen und Blätter, Alles ſchien Eile zu haben um der langen Kerkerhaft zu entrinnen und wenn das leiſe, koſende Lüftchen in den Bäumen ſpielte, klang es wie Elfenſprache der Hoffnung und Ermuthigung:

Immer freudiger wanderte Anton dahin und hatte bereits die bewaldete Höhe erſtiegen. Die Stadt lag hinter ihm, die blauen Bergconturen wurden ſichtbar und jetzt überkam ihn das ſüße Heimathsgefühl. Nach langer Zeit jubelte wieder einmal ſeine Seele; er lauſchte wie ehedem auf die harmoniſchen Schöpfungsſtimmen; ſie klangen ihm wie ein Befreiungslied und dort ſtand ein Baum ſo groß und einſam wie jener, unter welchem er mit dem Maler geſeſſen war. Er legte ſich auf den weichen Raſen darunter und ob er nun auch verklärten Blickes auf die Landſchaft ſchaute, ſah er doch ganz allein die liebe Heimath. Er zog ſein Skizzenbuch hervor und begann zu zeichnen, aber nicht, was die Augen, ſondern was die Seele, was das Herz ſah: die fernen Bergformen der Heimath — das Dörflein mit der ſchlanken Thurmſpitze, halb im Gebüſche verſteckt, das Wäſſerlein mit dem Schilf und Moos im Vordergrunde und die alte, liebe Bräun mit dem Kälbchen. Da ſtiegen all die theuren Erinnerungen aus dem Gemüthe hervor; während er die Spitze des Thurmes zeichnete, ſah er vor ſich den guten Pfarrer, wie er beim Abſchiede ſagte: „Gott ſei mit Dir; er bleibt Dein beſter Freund in der fremden Stadt; ruf ihn an in jeder Noth und dank ihm bei jeder Freude!“ Da wurde Antons Gefühl zum Dankgebet, denn es wogte ja in ſeiner Seele von Glück und Hoffnung. — Hier, verborgen vom Gebüſch ſtand das Häuslein des Webers; er deutete es an mit einem leiſen Rauche und nun ſah er ſie

Alle beisammen; sie sprachen von ihm, ja gewiß, sie gedachten seiner und jetzt wischte sich die Mutter wieder die Thränen aus den Augen beim Abschiede, der Vater aber sagte: „Halt Dich fern von schlechter Gesellschaft, und mach uns keine Schande, sondern Ehre!“ Da pochte Antons Herz gewaltig im heißen Verlangen, dies Wort zu erfüllen; dies kleine Bild sollte gleich der Anfang sein.

Die Sonne neigte sich dem Untergange, und Anton machte sich auf den Heimweg; aber er wollte morgen wieder kommen mit aufgespanntem Brette und Farben, er wollte hier, nicht in der dumpfen, kalten Stube sein erstes Bildchen malen voller Stimmungsseligkeit und es mußte ihm gelingen. Diesen Vorsatz führte er aus mit all dem Fleiße seines standhaften Wesens. Viele Tage verbrachte er bei seiner Arbeit, einmal trieb ein Hirtenknabe die Dorfheerde an ihm vorbei und sah neugierig auf das Bildchen. Wie wurde es ihm da so wundersam! die Scene zwischen ihm und dem Maler stieg lebendig vor seinem Geiste auf, und nun saß er wirklich selber hier mit Farbe und Pinsel; seine ehemalige Hoffnung war also doch schon ein wenig in Erfüllung gegangen und das kleine Ereigniß flößte ihm Muth ein. Sogleich benützte er die gute Gelegenheit, die Stellung seiner gemalten Bräun zu verbessern nach den lebendigen Thieren und die Gestalt des Hirten bereicherte auch noch den Vordergrund. Dann legte er sich unter den Baum zur Mittagsruhe; gerne hätte er den Knaben eingeladen, an seinem Mahle theilzunehmen, aber er besaß ja nur das Eine Stück Brod.

Endlich war das Bild fertig. Anton klebte dasselbe sorgfältig auf weißen Karton mit recht großem Rande, wie er es bei den ausgestellten Skizzen gesehen hatte. Als er es zum Verkaufe in die Mappe legte, war es ihm, wie ein erneuter Abschied von der Heimath; er hätte es gar so gerne selbst behalten, oder als bestes Zeugniß nach Hause geschickt. Aber sein Geld war durch den Einkauf der Farben sehr verringert worden; er hatte seit vielen Tagen nur vom Brod und Frühlingsluft gelebt; aber so sehr ihn die letztere stärkte und labte, genügte sie nicht für den Lebensunterhalt, er mußte etwas verdienen, er mußte das Bildchen und noch viele nachfolgende verkaufen.

„Wahrhaftig! nun bin ich doch ein Maler geworden!“ jubelte seine Seele, als er die Mappe unter dem Arme dahinschritt. Erst vor dem angesehensten Kunstladen hielt er inne; er verglich die ausgestellten Bildchen mit dem seinen und öffnete dann muthig die Ladenthüre. Bescheiden wartete er

in der Ecke, bis die Käufer sich entfernt hatten, und der Kunsthändler seiner ansichtig wurde, indem er mit gewohnter Höflichkeit nach dem Begehren frug. Anton öffnete nun die Mappe, schüttelte sich unter aufsteigendem Rothe der Verlegenheit die langen Haare aus der Stirne und mehr bedurfte es auch nicht, um den Antrag zu stellen. Der Kunsthändler war ein kleiner, jovialer, freundlicher Mann, an den Umgang mit jungen und alten Künstlern gewöhnt und wohlerfahren, was den Werth eines Bildes betraf. Er betrachtete Antons Erstlingswerk in Nah und Ferne, ein freundliches Lächeln spielte um seinen Mund, dann sagte er: „Das ist wohl Ihre Heimath, junger Herr?“

Antons Herz jauchzte der Frage entgegen und er rief: „Also kennt Ihr unser Dorf?“ — und dann erinnerte er sich, daß er im Heimathgefühle die Sprache der Landleute geredet hatte und verbesserte sich: „Ja, und ich möchte Sie ersuchen, mir das Bildchen abzukaufen; — waren Sie vielleicht schon einmal dort beim Herrn Pfarrer?“

Der Kunsthändler schüttelte verneinend das Haupt und erwiederte dann lächelnd: „Nein, nein; aber man merkt es gleich, junger Herr, daß es so viel wie ein landschaftliches Porträt ist; nur Schade! wer soll es kaufen, wenn nicht der dortige Pfarrer selber? Ein netter Anfang; wenn es nur eine bekannte Gegend wäre, wollt ichs gerne übernehmen; aber ich will es ausstellen; vielleicht findet sich doch ein Liebhaber dafür; wollen Sie in vierzehn Tagen wieder nachfragen, junger Herr?“

Antons Wangen erbleichten; er öffnete zweimal die Lippen um zu antworten, daß er das Bildchen gleich absetzen müsse; er brachte jedoch keinen Ton hervor, sondern hatte Mühe, die Thränen zurückzudrängen. Der Kunsthändler beobachtete ihn, aber er verwechselte die stumme Sprache der Noth mit der Regung verletzter Eitelkeit und sagte: „Wie Sie wollen junger Herr; ich sehe, Sie haben keine Lust für mein Anerbieten. Ich empfehle mich Ihnen wenn Sie selber etwas aus meiner Kunsthandlung bedürfen.“ Dabei machte er ein Kompliment und wendete sich zu einem neuerschienenen Käufer. O, wenn der gute, freundliche Mann gewußt hätte, was in der Seele des jungen Malers, der beinahe noch ein Knabe war, vorging! wenn er geahnt hätte, daß der Kauf dieses Bildchens in seiner Bedeutung mancher großartigen Unterstützung gleich gekommen wäre, ein Capital des Muthes und ausdauernden Strebens! wenn vor seinem Auge die nachschleichenden Stunden der Wanderungen von Laden zu Laden mit immer tieferer Verzagtheit, die schlummerlo-

sen Nachtstunden im feuchten Kämmerlein erschienen wären: wie bereitwillig hätte er zum armseligen Verkaufspreise das Doppelte gelegt und welch einen reichen Zins der Dankbarkeit hätte es ihm getragen. Aber das Auge des Menschen dringt selten über die Oberfläche und die leidensvollste Seele hat selten eine beredte Sprache; wie stünde es um uns, wenn nicht das Auge Gottes tiefer eindränge und das Ohr Gottes die ungesprochenen und nur empfundenen Worte vernähme!

Es wurde schon Oben angedeutet, daß Anton noch mehrere Versuche anstellte, sein Erstlingswerk zu verkaufen; an den meisten Orten war die Antwort eine weniger freundliche und sein Bild erfreute sich nirgends mehr so aufmerksamer Beachtung. Mit zerknittertem und beschmutztem Rande lag es endlich auf dem Rasen unter dem Baume, wohin er sich mit seiner wunden Seele geflüchtet hatte. Als die Sonne so wundervoll sich zum Untergange neigte und den Himmel vergoldete in Verheißung eines neuen, schönen Tages, da hätte er am liebsten sogleich seinen Pinsel wieder in die Farben getaucht und von neuem ein Bild begonnen, das zugleich ein Vorbild seines neuen Tages voll Glück und Gedeihen werden sollte.

Am nächsten Morgen hatte Anton bereits die erlittenen Demüthigungen verschmerzt und nur der Ausspruch des freundlichen Kunsthändlers klang in seiner Erinnerung ermunternd nach: „Ein netter Anfang! wenn es nur eine bekannte Gegend wäre!" — Wohlan, er hatte ja die lieblichste gefunden und er wollte sie malen: Wieder saß er mit seinem Zeichnungsbrette unfern des Baumes; aber die Blicke schweiften nicht mehr in die Ferne, sondern versenkten sich in die Natur selber und diese große Lehrmeisterin nahm ihn freundlich zum Schüler an.

VI.

Der Lebenspfad wird immer steiler und dornenvoller.

Anton hatte sein zweites Bildchen vollendet und erkannte selbst die gewonnenen Fortschritte; es war mehr Wahrheit und Leben darin, als im ersten. Grashalm und Blätter schienen neu aufgesproßt, die Erde vom Frühlingshauche erwärmt und durch den blauen Aether leuchtete die Sonne. Sein Herz jubelte über das Gelingen, dann erst dachte er an den Käufer. Es war auch allerhöchste Zeit, seine Baarschaft zu vermehren, denn sie reichte nur mehr für die kommende Zimmermiethe und wenn er auch seine ganze

Ernährung auf die beiden Kosttage beschränkte, so belehrte ihn ein Blick auf die abgetragenen Kleider, welche ihm nun im gleichen Maße zu eng und kurz wurden, als ihm vor Zeiten des Bruders Hose zu weit und lang gewesen war, daß er sich endlich etwas verdienen müsse. Schon der bloße Gedanke, seine Eltern um eine Beihilfe zu bitten, jagte ihm die brennende Röthe in's Gesicht, nicht jene des Stolzes, sondern die Glut der kindlichen Liebe, denn er sah im Geiste des Vaters Wangen in übermäßiger Arbeit um seinetwegen sich bleichen, er sah die Mutter sich das Brod vom Munde abdarben und die alten Kleider immer wieder flicken; er sah ihre sorgenvollen Augen mitten in der Nacht geöffnet, Alles, Alles nur für ihn! und so schrieb er hoffnungsreiche Briefe mit Andeutungen, daß es nun vorwärts gehe. Und dies war keine leere Täuschung aus kindlicher Liebe; es ging ja in der That vorwärts, der gewinnreiche Erfolg konnte nicht ausbleiben. War sein Muth des Abends auch mit der Sonne untergegangen, so erstand er des Morgens auch wieder mit der Sonne, besonders wenn er, getreu der heimathlichen Gewohnheit in der Kirche auf den Knieen lag und Gott anflehte, den Eltern ein sorgenfreies Alter zu bereiten; natürlich dachte er sich selbst als Werkzeug hiezu. Nun aber galt es, sich durchzuringen und nicht in den Dornen hängen zu bleiben.

Anton erinnerte sich wieder des freundlichen Kunsthändlers; er klebte sein erstes Bildchen auf eine neue Unterlage und hatte nun eine doppelte Hoffnung dieses auszustellen und das andere mit der „bekannten Gegend" sogleich zu verkaufen. Raschen und sichern Schrittes ging er also zum Kunstladen; aber das joviale Gesicht des ältlichen Herrn war nirgends zu sehen; auf seine Frage nach demselben erhielt er den Bescheid: er befinde sich weit fort auf einer Reise. Anton raffte nun allen Muth zusammen und stellte seinen Antrag, indem er sich auf des Kunsthändlers frühere Worte berief; doch der junge Mann zuckte die Achseln und entgegnete: „Ich habe keine Vollmacht zu kaufen, sondern zu verkaufen; aber ich will beide Bildchen in Commission nehmen und sie ausstellen. Wie viel begehren Sie dafür?" —

Da verschwamm Alles vor Antons Blick; eine Todtenblässe bedeckte sein Gesicht; es war ihm, wie auf einem von Wogen herumgeschleuderten Schiffe. Kaum der Rede mächtig, bat er den Preis selbst zu bestimmen und dann wankte er hinaus. Der arme Knabe hatte seit mehreren Tagen nur spärlich von trockenem Brode gelebt und der geistigen Aufregung wurde kein Widerstand eines kräftigen Körpers geboten. Der junge Mann im Laden blickte

ihm nach und flüsterte vor sich hin: „Hm, da steht's übel! hätte ich ihm doch ein paar Gulden gegeben! doch er wird in Bälde wieder kommen; inzwischen will ich seine Skizzen in die Auslage thun;" und dabei schaute er sie theilnahmsvoll an, während er sich beruhigte: „Sie werden einen Käufer finden, ich will das Meine thun" — und er versäumte die nächste Gelegenheit nicht, sie anzupreisen, doch vergebens! dann aber hatte er den bleichen Knaben und die beiden Bildchen vergessen.

Es war zum Glücke heute einer von Antons Kosttagen. Freilich wäre er am liebsten hinaus zu seinem Lieblingsplätzchen gewandert und hätte die wunde Brust an den weichen Rasen gedrückt, während Thränen das Gras bethauten; aber er fühlte den nagenden Hunger und dieser lenkte fast unwillkührlich seine Schritte dahin, wo er gestillt werden sollte. Es war ein schlichtes Wirthshaus, das einem Landsmanne gehörte und der Besitzer nannte ihn, wie es daheim gebräuchlich „Vetter" ohne jeden eigentlichen Verwandtschaftsgrad.

Dieser saß in voller Behäbigkeit in der leeren Wirthsstube und theilte seine Aufmerksamkeit zwischen die Zeitungsnachrichten und seinem Hunde, welcher mit erhobenem Kopfe vor ihm saß und die hingeworfenen Semelbröckchen aufschnappte. Als Anton eintrat, sagte der Mann in leutseligem Tone:

„Guten Morgen, Vetter, sollte eigentlich sagen, guten Mittag; der Apetit ist wenigstens vorhanden, he? — Aber Platz genommen! — wie steht's mit der Kunst?"

Bei dieser einfachen Frage erlitt Anton auf's Neue alle bisherigen Täuschungen und er zögerte mit der Antwort. Der redselige Wirth wartete auch nicht darauf, sondern fuhr in seiner Rede fort: „Ich denk' mir's oft, wenn ich die Leut in meiner Wirthsstube betrachte: ein Maler sein ist was Schweres und Rechtes. So viel Hundert Menschen und so viel Hundert Gesichter, — im Grund genommen doch wieder so ein kleiner Unterschied, alle haben die Nasen und Augen und den Mund auf gleichem Platz. Und erst noch, was Alles im Gesicht geschrieben steht ohne Buchstaben und man kann's doch herauslesen. Wie das die Maler hineinbringen, begreif ich nicht! Nein, das ist mir zu rund, Vetter! da thät ich lieber meinen Hund malen; in dem seinem Gesicht heißt's nur: was zu essen! gelt, Kanuffel?"

Bei diesen Worten warf der Wirth seinem Liebling wieder einen guten Bissen zu; der bestätigte das Oben Gesagte und Anton streichelte den glatten

Rücken des hübschen Thieres. Dabei kam ihm plötzlich ein Gedanke: „Wie wär's — wenn ich den Hund zeichnete? dem Vetter thät's wenigstens Spaß machen.“ — Er zog eilig sein Skizzenbuch aus der Rocktasche, als im gleichen Augenblicke die Base durch das in die Stube gehende Küchenfensterlein rief:

„Statt Eurem unnöthigen Gerede könnte der Vetter wohl etwas Besseres thun; ich weiß gar nicht, wo der Johann bleibt und es ist noch kein Tischmesser geputzt.“

Anton schob das Skizzenbuch in die Tasche, bei diesem wohlbekannten Rufe der Base. Heute aber zögerte er ihm zu folgen; mochten nun die Reden des Wirthes sein Künstlerbewußtsein angestachelt, oder seine traurigen Erfahrungen ihn etwas erbittert haben. Ein Purpurroth überflog das bleiche Gesicht und in seinem Innern rumorte es: — „Bin ich zu nichts Besserem tauglich, als den Küchenjungen zu machen? ein rechter Maler dies! nein, so weit ist's mit mir noch nicht gekommen! wenn man selbst sich erniedrigt, wie sollen die Andern etwas Gutes von Einem halten!“ — Aber diese Auflehnung gegen das Schicksal dauerte kaum eine Minute. Dann sprach er zu sich selbst: „Aber das Brod des Almosens will ich essen! und ist das weniger demüthigend, als die niedrige Arbeit? — und was hat der gute Pfarrer oftmals gesagt? — wer sich selbst erniedrigt, der wird am Ende erhöht werden!“ — und gestärkt von diesem Gedanken ging er vom Vetter weg zur Base in die Küche, und dann aß er mit Dank gegen Gott und Menschen das Brod der Armuth.

An diesem Tage konnte er jedoch nichts mehr arbeiten; er mußte seiner Seele wieder das gestörte Gleichgewicht verschaffen, also wanderte er hinaus auf seinen Lieblingsplatz. —

Wie Anton so dahinschritt, während die bewegte Luft in seinen langen Haaren spielte und das Gesicht umfächelte, wurde ihm ganz wohl zu Muthe. Es war endlich doch etwas geschehen: zwei von ihm gemalte Bildchen hingen in dem Auslegfenster des Kunstladens; in jedem Augenblicke — vielleicht gerade im gegenwärtigen — konnten sie Beachtung finden, und gekauft werden; — er selber konnte morgen vorübergehen und deren Schicksal mit einem Blicke erfahren. Sobald eines verkauft war, wollte er gleich den leeren Platz ergänzen. Während er dieses dachte, forschte sein Auge bereits nach einem neuen, malerischen Punkte der Gegend; es gab so viele: da, dort, hier, er brauchte nur auszuwählen. Er dachte so allerlei dabei: wie Gott die Maler gewiß besonders lieb habe, weil sie sich so herzinnig in seine Werke versenken;

daneben studirte er die Farben in der Natur, verglich das frische Grün der Bäume mit der klaren Himmelsbläue, welches wohl um einen Ton heller oder dunkler wäre und dazwischen wunderte er sich über seine fröhliche Stimmung; es war ihm nicht anders, als ob sich für ihn ein großes Glück vorbereite.

Wer kennt nicht jene wunderbaren Anwandlungen von Freude, Hoffnung und auch Traurigkeit oder Furcht? woher stammen sie? vielleicht doch aus einer Wirklichkeit, welche das umschleierte Seelenauge ahnt, wenn auch nicht deutlich erkennt. Wie viele Saatkörner des Glückes sät nicht die vorsorgende Hand Gottes, während wir noch mitten im Kreise des Leidens stehen; sie gehen auf und der geistige Duft dieser Blüthe des Glückes umkost die Seele mit einer himmlischen Ahnung. Wie manche Kämpfe und drohende Uebel schlichtet Gottes Hand für uns, aber auch wie manche schwere Prüfung ist im Anzuge, während wir im freudigen Sonnenschein dahinwandern.

Anton grübelte nicht über solche Dinge, sondern genoß den fröhlichen Augenblick. Er war seinem Lieblingsplatze bereits nahe gekommen, nur von kurzem Gebüsche geschieden, als er zwei laute Stimme von dorther vernahm; die Eine rief vorwurfsvoll:

„Warum mußt Du auch Deine Nase in Alles stecken, wo's nur ein wenig lustig hergeht! Du bist an Allem Schuld, ja Du!"

„„Warum?"" — entgegnete nun der Andere, — „„weil ich der Kasperl bin! Meinst Du, ich könn' ihn das ganze Jahr spielen und dabei der Schmerzensreich oder der stolze Graf von Savern bleiben, wie Du? Bei mir reimt sich nun einmal Durst auf Wurst und wo's lustig hergeht, ist mein Platz. Wer liefert das meiste Geld in die Kasse, als der Kasperl, he?"

Darauf brummte der Erste: „Ja, Schmerzensgeld heut für Dein blaues Aug und den zerfetzten Vorhang obendrein." —

Lachend entgegnete der Zweite: „„Ich tritt ja nicht in eigener Person als Prinzeßlein auf; meine Stimm haben sie mir nicht zerfetzt und dem Vorhang samt den Coulissen ist kein besonderes Unrecht geschehen; sie habens schon lang verdient. Dort in der Stadt gibt's Malerlein genug, sie zu verzieren." — Beim Schlusse seiner Rede erhob er den Kopf und sagte: „Bst — da kommt Jemand! meine Kasperlsnase hat noch nie zuvor Bratwürstln gerochen, wenn der dort nicht zur Malerzunft gehört." —

Anton war im Verlaufe der Unterredung aus dem Gebüsche getreten

und was sich seinen Augen zeigte, übte die gleiche Anziehungskraft wie vor vielen Jahren, wo er von Jahrmarkt zu Jahrmarkt seine Kreuzerlein gespart hatte, um sie dem lustigen Kasperl, oder einer traurigen Morithat zu opfern. Unter dem Baum saßen zwei Männer; vor ihnen lag ein mit bunten Figuren bemalter Tragkasten und ein kleines Lipperltheater in höchst beschädigtem Zustande. Er glich bei diesem Anblick dem blechernen Schwane, welcher dem ausgestreckten Magnete nachschwimmt und in wenig Augenblicken war er der „Dritte im Bunde.“ Er erfuhr nun von den beiden Männern, daß sie im benachbarten Dorfe den Bauern vorgespielt hätten und in einen Streit verwickelt worden wären „durch den Kasperl“ — fügte der Grämliche bei, indem er auf seinen Kameraden und die übel zugerichtete Schaubühne zeigte. Der aber nahm's nicht im Mindesten übel und sagte zutraulich zu Anton: „Gesteht's, junger Herr, Ihr seid auch ein Künstler, gleich unser Einem, he? Heraus mit der Sprach! und Ihr könnt uns helfen in dieser Fatalität, wie der Kasperl sagt;“ — dabei klimperte er mit dem Gelde verheißend in seiner Tasche.

Die klingende Sprache war jedoch für Antons Ohren wie ein Hohngelächter und jagte ihm das Blut ins Gesicht. So etwas malen zum Spasse — ja! und mit welch seliger Kindeslust! — Aber um Geld, — er — ein angehender Maler. War dies nicht eine unaustilgbare Erniedrigung, ein unverwischbarer Flecken? Könnte er jemals wieder ohne tiefste Beschämung in den Antikensaal unter die Kunstjünger treten? und wenn es Einer davon erführe, welchem Spott wäre er ausgesetzt. Nein, um's Geld konnte er's nicht thun. — Dann aber drängte sich die ganze elende Noth der Gegenwart vor seinen Geist; er hörte alle Worte das Pfarrers und Lehrers von redlicher Arbeit; hatte er nicht heute sogar den Küchenjungen gemacht für ein Mittagessen und hatte nicht dasselbe ihm neue Kraft sogar des Geistes gegeben? — — Rasch erhob er sich von seinem Sitze auf dem Rasen und sagte: „So kommt in Gottesnamen! ich will Euch malen, was Ihr wollt.“ —

Eine ganze Woche lang malte nun Anton in seiner Stube, was die Beiden von ihm begehrten. Er wendete seinen beharrlichen Fleiß daran und die Männer brachen oftmals in einen Ruf des Entzückens aus, der lustige Kasperl ließ seine derben Witze spielen und es waren vergnügte Tage bei gutem Leben. Endlich war das Werk vollendet und drei blanke Thaler wanderten in Antons Tasche. Am nächsten Morgen versammelte sich auf dem großen

Platze bereits eine Schaar lustiger Knaben und Mädchen, untermischt mit vielen Erwachsenen um die kleine Bude; Anton schlich aber leise vorüber, um sein gedemüthigtes Künstlergefühl vor dem Aushängfenster des Bilderladens emporzurichten. Schon von Weitem pochte sein Herz stürmisch; plötzlich schien es stille zu stehen: seine beiden Bildchen hiengen noch an dem gleichen Platze. Gänzlich vernichtet in seiner Hoffnung schlich er von hinnen; wie schwer dünkten ihm seine drei Thaler, sie schienen ihm die Seele abzudrücken. Seine Bildchen, die er mit so großem Fleiße und auch mit so viel Stolz gemalt hatte — wollte Niemand kaufen; das Werk seiner Demuth jedoch — diese Coulissen einer Marionettenbude — retteten ihn vor Hunger und Elend. — Ja, es war schwerer, ein Maler zu werden, als er damals auf der heimathlichen Waide gedacht hatte. Konnte er das Ziel jemals erreichen? —

Während der arme Knabe mit vernichteten Hoffnungen hilf- und rathlos sich von dem Kunstladen wandte, näherten sich demselben zwei Männer in eifrigem Gespräche versenkt. Das sonngebräunte Gesicht des Einen, sowie Manches in seiner äußern Erscheinung kennzeichnete den von langer Reise Heimgekehrten, was noch der wiederholte Händedruck, der freudige Willkommsblick und die eben vernehmbaren Worte des Andern bestätigten: „Da wärst Du also wieder, Herzbruder! Tausendmal willkommen nach fünf Jahren der Trennung. Nun magst Du von dem herrlichen Italien erzählen, aber fort sollst Du sobald nicht mehr!“

Der Freund lächelte nnd entgegnete: „Hab auch gar keine Lust dazu und mit dem Erzählen hat's vorerst gute Weile. Ich will hören und sehen, Bruder! hören, wie es gegangen im lieben Vaterland und meinen Blick einmal wieder ganz versenken in die unvergleichliche Heimath. Du brauchst den Kopf nicht zu schütteln, es ist doch so, wenigstens für mein Gemüth. Wandere nur auch einmal hinaus in die Fremde und es wird Dich innerlich frösteln, trotz der italienischen Glut. Und während der Künstler in Dir jubelt, sich bald zum Himmel erhoben und bald überwältigt fühlt von all der wundersamen Herrlichkeit, wird doch der Mensch in Dir schmachten und darben und wieder etwas aus den Tagen der Kindheit empfinden, wo man die Arme verlangend ausgestreckt hat nach der Mutter. — Neues und immer Neues! ja, es ist herrlich besonders für uns Maler; aber das Alte, Bruder, hat Liebesstimmen für das Herz. Mir ist es heute nicht anders, als ob jedes Haus mir einen Gruß böte, als ob der Stundenschlag — hörst Du? — aus

einem Freundesmund käme. — Kein Schritt ohne Erinnerung. Da steht er auch noch der alte Kunstladen, wo ich meine ersten Bildchen verkaufte; mir ist's, als müßten sie noch in der Auslage hängen."

Bei diesen Worten näherte sich der Heimgekehrte den mit Bildern behängten Fenstern und sein Redefluß stockte. Wie von einer Ueberraschung betroffen, ruhte sein Blick auf Antons Bildchen und dann rief er: „Das hat er und kein anderer gemacht; der Baum — der alte, große, liebe Baum — ha, das Wässerlein mit der Bräun und dem weißen Kälbchen und hier die Berge und die schlanke Kirchthurmspitze. Herzbruder, da hilft nichts — ich muß in den Laden; es gibt etwas zu entdecken, was mir lange im Sinn gelegen hat."

Heftig erfaßte er den Drücker der Thüre und sein Freund folgte ihm mit sprachlosem Erstaunen. Fast bewußtlos schüttelte er die Hand des inzwischen heimgekehrten Kunsthändlers und frug augenblicklich nach dem Namen dessen, der die beiden ausgestellten Skizzen gemalt.

„Kann's nicht sagen" — erwiederte dieser; — „er nannte seinen Namen nicht, wird aber bald wieder kommen; als er das zweite Bildchen brachte, war ich eben verreist;" dabei nahm der Kunsthändler die besprochenen Blätter von der Auslage und legte sie den beiden Malern vor. Während sich der Angekommene mit fast zärtlichem Blicke hinein versenkte, sagte lächelnd der Andere: „Und was gibt's denn da eigentlich zu bewundern? — italienischer Himmel, tiefblau, he? und da ein goldner Sonnenuntergang; saftiger Spinat, vielleicht Dein Lieblingsgericht aus der Kinderzeit, Freund?" —

„Spotte nicht," — sagte der Erstere beinahe heftig. Dann fügte er in weicher Stimme bei: „Es ist die Hand eines Knaben, die aber zur Meisterhand erwächst, wenn man sie richtig leitet; es ist der Blick eines Knaben mit der seelischen Unterlage eines Künstlers. Fühlst Du es nicht hindurch, trotz der Verzeichnungen und was sonst noch fehlt?" — Nach einer kurzen Pause sprach er in tiefen Erinnerungen versunken: „Aber man muß halt merken am Bild, daß es Abend und ruhig und Zeit zum Beten ist, und es muß Einem gerad beim Anschauen die Lust dazu kommen." —

Jetzt langte er aus seiner Börse ein Geldstück, dann sagte er zum Kunsthändler: „Und wie sieht der Junge aus? groß und stark, frisch und froh?"

„Nun, wenigstens selbstbewußt genug," — entgegnete dieser, indem er

sich erinnerte, wie Anton sein Blatt wieder in die Mappe gelegt hatte, als er's nicht sogleich ankaufte.

Diese Worte brachten einen fast traurigen Ausdruck in des Malers Gesicht. Er schob das Geldstück wieder in seine Börse und dachte: „Wie Schade! — nein, ich will ihn nicht im Eigendünkel bestärken, er soll nicht meinen, daß die Skizzen bereits kaufwürdig seien; aber helfen will ich ihm zum rechten Ziele." Dann sagte er: „Ueberlassen Sie mir die Skizzen, und wenn der Knabe wieder kömmt, hier ist meine Adresse — dann sagen Sie ihm, er solle einen alten Freund aufsuchen. — Auf Widersehen."

Während diesem, für Anton so wichtigen Vorgange, saß er in seiner dumpfen Stube, das Haupt in beide Hände vergraben und schwere Tropfen fielen dazwischen auf den Tisch. Zu welchem seligen Glanze hätten sie sich verwandelt im Bewußtsein dessen, was in seiner Nähe vorging. Doch er ahnte es nicht, eine dichte Wolke der Traurigkeit lag vor seiner Seele; es konnte die Sonne des Glückes nicht durchbrechen. Endlich warf er sich vor seinem Bette auf die Knie und schluchzte laut, aber es war doch ein Flehen, das zum Himmel empor stieg. O junges Herz, das Du in ähnlichem Lebenskampfe am Unterliegen bist — fasse Muth: während du dich also beugst, ist schon die Hand ausgestreckt, um Dich aufzurichten. — (Forts. folgt.)

Das Geschenk.

Von Theodor von Inama.

Odin*) saß auf seinem Throne und war zornig. Die Nornen**) aber umstanden ihn und suchten durch allerlei Künste seinen Sinn zu erheitern. Da drangen von der Erde herauf die Stimmen der lechzenden Blumen an sein Ohr, die um Labung baten.

*) Odin war der erste unter den nordischen Göttern, der Vater der Götter, die gleiche Person mit Wuotan, dem Gotte der alten Deutschen. Siehe über ihn und über sein Geschlecht, „die Asen," Jugendblätter Jahrg. 1862. 9. Heft S. 430.

**) Schicksalsgöttinnen (nornir); die Namen der drei bedeutendsten, welche hier auftreten, bezeichnen das Gewordene (urdhr), das Werdende (verdhandi) und das werden Sollende (skuld). Sie bestimmen allen Menschen die Lebenszeit.

Und Urd, das erste der himmlischen Mädchen nahte sich seinem Throne und sprach: „Erhabener Odin, höre die Bitten deiner Geschöpfe auf der Erde. Der Sonne sengende Strahlen schmerzen die zarten Kleinen und sie bedürfen der Labung.“

Odin aber hörte sie nicht an und grollte. Da trat Skuld, die andere hinzu und sprach: „Mächtigster aus Asa's Geschlecht! Dein Wille ist der Anfang und das Ende alles Lebens. Wenn Du willst, so sind die Geschöpfe gerettet, deren Flehen zu Deinem Throne gedrungen ist, und ihr Dank wird ewig sein.“

Odin aber wies sie zurück und dichter zogen die Brauen sich über seine Stirne.

Und die Nornen schwiegen lange. Endlich wagte Verdandi vor ihn zu treten und sprach: „Allvater willst Du die Kleinen verschmachten lassen, die Du in Liebe geschaffen hast? Oeffne Dein Herz und gieße auf's Neue der Liebe Balsam auf Deine Kinder.“

Da ward Odin der Bitten müde und sandte die Nornen zur Esche Ygdrasil *), daß sie aus ihren Zweigen den labenden Thau auf die Blumen der Erde schütteln sollten. Und sie thaten es mit Freuden.

So fiel diese herrliche Gabe des Himmels hernieder auf die Erde, und die Blumen sogen sie begierig in ihre Kelche ein; ihr Herz aber ward auf's Neue erfüllt von der innigsten Liebe zu ihrem Schöpfer, und die Klänge ihrer Dankbarkeit drangen hinauf zu dem gütigen Geber. Aber diese stillen Töne der reinsten Liebe stimmten nicht zu Odins zornerfülltem Herzen. Deßhalb war seine Unmuth noch erhöht und mit wilder Stimme rief er: „Was brauche ich euern Dank, verächtliche Creaturen, die ihr nur an mich denkt, wenn meine Hand zu Gaben offen steht! Ein Hauch von mir und Ihr seid vernichtet.“ So tönte es aus Odins kaltem Herzen. Die zarten Blümlein aber zitterten heftig, als sie Odins Zorn vernahmen, und der Thautropfen, der noch im frischen Kelche glänzte, er erstarrte zu Reif und tödtete die zarten Blumen.

So brachte die Gabe, ohne Liebe gegeben, nicht Labung, sondern Tod.

*) Die nordische Mythologie nimmt einen Weltbaum an, der Himmel, Erde und Hölle verknüpft und der größte, heiligste aller Bäume ist. Es ist eine Esche (askr), deren Aeste durch die ganze Welt treiben und über den Himmel hinausreichen. Drei Wurzeln breiten sich nach drei Enden aus, die eine schlägt nach den Asen, in den Himmel, die andre nach den Hrimthursen (Riesen), die dritte nach der Unterwelt. Aus jeder Wurzel quillt ein Brunnen. Grimm, Mythologie.

Die Photographie.

Von Dr. Francis Place.

Während vor nunmehr 30 Jahren die Anfänge der neuerfundenen Telegraphie die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt in so hohem Grade erregten, tauchte plötzlich in Frankreich noch eine zweite Erfindung auf, welche denselben hohen Rang eingenommen, denselben gewaltigen Einfluß ausübt, und in fast noch höherem Grade an das Zauberhafte gränzt, nämlich die Daguerreotypie. Dieses Wort ist gebildet aus Daguerre, dem Namen des Erfinders, und aus Typie (Art, zu schreiben, zu zeichnen, oder zu drucken) und heißt wörtlich: Die daguerre'sche Art, Bilder anzufertigen. Weil aber eigentlich Daguerre weder zuerst die Idee gefaßt hat, durch Einwirkung des Lichtes Bilder anzufertigen, noch auch als der höchste Vervollkommner dieser Kunst angesehen werden kann, so hat man dieselbe später Photographie genannt; photographie heißt wörtlich: Licht-Schrift, also die Kunst, durch die Wirkung der Lichtstrahlen Bilder anzufertigen.

Wollen wir zu einer — wenn auch nur oberflächlichen — Einsicht in das Wesen der Photographie gelangen, so müssen wir uns vor allen Dingen daran erinnern, daß das Licht (namentlich das Sonnenlicht) auf alle beschienenen Körper einen chemischen Einfluß äußert, indem es in einigen Fällen benachbarte Stoffe anregt, sich mit einander zu verbinden, was sogar mit Knall und Explosion geschehen kann, in anderen Fällen aber auch schon bestehende Verbindungen in ihre einzelnen Bestandtheile zerlegt. Diese zerlegende oder „zersetzende" Eigenschaft der Lichtstrahlen ist es, welche das Bleichen der Leinwand zu Stande bringt. Nach der allgemeinen Regel, daß immer der zusammengesetzte Stoff zuerst zersetzt werde, kommt hier zuerst der graugrüne Farbstoff daran, worauf die reinweise Bastfaser des Flachses allein übrig bleibt; auch diese würde zersetzt werden, wenn man die Leinwand der Sonne länger aussetzen wollte, wie unsere Marquisen und Rouleaux hinreichend zeigen. Etwas ähnliches hatte man am Chlorsilber bemerkt, einer Verbindung des Silbermetalles und des Chlorgases; setzte man ein mit Chlorsilber durchzogenes weißes Papier dem Sonnenlichte (oder auch nur dem Tageslichte) aus, so wurde dasselbe bald auffallend dunkel; legte man also Figuren, welche man aus Papier oder Pappe ausgeschnitten hatte, auf Chlorsilberpapier, und

setzte dieses dem Lichte aus, so zeigte es bald jene Figuren hell auf dunklem Grunde, da ja die von der Pappe verdeckten Stellen der Lichtwirkung entzogen (und also weiß) blieben. Die Schwärzung hat ihren Grund in einer Zersetzung des Chlorsilbers in Chlor und Silber, wobei das Chlor entweicht, das Silber aber zurückbleibt, und zwar in einer unendlich feinen Zertheilung, wobei es nicht metallisch glänzend, sondern kohlschwarz erscheint; die Chemie kennt noch viele Beispiele, in denen Körper von sehr verschiedener Farbe bei so feiner Zertheilung schwarz aussehen.

Die Engländer Wedgewood*) und Davy**) haben auf diese Weise nette Bilder zu Stande gebracht, ja der letztere hatte vermittelst des Sonnen-Mikroskopes***) ungemein stark vergrößerte und wunderbar genaue Abbilder sehr kleiner Gegenstände aus der Thier- und Pflanzenwelt angefertigt, die aber natürlich im Finstern aufbewahrt werden mußten; hatte man sie einigemal an's Tageslicht gebracht, um sie zu betrachten oder andern zu zeigen, so waren die vorher hell gebliebenen Stellen ebenfalls gedunkelt — das Bild war verschwunden. Man vertauschte später das Chlor mit Jood oder Brom, zwei Elementen, welche noch heute fast ausschließlich der Photographie dienstbar werden, und welche sich im Meerwasser finden; man gewinnt sie am besten aus der Asche des in unermeßlicher Menge im Meere wachsenden See-Tang. Die Hauptsache aber fehlte noch immer, nämlich: das erhaltene Bild vor der späteren Einwirkung des Lichtes zu schützen.

Eine unendliche Mühe gab sich der Franzose Daguerre, diesen Bildern größere Vollkommenheit und namentlich eine längere Dauer zu verschaffen. Er bediente sich dabei zuerst der Camera obscura†). Die scharfbegränzten, hellen Bilder, welche diese von Gegenständen und Personen entwirft, sind in der That so sehr dazu geeignet, sich in das präparirte (z. B. mit Jodsilber durchzogene) Papier gleichsam einzubrennen, daß dieses Instrument von da an im Dienste der Photographie verblieb. Bei dem gewaltigen Aufschwung, welchen diese Kunst bald nahm, war dieses Instrument so thätig, und wur-

*) Sprich: Wedschwud. Derselbe war ursprünglich Töpfer, und noch heute führt eine besonders feine Thonerde seinen Namen.

**) Sprich: Dehwi.

***) Siehe Jugendblätter, Jahrgang 1861, Seite 71.

†) Siehe Jugendblätter, Jahrgang 160, Seite 417 – 425. Man findet daselbst die ausführliche Beschreibung sowohl der älteren Camera obscura, als auch sämmtlicher daran angebrachter Verbesserungen.

den diesem Instrumente andererseits so wesentliche Verbesserungen zu Theil, daß man heut zu Tage kaum sagen kann, ob die Photographie der Camera obscura mehr zu verdanken habe, oder die Camera obscura der Photographie. Ferner bediente sich Daguerre nicht länger des präparirten Papieres, sondern einer Silberplatte, oder vielmehr einer versilberten Kupferplatte. Er setzte die hellpolirte Silberfläche einige Zeit den Dämpfen von Jod aus, (welche so wundervoll violett sind, daß der Stoff davon seinen Namen erhalten hat, der im Griechischen eben diese Farbe bezeichnet), wodurch hier eine äußerst feine Schicht von Jodsilber entstand; natürlich mußte dieses im Dunkeln*) geschehen. Nun wurde die Platte vor jedem Lichte sorgsam geschützt, so in eine Camera obscura geschoben, daß die jodirte Silberfläche vollkommen genau an die Stelle kam, wo das Bild des betreffenden Gegenstandes entstand. Nach einigen Minuten**) wurde die Platte wieder aus der Camera obscura herausgenommen. Hätte man sie nun betrachtet, so würde man auf ihr bereits einen Anflug des Bildes wahrgenommen haben, welches die Objectivlinse der Camera obscura auf sie geworfen; natürlich war in diesem Bilde alles das dunkel erschienen, was im Gegenstande eigentlich hell war, und umgekehrt, weil ja offenbar an den am hellsten beleuchteten Stellen das Jodsilber am meisten geschwärzt war. Man nennt solche Bilder negative, zum Unterschiede von den positiven, in welchen letzteren das auch wieder hell erscheint, was im Orginale so ist. Mit bewundernswerthem Scharfsinne gerieth nun

*) Man hat bemerkt, daß keineswegs alle Farben, die in unserem weißen Tageslichte enthalten sind, jene chemische Wirkung äußern, sondern eigentlich nur die blauen und violetten. Weil nun gerade diese durch ein gelbrothes Glas zurückgehalten und vernichtet werden, so können unsere Photographen immerhin ein Fenster mit gelbrothen Scheiben in ihrem Labaratorium haben. Sie erhalten dadurch Licht, welches genügende Helligkeit, aber keinen merkbaren chemischen Einfluß hat.

**) Die Dauer dieser Zeit ist noch heute ein streitiger Punkt. Daß es Unsinn sei, die abzubildenden Personen ganze Minuten lang sitzen zu lassen, ist nun allgemein anerkannt, 10 bis 30 Sekunden scheint die gebräuchlichste Aufnahmezeit zu sein. Die ungemeinen Fortschritte der Momentenphotographie (Aufnahme innerhalb eines Augenblickes), so wie Untersuchungen, die man in neuester Zeit mit Bildern angestellt hat, die während des Aufleuchtens eines elektrischen Funkens, innerhalb weniger Millionteil einer Sekunde, angefertigt worden sind, haben jedoch deutlich genug gezeigt, wie sehr ein geschickter Photograph die so lästige Aufnahmezeit abkürzen kann, sobald er den Grad der Zersetzbarkeit des von ihm angewandten Jodsilbers (resp. Bromsilbers u. s. w.) genau kennt und beherrschen kann.

Daguerre auf eine Methode, durch welche nicht nur dieses (natürlich unbrauchbare) negative Bild in ein positives umgesetzt, sondern auch der große Zweck erreicht wurde, dieses Letztere zu fixiren, das heißt: es dauernd der ferneren Einwirkung des Lichtes zu entziehen. Daguerre hatte nämlich bemerkt, daß die aus erhitztem Quecksilber aufsteigenden (übrigens furchtbar giftigen) Dämpfe sich auf reinem Silber condensiren (das heißt: verdichten, als ein feiner Thau oder Hauch niederschlagen), auf Jodsilber aber nicht. Da nun die vom Lichte bewirkte Schwärzung — wie weiter oben beim Chlorsilber angegeben — in einer Zersetzung des Jodsilbers in Jod und Silber besteht, so daß die geschwärzten Stellen der Platte mit Silber bedeckt sind, die hell gebliebenen aber mit Jodsilber, so braucht man nur die aus der Camera obscura genommene Platte (natürlich immer gegen das Tageslicht geschützt), mit dem darauf entstandenen negativen Bilde nach unten, über erwärmtes Quecksilber zu halten, um sofort diesen Niederschlag auf die geschwärzten Stellen zu bekommen, und zwar da am kräftigsten, wo die Schwärzung am stärksten, also das Orginal am hellsten war; dieser Quecksilberniederschlag ist es auch, der das sichtbare Bild herstellt. Das Jod wird hierauf mit einem passenden Spülwasser (sehr gebräuchlich ist eine Lösung von unterschwefligsaurem Natron) abgewaschen, und dadurch offenbar jede fernere Einwirkung des Lichtes unmöglich gemacht. Da jener Quecksilberhauch aus einer unendlichen Menge unendlich kleiner Quecksilberkügelchen besteht, die alle rundum spiegeln, so zerstreut er das Licht gleichmäßig nach allen Seiten, gerade wie ein Blatt weißes Papier, erscheint also immer hell, wie man die Platte auch halten mag. Stellt man sich daher mit dem Rücken gegen ein Fenster und dreht die Platte so, daß die freien Stellen der blanken Silberplatte etwas dunkel spiegeln (etwa ein dunkles Kleid, oder den dunklen Hintergrund des Zimmers), so erscheint das Bild hell auf dunklem Grunde, und zwar ist es offenbar positiv und wird durch ferneres Einwirken des Tageslichtes nicht mehr geändert.

Dieses Verfahren wird mit Recht Daguerreotypie genannt, denn Daguerre ist der Erfinder desselben und wurde somit zum Verfertiger des ersten brauchbaren Lichtbildes; allein er ahnte nicht, daß mehrere andere Forscher (besonders der Engländer Talbot und der Franzose Niepce de Saint Victur) in demselben Augenblicke bereits stark auf der Spur anderer Methoden waren, welche von ungleich größerer Bedeutung geworden sind [illegible]te

einer noch größeren Vollkommenheit fähig sind, dabei weit geringere Kosten verursachen, und endlich auf Glas, Papier, Wachsleinwand, Blech, Holz, Leder und noch andere Stoffe angewandt werden können. Diese Methoden, welche man — der „Daguerreotypie" gegenüber — heutzutage ausschließlich als „Photographie" zu bezeichnen pflegt, sollen im Folgenden weiter besprochen werden. (Schluß folgt.)

Bayrisches Vaterlandslied der Kinder*).

Von Isabella Braun.

Vaterland, Dir soll erklingen
Heut' ein Lied in vollem Chor,
Wie im Wald die Vögel singen,
Steig' es aus der Brust empor,
Dring' es laut zum blauen Himmel
Mit der Silberwölklein Band,
Dring es durch das Sterngewimmel
Bis zum ew'gen Vaterland.

Jeder Vogel liebt die Wälder,
Wo sein Nest im Zweige ruht,
Jedes Thierlein seine Felder,
Jedes Fischlein seine Fluth,
Jedes Blümlein seine Scholle,
Jede Muschel ihren Strand,
Und das Herz, das liebevolle
Hängt am weiten Vaterland.

Sonnbestrahlter Rebengarten
Dort am bogenreichen Main,
Höchstes Ziel der Sängerfahrten
Hochgepries'ner grüner Rhein,

*) Aus dem Festbüchlein von Isabella Braun (Gebrüder Scheitlin), Gelegenheitsgedichte für Haus und Schule.

Und du kornbesäter Speicher
An der Donau schönem Strand,
Sei begrüßet! — wer ist reicher,
Als mein theures Vaterland?

Duft'ge Kräuter, grüne Halmen,
Alpenröslein, Edelweiß,
Heerdenglocken auf den Almen,
Euch gebührt des Liedes Preis.
Unser'er Berge stolze Mauer
Ist gebaut von Gottes Hand,
Eine Festung ew'ger Dauer
Für mein theures Vaterland.

Brause Lied in Jubelchören,
Stimme an den vollen Ton,
Daß es alle Menschen hören,
Denn es gilt dem Königsthron.
Hoch dem König! hoch dem König!
Unsers Glückes starkem Band;
Lied, verkünd' es tausendtönig:
„Vater seinem Vaterland."

Kinder singen, Männer streiten,
Doch der Knabe wird ein Mann!
Auf! und schürt in Jugendzeiten
Der Begeist'rung Flamme an.
Immer fort von Sohn zu Sohne
Glühe dieser heil'ge Brand,
Für den König auf dem Throne,
Für das theure Vaterland! —

Ein Maskenfest
am Hofe zu München den 9. Februar 1864.

Von Franz Pocci.

Die Geschichte zeigt uns in der Schilderung des Churfürsten Maximilian Joseph III. von Bayern (1745—1777) das Bild eines der vortrefflichsten Regenten. Weisheit, milder Ernst, aufopfernde Liebe für sein Volk, Pflege der Künste und Wissenschaften, Frömmigkeit und Toleranz sind die Eigenschaften, die wir an diesem edlen Herrscher zu bewundern haben. Als er allzufrüh dahinschied, beklagte das Volk — vom Vornehmsten bis zum Niedrigsten — den Verlust eines Vaters, der sich mit ganzer Hingebung seinen Regentenpflichten gewidmet hatte und der Jammer war allgemein und wahrhaftig. Unter so manchem Schönen, das Max III. gestiftet und der Nachwelt hinterlassen hat, dankt ihm München die Erbauung des so zierlichen, erst von König Max II. nach zeitlicher Vernachläßigung und langjähriger Nichtverwendung wieder in alter Pracht hergestellten ehmaligen „Hofopernhauses", jetzt „Residenztheater" genannt. Dieser Bühnenbau ward auf Anordnung des Churfürsten von dessen Hofbaumeister Couvillier (dem Aelteren) entworfen und ausgeführt, selbstverständlich im damals herrschenden Zopfstyle. Die Architektur des Mittelalters war durch den Einfluß der italienischen Kunst unter König Franz I. von Frankreich auch in Deutschland in die sogenannte Renaissance umgewandelt worden und gewann unter Ludwig XIV. eine gänzliche Umgestaltung, aus welcher schließlich der Zopfstyl hervorging, eine phantasiereiche Zusammenstellung des Verschiedenartigsten, welches sich in der eigenthümlichsten Vermischung architectonischer Formen und Gestaltungen aus der Thier-, Pflanzen- und Menschenwelt bewegt. Eine reiche Einbildungskraft gehörte jedenfalls dazu, derartige Schöpfungen zu produziren und der oft geschmähte Zopfstil beschämt nicht selten die Gedankenarmuth der jetzigen Baukunst, die zwischen Römischem, Griechischem und Deutschem umhersuchend, oft nur nüchterne Bauten hervorbringt. Das besagte unmittelbar an die Residenz stoßende Theater hat vier sich übereinander erhebende Logenreihen, prächtig mit Blumengewinden und Teppichen geschnitzt und vergoldet; große Wappen sind oberhalb der Mittelhauptloge und der Bühne angebracht; dabei ist der ganze Raum so

heimlich und freundlich, daß sich die Zuschauer nicht in einem öffentlichen Gebäude, sondern eher in einem Gesellschaftslocale zu befinden meinen. Die Kosten des Baues mit der ersten Bühneneinrichtung hatten sich auf 169496 fl. belaufen und es wurde nicht ganz vier Jahre auf die Herstellung verwendet. Als bald nach dem Regierungsantritte Königs Ludwig die italienische Oper in München aufgehört hatte und schon seit dem Jahre 1818 das große neue Hoftheater für das deutsche Schauspiel und die deutsche Oper gebraucht worden war, wurde das schöne alte Opernhaus nur mehr als Rumpelkammer benützt, so daß er nahe daran war, in gänzlichen Verfall zu gerathen. König Max II. dankt man die Wiederherstellung, welche im Jahre 1858 — vom Architecten Folz ausgeführt — vollendet ward. Zur Erinnerung an Ursprung und Gebrauch des „churfürstlichen Opernhauses" ward vom Könige zum Schlusse des Faschings 1861 am Fastnachtsdienstag ein glänzender Hofmaskenball in dem Theater selbst gegeben, zu welchem über vierhundert Personen geladen waren und der Hof mit einem großen Gefolge, in der Tracht aus der Zeit des Churfürsten Max Joseph III., überdieß noch Viele der anwesenden Herren und Damen in ähnlicher Tracht erschienen. Der König wollte durch dieses Fest in sinnreicher Weise ein Bild vergangener Geschichte darstellen, was auch als vortrefflich in seiner Ausführung gelungen bezeichnet werden kann. Nachdem der König, selbst nur im Masken-Domino sich in den Saal, wo bereits die Geladenen des Adels, wie auch die Mitglieder des Maximiliansordens, viele Offiziere und höhere Beamte und das ganze diplomatische Corps versammelt waren, erschollen Trompeten und Pauken und es zog der Churfürst mit der Churfürstin, Prinz Clemenz und Gemahlin mit dem Prinzen von Zweibrücken in prächtiger Hof-Kleidung, von Edelknaben und Hofherren und -Damen begleitet ein, gerade so, als sei es das Jahr 1753, als das Opernhaus mit der italienischen Oper „Cato in Utica" von Maestro Terrandini componirt zur Feier des Geburtstages des Churfürsten eröffnet wurde. Nachdem der Umzug gehalten, wurde von zwölf Paaren eine altmodische sogenannte „Allemande" getanzt, worauf sich die Gesellschaft in Saal und Logen vertheilte, um der Aufführung eines kleinen Lustspiels: „der Hauptmann von der Schaarwache," das etwa eine halbe Stunde dauerte, ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Da der Vorhang wieder gefallen, nahm das eigentliche Ballfest seinen Verlauf und die sich nicht des Tanzes erfreuten, hatten genug der Kurzweil an Betrachtung der charakteristischen Einzelgestalten. Nach

kurzer Zeit erhob sich wieder der Vorhang, der die kleine Bühne vom Saale abgeschlossen hatte, und siehe da: es war ein zierlicher mit Blumen geschmückter, und prächtigen Meubeln versehener Saal hergestellt, welcher nun größeren Raum gewährte und das Ganze in schöner Weise abrundete. Nach 10 Uhr begab sich der Hof und die ganze Gesellschaft in die Säle des anstoßenden Hoftheaters zum Nachtmahle, darauf wieder zurück in das alte Theater, wo sich der Tanz fortsetzte bis gegen 2 Uhr. Das ganze Fest glich einem malerischen Traumbilde, das allen Theilnehmenden als genußreiche Erinnerung bleibend sein wird.

Die obersten beiden Logenreihen waren gegen Eintrittskarten gar Vielen eingeräumt, welche nicht in der Lage waren, unter den Geladenen zu sein, so daß einem großen Theil guter Münchner und Münchnerinnen aller Stände die Freude ward, als Zuschauer an dem herrlichen Feste theilzunehmen. Wir lassen hier die Aufzeichnung des Maskenzuges folgen, in welchem Ihr so manchen edlen Herren seinen Ahn des Jahres 1753 vorstellen seht.

Ordnung des Zuges.

Edelknaben.

Freiherr von Aretin.

Freiherr von Redwitz,	von Kobell,
Graf Hegnenberg,	von Zwehl,
Freiherr von Cetto,	Freiherr von der Tann.

Der Obersthofmarschall

(Joseph Johann Graf von Taufkirchen) . . Graf Taufkirch.

Churfürst Maximilian Joseph III. . . . . S. K. H. Prinz Luitpold.

Churfürstin Maria Anna Sophia . . . . I. M. die Königin.

Edelknaben.

S. K. H. Prinz Otto, S. K. H. Herzog Max Emanuel.

Dienst.

Obersthofmeister . . . . . Graf M. Preysing-Moos.
(Max Graf von Preysing auf Altenpreysing und Chronwinkel 2c.)

Hartschierhauptmann . . . . . Graf Drechsel.
(Graf Piosasque de Non)

Generaladjutant . . . . . General Graf L. Rechberg.

Adjudanten . . . . . { Baron Moy, Graf Caſtell.

Oberſthofmeiſterin . . . . . Gräfin G. Rechberg.
(Freifrau von Rechberg)

Oberſthofmeiſter . . . . . Fürſt von Oettingen-Spielberg.
(Freiherr von Stain)

Hofdamen . . . . . { Gräfin Charlotte Fugger-Glött, Fräulein Thereſe von Redwitz.

Herzog Clemens . . . . . S. K. H. Prinz Adalbert.

Herzogin Maria Anna . . . . . J. K. H. Prinzeſſin Adalbert.

Prinz Carl Auguſt von Zweibrücken . S. K. H. Herzog Carl Theodor.

Edelknaben.

Fürſt Albrecht Oettingen-Spielberg,
Fürſt Emil Oettingen-Spielberg,
Graf Quadt.

Dienſt.

Oberhofmeiſterin . . . . . Freifrau von der Tann.
(Gräfin von Chamiſſo)

Hofdamen . . . . . { Fräulein von Reichlin, Fräulein Gräfin Eliſe Rechberg, Fräulein von Mandel.

Oberhofmeiſter . . . . . Graf Kreith.

Kammerherr . . . . . Graf Bech.

Herren und Damen.

Oberſtkämmerer Generallieut. Freih. von der Tann (Max Graf von Tattenbach)	führt	Fürſtin von Oettingen-Spielberg.
Erblandmarſchall Freih. v. Gumppenberg-Pöttmes (Joſ Ignaz Freih. v. Gumppenberg-Pöttmes)	„	Fürſtin von Turn und Taxis.
Reichstags-Geſandter . . . . Graf Leyden (Reichsfreiherr von Leyden)	„	Gräfin Arco-Zinneberg.
Oberſtſtallmeiſter . Graf Seinsheim-Sünching (Graf von Seinsheim-Sünching)	„	Gräfin Pocci.
Oberſtjägermeiſter . . . Graf Yrſch-Pinzenau (Reichsfreih. Sigmund Friedrich v. Preyſing)	„	Freifrau von Schrenk.
Oberſtſilberkämmerer . . . Graf Arco-Valley (Angelo Graf von Leoni)	„	Gräfin Seinsheim-Grünbach.

Hofmusik- u. Theat.-Intend. Graf Seinsheim-Grünbach (Graf Seeau)	„	Fürstin Adele von der Leyen.
Trabantenhauptmann . . Graf Seyssel d'Aix (Johann Claudius von Seyssel)	„	Gräfin Butler.
Viceoberstfalkenmeister Fürst Paul Thurn und Taxis (Graf Leoni)	„	Gräfin Seinsheim-Sünching.
Kammerherren:		
(Carl Jos. Freih. v. Perglas) Baron Perglas	„	Gräfin Yrsch-Pinzenau.
(Emanuel Freih. v. Perfall) Baron Perfall	„	Gräfin Drechsel.
Offiziere:		
Rittmeister Graf Pieregg	„	Freifrau von Moy.
Oberlieutenant Graf Oberndorff	„	Gräfin Carl Arco-Valley.
Hauptmann Graf Jonner	„	Gräfin Spaur.
Graf Theodor Yrsch	„	Freifrau C. von Cetto.

Fräuleinhofmeisterin.

(Frau Gräfin Hundt) . . Freifrau C. von Cetto.

Die Fräulein.

Fürstin Clementine Oettingen-Spielberg,	Fürstin Amalie von Thurn und Taxis,
Fürstin Camilla Oettingen-Spielberg,	Gräfin Fanny Butler,
Gräfin Ida Butler,	Gräfin Marie Pocci,
Fräulein von Schrenk,	Gräfin Sophie Rechberg,
Gräfin Gabriele Rechberg,	Gräfin Waldburg-Zeil,
Gräfin Elise La Rosée,	Gräfin Louise La Rosée,
Fräulein von Horneck,	Gräfin Fanny Seinsheim-Sünching,
Gräfin Therese Seinsheim-Sünching,	Gräfin Mechtilde Arco-Zinneberg.
Gräfin Isabella Seinsheim-Grünbach,	

Offiziere der churbayerischen Armee.

Oberlieutenant Graf Yrsch,	Hauptmann Freiherr v. Crailsheim.
Lieutenant Fürst Wrede,	Lieutenant Adalbert Graf Seinsheim.
Lieutenant Graf Pocci,	

Quadrille.

S. K. H. Prinz Ludwig	Fürstin Hohenlohe-Bartenstein.
S. K. H. Prinz Leopold	Gräfin Arco-Zinneberg.
Graf Carl Arco-Valley	Gräfin Seilern.

Fürst Hohenlohe-Bartenstein . . .	Gräfin Marie Arco-Valley.
Graf Pergen	Gräfin Charlotte Leyden.
Graf Carl Arco-Zinneberg . . .	Fürstin Sophie Taxis.
Graf Spaur	Fräulein Auguste von Redwitz.
Graf Dreschel	Fräulein Ida von Seckendorff.
Graf Butler	Gräfin Charlotte Berchem.
Graf Ludwig Arco-Zinneberg . .	Gräfin Oberndorff.
Graf Tattenbach	Fräulein von Freyberg.
Graf Ernst Rechberg	Gräfin Montgelas.

Edelknaben.

Graf von der Mühle,	Freiherr von Pfetten,
Graf Seinsheim,	Freiherr von Unterrichter.

Haben wir somit den Leser mit der Reihenfolge des Festzuges bekannt gemacht, so wäre es nun an dem, dieses Prachtgemälde mit Farben auszumalen und auch die Trachten zu schildern, in welchen alle Herrschaften geschmückt waren. Schon die vorausschreitenden Edelknaben nahmen sich in ihren silbergalonirten blausammtnen Wämsern, dann mit sauber weiß gepudertem Haare und niedlichen Haarbeutelchen schmuck aus, zumal da von ihren Schultern, wie es den Pagen üblich ist, Silber und Goldbänder wallten. Der hinter ihnen mit einem großen goldbeknopften Stabe vornehm schreitende Oberhofmarschall glänzte in silberverbrämtem rothem Galarocke, den zierlichen Degen an der Seite; Alles überstrahlend aber trat die Churfürstin einher in einem Hermelinkleide, mit purpursammtnem goldgesticktem Ueberwurfe, übersät mit Diamantenschmucke; das gepuderte Haar zierte ein Krönlein. Der Churfürst selbst war in blau Sammt mit Silber gestickt gekleidet; nicht minder prachtvoll erschien Herzog und Herzogin Clemens; der junge Prinz von Zweibrücken als Inhaber eines Dragonerregimentes in schlichtweißer Uniform mit rothen Aufschlägen. Es bedarf wohl nicht der Bemerkung, daß die damalige Männertracht der sogenannte altmodische Frack oder Rock war, mit breiten Taschen, galonirt oder ringsum gestickt, nicht selten mit Blumengewinden in Seide; um den Hals eine Spitzenbinde geschlungen, Jabot und Marschetten durften nicht fehlen. Man trug kurze Beinkleider von Atlas oder Sammt, Seidenstrümpfe und Schuhe mit schönen Silber- oder Stahl- auch Brillant-Schnallen. Die Damen steckten im sogenannten

Reifrocke, der namentlich an den Hüften sich dermaßen ausbreitete, daß sie bekanntlich durch meist ganz breite Thüren oder in Portechaisen und Wagen nur nach der Seite eindringen konnten. Die Haare waren theilweise aufgelockt, an den Seiten hingen einzelne Haarlocken lang herab und den Hinterkopf zierte die Haarschlinge, Alles dick gepudert; Blumen, Bänder oder Schmuckgegenstände waren nach Geschmack beigefügt und so konnte jedes Köpfchen sich nach eigener Laune putzen. Der Obertheil der Kleider war ziemlich weit ausgeschnitten und auf dem Mieder oder Brusttheil konnten in Hülle und Fülle Edelsteine oder Perlen angebracht werden. Rückwärts wallte das Gewand im sogenannten „Schlender" herab, der in einem Stück mit dem Ueberkleide zwischen den Schultern befestigt war. Das Unterkleid, nur vorne durch den Ausschnitt des Ueberkleides sichtbar, war zumeist von Seide oder Atlas, letzteres von dunkelfärbigem dichterem Stoffe. Der Wahl in Farbe wie Zeug war der weiteste Spielraum gegeben. So war denn auch das Gefolge des Hofes in der That das mannigfaltigste Gemälde von Gestalten, wie wir sie in alten Residenzen und Hofschlössern nicht selten in Gemächern und auf den Gängen an der Wand prangen sehen.

Sehr zierlich nahmen sich aber auch die Offiziere der „churbayerischen Armee" aus, meist hübsche junge Herrchen, verschiedenfarbig je nach den damaligen Regimentsuniformen angethan, mit Zopf und Degen und in der Hand das dreieckiggestülpte Hütchen mit dem blauweißen Busche darauf. Schnurrbärte zu tragen war jenerzeit nicht üblich; mußte sich ja Churfürst Max Emanuel schon, als er im türkischen Lager mit dem Generalvezir des Großherrn verhandelte, ein Schnurrbärtlein annalen, da die türkische Sitte es nicht zuließ mit einem „Unbebarteten" zu conferiren. Allerliebst aber war es, wie dieses bunte Gewirre unter weiß gepuderten Köpfen webte und wogte; man glaubte selbst zurückversetzt zu sein in jene Zeit chevalereske Courtoisie, wo nicht die allgemeine Nivelirung durch den neu eingeführten schwarzen Frack der malerischen bunten Mannigfaltigkeit Eintrag gethan hatte.

Solch einen Mummenschanz läßt man sich gefallen; denn er gleicht ja irgend einem Kunstwerke, welches uns als historische Darstellung werthvoll ist und eben darum sollte auch diesem Feste am Hofe des edlen Königs Max II. von Bayern ein Blatt des Andenkens geweiht sein.

Die kleine Feldmagd.

Von Louise v. Plocnics.

Es war einmal eine allerliebste kleine Schäferin, die Lilla Rosa hieß; sie hütete die Ziegen und war selbst so flink und munter wie ein Reh. Am liebsten sprang sie auf der großen grünen Wiese herum, die mit tausend Butter- und Gänseblümchen wie übersäet war, und auf den Feldern, wo das Heidekorn wuchs, und weil es eine Lust war, sie herumstreichen zu sehen auf Feld und Au, nannten sie die Leute nur die kleine Feldmagd.

Ihr liebster Spielgefährte war der Wind: mit ihm jagte sie über Berg und Thal und ließ ihn mit ihren langen, blonden Haaren spielen. Wenn sie sich ausgetobt hatte und müde war, setzte sie sich an dem Bache nieder: der war so hell und klar, wie ihre blauen Augen und der Himmel und die Wolken und ihr eigenes blühendes Gesichtchen spiegelten sich darin. Sie trank daraus aus ihrer hohlen Hand, und wenn sie auch weiter nichts hatte, als Wasser und ein trockenes Stück Brod, so war sie doch immer zufrieden und vergnügt. Sie sang den lieben, langen Tag mit heller Stimme, als wenn sie bei den Vöglein in die Schule gegangen wäre und wußte so viel hübsche, lustige Liedchen, daß sie gar kein Ende nahmen.

Nicht weit von der Wiese stand das Schloß des Königs, aber es war mit hohen Mauern umgeben und sah recht finster aus. Drinnen war es mit aller Pracht und Herrlichkeit ausgeschmückt und die köstlichsten Wohlgerüche durchdrangen die Luft. Aber der frische Frühlingshauch und die freundlichen Sonnenstrahlen waren verbotene Gäste. Dichte Purpurvorhänge verhingen die Wände und kostbare Teppiche mit künstlich gewirkten Blumen bedeckten den Fußboden.

Aber bei all der Pracht war es doch eigentlich recht traurig in dem Schloß. Der junge König, dem das Alles gehörte, war auch gar nicht vergnügt; er lag auf einem prächtigen goldnen Ruhebett und gähnte. Manchmal weinte er auch und da sagten die Hofleute, er sei krank und machten noch dunkler um ihn her und ließen den Doktor holen. Der verschrieb ihm viele Arzneien, aber es wollte nicht besser werden, und er wälzte sich seufzend auf seinem goldnen Lager umher. Es ward ihm so angst, so bang und da alle Diener ihrem Vergnügen nachgegangen waren, machte er ein wenig das Fenster auf, um Luft zu schöpfen. Da hörte er plötzlich einen Ton so hell, wie er

noch nie in seinem Leben was gehört hatte. Er rief seinem Pagen und sagte: „Was ist denn das für ein Vogel, der da drunten so lieblich singt? es ist keine Lerche und keine Nachtigall und singt doch schöner als alle beide."

„Ja, das ist auch kein Vogel," erwiederte der Page, „das ist die kleine Feldmagd."

„Sie soll gleich heraufkommen und mir singen," befahl der König, „es ist mir, als könnte mich ihr frischer Gesang gesund machen."

Schnell lief der Diener hinunter zu der kleinen Feldmagd und sagte: „Tummle Dich, Du kleines Ding, und komm gleich herauf, denn Du sollst vor dem König stehen."

„Wie könnte ich vor dem König stehen in meinem grauen Röckchen?" sagte die kleine Feldmagd.

„Ei, dem König ist's nicht um Deinen Anzug zu thun; Du sollst ihm singen; der hat genug geputzte Leute um sich," entgegnete der Page.

Da ging die kleine Feldmagd mit dem Pagen hinauf und dieser führte sie vor den König. Der sah matt und bleich aus, aber er lächelte ihr freundlich entgegen und sagte: „Jetzt singe mir so schnell wie möglich das Lied, das Du eben drunten auf der Wiese gesungen hast."

Aber die kleine Feldmagd sprach: „Geht mit mir hinunter auf die Wiese, da will ich Euch singen; es ist mir hier zu dunkel und die dicke Luft nimmt mir den Athem."

„Schiebt die Vorhänge weg und öffnet die Fenster!" rief der König seinem Pagen zu.

„Nun jetzt, jetzt singe mir ein Lied," sprach er schnell zu der kleinen Feldmagd, „ich schenke Dir auch eine schöne seidene Schürze."

„Was soll ich mit der seidenen Schürze thun?" sagte die kleine Feldmagd, „ich hüte meine Ziegen auf den Wiesen und auf den Bergen."

„Nun, so will ich Dir ein Schiff mit Rudern und Segeln geben, wie es draußen auf der See geht," sagte der König.

„Was soll ich mit dem Schiffe thun?" sagte die kleine Feldmagd, „ich hüte meine Ziegen auf den Wiesen und auf den Bergen."

„Ich will Dich aber einmal singen hören!" rief der König ärgerlich, „so will ich Dir denn mein halbes Königreich schenken."

„Was soll ich mit Eurem halben Königreiche thun?" sagte die kleine Feldmagd, „ich hüte meine Ziegen auf den Wiesen und auf den Bergen."

„Eigensinniges Ding!“ rief der König, so will ich Dir meine Krone schenken!“

„Was soll ich mit Eurer Krone thun,“ sagte die kleine Feldmagd, „ich hüte meine Ziegen auf den Wiesen und auf den Bergen.“

„Wenn Du mir nicht singst,“ rief der König aus, „so bin ich der unglücklichste Mensch auf Gottes Erdboden,“ und ein Strom von Thränen floß ihm von der bleichen Wange herab.

„Ei, so kommt mit mir hinunter auf die Wiese,“ sagte gutmüthig die kleine Feldmagd; und sie nahm den kranken König bei der Hand, zog ihn aus dem düstern Zimmer und führte ihn hinaus auf die frische grüne Wiese. Da setzte er sich mitten in die blühenden Blumen hinein, und sie setzte sich ihm gegenüber und sang.

Bei dem ersten Liede kamen alle Vögelchen aus dem Wald geflogen und setzten sich horchend um sie herum, und alle Rehe guckten neugierig mit ihren braunen Augen aus dem Gebüsche. Sie kamen immer näher und lagerten sich ihr zu Füßen; der kranke König aber that einen tiefen Athemzug und seine trüben Augen wurden hell.

Bei dem zweiten Liede sah man, wie sich drüben auf dem Meer die Schiffe, die vor Anker lagen, vor Vergnügen hin und her schaukelten; der kranke König aber stand auf, setzte sich der kleinen Feldmagd zu Füßen und legte sein Haupt in ihren Schooß.

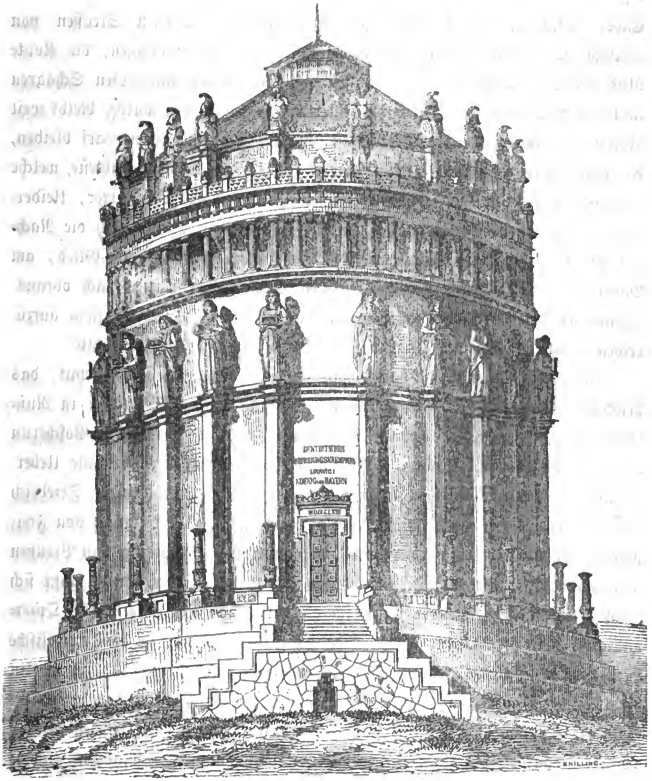
Bei dem dritten Liede gieng der Mond auf und stand über ihrem Haupt, der König aber nahm sich selbst die goldene Krone ab, setzte sie der kleinen Feldmagd auf nnd sprach: „Sei meine Königin und herrsche mit mir in meinem Schloß.“

Die kleine Feldmagd aber sagte: „Was soll ich mit Eurer Krone thun? ich hüte meine Ziegen auf den Wiesen und auf den Bergen!“

Da ging der König allein in sein Schloß zurück, aber er ließ die hohen Mauern niederreißen und eine Rosenhecke darum herpflanzen. Dann ließ er Luft und Licht in die hohen, dumpfen Gemächer ein, ließ alle Thüren öffnen, daß alle seine Unterthanen ihn besuchen konnten, wann sie nur wollten. Die Vögel aus dem Wald nisteten in den Rosenhecken, die Rehe liefen bis unter seine Fenster herbei, und die kleinen Kinder spielten vergnügt auf den Stufen seines Marmorpallastes. Der König wurde gesund und vergnügt, und Lilla Rosa hütet die Ziegen auf den Wiesen und auf den Bergen.

Die Befreiungshalle zu Kelheim.

Geschildert von **Hans Weininger** in Regensburg.



Im Jahr 1811 stand Kaiser Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht. Mit Ausnahme des weit entfernten Rußland war ganz Europa ihm unterthan. Dieses tief nach Asien hinein sich erstreckende Reich sollte gleich den

anderen auch noch gedemüthigt werden und zwar mit Hülfe seiner dazu gezwungenen Bundesgenossen.

Von denselben gefolgt, war die „große Armee" der Franzosen 1812 allenthalben Sieger. Der Brand von Moskau und ein früh sich einstellender sehr harter Winter machten jedoch der ganzen Herrlichkeit bald ein Ende. Statt auf dem Rückwege die verschont gebliebenen Straßen von Kaluga einschlagen zu können, wurden die Franzosen gezwungen, die Route über Wilna zu nehmen. Das gräßliche Elend der ordnungslosen Schaaren läßt sich nicht schildern. Alles was hierüber je geschrieben wurde, bleibt weit hinter der haarsträubenden Wirklichkeit zurück. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß nachdem die sogenannte „große Armee", die schönste und bestgeübteste, welche die Welt je gesehen, zu einem regellosen Haufen halbverhungerter, kleider- und waffenloser Wilder geworden, die Bayern unter Wrede noch die Nachhut bildeten und zwanzig derselben, bewaffnet in Reih und Glied, am Morgen des 13. December den Grenzfluß Niemen überschritten nach vorausgegangenen heftigen Kämpfen mit den Russen, welche dieses Häuflein aufzureiben gedachten, das am Tage vorher noch 200 Feuergewehre zählte.

In ganz Deutschland hatte man sich schon lange danach gesehnt, das drückende französische Joch abzuwerfen. Die schrecklichen Ereignisse in Rußland boten hier nun die gewünschte Gelegenheit. In der Mühle Poscherun bei Tauroggen schloß am 30. December 1812 General York eine Uebereinkunft zu gemeinschaftlicher Action mit den nachdrängenden Russen. Friedrich Wilhelm III., lange unentschlossen, gab endlich nach. Die Bildung von Freiwilligen wurde am 3. Februar 1813 beschlossen und der König von Preußen war überrascht über die Wirkung dieses Aufrufes. Sehr schwach läßt sich wohl nur schildern, welcher Geist im ganzen Lande war und welche Opferwilligkeit herrschte. Kein Opfer schien zu groß, um nur ja die französische Herrschaft abzuschütteln. Neuntausend junge Männer ließen sich zu Berlin während der Dauer von drei Tagen in die Listen der Freiwilligen eintragen. Goldene Trauringe, welche oft noch das Einzige waren, was diesen Armen geblieben, wurden freudig hergegeben. Ein achtzehnjähriges Mädchen opferte ihr ausgezeichnet schönes blondes Haar, schon oft der Gegenstand des Neides wie der Bewunderung. Von diesem Haar ließ das Comité Ringe und Armbänder flechten, welche als Andenken an eine so schöne Hingebung theuer verkauft, der Kasse 250 Thaler einbrachten. Eleonora Prohaska trat un-

erkannt unter dem Namen August Renz unter die Lützowischen Jäger und fiel in dem Gefecht an der Görde am 16. September 1813 beim Sturm auf eine Batterie. So war damals die Hingabe des Einzelnen an das Ganze grenzenlos. Alle Arbeit und Thätigkeit galt der Befreiung des Vaterlandes. Niemand kehrte sich an den Befehl des Vicekönigs von Italien, der sein Hauptquartier in Köpenik bei Berlin genommen, welcher die Bewaffnung und den Abmarsch der Freiwilligen verbot. Einer der Ersten, welcher dem Könige eine kleine Schaar Freiwilliger zuführte, war der Dichter der Undine, der Freiherr de la Motte Fouqué. Dazumal entstand auch Theodor Körners Lied:

Männer und Buben.

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los,
Wer legt die Hände noch feig in den Schoos.
Pfui! über die Buben hinter dem Ofen
Unter den Schranzen und unter den Zofen:
2c. 2c. 2c.

Dies Lied eines 21jährigen Jünglings, der unter die Lützower getreten, führte dem Könige von Preußen mehr Leute zu, als seiner Zeit die Werbetrommel Frundsbergs oder des reichbegüterten Wallenstein für den Kaiser vermochte.

Am 20. Februar floß in Berlin das erste Blut deutscher Vaterlands-Vertheidiger. Etwa 300 Cosaken sprengten um die Mittagszeit in die Stadt, um die französische Besatzung zu verjagen. Wäre dieser Ueberfall am frühen Morgen geschehen, er wäre sicherlich geglückt. Ein Herr von Blomberg, der den Cosaken als Führer diente, fiel als der erste Deutsche unter französischen Schüssen. Am 10. März, dem Geburtstage der unvergeßlichen Königin Louise, geschah die Stiftung des eisernen Kreuzes, dabei ein Aufruf an das Volk, wodurch die bisherigen Zweifelhaftigkeiten beseitiget und dem untheilbaren Strome der Vaterlandsliebe und freiwilligen Hingebung die letzten Schleußen geöffnet wurden. Bildung des preußischen Landsturmes. Den Philosophen Fichte, Iffland den Theaterdichter wie den Director Schadow sah man da in den Waffen sich üben. Bemerkt muß hier werden, daß es nichts so Leichtes war, die Franzosen zu bewältigen, die bei ihrer Kriegserfahrung ihre volle Schuldigkeit thaten und ihre Gegner die Siege möglichst theuer bezahlen ließen. Dabei waren die Franzosen noch in dem Vortheile, daß bei ihnen

nur einer befehligte, während bei den Verbündeten nach einem alten Sprichworte viele Köche die Suppe versalzen halfen.

Bereits vor Anfang der vierziger Jahre beschloß ein für alles Gute und Schöne hochbegeisterter, ein durch und durch deutscher Fürst — König Ludwig I. von Bayern — dem Gedächtnisse der Helden des Befreiungskampfes einen weithin sichtbaren Ehrentempel zu erbauen. Dazu wählte er einen nach drei Seiten ziemlich steil abfallenden Bergvorsprung bei Kelheim aus, an dessen Fuß sich die Altmühl mit der Donau vereint. Nicht leicht hätte ein günstigerer Standpunkt gefunden werden können, denn er gestattet einen bezaubernden Einblick in das an malerischen Schönheiten so reiche Altmühlthal, in die tiefernsten Felsenpartien bei Weltenburg wie in das reichgesegnete Donauland. Von der Stromenge bei Weltenburg aus, wo die umgebenden Felsen so nahe an die Donau heran treten, daß man glauben könnte, sie wollten diesem Gewässer den Weg versperren, überrascht der Anblick der Befreiungshalle auf das Angenehmste. Hoch über verwitterten Felsenzacken hebt sie sich ungemein malerisch von dem tiefen Blau des Aethers oder dem dahinter wegziehenden Gewölke ab. Eine freudige Ueberraschung bemächtiget sich Aller, wenn das zu Thal fahrende Dampfschiff sie plötzlich erscheinen läßt.

Unter dem Donner des Geschützes, dem Geläute aller Glocken und dem vieltausendstimmigen Jubel der Bevölkerung trafen am 19. Oktober 1842 gegen 1 Uhr die königlichen Majestäten in Kelheim ein und begaben sich nach kurzem Aufenthalte den Michelsberg hinan zur Grundsteinlegung. Während nun ein Chor von etwa zweihundert Sängern unter Begleitung der Landwehrmusik begeisternde deutsche Volkslieder, darunter auch „Lützow's wilde, verwegene Jagd" anstimmte und Seine Majestät nebst Gefolge in das für ihn aufgestellte Zelt sich begab, hielt Herr Regierungs-Präsident von Niederbayern ... Ritter von Beisler — eine der Bedeutung des Festes entsprechende Anrede. Seine Majestät erwiederte: „Vergessen wir nie, was dem Befreiungskampfe vorher gegangen, was in die Lage uns gebracht, daß er nothwendig geworden und was den Sieg uns verschafft. Vergessen wir nie, ehren wir immer seine Helden. Sinken wir nie zurück in der Zerrissenheit Verderben. Das vereinigte Deutschland, es wird nicht überwunden."

Während der Sängerchor das für die Feier des Tages von dem König-

lichen Bauherrn gedichtete und von dem Kapellmeister Stunz komponirte Festlied absang, empfing Se. Majestät aus den Händen des Hofmarschalls verschiedene in den Grundstein zu bringende Gegenstände. Die Einlegung jedes derselben war von Trompetenstößen begleitet. Das Festlied klang:

Heil Euch, wackere Männer, muth'ge Krieger,
Die errungen ihr den Heldenkranz,
Heil Euch, treue Teutsche, tapfere Sieger!
Ewig währet Eurer Thaten Glanz.

Dumpf und finster halt' es uns umgeben,
Und kein Deutschland gab es damals mehr;
Ihr doch schwangt aufs Neue es zum Leben,
Siegreich ragt es wieder hoch und hehr!

Daß die Zwietracht schmählich uns gekettet,
Dieß vergessen werde nie und nie,
Daß die Eintracht uns allein gerettet,
Die der Heimath Sieg und Ruhm verlieh.

Durch der Zeiten weite Ferne schlinge
Immer sich der Eintracht heilig Band,
Jedes Teutschen Seele sie durchdringe,
Unbesiegt bleibt dann das Vaterland.

Am 18. Oktober 1863 — dem fünfzigjährigen Gedächtnißtage der Entscheidungsschlacht bei Leipzig — wurde bei der Eröffnung der Befreiungshalle dieses Lied wiederholt gesungen. Der feierlichen Grundsteinlegung folgte ein Bankett im deutschen Hofe zu Kelheim. Dieses verherrlichte der königliche Bauherr durch den Toast: Unserm gemeinsamen deutschen Vaterlande, das keinem anderen Lande nachsteht, das sich zu fühlen anfängt, das sich von keinem Fremden mehr wird unterdrücken lassen, Deutschland hoch!

Als der bisherige Baumeister der Befreiungshalle Director von Gärtner im Jahr 1847 mit Tod abgegangen, änderte Leo von Klenze den Bau in der Art, daß die Kuppel, welche den Bau überwölbt, von außen nicht sichtbar wird. Auch fielen die projectirten Arkaden der Außenseite hinweg und traten an deren Stelle massive Strebepfeiler, welche germanische Jungfrauen mit Tafeln in den Händen tragen. Jedenfalls hat der Bau hierdurch

an Orginalität wie seltener Eleganz gewonnen. Kein anderes Bauwerk der Welt läßt sich mit der Befreiungshalle vergleichen, es ist einzig in seiner Art.

In griechischem Style bildet das ganze einen Rundbau, welcher durch oben einfallendes Licht feenhaft beleuchtet wird. Ein Unterbau von drei mächtigen Stufen, welche zusammen 24 Fuß hoch sind, trägt die Rotunde. Die Zahl 18, der Entscheidungstag bei Leipzig im Oktober 1813, wiederholt sich allenthalben. So bricht sich der aus Kelheimer Kalkstein bestehende Unterbau in 18 stumpfen Kanten, auf ihm stehen 18 Kandelaber aus Carrarischem Marmor, 18 Strebepfeiler, welche sich nach oben verjüngen, tragen 18 germanische Jungfrauen in faltenreichen Gewändern, 18 Trophäen (Panzer, Helm und Schilde) schmücken das Kranzgesimse zunächst des Daches, die Namen von 18 deutschen Heerführern wie von eben so vielen Festungen liest man im Innern und 10 mal 18 beträgt die Höhe der Rotunde.

Die auf 8 Schuh dicken Strebepfeilern placirten germanischen Jungfrauen, nach zwei Modellen von Halbig in München ausgeführt, tragen dichte Eichenkränze um das Haupt, dessen reichgelockte Haare über Brust, Schultern und Rücken fließen. Das rechte Knie ist bei Allen leicht gebogen. Wie diese Jungfrauen die länglichte Tafeln halten, worauf die Namen deutscher Volksstämme verzeichnet sind, unterscheiden sich beide Arten. Dieser Inschriften wegen heißt man sie kurzweg „die Provinzen." Schreitet man vor dem nach Osten gerichteten und dem Städtchen Kehlheim zugewendeten Portale in nördlicher Richtung um diesen Prachtbau, so lauten die Innschriften: Preussen — Hannoveraner — Mähren — Sachsen — Schlesier — Brandenburger — Pommern — Mecklenburger — Westphalen — Hessen — Thueringer — Rheinlaender — Schwaben — Franken — Boehmen — Tyroler — Bayern — Oesterreicher. Je aus einem Stück weißen Kehlheimer Kalksteines gemeiselt hat jede dieser weiblichen Statuen eine Höhe von 20 Schuhen.

Ueber den „Provinzen" gestattet eine Säulengallerie eine wahrhaft bezaubernde Umschau, oberhalb dieser umschließt ein zierlich durchbrochenes Steingeländer den Bau und endet das mit Kupfer gedeckte Dach über dem einfallenden Lichte in einer stumpfen Spitze. Der blaßgelbe aber warme Ton des äusseren Verputzes macht sich sehr vortheilhaft. Die Thüren ausgenommen ist am ganzen Gebäude nichts von Holz. Kalkstein lieferten zum Bau die Brüche von Kelheim, Marmor jene von Schlanders (in Tirol), von Tegern-

see, von Bayreuth, von Siena, Carrara, Salzburg und Serravezza, Granit die von Hauzenberg bei Passau und vom Fichtelgebirge.

Ueber dem Eingange liest man:

DEN TEUTSCHEN
BEFREIUNGSKAEMPFERN
LUDWIGI
KOENIG VON BAYERN.
MDCCCLXIII.

Ins Innere getreten wird der Besucher auf das Angenehmste überrascht durch den Anblick der 34 Victorien, welche als die Symbole eben so vieler deutscher Staaten auf einem ungefähr 6 Schuh hohen und entsprechend breiten Fußgestelle (Stylobat) den Bau umschließen. Diese Siegesgöttinnen, welche wohl den Hauptschmuck des ganzen Baues bilden, scheinen zu leben und ist der durch sie hervorgebrachte Eindruck ein mächtiger. Je zwei dieser Victorien halten den zwischen ihnen auf einem niederen Marmorschafte ruhenden Bronceschild, während sie die freie Hand den Benachbarten bieten. Durch das Portal fällt der 18te Bronceschild wie zwei Siegesgöttinnen hinweg. Jene zunächst des Einganges placirten Victorien tragen in der demselben zugewendeten Hand je einen Palmzweig. Nach Modellen des leider zu frühe dahin geschiedenen Ludwig Schwanthaler*) gearbeitet, lassen sich in Haltung und Gewandung viererlei Muster unterscheiden. Sie überraschen in hohem Grade durch ihre Zusammenstellung wie die Anmuth ihrer Bewegungen. Hämische Creaturen pflegten diesem genialen Künstler nachzusagen, er modellire seine Figuren nicht sorgfältig genug nach der Natur, aber welches Leben er seinen Gebilden einzuhauchen wußte, beweisen die Figuren in den beiden Giebelfeldern der Walhalla.

Nun kommen wir zu den Schlachten und Treffen, welche in römischer Lapidarschrift auf den vergoldeten Bronceschilden prangen. Diese nur einzeln nach ihrem Wortlaut anzuführen, findet der Schreiber dieses doch zu trocken, weil der Leser nicht weiß, wodurch sie sich unterschieden, womit der Sieg errungen wurde, wer sich besonders hervorthat, wer die Führer waren und der-

*) Geboren am 26. August 1802 zu München, verblich er daselbst nach langen und schweren Leiden am 16. November 1848. Vergleiche hierüber Ludwig Schwanthaler, ein Lebensbild von Franz Pocci, im 3. Heft der Jugendblätter, Jahrg. 1863.

gleichen mehr. Besonders für jugendliche Gemüther sind derlei einfache Aufzeichnungen nicht am Platze. Was nun mit lateinischen Lettern folgt, steht in der Befreiungshalle, was als erläuternder Text ergänzt, ist Zuthat des Verfassers.

Treffen bei Danigkow V. April MDCCCXIII.

Bei den Versuchen des Vicekönigs von Italien, aus Magdeburg nach Berlin vorzudringen, kam es gegen den Befehl Yorks, sich in kein Gefecht einzulassen, doch am 5. zu einem sehr mörderischen bei Danigkow. Der Held des Tages war der „tolle Platen," der sich unbeirrt durch drei tiefe Gräben mit etwa 200 Reitern auf drei französische Cavallerie Regimenter (gewiß 1000 Pferde stark) stürzte, sie über den Haufen warf und vor sich her jagte. Etwa 1200 Russen, welche die Reserve bildeten, nahmen nur als Zuschauer an dem Gefechte Theil. Die Preußen verloren an Todten und Verwundeten etwa 380 Mann, die Franzosen 1200, darunter die Generale Grenier und Grundler und 38 Offiziere. In Gefangenschaft waren 20 Offiziere und gegen 4000 Gemeine gerathen. In dem Dorfe Danigkow allein wurden über 200 Gewehre gesammelt; hier gaben die Preußen keinen Pardon. Dieses Gefecht gehört zu den ruhmreichsten Waffenthaten des preußischen Heeres, insbesondere was den persönlichen Muth der Truppen anbetrifft.

Schlacht bei Grossbeeren XXIII. August MDCCCXIII.

Während Napoleon am 25. August in Stolpen mit den Dispositionen zur ferneren Kriegsführung beschäftigt war und voll prophetischer Zuversicht ausrief: „Marschall Oudinot wird heute in Berlin einrücken. Er hatte nur die preussische Landwehr und Canaille vor sich," traf eine Meldung dieses Marschalles ein, daß er am 23. bei Großbeeren, drei Stunden von Berlin, eine Schlacht verloren und seinen Rückzug auf Wittenberg nehme. Ganz besonders thaten sich die wackern Pommern hervor, die mit Kolbenschlägen dem Feind hart zu Leibe gingen. Außer der Rettung Berlins, wo die Franzosen schrecklich gewirthschaftet haben würden, waren 26 Kanonen, 60 Munitionswägen, 2000 Mann Gefangene — das mit 1800 Mann todten und sterbenden Sachsen wie Franzosen überdeckte Schlachtfeld — die Früchte dieses Sieges. Den Truppen des Kronprinzen von Schweden gebührt keinerlei Antheil am Siege, da sie hier eben so wenig zum Handkusse kamen wie später bei Den-

newitz. Zur Erwerbung von Norwegen, das ihm durch den Frieden von Kiel am (14. Januar 1814) der König von Dänemark lassen mußte, schonte der Kronprinz seine schwedischen Truppen, wie sich dies später herausstellte.

Schlacht an der Katzbach XXVI. August MDCCCXIII.

Als es am 26. August noch bis Mittag derart regnete, daß Preußen und Franzosen sich auf geringe Entfernung nicht mit Sicherheit wahrnehmen konnten, ging der rastlose Blücher zum Angriff über. Die Brigade Hünerbein kam zuerst an den Feind. Im dichtesten Kartätschenhagel ging das Brandenburger Bataillon Othegraven gegen ein Viereck der Franzosen vor, was dabei fiel, das fiel, unter Hurrah kehrte die Mannschaft die Gewehre um und nach kaum viertelstündiger Blutarbeit lag das ganze Viereck zu Boden geschlagen. Etwa noch 150 Lebende wurden als Gefangene aus dem Leichenhaufen heraus gezerrt. So löste sich die Schlacht an der Katzbach bald in eine Anzahl einzelner Gefechte auf, wo mit ungebundener Wildheit alles daran gesetzt wurde, die Franzosen zu vernichten oder zum Weichen zu bringen. Nach kaum zwei Stunden harten Streites, wo nun mehr die Geschütze sich entluden, war der Sieg errungen. Mit Zurücklassung sämmtlicher Kanonen, Munitions- und Gepäckwagen stürzten die Franzosen, Reiter und Fußvolk durcheinander, in die angeschwollenen Wildwasser. Wer das jenseitige Ufer erklomm, den erreichte der mörderische Kugelregen diesseits aufgefahrener Geschütze. Die Russen unter Sacken vollendeten die Blutarbeit, denn sie trieben das Corps des französischen Generals Souham, das, obgleich nach der Schlacht erst eingetroffen, den Kampf erneuern wollte, aus einander. Unzählige fanden in der reisend angeschwollenen Katzbach ihren Tod. Bis spät in der Nacht rollte der Donner der russischen Geschütze.

Schlacht bei Kulm XXX. August MDCCCXIII.

Nachdem der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg den Oberbefehl an den russischen General Barclay de Tolly abgetreten, ging dieser daran, dem durch dreitägiges Fechten und Marschiren erschöpften und etwa noch 22000 Mann zählenden Heere des Generals Vandamme, das in der sogenannten Wolfsgrube bei Kulm eingekeilt stack, den Garaus zu machen. Durch die Ankunft der Preußen noch mehr in die Enge getrieben, faßte Vandamme den verzweifelten Entschluß, mit Hinterlassung seiner Geschütze und Wägen sich durch

diese nach der Elbe durchzuschlagen. Bei „Schande," wo 4000 Franzosen das Gewehr streckten, fiel Vandamme in die Hände russischer Jäger zu Pferde, welche denselben den nach Beute umher streifenden Cosacken überließen, deren Anführer ihn nach Teplitz zum Kaiser Alexander brachte. Als die Cosacken das Pferd Vandammes wegführten, fiel der sonst gegen Menschen so hartherzige Mann dem treuen Schlachtroß mit Thränen um den Hals und küßte es. Vandamme zählte zu den ausgezeichnetsten Generalen der französischen Armee, bereits 1792 General war dies sein 14. Feldzug. — Jetzt war das Hauptquartir der verbündeten Monarchen der Badeort Teplitz. Der Verlust der Alliirten am 30. August soll bei den Preußen 1500, bei den Russen 1002 und bei den Oesterreichern 817 Mann betragen haben. Dagegen wurden 82 Geschütze und mehrere hundert Munitions- wie Bagagewägen erobert. Dadurch, daß Kleist bei Nollendorf über den Kamm des Gebirges stieg, kam er Vandamme in den Rücken und entschied den Sieg.

Schlacht bei Dennewitz VI. September MDCCCIII.

Der Zaubermärsche des Kronprinzen von Schweden mehr als satt, beschloß General Bülow einmal auf eigene Faust und gut Glück zu handeln. Nach dem Gefechte bei Hagelberg am 27. August, wo die handfeste kurmärker Landwehr zum erstenmal im Feuer den Franzosen unter Gerad übel mitgespielt, hatte Marschall Oudinot den Oberbefehl an Ney abgetreten. Am Abend des 5. September machte sich Bülow in größter Stille auf den Weg in der Voraussetzung, daß die Franzosen nach Jüterbock marschiren würden. In einer möglichst verdeckten Stellung wollte er den Feind vorüber ziehen lassen, um ihm dann in die Seite und den Rücken zu fallen. Marschall Neys Absicht ging dahin, zu Napoleon zu stoßen und mit diesem vereint auf Berlin zu marschiren. Ney zog am 6. September sorglos, gar nicht an die Möglichkeit einer Schlacht denkend, in der Entfernung von kaum einer Stunde an Bülow vorüber. Um 9 Uhr Morgens stieß Ney auf Tauenzien, der ihn bei Dennewitz, eine halbe Meile von Jüterbock erwartete. Nachdem Bülow dem Feinde in die Flanke und den Rücken gefallen, wogte der Kampf bei einer unendlichen Hitze lange unentschieden, denn die Franzosen schlugen sich unter Ney, der gewiß kein Anfänger war, mit der entschiedensten Bravour. Dies bezeugt auch der Verlust der Preußen. So büßte das colbergische Regiment 26 Offiziere und 763 Mann, das erste neumärkische Landwehr-Regiment 34 Offiziere und

550 Mann ein. Hätte der Kronprinz von Schweden, welchen Bülow rechtzeitig vom Gang der Schlacht in Kenntniß setzen ließ, seine Schuldigkeit gethan, die Franzosen und die mit ihnen alliirten Italiener, Sachsen, Würtemberger und Bayern wären aufgerieben worden. So aber begnügte er sich Abends 6 Uhr seine Russen und Schweden in Schlachtordnung aufmarschiren zu lassen. Bülow, der Sieger bei Großbeeren, erhielt von seinem Könige das Großkreuz des eisernen Kreuzes als das höchste militärische Ehrenzeichen, das in diesem Kriege verliehen wurde.

Noch vorher fand bei Gadebusch am 25. August, als die lützowischen Jäger einen feindlichen Transport aufhoben, Theodor Körner den schönsten Soldatentod und ward unter einer Eiche bei Wöbbelin feierlich zur Erde bestattet, welcher Baum seither seinen Namen trägt und mittelst eines eisernen Gitters abgeschlossen ist.

Treffen bei Wartenburg III. October MDCCCXIII.

Auf Blüchers Befehl: „die Elbe passiren und Wartenburg nehmen," wurde am 3. Oktober früh Morgens mittelst zweier Brücken bei „Elster" über die Elbe gesetzt und gegen Wartenburg vorgerückt, das man sich nur schwach besetzt dachte, aber es war den Abend zuvor ein ganzes französisches Armeecorps daselbst eingetroffen. Lange schwankte das Gefecht unentschieden; da das Dorf Bleddin von einer württembergischen Brigade entschlossen vertheidiget wurde. Erst nach der Wegnahme dieses Dorfes konnte der rechte Flügel des Gegners umgangen werden. Das Yorksche Corps zählte an Todten und Verwundeten 67 Offiziere und 1550 Mann, das Leibfüsilierbataillon hatte allein gegen 300 verloren. Mehrere hundert Beutepferde, 14 Geschütze, 70 Munitionswägen waren die Erfolge dieses harten Strausses.

Somit stand das schlesische Heer jetzt auf dem linken Elbeufer. Folgte das Nordheer unter dem Kronprinzen von Schweden nach und fand sich das böhmische Heer bei Leipzig ein, wie verabredet worden, stand der härteste Kampf um dessen Besitz bevor.

Schlacht bei Leipzig XVI—XIX. October MDCCCXIII.

Dieser großen Völkerschlacht ging am 14. October das Reitergefecht von Liebertwolkwitz voran, wo König Murat nur mit äußerster Noth der Gefangenschaft entkam. Napoleon hatte sein Schlachtfeld so gewählt, daß

wenn es ihm gelang die drei ihn umringenden Heere auseinander zu halten und einzeln zu schlagen, er hoffen durfte, die ganze Elblinie für den kommenden Winter zu behaupten. Der Zahl nach waren ihm die Gegner beinahe um das Doppelte überlegen. Er verfügte über 170,000 Mann mit 700 Kanonen, während seine Gegner 300,000 Combattanten und 1384 Kanonen zählten. Als den Knotenpunkt seiner Stellung erwählte sich Napoleon Leipzig, dessen alte Festungsgräben und Thore er durch Pallisaden zu verstärken befahl.

Bei Wachau begann am 16. October der blutige Streit, in dem die Verbündeten den Kürzeren zogen. An 50,000 Todte und Verwundete von beiden Seiten bedeckten die Wahlstatt. An diesem Tage wurde von den Oesterreichern bei Connewitz, von denselben unter Gyulai bei Lindenau, von dem schlesischen Heere unter Blücher bei Möckern gefochten. Der österreichische General Graf Meerveldt gerieth bei Connewitz in Gefangenschaft und der Kronprinz von Schweden rührte sich nicht von der Stelle, obgleich er das Corps Blüchers unterstützen sollte. Nach schweren Verlusten gelang es der Heeresabtheilung des Generals Yorks, Möckern zu behaupten. Die Einbuße der Preußen betrug hier allein 7000 Mann, einige Regimenter wurden fast aufgerieben.

Am 17. ruhte der Kampf, um am kommenden Tage desto furchtbarer und heftiger zu entbrennen.

Sachsen und Württemberger hatten es längst satt bekommen, statt der Franzosen als Kanonenfutter an die gefährlichsten Stellen geschoben und nachher von diesen im Stiche gelassen zu werden. Eingekeilt zwischen den französischen Colonnen, mußten sie gegen ihre Landsleute fechten, ob sie nun wollten oder nicht. Bei Paunsdorf ging zuerst die sächsische Reiterei, bei Seegeritz die sächsische Infanterie zu den Russen über, welche ihre Gegner gewesen. Nach diesen verließ eine württembergische Reiterbrigade den Zwangdienst Frankreichs. Während der Schlacht hütete bei Eulenburg eine bayerische Brigade (Raglovich) das Gepäck der Franzosen und hatte keinerlei Ahnung von dem Anschluße Bayerns an die Verbündeten.

Hartnäckiger Kampf bei Gohlis und bei dem Hall'schen Thore von Seite der Preußen, um den Besitz des Dorfes Schönfeld von Seite der Russen. Bereits um 11 Uhr Vormittags ordnete Napoleon den successiven Rückzug durch Leipzig an, dabei aber noch harte Nüsse den Verbündeten zum

Aufknacken überlassend. Sturm der Russen auf Unter-Zwei-Naundorf, der Oesterreicher auf Stötteritz. Als es zu nachten anfing, drängten sich die Franzosen nach Leipzig hinein, dessen Straßen und Plätze voll von verschmachtenden Blessirten und Sterbenden lagen. Viele derselben kamen in der Nacht um vor Elend und Kälte. Die einbrechende Dunkelheit gebot endlich Stille. Langeron mit seinen Russen kampirte in Schönfeld, die Preußen unter Bülow auf den Hohenzügen bei Sellerhausen, die Oesterreicher unter Gyulai — nachdem man den Kaiser Napoleon Nachmittags gegen Weißenfels und Merseburg hatte entwischen lassen — bei Eröbern, Knauthain Großzschocher und Rehbach. Am 19. October Erstürmung der Grimma'schen Vorstadt durch ostpreußische Landwehr unter Bülow, des äußeren Halle'schen Thores durch das schlesische Heer unter Blücher. Durch zu frühes Sprengen der Elsterbrücke geriethen 15,000 Franzosen in Gefangenschaft und Fürst Poniatowsky fand im Richter'schen Garten seinen Tod in der Elster. Ueber Weißenfels, Freiburg, Erfurt, Hanau und Frankfurt zogen sich die Franzosen, vielfältig in die Enge genommen, zurück.

Bei Hanau warf sich am 30. und 31. October der bayerische General Wrede den Franzosen entgegen. Diese jedoch erzwangen sich den Durchbruch Wrede selbst wurde schwer verwundet. Hätten die Verbündeten Napoleon verfolgt, wie dies Wrede auch voraussetzte, die Franzosen wären hier zwischen zwei Feuer und ihr Kaiser schwerlich entkommen.

(Schluß folgt.)

Wie der Hüther-Toni ein Maler wird.

Erzählung von Isabella Braun.

V.

Verworrene Pfade.

Für klare, ruhige Verstandes-Menschen sind die eigenen Fähigkeiten den Zahlen ähnlich: sie berechnen daraus ihre Erfolge und die Wirklichkeit macht

die Probe darüber. Anders ist es bei Jenen, deren Gemüth dem Meere gleicht: unergründlich, friedlich still und wieder aufgeregt zum schäumenden Wogenschlage; da gibt es auch eine geistige Ebbe und Fluth.

Solch eine Fluth war Antons kühnes Selbstvertrauen gewesen; darauf folgte das tiefste Verzagen an seinen Fähigkeiten, und er wäre sicher unterlegen, ohne das köstliche Gut seiner zähen Ausdauer. Sie verhalf ihm wieder zum Gleichgewichte und die gemachten Erfahrungen wurden ein kleiner Schatz, von dem er zehrte; sein ihm innewohnender Genius zeigte aufs Neue zum fernen Ziele, freilich über einen langen, dornenvollen Pfad. Er zog den geistigen Stachel aus seinem Fuße und pilgerte ruhig weiter. Anton besuchte nun wieder fleißig die Akademie und wenn auch die Bissen des täglichen Brodes immer schmäler wurden, so hatte er doch gelernt, sein Leben zu fristen, freilich nicht mit Skizzen und Bildern, welche Niemand kaufte; er mußte schon bescheidener beginnen, der helle Silberklang jener drei Thaler hatte ihm diese Lehre vorgehalten. Beim nächsten Kosttage zeichnete er des Vetters Kanuffio und dies brachte ihm manchen halben Gulden ein, denn der kluge Hund präsentirte sich in verschiedenen malerischen Stellungen; Anton wurde nicht müde, dieselben zu zeichnen und der Vetter nicht müde, sie zu bezahlen, denn er freute sich stets auf's Neue darüber. Diese sorgfältigen Zeichnungen gingen dann von Hand zu Hand, wenn die Gäste des Abends beim Glase Bier saßen; sie wurden nicht nur bewundert, sondern verschafften dem jungen Künstler immer neue Bestellungen; bald hatte er alle Hundegattungen studirt und gezeichnet, und welch' köstliche Späße gab es dabei für den an Freude so armen Knaben, und wie Vieles konnte er lernen mit seinem rastlosen Fleiße, der auch beim kleinsten Erwerbe den großen Zweck niemals aus den Augen verlor. Bisbisweilen wünschte er sehnlich, die Hunde möchten sich in Kühe und Ochsen verwandeln, was den Besitzern vielleicht auch angenehm gewesen wäre; dieses kleine Gethier mit seinem zänkischen Gekläffe war doch nichts gegen die Lieblinge seiner Kindheit. Auf diese Weise hatte Anton sich ein Sümmchen erworben; freilich seufzte er oft bange, daß es so wenig vorwärts in seiner Kunst ging und er noch weit entfernt war, ein richtiger Maler zu sein.

Unter diesen Beschäftigungen hatte er die beiden Skizzen beinahe vergessen und wenn er an dieselben dachte, wurde er feuerroth in Beschämung, daß er sich so etwas Großes zugetraut hatte. Er vermied absichtlich den Weg am Kunstladen vorüber und so waren seit jenem Tage zwei Monate ver-

strichen. Nun mußte er aber nothgedrungen wieder vorbei, um ganz in der Nähe eine Zeichnung abzuliefern. Er schlug wohl die Augen nieder, als er sich den Auslegfenstern näherte, unwillkührlich aber blickte er nun doch dahin. Da bemächtigte sich seiner die größte Verwirrung — die Skizzen waren nicht mehr dort! — Sollte er hinein gehen und darnach fragen? Zweimal trat er vor und zweimal wieder zurück, endlich faßte er doch ein Herz, er konnte ja einen Bleistift kaufen und sich gar nicht den Anschein geben, als wollte er etwas Anderes. Nun lag seine arme, zitternde Hand auf dem Drücker der Glasthüre und sie ging auf. Der freundliche Kunsthändler stand ganz allein im Laden und erkannte ihn augenblicklich, indem er rief: „Wo stecken Sie denn so lange, junger Herr.? Wir haben uns fast die Augen nach Ihnen ausgeschaut, denn ein berühmter Maler nahm Ihre Bildchen mit fort. Bezahlt hat er freilich nicht dafür, hinterließ aber seine Karte und den Auftrag, Sie augenblicklich zu ihm zu senden, wann Sie kommen würden. Wo ist sie nur gleich? — Richtig, da! Und nun gratulire ich, junger Herr! das ist ein guter Freund! der kann Ihnen vorwärts helfen!" dabei streifte sein Blick theilnehmend des Jünglings armseligen Anzug.

Anton nahm die Karte und blickte auf den unbekannten Namen; es vergingen ihm alle Gedanken über dem Einen: „Das kann Niemand Anderer als mein Maler sein! wo hätte ich sonst einen Freund?" An den Bleistift dachte er auch nicht mehr und vergaß sogar Dank und Abschiedsgruß. Immer blickte er auf die zierlich gestochenen Buchstaben und die beigefügte Straße. Wie oftmals war er ahnungslos in letzter Zeit entlang derselben gegangen. Ein Maler, — sein Maler, sein Freund erwartete ihn. O seliges Pochen des Herzens, o Jubel ohne Gleichen! wie übermächtig waret ihr für den armen Knaben. Plötzlich blieb er stehen und betrachtete sich, als ein großer Spiegel an einer Glaswaarenhandlung seine Gestalt zeigte. Die Kleider waren total verwachsen, stellenweise zerrissen und fadenscheinig. Er hatte sich bisher seiner Armuth nicht geschämt, jetzt aber konnte sein Aussehen den großmüthigen Beschützer in Verlegenheit bringen; jetzt konnte dieser sich des zerlumptem Knaben schämen. Er berechnete schnell seine Ersparnisse, eilte nach Hause, raffte sie zusammen und ging geraden Weges zu einem Kleiderhändler. Bevor er sein Verlangen aussprach, legte er das Geld auf den Tisch und in wenig Minuten hatte er die Wahl getroffen, ja, er ging aus dem Ankleidestübchen wie umgewandelt hervor. Die alten Kleider ließ er zurück, um sie später abzuholen

Anton war zu einem hübschen Jünglinge erwachsen. Sein etwas langes Haar umschloß ein treuherziges Gesicht; die vielen Sorgen um das tägliche Brod hatten es zwar nicht zur vollen Rundung und Frische gelangen lassen; dafür lag ein sinnender Ausdruck in den Augen und jetzt in seiner Glückseligkeit gewährte er ein Bild von fast kindlicher Unschuld. Die neuen Kleider hoben seine schlanke Gestalt vortheilhaft hervor, es konnte wohl keinen größern Gegensatz geben, als den Hüther- und den Maler-Toni.

Die erwähnten Vorbereitungen hatten so viel Zeit erfordert, daß er nun aus seiner anfänglichen Verwirrung zum klaren, freudigen Bewußtsein der glücklichen Erwartung gekommen war und sich frohherzig der bezeichneten Wohnung näherte. An der Thüre stand auch der gleiche Name, wie auf seiner Karte und er zog die Klingel. Alsbald öffnete eine Frau und indem sie die Karte in Antons Fingern gewahrte, sagte sie: „Das ist gewiß der ehemalige Hüther-Toni? — wie mein Herr mich zu fragen beauftragte, wenn Einer mit solcher Karte sich einstellte;“ — und als Anton mit dem ganzen lächelnden Gesichte antwortete, fuhr sie fort: „Mein Herr hat Sie mehrere Tage, Stunde für Stunde erwartet; selbst noch als die plötzliche Nachricht von der Krankheit seines Vaters eintraf und er eilig sein Koffer packte, sprach er noch mitten in seinem Jammer: „Wenn der Toni kommt, so laßt ihn nicht fort, ohne daß er seine Adresse abgibt, und sagt ihm einen schönen Gruß von seinem alten Collegen;“ ja, so hat er gesagt, der gute Herr und hat dabei ein wenig gelächelt, aber dann gleich wieder geseufzt, als ob ihm das Herz brechen wollt, und nun ist er schon über fünf Wochen fort, ich weiß nicht, lebt sein Vater oder ist er gestorben. Mein Gott wer hätt' das geglaubt! ich seh' den guten Alten noch vor mir, als er vor fünf Jahren bei uns wohnte, denn mein Herr hat schon bei mir logirt vor der großen Reis' nach Italien!“

Die gute Frau hätte noch lange in ihrer unerschöpflichen Redseligkeit fortsprechen können, ohne von Anton unterbrochen zu werden, denn wieder waren alle seine Hoffnungen mit einem Schlage, gleich den jungen Blüthen vom schnellen Frühlingsreif, vernichtet. Nun folgte er mechanisch der Frau in des Malers Atelier und ein ehrfurchtsvolles, fast heiliges Gefühl ergriff ihn. Da hingen an den Wänden Bilder an Bilder aus wunderschönen unbekannten Gegenden und dort — wahrhaftig dort hieng die Skizze, welche der Maler in jener glücklichen Zeit entworfen hatte. Beinahe

wäre Anton in Thränen ausgebrochen; aber die fremden Augen scheuchten sie zurück und er schrieb mit fester Hand auf ein Blatt Papier seine Adresse.

Anton schlich mehr als er ging, gebeugten Hauptes nach Hause; der Wechsel seiner Empfindungen war zu groß, um damit rasch fertig zu werden. Nun sollte wieder das alte, von Tag zu Tag sich hinschleppende Leben beginnen! Aber nein, nein! klopfte es mit aufwallender Hoffnung in seinem Herzen. Nicht das alte Leben! er konnte an jedem Morgen mit einer seligen Erwartung den Tag beginnen, ja, er hatte die Gewißheit einer glücklichen Zukunft; nur geduldig warten und ausharren mußte er. Nun war er nicht mehr der verlassene freundlose Knabe, er besaß einen treuen, mächtigen Beschützer, der ihn trotz der fünf verflossenen Jahre nicht vergessen hatte. — Zwischen diese belebenden Gedanken drängte sich aber die Furcht, daß seine bisherigen Fortschritte den edlen Gönner enttäuschen würden, und dann fuhr eine beinahe fieberhafte Hast der Arbeit in ihn. Nun verließ er kaum seine Stube mehr. Er holte alle angefertigten Zeichnungen hervor, durchblätterte sie, entdeckte da und dort einen Fehler und machte sich eifrig darüber her, sie entweder zu verbessern, oder ganz neu zu entwerfen und sorgfältig auszuführen. Es war, als ob der bloße Gedanke an seinen edlen Freund zum Genius würde, ihm die Augen öffnete und die Hand leitete. Wenn dann der Abend kam, eilte er in seine „Glücksstraße," wie er sie nannte und blickte empor zu den Fenstern des Ateliers, ob kein Licht sich dort zeige. Ein paar mal hatte er auch gewagt schüchtern an der Glocke zu ziehen und nachzufragen; es war ihm dabei wieder ein Blick in das Heiligthum der Kunst vergönnt worden; er sah allerlei Gegenstände, welche seinem Freund gehörten und die redselige gute Frau konnte keinen aufmerksameren Zuhörer bei der Lobpreisung ihres Herrn finden, als seinen jungen Schützling, der ihr andächtig ins Auge schaute und ganz unwillkührlich die Hände faltete. Wenn er auch wieder ohne befriedigende Nachricht nach Hause ging, hatte seine Fantasie doch einen neuen Flug gethan und es wogte im jungen Gemüthe von schwärmerischer Liebesseligkeit.

Tage um Tage verstrichen, die Noth kehrte in erhöhtem Maße bei ihm ein; aber er getraute sich kaum, die Stube zu verlassen: Wenn sein Freund inzwischen käme — endlich mußte er ja doch kommen! — Während dieser ganzen Zeit, zwei langen Wochen, war er nicht einmal zum Vetter gegangen, und hatte sich lieber mit trockenem Brode begnügt. Der Verkauf seiner alten Kleider im Trödelladen diente zur kärglichen Fristung des Lebens; doch auch diese

kleine Summe ging zu Ende und immer noch wartete er, und immer noch kam der heißersehnte Beschirmer nicht zurück! Nun mußte er freilich wieder zum dicken Vetter Wirthe gehen, nicht allein, um zu essen, vielmehr um Aufträge einzuholen, und jetzt erst dachte er: „Gewiß hat der Vetter mein Ausbleiben verübelt!“ er fürchtete sich fast vor dem Gange, doch es blieb kein Ausweg, der Hunger trieb ihn gewaltsam.

In der nächsten Straße begegnete er einigen akademischen Schülern, welche lustig dahinzogen. Obwohl er mit Keinem Freundschaft geschlossen hatte, stand er doch mit allen kameradlich; diesesmal wäre er gerne unbeachtet vorübergegangen, doch sie hatten ihn bereits bemerkt und riefen ihm entgegen: „Rechts um! guter Freund, Du mußt mit zum Malkasten!“ — so nannten sie ein Wirthshaus, allwo sie gemeinschaftlich zechten. Und als sie nun seinen neuen Anzug bemerkten, fügte der Eine bei: „Er hat sein Glück gemacht und soll uns Alle frei halten!“ dabei ergriff er Antons Arm und hängte den seinen daran. Nun galt es, sich mit Ernst zu weigern und seine gänzliche Geldlosigkeit zu erklären! aber ein schallendes Gelächter war die Antwort und dazwischen hieß es: „Das ist das Loos aller Glücklichen!“ — „Keiner von uns hat einen rothen Heller!“ — Anton sah sie mit großen Blicken an und frug verwundert, von was sie dann bezahlen wollten? — Da rief Einer lachend: „Wir geben dem Wirthstöchterlein Unterricht im Adiren;“ — „und dem Söhnlein im Ankreiden!“ — Jetzt verstand der ehrliche, gewissenhafte Anton den Sinn dieser Reden. So laut auch sein Magen darein schrie, so unangenehm der Gang zum Vetter war, das Brod der Wohlthätigkeit dünkte ihm doch besser, als jenes der Betrügerei; denn was sind Schulden, ohne sichere Aussicht der Bezahlung anders? Er machte sich also gewaltsam von den leichtsinnigen Kameraden los und setzte seinen Gang fort.

Als der Vetter seinen ehemaligen Liebling in den schönen neuen Kleidern daher kommen sah, brummte er vor sich hin: „So, so! in den ist der Hochmuthsteufel gefahren; da hat meine Alte doch Recht gehabt. Nun braucht er freilich den Vetter nicht mehr; das hat man von seinen Gutthaten! aber warte Bürschlein, Du sollst kurz abfahren;“ — und als nun Anton mit seinem freundlichen, bescheidenen Gruße eintrat, kam ihm keiner entgegen. Der dicke Wirth maß ihn mit seinen Blicken vom Kopfe bis zum Fuße und sagte dann: „Wünsch Glück, junger Herr! — Vetter darf ich wohl nimmer sagen; bin viel zu gering dazu und mein Wirthshaus und die ordinäre Kost gleich-

falls für solch einen fürnehmen Gast, Ades!" — damit kehrte er Anton den Rücken; nur der treue Kanuffio sprang an ihm empor, aber der Wirth rief zornig: „Daher Kanuff!" und verließ mit dem Hunde, der ihm nachschlich, die Stube. —

Dies war ein tiefer Schmerz für Anton; sein warmes, dankbares Gemüth hatte sich an den sonst so gutmüthigen Vetter angeschlossen, und nun mußte er als ein Undankbarer das einzige Haus, welches ihm fast die Heimath ersetzte, verlassen. Eine Weile stand er in tiefster Verwirrung auf dem gleichen Platze; sollte er in die Küche gehen und der Wirthin Alles erklären? Aber wie konnte er dieses in Gegenwart der Mägde thun, ohne sich der tiefsten Erniedrigung auszusetzen? Nein, er wollte dem Vetter schreiben, er wollte ihm danken aus Herzensgrund, er wollte demüthig bitten um die erneute Fortdauer der Freundlichkeit. Eilig ging er nach Hause, führte seinen Vorsatz aus, doch am andern Tage kam der Brief uneröffnet zurück.

Nun war Anton von jeder Hilfe abgeschlossen und in den trostlosen Jammer hinein schrie der nagende Hunger; er hatte seit drei Tagen keinen Bissen über die Lippen gebracht. Er lehnte sich an die Stuhllehne zurück, einer Ohnmacht nahe; jetzt verschwand sogar die Hoffnung auf die Wiederkehr seines Gönners — wenigstens so lange dieses karge Lebensflämmchen noch glühe. Er hatte oft von Menschen gelesen, welche in den großen, fremden Städten verhungerten — umgeben von all dem Reichthum, aber was nützte er dem Einen, Verlassenen! Antons Jugend sträubte sich gegen diese Gedanken, es riß ihn vom Stuhle empor — hinaus in die vollen Straßen unter Menschen, in denen ja doch ein erbarmungsvolles Herz pochte. Alle gingen an ihm vorbei, kein Blick der Beachtung unter den Hunderten fiel auf ihn. Sollte er die Hand ausstrecken und betteln? — wer würde aber dem kräftigen, wohlgekleideten Jünglinge eine milde Spende reichen? — Nein, betteln konnte er nicht, wenigstens nicht in der Stadt; vielleicht, daß die schlichten Dorfbewohner ihm einen Bissen gewährten, wenn er daher käme, ein müder, verspäteter Spaziergänger. Von diesem Gedanken erfüllt, verließ er die Stadt und wanderte weit, weit hinaus, dem nächsten Dorfe zu. Der vollständigste Trübsinn hatte sich des armen, verlassenen Knaben bemächtigt; er verzweifelte an Allem: seinem Glücke, seinem Fleiße, seinen Fähigkeiten, und daß er es jemals im Leben zu etwas bringen würde. Was stand ihm endlich bevor, als heimzukehren, um nicht zu verhungern und

dann sich, seinen Eltern und beiden Wohlthätern Beschämung zu bereiten. Er hörte im Geiste bereits die ländlichen Hohnreden, er sah die ausgestreckten Finger nach dem Hüther-Toni, der ein Maler werden wollte, und es zu nichts gebracht hatte. — Da nagte es von Neuem in seiner Brust — er wußte selbst nicht, war es der Hunger oder der Seelenschmerz und dann dachte er: „Es dauert nicht mehr lange; bald wird's mit mir ganz zu Ende sein und es ist besser, als solch ein kummervolles, elendes Leben von einem Tag zum andern! —

Anton hatte sich immer mehr in seinen Jammer vertieft und fand nun keinen Ausweg mehr. Da leuchtete ihm das Kreuz der Dorfkirche im herbstlich frühen Sonnenuntergange entgegen, und ihr Scheideblick vergoldete auch die ärmlichen Denkmäler auf dem Friedhofe.

Es war wirklich ein kleiner, friedlicher Ort, weniger gepflegt von irdischer, als vielmehr von himmlischer Liebe, welche die Schlummerstätten mit hohem Grase und Blumen schmückt, von manchem wilden Rosenstrauche die Blüthen über längst vergessene Gräber streut und den bunten Schmetterling von Hügel zu Hügel sein Symbol der geistigen Verwandlung verkünden läßt. In Antons stimmungsfähiges Gemüth zog hier alsbald die ganze Stille dieses geweihten Ortes und er ruhte auf einem Grabe, dessen Inschrift verkündete, daß hier ein junger Leib dem Auferstehungsmorgen entgegen schlummere. O, es war so still in ihm geworden, daß er sich immer mehr und mehr sehnte, diesen Schlaf zu theilen und das müde Haupt unter solch ein Kreuz zu legen. Es war ja nun bald Schlafenszeit, die Sonne bereits untergegangen und jetzt ertönte feierlich das Abendgeläute. Er faltete die Hände zum Nachtgebete und lehnte müde sein Haupt an die einzige Stütze, welche dem Verlassenen bleibt, das Siegeszeichen von Golgatha. Nun verstummte der feierliche Klang, aber das Glöcklein zum Andenken der Verstorbenen reihte sich daran, lange, lange tönte es fort, es dünkte dem armen Anton sein eigenes „Gute Nacht-Geläute" zu sein. Endlich verstummte es, nur ein einzelner Ton schwebte scheidend nach, — wahre Todtenstille herrschte ringsum.

Aber gerade diese lautlose Stille brachte Anton zum Bewußtsein; die Stimme der Natur verlangte nun stürmisch ihr Recht; sie trieb ihn gewaltsam fort von den Todten zu den Lebenden. Das Portal der Kirche war geöffnet, der Küster mußte vom Abendläuten zurückkehren — und sogleich erhob sich Anton vom niedern Hügel, es zog ihn fort, dem Erretter ent-

gegen; bereits stand er unter dem Thore und blickte in das Innere des dämmerigen Raumes. Anfangs gewahrte er keinen Menschen; sein nächster Schritt hallte aber an das Ohr einer dunklen Gestalt, dort im Winkel, sie wandte sich gegen ihn und einer alten, zitternden Hand entfiel in der Ueberraschung die schwere Tafel, welche sie gehalten hatte. Anton trat ihr entgegen; es war der greise Küster mit dem Schlüsselbund in seiner Linken, und als er das Bild vom Boden aufhob, fuhr sich dieser über die gefurchte Stirne und seufzte schwer. Dann trat er aus dem Halbdunkel und sagte zu Anton:

„Verzeiht, junger Herr, einem alten Manne seine Versunkenheit, und daß er Euch fast für einen Geist gehalten; kein Wunder, wenn man immer unter Gräbern wandelt und erst heute! — Vor zehn Jahren an diesem Tag hab ich meinen einzigen Sohn verloren, er war just in Eurem Alter und wie ich seine abgebleichte Gedenktafel betrachte, nachdem ich in Gedanken ihm so eben wieder das Sterbglöcklein geläutet hab, müßt Ihr just vor mich treten! Aber ich weiß, ich weiß, die Todten kommen nicht zurück.“ —

Dieses Alles hatte der Greis mehr vor sich selber hin, als zu Anton geredet; als er jedoch geendet, schaute er empor und gewahrte in des Jünglings Auge eine Thräne, welche schwer und langsam über die blasse Wange rollte. Da erschrack der Greis auf's Neue, aber es war der Schrecken eines erbarmenden Gemüthes, das mit allerlei Kummer und Leid vertraut geworden ist. Er nahm ihn beim Arme, zog ihn mit sich fort und sagte: „Kommt, kommt! Euch fehlt was! dort ist mein Haus, nur wenige Schritte noch, junger Freund.“ —

Anton ließ sich willenlos von dem schwachen Greise führen und bald saß er im Lehnstuhle — einer tiefen Ohnmacht nahe. Er fühlte mehr, als er sah, daß sich geschäftige Hände um ihn regten, daß ein kühles Wasser seine Schläfe befeuchtete und jetzt benetzte ein Tropfen Wein die ausgetrockneten Lippen. Er that aus dem vorgehaltenen Glase einen langen Zug und erwachte zu vollem Bewußtsein. Eine ländlich gekleidete Frau, beinahe wie seine Mutter, stand ihm zur Seite; sie lächelte ihn an und hierauf sprach sie sanft: „So, jetzt ist's schon wieder gut, junger Herr! nehmt einige Löffel Suppe, das stärkt.“ — Und dann beugte sich auch das greise Haupt des Küsters über ihn; aber er sprach nichts, er nickte nur freundlich, als Anton begierig die Nahrung genoß. —

Die guten Leute mochten ohne alle Erklärung — nur aus Antons sicht-

barem Hunger die wahre Ursache seiner Ohnmacht errathen, denn die geschäftige Frau rückte den Tisch vor den Lehnstuhl, rüstete für sie Beide das Abendessen, stellte ein Teller vor Anton und bald saßen alle drei traulich beisammen. Der Küster entblößte sein Haupt, welches ein schwarzes, rundes Käppchen bedeckt hatte, und betete laut, daß Gott die Speisen gesegnen wolle. O, wie andächtig faltete auch Anton die Hände, und wie heilig gelobte er, nie mehr dieses Gebet zu unterlassen! —

Nach dem Essen sagte der Küster zu seinem Weibe: „Schau einmal den jungen Herrn an; sieht er nicht gerade aus wie unser Wilhelm? ich hab in der Dämmerung seinen Geist zu sehen gemeint, heut am Gedenktag, Mutter!“ —

„Mutter!“ — o heiliges Wort, das die Lippe des Gatten nachspricht, wenn schon das Kind im Grabe schläft. Es steht höher, als Alles; es verleiht die höchste Würde des Lebens! O möchte niemals eine Lippe es entweihen!

Nun begann auch Anton nach diesem Sohne zu fragen. Die beiden Ehegatten theilten sich abwechselnd in den langen Bericht, bisweilen von Antons Fragen unterbrochen. Sie hatten einen Sohn gehabt, nur diesen Einen, die Freude ihres Lebens, die Hoffnung ihres Alters. O, wie war er gediehen an Leib und Seele, der Stolz des Lehrers und Pfarrers, der tägliche Sonnenschein voll Lust und Heiterkeit in diesem Hause. Welche Pläne hatten sie entworfen, wie er einstens den Lehrer im Amte ablösen und auch die Arbeit des Vaters übernehmen könne. Aber es war auch ein kräftiger, kecker Bursche, den es jeden Herbst hinaustrieb in die Welt und in die Berge, hoch hinauf, wie die Gemse, und einmal kam er nicht wieder; heute vor zehn Jahren fand man ihn zerschellt in einer Bergschlucht, kein Hügel im Friedhof schloß sich über ihn, nur die gemalte verblichene Gedenktafel mahnte an den Jüngling.

Anton betrachtete sinnend das schlichte Gemälde und las die Gedenkschrift. Dann erbot er sich, dieselbe aufzufrischen und dann — erzählte auch er nach einigen bescheidenen Fragen seiner Gastfreunde, wie es ihm ergangen, wie er sich heute den Tod gewünscht und endlich doch vor ihm gezittert habe. Er reichte den beiden Alten die Hand für seine Lebensrettung und dann stöhnte er laut: „Mutter, Vater verzeiht mir! daß ich Euch im Elend vergessen habe. Ich will muthig ausharren, so schwer es auch noch kommt, damit Ihr nicht auch um mich weint, wie diese Beiden um ihren Sohn!“ —

Es war manche Stunde bei diesen vertraulichen Gesprächen verflossen; nun mahnte die Frau, daß es Schlafenszeit und Anton der Ruhe bedürftig sei. „Er soll in unsers Wilhelms Bett schlafen; seit zehn Jahren steht's unberührt, wie er's verlassen, in seiner Kammer" — sagte sie, und Beide geleiteten ihn bis zur Thüre.

Am nächsten Morgen ging Anton mit dem alten Paare in die Kirche, wo für den verstorbenen Sohn die jährliche Seelenmesse gehalten wurde. Ihm war es beinahe, als ob er dieser auferstandene Sohn sei und er machte das Gelöbniß, ein wackerer Sohn zu sein. Dann drängte ihm der Küster einen Vorschuß für die Wiederherstellung des Gemäldes auf; Anton nahm es unter den Arm, drückte noch oftmals die alten, biedern Hände und der Küster sagte beim Abschiede: „Vergeßt nie, junger Herr, daß unsers Wilhelms Stube für Euch bereit steht.

Auf dem Heimwege überdachte Anton wieder dies letzte Erlebniß. Mehr als Alles, was er bisher erfahren, erhob der Jammer dieser beiden Alten um den verlornen Sohn seinen Muth, denn er gedachte seinen eignen Eltern und aller auf ihn gesetzten Hoffnungen. Aber noch eine andere, starke Ermuthigung erfüllte ihn. Er hatte von der Wiederkehr des Malers die einzige Hilfe erwartet und in seinem heftigen Verlangen Gott diesen Weg gleichsam vorgezeichnet; da verzagte und verzweifelte er schier, weil sein Wunsch bisher unerfüllt geblieben. Und nun hörte er wieder seines würdigen Seelsorgers Worte: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, meine Wege sind nicht eure Wege!" — Er beugte demüthig sein Haupt und flüsterte: „Gott, Dir will ich künftig vertrauen; führe mich mit Deiner Barmherzigkeit!" —

Zu Hause angelangt, versorgte er sich sogleich mit Oelfarben und machte sich über seine Arbeit mit ausdauerndem Fleiße, als ob es ein Kunstwerk werden sollte. Das Bildchen zeigte nur eine schroffe Felsparthie; im Gestein war ein Kreuz angebracht und darunter befand sich die Inschrift. Anton gestaltete es zu einem malerischen Bilde, so gut er's nur vermochte. Als es fertig war, wanderte er wieder zum Dorfe hinaus, und erntete reiche Bewunderung. Statt der bisherigen Schmerzensthränen perlten nun Zähren der Freude darauf. Aber Anton wurde nicht so bald entlassen. Er aß aus Wilhelms Schüssel und schlief in Wilhelms Bett; Einer nach dem Andern kam zum jungen Maler, brachte Votivtafeln, oder verwischte Grabtäfelchen zum Aufbessern und der kurz zuvor so hochstrebende Geist des Jünglings

führte mit Fleiß und Liebe diese Aufträge aus, nahm dankbar den kleinen Lohn und als der Winter anrückte, konnte er mit einer erklecklichen Summe für seine ersten Studien in die Stadt zurückkehren.

VI.

Am ersten Ziele.

Schluß.

Als Anton von seinen neuen Freunden in die Stadt zurückkehrte, herrschte in der Natur bereits der heftige Kampf zwischen Herbst und Winter. Ein dichtes, graues Gewölke hieng am Horizonte, der Herbst wollte mit seinem Regenschauer die Oberhand behaupten und der Winter warf dazwischen als leichtes Geschütz seine Schneeflocken; sie wurden aber von den erstern völlig überwältigt und in graues Gewässer verwandelt. Dann sauste wieder pfeifend der Wind einher, jagte die Wolken auseinander und es war unsicher, wollte er zwischen den Beiden Frieden stiften, oder mit seinem Bruder, dem Froste nur dem Winter die Wege bahnen.

Das Dorf lag in geringer Entfernung von der Stadt. Anton wählte diesen ersten, winterlichen Tag zur Heimkehr, weil er ihn als Vorläufer von noch viel schlimmern betrachtete. Es dämmerte bereits, als er anlangte und machte sich durchaus keine gemüthliche Vorstellung von seiner feuchtkalten Stube; doch vermittelst des erworbenen Geldvorraths hoffte er sich eine behagliche Temperatur zu verschaffen und als gute Verheißung gewahrte er auch das alte Gesicht seiner Miethfrau hinter den Fensterscheiben. Sie öffnete ihm ehe seine Hand die Klingel zog und reichte ihm einen Brief entgegen, indem sie etwas verdrießlich sagte: „So, junger Herr, da ist ein Brief; es steht auch noch pressant darauf, als ob das etwas hälfe, wenn man wochenlang nicht heimkommt. Da liegt er schon seit vierzehn Tagen! nun, ich wünsch nur, daß er was Gutes bringt, das kommt nie zu unrechter Zeit."

Die Alte kehrte ihrem Miethsmanne, nachdem sie ihrem Aerger etwas Luft gemacht hatte, der aber aus Angst und Sorge entstanden war, den Rücken. Anton hielt sie noch auf mit der Frage, ob Niemand hier gewesen sei? — doch sie schüttelte nur das Haupt, und sagte, daß sie augenblicklich zu einer Krankenwache fort müsse und nicht Zeit zum Plaudern habe.

Anton stand nun wieder in seiner Stube und es kam ihm sehr einsam

vor. Um so traulicher sahen ihm die Schriftzüge seines alten, guten Lehrers auf der Adresse entgegen. Ein Lächeln zog um seine Lippen, als er die künstliche Briefform öffnete nnd er sich in den Inhalt vertiefte. Allein das Lächeln erstarb; er hielt in banger Beklommenheit den Athem an, dann sank er auf seinen Stuhl, preßte die beiden Hände vor das Gesicht und der Brief fiel zu Boden. Er lautete:

Lieber Anton!

Täglich haben wir auf Deine Ankunft gewartet, der Herr Pfarrer, Deine Eltern, ich, ja das ganze Dorf, doch vergebens. Jetzt will ich Dir schreiben, um mich an Dein Herz zu wenden, und es wird auf die Worte des alten Lehrers hören, wenn noch nicht jeder gute Funke darin erloschen ist.

Du wirst aus den Zeitungen, die ja nichts Eiligeres zu thun haben, als Unglücksfälle zu verkünden, längst wissen, daß unser Dorf von einem großen Brande heimgesucht wurde, und wenn Du, getrieben von kindlicher Liebe und Sorge gekommen wärst, so brauchte ich Dir nicht erst zu schreiben, daß Deine armen Eltern unter den Abgebrannten sind und nichts gerettet haben, als das Leben. Die Gemeinde hat ihnen aber im Hirtenhause ein Obdach gewährt bis auf bessere Tage. Nun bist Du erst recht der „Hüther-Toni," Du magst noch so vornehm daher stolziren und Dein Glück gemacht haben, wie uns der Vetter schreibt. Dies freut uns gewiß Alle, aber daß es Dich im Herzen gegen Deine Eltern verhärtete, Dich, in dem sie die Stütze ihres Alters erhofften, für den sie den sauer ersparten Nothpfennig freudig hingaben, das ist noch ein größerer Schmerz, als sogar der Verlust ihrer armen Hütte. Wer hätte das gedacht! Du vermagst im Ueberflusse zu leben, während sie hungern und froh sein würden um Alles, was Du beim Vetter ohne Dank für das früher Genossene, verschmäht hast. — Wenn noch Etwas von unsern Lehren in Deiner Seele haftet, so säume nicht länger und kehre als reuiger, hilfebringender Sohn zurück nach diesen zwei schweren Jahren der Trennung.

Das ist der Wunsch

Deines alten Freundes und Lehrers

Friedemann.

Eine Weile verharrte Anton in seiner Stellung, dann aber sprang er auf. Alle Pulse klopften, sein Herz wogte, seine Stirne glühte, ein Sturm, wie draußen in der Natur, tobte in seinem Wesen, das mit Einem Male umgewandelt war. Er fühlte eine Wuth gegen den Verleumder und dann

gedachte er seiner grenzenlosen Armuth, welche ihn zum Rande des Grabes gebracht hatte, während man von Wohlleben sprach. Beinahe brach er in ein bitteres Gelächter aus, aber im gleichen Augenblicke sah er im Geiste die Flammen über sein Vaterhaus zusammenschlagen und seine Eltern in Jammer und Elend. — Da trieb es ihn fort aus der engen Stube; er konnte nicht unthätig hier verweilen. Er wollte vor Allem zum Vetter, ihn zur Rechenschaft ziehen und dann in aller Frühe fort, wenn die Fahrt ihn auch die Hälfte seines Erwerbes kostete; sie sollten daheim nicht eine Nacht länger schlecht von ihm denken, nicht einen Tag länger hungern, o, er kannte ja den Hunger. Er wollte für seine Eltern arbeiten, und sollte es wieder als Hirt auf dem Felde geschehen müssen, bis Gott ihm Errettung senden würde.

Anton eilte hinaus in die schwarze Nacht, in das tobende Unwetter. Nach raschem Laufe stand er in dem wohlbekannten Hause und begehrte den Wirth zu sprechen, der aber lag an einer leichten Erkältung bereits im Bette, und als Anton die Treppe hinauf stürmte, umfaßten ihn die starken Arme des Knechtes, gleich einem Rasenden, der in seiner tollen Wuth den Bändiger fand. Aufs Neue stand er wieder im Sturm der Elemente, aber so wild dieser tobte, der innere Sturm war noch ärger, wie es bei stillen, ruhigen Naturen oft der Fall ist, wenn sie einmal in Aufregung gerathen, dem Meere gleich, in seiner tiefen Ruhe und seinem heftigen Wogenschlage.

Wohin sollte er nun? Die Verzweiflung lenkte seine Schritte zur Wohnung des Malers; vielleicht war er doch angekommen. Heute zog er heftiger als sonst die Klingel. Die freundliche Alte erschrack an des Jünglings zerstörtem Aussehen und rief: „Herr Jesus, was ist geschehen?“ Aber Anton frug nur nach seinem Beschützer, er war noch nicht zurückgekommen. Ohne auf ein weiteres Wort zu hören, ohne sich zurück halten zu lassen, stürmte er fort, wieder hinaus in die schauerliche Nacht.

Jetzt faßte Anton den Entschluß, noch in dieser Stunde seine Reise anzutreten; aber an dem Thore gedachte er des kleinen Schatzes, welcher zu Hause lag. Rasch wendete er sich demselben zu und langte athemlos bei seiner Wohnung an. Vergebens zog er die Klingel der innern Thüre; nun erst erinnerte er sich, daß die Frau zu einer Krankenwache gehen wollte und inzwischen wohl auch gegangen war; er aber hatte vergessen, den Hausschlüssel mitzunehmen. Triefend von Regen und Schnee, fröstelnd vor Kälte, glühend von innerer Hitze sank er auf die Thürschwelle und brach erschöpft zusammen.

Als der Morgen graute, kam die alte Wittwe von ihrer Nachtwache zurück und fand einen noch viel schwerer Kranken, als sie verlassen, bewußtlos ausgestreckt. Mit einem Jammerschrei beugte sie sich über den Jüngling und brachte ihn mit Hilfe der Nachbarn zu Bette, wo des Fiebers ganze Wuth in seinen Gliedern tobte.

Drei Wochen waren seit jener schrecklichen Nacht vergangen, als Anton zu einem aufdämmernden Bewußtsein erwachte; sogleich fuhr er über die bleiche Stirne, starrte auf den Stuhl neben seinem Lager und murmelte zwischen den halbgeöffneten Lippen: — „ich träume, ich träume" und schloß die Augen. Aber eine warme, weiche Hand lag in der seinen, es war ein wirklicher Händedruck, wenn auch noch so sanft, und jetzt beugte sich ein freundliches Mannesantlitz von dunklem Bart umgeben über ihn mit leisem Geflüster: „Es ist kein Traum; ich bin's, Anton! ich, der Freund Deiner Kindheit." Da glänzten die großen Augen des Kranken, ein sanftes Roth überflog das todtenbleiche Gesicht, er wollte sich aufrichten, fiel aber auf das Kissen und Thränen brachen zwischen den Lidern hervor.

„Ruhig, ruhig!" mahnte die weiche, besänftigende Stimme und eine zarte Hand wischte die Thränen ab; dann füllte sie den Löffel mit Arznei und wieder flüsterte die Stimme: „Nimm dies — dann schlafe wieder, mein Sohn, schlafe." —

„Daheim?" bebte es von Antons Lippen.

„Alles gut, Alles gut — schlafe getrost!" — war die beschwichtigende Antwort.

Anton hatte, gehorsam wie ein Kind die Arzenei genommen, ließ aber die Hand des wiedergefundenen Freundes nicht mehr los. Noch einige Male erhoben sich die matten Augen zu ihm, die Lippen lächelten, dann aber übermannte ihn der tiefe, süße Schlummer, während ein Ausdruck der Seligkeit auf dem Gesichte ruhen blieb. Er schlief mehrere Stunden lang ununterbrochen und als er endlich erwachte, streckte er die Hand aus; sogleich wurde sie freundlich gedrückt und sein treuer Wärter sprach mit fröhlicher Stimme: „Grüß Gott, mein Junge nach langer Trennung!" —

Nun erschien unter der Thüre das freundliche, frohe Gesicht der alten Wittwe; sie brachte in einer Tasse die kräftigste Fleischbrühe und Anton trank sie mit köstlichem Wohlbehagen. Die Fenster des Stübchens zeigten zwar einige Eisblumen, so grimmig kalt war es außen; aber für den Jüng-

ling erschien Alles ringsum wie im hellen Frühlingssonnenschein. Nachdem er sich gestärkt hatte, flehten seine Augen um das Eine, was ihm noch fehlte: gute Nachricht von zu Hause. Der Maler erzählte ihm nun ausführlich, wie er am dritten Tag nach jener stürmischen Nacht angekommen war und von seiner Hausfrau Antons nächtliches, zerstörtes Erscheinen erfahren habe; wie er ungesäumt hieher geeilt sei, um einen Schwerkranken zu pflegen, wie Antons Phantasien und der aufgefundene Brief Alles enthüllt hätten. Dann fügte er mit den kurzen Worten einer edlen Handlung bei: „Sie wissen daheim Alles und haben Deine Ersparnisse erhalten; sie leiden keinen andern Kummer, als den, um Deine Genesung und auch dieser soll heute noch enden. Nur frohmuthig, mein Junge, damit wir bald selber die rechte Freude und den rechten Trost dahin tragen können." —

Anton war tief bewegt, er lehnte das matte Haupt an die starke Brust seines Beschützers und versuchte vergebens mit Worten zu danken; aber die Rührung erstickte seine Stimme. Der Maler strich ihm das lange Haar aus der Stirne und drückte einen väterlichen Kuß darauf, indem er flüsterte: „Gott hat mir den Vater genommen, aber dafür einen Sohn geschenkt." —

Nun war es der Aufregung genug; der Maler versagte jede weitere Aufklärung und verordnete Ruhe. Anton sank in wenig Minuten wieder in tiefen Schlaf; die Athemzüge hoben und senkten sich so regelmäßig, wie bei einem Gesunden und sein Beschützer konnte ihn unbesorgt der treuen Pflegerin überlassen, um die eigenen Vorkehrungen zu treffen. Diese bestanden in nichts Geringerem, als Anton zu seinem künftigen Hausgenossen zu machen, wofür die gute Frau, deren Theilnahme er bereits gewonnen hatte, mit allem Eifer die nöthige Einrichtung traf. Schon nach einer Woche hatte sich Anton so weit erholt, um seine Uebersiedlung in die „Glücksstraße" bewerkstelligen zu können und dort saß er nun im bequemen Lehnstuhle, oder lag auf den weichen Polstern des Sophas, während sein Meister bereits wieder mit Pinsel und Palette vor der aufgespannten Leinwand stand.

Das waren liebe, herrliche Stunden für den Genesenden, wohl die schönsten seines ganzen Lebens; wohin er nur blickte, sei es auf den Meister oder dessen Bilder — Beides gab ihm eine glückbringende Verheißung, denn er sollte fürderhin, vor Noth und Sorge beschützt, in dieser trefflichen Schule sich ausbilden, und endlich „ein Maler werden." Jetzt schon, während er den Pinselstrich mit seinen Blicken begleitete, eröffnete sich ihm ein tieferes

Verständniß der Kunst und weil er sich mit ganzer Seele hinein versenkte, weil die Stimmung in seinem Gemüthe lag, ward der Meister oftmals betroffen von dem naiven Urtheile des Jünglings; beinahe hätte er ihm den Pinsel in die Hand gegeben, um diese Worte in Farben auszudrücken; aber immer noch zitterte die Hand und das stark erschütterte Nervensystem erforderte Ruhe für eine geraume Zeit.

Eines Tages, als Meister und Schüler auf die eben erwähnte Weise beschäftigt waren, der Eine mit dem Pinsel, der Andere mit den Augen, klopfte es leise an die Thüre und herein schaute ein gutes, altes Gesicht, von Anton mit einem lauten Freudenschrei begrüßt. Auch der Maler wendete sich mit freudigem Gesichtsausdrucke zum Ankömmling; dieser aber lag bereits in Antons Armen und es fehlte wenig, so wäre das alte Männlein neben dem Stuhle auf die Knie gesunken.

„Kannst Du mir meinen harten Brief verzeihen? ich alter Narr, der ich gewesen, so etwas von meinem Anton zu denken!“ —

So rief der gute Schulmeister, während Anton nichts wußte, als daß er unbeschreiblich glücklich sei und der Maler jenem die Hand schüttelte. Ehe sie noch recht zu Worte kamen, erschienen zwei neue Gäste, des Schulmeisters Begleiter, welche nur vor der Thüre den ersten Austausch der Grüße abgewartet hatten. Voran sprang und wedelte Kannuffio und diesem folgte behäbig der Vetter Wirth, in dessen Gesicht die Verlegenheit mit der Freude kämpfte. Doch — sein wackeres Herz ging schnurstracks auf die Versöhnung los; er streckte die beiden Hände dem Jünglinge entgegen und rief: „Da bin ich, und jetzt, Vetter, heraus mit Trumpf Aß statt dazumal, wo ich im Bett gelegen bin; ich hab' das Spiel verloren und mich freut's, weiß Gott!“ — Aber Anton hatte kein böses Wort, sondern legte treuherzig seine beiden Hände in die ausgestreckten. Es war eine allgemeine und vollständige Versöhnung; zur Besieglung derselben zog der Vetter eine Flasche köstlichen Weines aus seinem Rocke, und wenn auch Anton nur ein wenig davon nippte, klangen die vier Gläser doch hell auf seine Gesundheit.

* * *

Zwei Jahre später hing im Kunstvereine das erste Oelgemälde eines jungen Künstlers. Es stellte einen großen Waideplatz vor; einzelne Thiere der Heerde standen und lagen beisammen, der kleine Hirte blies ein Feuer an, sein größerer Gefährte war im vollen Anlaufe, darüber weg zu springen;

auf der linken Seite breitete ein mächtiger Baum seine belaubten Aeste aus, hohes und niederes Gebüsch gruppirte sich neben demselben; durch die Lichtung zur Linken aber gewahrte man das friedliche Dorf und darüber die blauen Berge. Das Bild machte Aufsehen, besonders seiner ausgeprägten Stimmung halber und der Verein kaufte es um 400 fl.; — der Künstler aber war Niemand Anderer, als der Hüthertoni, welcher ein Maler geworden war. Noch im nämlichen Sommer erhob sich auf der abgebrannten Stätte ein neues, kleines Gebirgshaus, zu welchem Alfred den Plan entworfen hatte und im nächsten Frühlinge kutschirte der Vetter eigenhändig die beiden Maler, welche sich wie Vater und Sohn liebten, in das Dörflein, um beim Einzuge anwesend zu sein. Da herrschte großer Jubel, Stolz auf der Einen und Demuth auf der andern Seite und diesesmal gehörte sogar der Pfarrer und Lehrer zu den Erstern. Die alte Mutter aber drückte im einsamen Kämmerlein den Sohn an ihr Herz und flüsterte: „Gott segne Dich, daß Du Deine alten Eltern so treulich in Ehren hältst, und Gott sei Dank, daß ich diesen Tag erlebt habe." —

Anton ist nunmehr ein bedeutender Maler geworden. Seine Hirtenjahre und vielleicht auch die Uebungen am Kanuffio und all dem Gethiere der Wirthshaus-Gäste des Vetters, so wie die späteren Studien auf dem Kirchhofe, wohin er in treuer Liebe noch oftmals wandert, haben seine Richtung auf die Landschafts- und Thiermalerei hingelenkt und man bewundert von Zeit zu Zeit auf verschiedenen Ausstellungen seine schönen Bilder, welche sich würdig jenen, seines Meisters und Freundes, anreihen; denn sie sind echte und treue Freunde geworden, weil nicht das gleiche Alter, sondern die gleiche Seelenstimmung die Menschen verbindet und auch noch ein an Jahren älterer Mann mit dem ernsten Jünglinge zu empfinden und übereinzustimmen vermag. Oft reden sie mitsammen von jenen schweren Tagen der Jugend, aber Beide preisen die Wege Gottes, denn ein mühevoller Pfad stärkt die junge Kraft und übt den Menschen in tapferer Ausdauer; auf seinen Leidenspunkten aber steht überall für den sinnenden Geist der Wegweiser mit der Hand Gottes.

Wer aber gerne den ausführlichen Namen des Hüthertoni, der ein Maler geworden, erfahren will, kann ihn vielleicht durch glücklichen Zufall entdecken. Es gibt eine Feldkapelle, welche die Gebirgsreisenden durch das meisterhafte, kleine Altarbild: die Hirten vor der Krippe — überrascht; besonders sind Ochs und Esel, so wie auch die Schafe, welche die Hirten begleiten, wahre

Meisterstücke. Im nächsten Dorfe aber weiß Jeder, wer das Bild gemalt hat; der Pfarrer und Lehrer sind unerschöpflich im Lobe des jungen Künstlers und jene Frau dort im niedlichen Hause sagt euch mit Rührung und etwas Stolz: „Es ist mein Sohn! Gott segne ihn für Alles, was er Schweres in seiner Jugend erlebt hat!“ —

Die Sternschnuppe.

Litthauische Volkssage.

Von **Theodor von Inama.**

Im Bette lag die kranke Kleine und schloß die Blicke, denn es brannten ihr in Fieberhitze die Aeuglein. Die Mutter aber saß daneben, blickte sie an und trocknete sich eine Thräne; dann las sie weiter in der Hauspostille.

Da nahte sich leise, unsichtbar ein Engel seinem kleinen Schützling und deckte des Schlummers labende Nacht über das Kind. Dann sprach er zu ihr: „Komm mit mir, so will ich Dir den Himmel zeigen und seine Herrlichkeit, damit Du das Land kennst, das Deine Heimath ist.“ Und er nahm sie auf seinen Arm und schwang sich zur Höhe empor.

„Siehst Du,“ sprach er, indem er die Blicke der Kleinen nach Oben lenkte, „siehst Du die vielen tausend Sterne in ihrer ewigen Herrlichkeit! Nimm sie wohl in Acht, denn jeder Stern ist das Sinnbild eines Menschen, und des Menschen Leben ist an diesen Stern gekettet. Diese aber sind mit goldenen Kettlein an den Himmel gefestet, und der mächtige Gott erhält sie alle, so lang es ihm gut deucht. Wenn er aber ein Menschenkind von der Erde will nehmen, so löst er zum Zeichen seines Willens das Kettlein vom Himmel, daß der Stern erbleichend hinabfällt in das Unendliche, und der Mensch muß sterben, dessen Stern vom Himmel gefallen ist.“

So sprach der Engel und die Kleine merkte sich Alles wohl, was er ihr zeigte und was er ihr sagte. Dann trug sie der Engel wieder zurück in ihr Bettlein. Da erwachte sie und schlug die Aeuglein auf, und die Mutter begrüßte sie mit einem freudigen Lächeln. Die Kleine aber erzählte ihr leise,

was sie an der Hand des Engels gesehen und gehört habe; dann neigte sie ihr Köpfchen wieder und schien von Neuem einzuschlummern.

Die Mutter stand auf; ihr Herz war erfüllt von Dank für den gütigen Vater im Himmel, der gnädig die Leiden von der lieben Kleinen genommen und sie im Schlummer gestärkt hatte, und ihr Blick hob sich, um den zu suchen, dessen Wille unser Schicksal stets zum Besten lenkt.

Droben aber glänzten in stiller Majestät die ewigen Sterne und erfüllten mit ihrem Frieden der Mutter Herz. So blickte sie hinauf: da fiel eine Sternschnuppe. — Die Mutter zuckte zusammen, denn sie dachte an den Traum, welchen ihr die Kleine eben erzählt hatte. Kaum wagte sie den Blick nach ihrem Kinde zu wenden, und als sie hingehen wollte, wo die Kleine im himmlischen Frieden schlummerte, da wankte ihr Tritt. Sie drückte einen brennenden Kuß auf ihre Lippen, aber die Kleine erwiederte ihn nicht; sie suchte ihr ins Auge zu schauen, aus dem sie so oft Glückseligkeit gesogen hatte, aber die Aeuglein waren geschlossen und öffneten sich nicht mehr.

Die Sterne blickten traurig herab auf die Erde: sie hatten ein liebes Schwesterlein verloren. —

Jakob Balde.

Von Dr. **Friedrich Beck.**

III.

Am dritten Abende hatte sich Herr Lindhold außer seinem Hefte noch mit einigen Büchern versehen, in denen sich Merkzeichen befanden. Die Kinder entnahmen daraus, daß er die Absicht habe, Proben aus Baldes Gedichten vorzulesen, und lauschten in gespannter Erwartung. Er verlor keine Zeit und sprach: „Balde war ein sehr productiver, vielseitiger Dichter. Er schrieb nicht blos eine Menge von Oden, sondern auch epische Gedichte, Satiren, Elegieen, Dramen, Allegorieen und Lehrgedichte, die im Jahre 1729 zu München erschienene Gesammtausgabe seiner Werke umfaßt acht Bände. Doch sind es hauptsächlich seine im ersten und zweiten Bande enthaltenen lyrischen Poesien, die durch ihren Gedankenreichthum und durch ihre feurige, bilderreiche

und kraftvolle Diction ihm schon bei seinen Zeitgenossen Bewunderung und Ruhm verschafft haben. Balde genoß, wie ich bereits erwähnt, die Gunst des Kurfürsten Maximilian I. in hohem Grade, und auch der Bruder Maximilians, Herzog Albert, und der Herzog Philipp Wilhelm von Neuburg behandelten ihn mit Auszeichnung. Staatsmänner und Gelehrte Deutschlands, Frankreichs, Hollands, und Italiens wetteiferten, ihm Beweise ihrer Achtung und Freundschaft zu geben. Papst Alexander VII., welchem der greise Sänger sein letztes Werk: „Urania, die Siegerin" zugeeignet hatte, übersandte ihm eine goldene Medaille; Nürnbergs Senatoren loosten um des Dichters Feder und Jener, welchem sie zugefallen war, bewahrte sie wie eine kostbare Reliquie in einem silbernen Gefäße.

Gleichwohl bewirkte der neue Aufschwung, den unsere Literatur im 18. Jahrhundert genommen, daß Balde in Vergessenheit gerieth. Es ist Herders großes Verdienst sein Andenken durch eine Auswahl von Oden, die er 1796 in geistvollen Uebertragungen erscheinen ließ, erneuert zu haben. Nach ihm hat auch A. W. v. Schlegel in seinen kritischen Schriften die Vorzüge unsers Dichters eingehend gewürdigt.

Will man Vergleichungen anstellen, so zeigt sich Balde am meisten mit Klopstock innerlich verwandt, und möchte ihm, was Gedankenfülle, was Gedrungenheit und Anschaulichkeit des Ausdruckes betrifft, sogar vielfach voranzustellen sein. Religion, Tugend, Freundschaft, Vaterland sind die Gestirne, zu denen auch seine Muse mit Begeisterung am liebsten aufblickt. Wie Klopstock erhebt sich auch Balde oftmals im Schwunge zur Gottheit, und nirgends ist er erhabener, als wo er die Bestimmung der menschlichen Seele, gottähnlich zu werden, preist.

Aber auch den menschgewordenen Gott, seine Geburt, sein Leiden, seine Auferstehung feiert er in erhebenden und rührenden Gesängen. Wahrhaft unerschöpflich zu nennen ist er im Preise der heil. Jungfrau. Er feiert sie in reizenden, mannichfaltigen Bildern. Sie ist ihm „des Lebens Heilquell, der Schatten der Müden, die Taube, die einst den Oelzweig über die Ströme der Sündfluth brachte, der Regenbogen der Gnade über dunklen Wolken, die einzig Holde, Zarte, Schöne, deren Glanz die Welt durchleuchtet, deren Lieblichkeit den Frieden wiederbringt, aller Anmuth, aller Huld geliebte Mutter, der Krystall in dem sich Himmel, Sonne, Mond und Sterne spiegeln, die Demuthsvolle,

die den stillen Glanz der Gottheit offenbart, des Aufgangs schönste, thauende Perle, des ewigen, weisen Rathes Heiligthum."

Gottes mächtiges, weises und gütiges Walten in der Natur und Geschichte hervorzuheben, an des Lebens letzte Stunde erschütternd, tröstend uns zu mahnen, jede christliche Tugend, die Bekämpfung der Selbstsucht und Sinnlichkeit, auch die Feindesliebe warm zu empfehlen, findet er vielfachen Anlaß.

Ueberaus reich ist Balde an herrlichen Vorschriften wahrer Lebensweisheit. Wie eindringlich sind, um nur eine Probe statt vieler zu geben, die Lebensregeln, die von ihm für einen Jüngling bestimmt waren, und die ich darum auch unserm theuren Karl ganz besonders ans Herz legen möchte:

Früh in blühender Jugend lern', o Jüngling,
Lebensglück. Sie entflieh'n, die holden Jahre!
Wie die Welle die Welle — treibet Eine
Stunde die Andre.

Keine kehret zurück, bis einst dein Haupthaar
Schneeweiß glänzet; der Purpur deiner Lippen
Ist erblichen! nur Eine Schönheit blieb Dir,
Männliche Tugend.

Ohne sie ist das Leben Tod; um sie nur
Lebt man. Schiebe nicht auf, vor allem andern
Dich zu haben, und werd im festen Herzen
Deiner gewiß erst.

Meide Schuld; sie verflicht mit tausend Dornen
Dich in Strafe. Wer vor sich selbst erröthet,
Tritt vor's höchste Gericht, sein eigner Kläger,
Richter und Zeuge.

Steure nicht zu des Meeres Höh'; am Ufer
Schwimmt dein Nachen den Silberstrom hinunter
Sich'rer, sanfter; es lachen dir zur Seite
Grünende Wiesen.

Ueber Güterverlust erlaß dem Himmel
Deine Klagen. Verlust an Seelenschmerzen
Macht Dich reich. O erleicht're dein Gewand dir,
Zwinge den Körper.

Innere Schätze beglücken. Dir im Innern
Lieget Edelgestein und Gold; da grabe
In den Grüften. Von außen suchst du ewig
Ruhe vergebens.

Niedrig nenne, dem Glück zu schmeicheln; schändlich,
Seine Gunst zu erbetteln, und zu weinen,
Wenn's den Rücken Dir kehrt. Ein Knabe peitschet
Zürnend die Säule,

Die die Stirn ihm verletzte. Sieh, das Meer trinkt
Süße Ströme und dennoch bleibt es bitter;
Alles Bittre wird zum süßen Trank der
Lippe des Weisen.

Der Unglückliche, der mit Muth sein Unglück
Trägt, noch gegen das Schicksal selbst erscheint er
Wie ein Sieger. „Ich bin, so spricht er schweigend,
Größer als du bist!"

Und wie für Jünglinge, so hat Balde für jedes Alter, jedes Geschlecht, für jeden Stand, den höchsten wie den niedrigsten, goldene Worte der Mahnung aus dem Schatze reicher Erfahrung und des tiefsten Einblickes in das Wesen der menschlichen Seele.

Wie er ungeachtet des römischen Gewandes, in welches sich seine Muse gehüllt, als Deutscher, als Patriot empfand, davon geben jene kräftigen Oden Zeugniß, in denen er bald die Zwietracht beklagt, mit der sich Deutschland selbst im Innern zerfleischte, bald über die ränkevollen Politiker zürnt, die es zum Spielball des Auslands machten, bald die Fürsten und Großen anfleht, Friede unter sich zu schließen und sich vielmehr im Kampfe gegen die Türken, die Erbfeinde des christlichen Glaubens, zu wenden, bald den entarteten Enkeln die Tugenden ihrer Väter als Spiegel vorhält, so wenn er in einer Ode „An die Deutschen" sagt:

Mittelglück ist das goldne Glück des Lebens.
Breite nicht das Gefieder über's Nest aus,
Nimm die Hacke zur Hand und übe deine
Munteren Kräfte.

Auch mit Wen'gem, Wen'gem lebt man glücklich.
Zu verschmähn den Reichthum ist auch Reichthum;
Nüchtern fröhliche Armuth machet nüchtern,
Tapfer und fröhlich.

Krieg um Kriege zu führen, ist ein Wahnsinn;
Um des goldenen Friedens willen führt man
Kriege, daß in die Sichel sich des Schwertes
Schärfe verwandle.

Sieh auf andere Länder. Zieh'n umher sie
Daß sie nirgends in aller Welt, als sich nur
Fremde bleiben? Sie seh'n das Ausland an mit
Stolzer Verachtung.

Und du, Deutscher, allein willst deine Mutter
Aus der Fremde gekehrt französisch grüßen?
O spei' aus, vor der Hausthür! spei' der Seine
Häßlichen Schlamm aus.

Rede deutsch, o du Deutscher. Sei kein Künstler
In Geberden und Sitten. Deine Worte
Sei'n wie Thaten, wie unerschütterliche,
Felsen der Wahrheit.

„Aber ich bemerke so eben" — unterbrach Herr Lindhold sich selbst — „daß mein Stoff zu umfangreich ist, als daß ich ihn mit dem heutigen Vortrag beendigen könnte. Noch habe ich von Balde nicht als Gelegenheitsdichter und als bayrischer Dichter gesprochen. So bin ich denn genöthigt, mir noch einen vierten Abend zu erbitten, wenn die Theilnahme meiner freundlichen Zuhörer an dem Gegenstande durch das bisher Gehörte sich nicht vermindert hat."

„Ganz gewiß nicht!" sprach Herr Wallheim. „Sie haben im Gegentheile nur um so lebhafter den Wunsch in mir erregt, den Dichter auch von der Seite kennen zu lernen, durch welche er als specteil unserm bayrischen Vaterlande angehörig sich zeigen wird. Nach allem, was sie uns von Baldes Persönlichkeit, von seiner Begabung und seinen Leistungen mitgetheilt, darf ich schließen, daß er auch in dieser Beziehung uns unverwelkliche Geistesblüthen, die ein Gemeingut des Volkes, dem sie angehören, sein sollten, hinterlassen hat."

„So ist es“ — erwiederte der Erzieher — „und ich glaube, es wird sich mir dabei auch Gelegenheit darbieten, die Gründe zu berühren, warum ein so vorzüglicher Dichter nicht blos in Bayern, sondern in Deutschland überhaupt noch immer jene Popularität entbehrt, welche manchen viel geringeren Geistern, die nicht entfernt an seine Höhe reichen, in ausgedehntem Maße zu Theil geworden ist.“

(Schluß folgt.)

Auf den Tod des geliebten Königs Maximilian II. von Bayern.

Von Freifrau Josephine v. Stengel.

Wer fügte nicht zu diesen Trauerklagen
Ein ernstes tiefgefühltes Wort,
Empfände nicht in diesen Schmerzenstagen:
Verloren ist des Landes Hort?
O! Bayerland, das seinen goldnen Frieden
Vor allen segensreich empfand,
Dein bester Vater ist von Dir geschieden,
O traure tief, mein Vaterland!

Den Himmel trübet eine schwarze Wolke
Und jedes Aug' blickt thränenschwer;
Der es so gut gemeint mit seinem Volke,
Der beste König ist nicht mehr!
Der in verhängnißvollen, harten Zeiten
Geführet uns mit sichrer Hand,
Wird weise schützend nimmer uns geleiten,
O! traure tief, mein Vaterland!

Ja! laßt uns Alle, Alle Ihn beweinen
Und wehret Euren Thränen nicht;
Wer wußte segensvoll wie Er zu einen
Des Volkes Lieb' und Herrscherpflicht?

Gepriesen sei Sein hohes, edles Streben,
Das mit dem Volk' Ihn eng verband,
Zu früh geendet hat ein solches Leben,
O, traure tief, mein Vaterland!

Wer denkt nicht auch in diesen herben Stunden
Der theuren Königin Marie?
Wer hat den Schmerz gefühlt und nachempfunden,
Wer hat gelitten so wie Sie? —
So weint mit Ihr um diesen großen Todten
Mit dem die Liebe Sie verband;
Die heiße Thrän' ist jedem Aug' geboten,
O! traure tief, mein Vaterland! —

Doch gläubig auf zu dem geliebten Sohne
Schaut Sie mit frommem Mutterblick,
— Das zarte Reis und eine Königskrone! —
Und liebend wägt Sie Sein Geschick:
Auf Seinem Haupte ruht des Vaters Segen,
Zu handeln so wie Er's verstand,
Er steht Ihm bei auf Seinen Lebenswegen!
Drum hoff' auf Ihn, mein Vaterland! —

Ein Sonnenblick die schwarze Wolke lichte,
Der Himmel werde wieder klar!
Ein junger Lenz trittst Du in die Geschichte
Und bringest Knospen, Blüthen dar;
Die Hoffnung wird auf's Neue auferstehen,
Dem Frühling gleich im Festgewand;
Verkläret wird auch Er herniedersehen
Und segnen noch Sein Vaterland! —

Die Photographie.

Von Dr. Francis Place.

Die Methoden, welche die zuletzt erwähnten Forscher (also besonders Talbot und Niepce de St. Victur) anwandten, um Lichtbilder anzufertigen, beruhen wiederum auf demselben Principe, nämlich: daß Jodsilber, Bromsilber u. s. w. durch die Lichtwirkung zersetzt werden; dennoch aber sind sie von der Daguerre'schen Manier wesentlich verschieden und müssen daher als selbstständige Erfindungen angesehen werden.

Zunächst läßt man hier das Bild innerhalb der Camera obscura nicht auf eine Silberplatte sondern auf eine Glastafel einwirken, die mit Jodsilber überzogen ist. Zu diesem Zweck wird die Glastafel (welche sehr rein sein muß), mit einer dünnen Schicht von Eiweiß oder Collodium * überdeckt, worin etwas Jodkalium aufgelöst ist, worauf man später die Glasplatte in eine silberhaltige Flüßigkeit taucht (Lösung von salpetersaurem Silberoxyd, gewöhnlich Höllenstein genannt, den die Aerzte häufig zum Beizen anwenden), wodurch nun ein Ueberzug von Jodsilber entsteht. Hat das Bild der Camera obscura eine Zeit lang auf diese Schicht eingewirkt, so hat auch schon eine gewiße Zersetzung begonnen, die freilich noch nicht sichtbar ist, wohl aber sichtbar gemacht werden kann. Uebergießt man nämlich die aus der Camera obscura kommende Platte mit einer Flüssigkeit, welche man die „Hervorrufungs-Flüssigkeit" nennt, so tritt plötzlich das Bild klar und bestimmt hervor **. Dieses Bild ist natürlich wieder nega-

*) Dieses Collodium ist eine Auflösung von Schießbaumwolle in Schwefeläther. Letzterer verdunstet schnell und hinterläßt die Baumwolle als dünnes Häutchen, weshalb man das Collodium auch häufig auf verwundete Stellen des Körpers streicht. Diesem Collodium verdankt das Laboratorium des Photographen meistens seinen eigenthümlichen Geruch.

**) Für den Unkundigen, der zum ersten Male im Laboratorium eines Photographen bei dem matten Scheine seiner gelben Laterne sieht, wie derselbe eine scheinbar klare Fensterglastafel in die Hand nimmt und mit einem Spühlwasser übergießt, und wie sich in demselben Augenblicke — gleichsam durch einen Zauberschlag — das Bild auf der Platte entwickelt, hat dieser Anblick etwas so unaussprechlich Wunderbares, daß nur Wenige sich eines lauten Ausrufes des Erstaunens enthalten. All' unsre Kunst und Wissenschaft kennt in der That wohl kein zweites Stück, das so unmittelbar an der Grenze des Zauberhaften stünde.

tiv, das heißt: der Ueberzug der Glasplatte hat da eine graubraune Färbung angenommen, wo der Gegenstand am hellsten war, während da, wo derselbe dunkel war, die Platte völlig durchsichtig geblieben ist. Um uns von dem Vorgange, der dabei stattfindet, wenigstens einen entfernten Begriff zu machen, wollen wir sogleich bemerken, daß der wesentliche Theil jener Hervorrufungs-Flüssigkeit aus Pyrogallus-Säure bestand, einer aus Galläpfeln gewonnenen Substanz, welche das Bestreben hat, das Jodsilber in Jod und Silber zu zerlegen, es aber nur dann kann, wenn diese Zersetzung bereits auf anderem Wege — wenn auch noch so wenig — angefangen hat. Man begreift also leicht, daß diese „Hervorrufung" nichts Anderes ist, als eine kräftigere Fortsetzung der in der Camera obscura begonnenen Lichtwirkung, durch welche das vom Lichte bereits zu Stande gebrachte — unendlich zarte und deßhalb noch unsichtbare — Bild bis zur vollen Deutlichkeit entwickelt wird. *

Ist das so entstandene Bild „fixirt", so ist es fertig, es ist aber — wie gesagt — negativ. Um es in ein positives zu verwandeln hat man verschiedene Wege eingeschlagen.

Ein außerordentlich einfaches Mittel zu diesem Zwecke ist folgendes: Man legt die Platte auf schwarzen Sammet. Alsdann erscheinen die von der Lichtwirkung und der Hervorrufungs-Flüssigkeit veränderten Stellen der Platte graubraun und undurchsichtig, während die übrige Platte klar und durchsichtig geblieben ist, den Sammet also durchscheinen läßt, dessen tiefe Schwärze jenes graubraun hell — das Bild also hell auf dunklem Grunde also positiv — erscheinen läßt. Man kann den Sammet durch einen Aufguß von Asphalt-Lack ersetzen. Diese Bilder haben den Vorzug, daß sie mit merkwürdiger Schnelligkeit und dabei mit dem wenigsten Apparate und

*) Diese ältere Auffaßung des Vorganges ist so ungemein anschaulich und verständlich, daß es gerathen schien, sie hier beizubehalten, wenn sie auch heut zu Tage von unseren namhaftesten Künstlern und Gelehrten als unhaltbar bezeichnet wird. Die Letzteren meinen nämlich, das Jodsilber innerhalb der Collodiumsschicht werde vom Lichte nicht zersetzt sondern empfange von diesem nur die Fähigkeit, das aus einer andern Silberlösung anderweit ausgeschiedene Silber auf sich in Form eines feinkörnigen Ueberzuges niederzuschlagen. Demgemäß sorgt man einerseits dafür, daß auf der Platte außer dem Jodsilber noch ein Ueberschuß an freier Höllensteinlösung vorhanden sei, andererseits aber gesellt man der Hervorufungsflüßigkeit noch andere Stoffe zu (z. B. Eisenvitriol, manchmal auch ein wenig Citronensäure), deren Wirkung auf diese Verhältnisse berechnet ist. Ein weiteres Verfolgen dieser Theorie, über welche sich unsere bedeutendsten Forscher noch nicht einmal völlig geeinigt haben, dürfte dem Zwecke dieser Blätter wohl kaum entsprechen.

der wenigsten Mühe und der wenigsten Uebung angefertigt werden können. Für solche Leute, die zu ihrem Zeitvertreibe — ohne gerade einen Erwerb daraus zu machen — dann und wann eine Photographie anfertigen möchten, ist daher diese Methode ganz besonders zu empfehlen.

Eine zweite Methode, durch welche derselbe Zweck erreicht wird, besteht darin, daß man das negative Bild nochmals photographirt; natürlich entsteht aufs Neue ein negatives Bild, daß aber das negative Abbild eines negativen Bildes wieder ein positives sein müsse, versteht sich von selbst. Diese Methode hat in neuerer Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt, seit man durch sie im Stande ist, Photographien sowohl von unglaublicher Kleinheit, als auch von colossaler Größe anzufertigen, was lediglich von der Größe und Einrichtung der zuletzt angewandten Camera obscura abhängt. Mann kann auf diese Weise menschliche Bilder von weit mehr als Lebensgröße, andererseits aber auch solche herstellen, die auf dem Raume eines mittelmäßigen Stecknadelknopfes zahlreiche Personengruppen, künstliche Schriften, oder dergleichen darstellen. Diese letzteren Bilder haben bereits als Modespielerei ihren Weg in Stock — Knöpfe, Uhrgehänge u. s. w. gefunden.*

Ein drittes Mittel, durch welches man gleichfalls im Stande ist, ein negatives Bild in ein positives zu verwandeln, und das zwar weit zeitraubender ist,

---

*) Vergleiche Jugendblätter; Jahrgang 1861, Seite 376; ein daselbst beschriebenes ähnliches — ebenfalls von Dancer gefertigtes — photographisches Mikroskop — Object, auf welchem eine Schrift mit vielen Verzierungen und anderer Raumverschwendung steht, zeigt noch zwei ungemein enge Zeilen, zu deren Entzifferung schon ein gutes Mikrokop mit wenigstens 200facher Vergrößerung gehört. Darin nimmt z. B. das Wort **CONFESSION** einen solchen Raum ein, daß es auf einen bairischen Zoll (diesen zu 24 1/3 Millimeter gerechnet) der Länge nach 282mal und der Breite nach 2400mal gehen würde, wobei die Abstände der Zeilen mit gerechnet sind. Da es nun gerade 10 Buchstaben hat, so würde ein Quadratzoll — auf diese Weise ausgefüllt — 10 mal 282 mal 2400, das ist 6768000, also weit über sechs Millionen Buchstaben enthalten; und wenn man bedenkt, daß dieses lauter große Buchstaben sind, während wir doch für gewöhnlich nur die Anfangsbuchstaben, der Hauptworte groß schreiben, so wird man getrost behaupten können, daß man auf letztere Art etwa zehn Millionen Buchstaben auf den Raum eines Quadratzolles bringen könne. Der Jahrgang 1863 dieser Jugendblätter hat 570 Seiten, jede zu 40 Zeilen, jede zu 50 Buchstaben, wobei Poesie und Prosa in einander gerechnet sind; das Buch enthält daher etwa 570 mal 40 mal 50, das ist 1140000 Buchstaben. Diese Zahl ist in 10 Millionen mehr als 8 mal enthalten, woraus folgt, daß der vollständige Inhalt jenes Buches — in der Dancer'schen Art photographirt — auf weniger als dem Achten Theile eines Quadratzolles Platz fände! —

trotzdem aber der Photographie ihre enorme Wichtigkeit verschafft hat, besteht darin, daß man zur alten Wedgewood'schen Manier zurückkehrt. Damals wurde — wie oben beschrieben, ein passend ausgeschnittenes Papier die Schablone auf ein empfindliches (mit Chlorsilber oder Jodsilber durchzogenes) Papier gelegt, und dieses dem Lichte ausgesetzt. Man ist in der That genau zu demselben Verfahren zurückgekehrt, nur daß man statt jener Papier-Schablone gegenwärtig die Glastafel mit dem negativen Bilde anwendet; wie dort die Figur des undurchsichtigen Papieres, so muß hier natürlich die Gestalt des undurchsichtig gewordenen Jodsilbers (das heißt: des negativen Bildes) hell auf dunklem Grunde erscheinen; mit andern Worten: das Papier zeigt nachher ein positives Bild, das dem Originale vollkommen gleicht. Offenbar ist diese Methode schon darum zeitraubend, weil das vom negativen Bilde bedeckte Papier dem Lichte mehrere Stunden lang ausgesetzt wird, ganz besonders aber darum, weil man das Papier nach dem mehrerwähnten „Fixiren" eine sehr lange Zeit hindurch in reinem Wasser liegen lassen muß. Weil aber bei derselben mit einem einzigen „Negativ" eine beliebig große Anzahl völlig gleicher positiver Bilder ohne nennenswerthe Bemühung für den Künstler hergestellt werden können, so liegt hierin der Grund für die unglaubliche Wohlfeilheit der photographischen Bilder. Seit der Entstehung der photographischen Visitenkarten weist so manches Album Bilder von der ausgezeichnetsten Güte und überraschendsten Aehnlichkeit auf, und doch haben unsere Eltern oft für ein weniger gutes Bild mehr Louisd'or hingegeben, als diese Photographie Kreuzer gekostet hat. Diese Wohlfeilheit aber ist's, was die Photographie zu einer Weltmacht erhoben hat, so daß dieselbe gleichsam als eine jüngere Schwester der Buchdruckerkunst angesehen werden kann, denn wie diese letztere das Reich der Wissenschaft für die Maßen des Volkes zugänglich gemacht hat, so hat die Photographie diesen das Reich der Kunst aufgeschlossen. Es verdient noch der Erwähnung, daß man hierbei keineswegs auf Papier beschränkt ist, auch auf Glas, Wachsleinwand, Holz, Leder u. s. w. kann man diese Bilder übertragen, kurz auf alle Stoffe, auf denen man Jodsilber ausbreiten kann.

Gegen Methoden von solcher Vorzüglichkeit konnte sich die alte Daguerre'sche Manier nur mit Mühe behaupten. Daß die Daguerreotypen (auf Silberplatten) die Bilder von rechts nach links verkehrt darstellen, (was häufig der Aehnlichkeit Eintrag thut oder zu Ungereimtheiten führt), ist gleichfalls geeignet,

jene Manier unbeliebt zu machen, desgleichen die Eigenthümlichkeit, daß diese Bilder nur bei einer gewissen Lichtspiegelung gesehen werden können. Immer seltener wird daher die Silberplatte angewandt, und man kann dreist behaupten, daß sie nach wenigen Jahren ganz verdrängt sein wird.

Endlich dürfte es nicht überflüssig sein, hier nochmals daran zu erinnern, daß — wie weiter oben gesagt worden — keineswegs alle Farben einen gleich starken chemischen Einfluß äußern, daß ein solcher vielmehr fast allein den blauen und violeten Lichtstrahlen zukomme. Hieraus erklären sich einmal alle Sonderbarkeiten, die einen Streit über den Abstand des wirksamsten Brennpunktes (Focus) vom Objectiv-Glase der Camera obscura, und über die Nothwendigkeit, diese achromatisch zu machen, hervorgerufen haben; ferner aber nimmt hieraus den Wink, daß man hellblau (und das dem Violet verwandte Rosa) in seiner Kleidung ganz zu vermeiden habe, wenn man sich photographiren lassen will; am meisten empfehlen sich dunklere, besonders schwarz und grau nicht zu eng carrirte Stoffe. *

Wenn an einer Stelle die Photographie eine „Weltmacht genannt wurde, so wird das durch ihre vielfache Anwendung gerechtfertigt. Mit den Abbildern bekannter oder berühmter Personen, schöner Gemälde, merkwürdiger Bauwerke oder Naturschönheiten schmücken wir die Wände unserer Zimmer, oder die jetzt so überaus modernen Photographie-Alben, oder wir betrachten sie in den noch immer beliebten Stereskop-Apparaten. Die seltsamen Zeichen der Hieroglyphen-Schrift auf den steinernen Obelisken von Egypten sind getreulich photographirt, und unsere Alterthumsforscher entziffern diese in ihrer Studirstube mit Ruhe und Behaglichkeit. In's Fernrohr und in's Mikroskop hat man die jodirten Platten geschoben, und sowohl Astronomie als auch Zoologie und Potanik haben ihren Nutzen daraus gezogen. Man hat auch die ächten Handschriften berühmter Schriftsteller photographirt, was für Sprachforscher von der allergrößten Wichtigkeit ist. Dabei ist die Zahl der

*) Leider kennt man noch keine genügende Methode, farbige Photographien anzufertigen. Wenn auch der unermüdliche Niepce auf photographischem Wege farbige Bilder angefertigt hat, so fehlt doch bis jetzt noch das Mittel zum Fixiren, denn die Farben vergehen sehr schnell wieder. Soll daher das Bild farbig sein, so muß man die Farben später auftragen. Geringe Vervollständigungen in der Schattirung und dergleichen lassen sich durch diese nachträgliche Malerei („Retouche") gleichfalls anbringen, doch ist dieselbe nur sparsam anzuwenden, und jedenfalls ist diejenige Photographie die beste, welche des Retouchirens am wenigsten bedarf.

Anwendungen der Photographie noch immer im Wachsen begriffen, so daß man diese Kunst wohl unbedingt zu den gewaltigen Hebeln der Civilisation rechnen kann, und daß dieselbe ebenbürtig eintreten dürfe in die Reihe der anderen Weltmächte der Telegraphie, der Dampfkraft u. s. w.

Die Sage von Dänemarks Vergrößerung. *)

Von Theodor von Inama.

Als König Gylfi, der goldreiche, Swithiod beherrschte, das Land, welches wir heute Schweden nennen, nahte sich eines Tages eine schöne Frau seinem Hofe, welche die Gabe des Gesanges besaß und wohl bewandert war in den Heldenliedern ihres Volkes. Der König ließ sie vor sich kommen, hörte ihr zu und ergötzte sein Herz an ihrer Kunst. Als sie sich aber anschickte, wieder fortzuziehen aus dem Lande, wollte sie der König reichlich belohnen und gewährte ihr in seinem Reiche ein Stück Land als Eigenthum, so groß als es vier Ochsen pflügen könnten den Tag und die Nacht hindurch; denn er wußte nicht, daß die Frau, welche ihn ergötzt hatte mit ihrem Gesange, Gefion war, die Göttliche aus dem Geschlechte der Asen. **) Als sie aber vernommen hatte, was der König zu ihr sprach, eilte sie nach Jötunheim, ***) der Heimath der Riesen und nahm da vier mächtige Ochsen mit sich, die sie von einem Riesen gewonnen hatte. Mit diesen kam sie wieder zurück zum König Gylfi und spannte sie vor den Pflug, damit sie das Geschenk gewänne, welches der König ihr verheißen hatte. Als aber die vier Riesenochsen ihr Werk begannen, da ging der Pflug so mächtig und tief, daß sich das Land löste, welches sie befurchten; und sie zogen es fort mit sich westwärts in das Meer, bis Gefion sie stille stehen hieß.

*) Die Sage ist der jüngern Edda entnommen, welche einem Snorri Sturlason (geb. 1178 † 1241) vielleicht mit Unrecht zugeschrieben wird. Vgl. Simrock, die Edda. Edda selbst bezeichnet Aeltermutter, ganz im Sinne des Alterthums als Inschrift dieses die Sagen der Vorzeit sammelnden Werkes gewählt. Vgl. Grimm deutsche Gramm.

**) Gefion nimmt unter den Göttinnen nach der jüngern Edda (Snorr. 35) die vierte Stelle ein; vor ihr werden genannt: Frigg, Saga, Eir.

***) Im Gegensatze zu Asaheim, der Wohnung der Götter ist Jötunheim die der Riesen (nord. iötunn Grimm Myth. 485).

Da festete sie das Land im Meeresgrund und nannte es Seeland.

An der Stelle aber, wo die Ochsen das Land herausgerissen hatten, bildete sich ein See, und die Schweden nennen ihn den Mälarsee, dessen Buchten sich genau den Vorgebirgen der so entstandenen Insel fügen.

Benno Hardter.

Biographische Skizze von **Hans Weininger.**

Von Traunstein zieht sich in östlicher Richtung die Eisenbahn über Teisendorf nach Salzburg. Von Teisendorf geht die Landstraße über Reichenhall nach Berchtesgaden. Hart an dieser Straße, etwa eine Stunde südlich von Teisendorf und drei sonst noch von Salzburg liegt das im Jahr 1140 durch den Erzbischof Conrad von Salzburg gegründete, am 8. Juli 1817 aufgehobene Klösterchen Högelwerd, noch vor einem Jahre der Pfarrsitz von Anger.

Ein Angehöriger dieses Klosters erwarb sich in den Jahren 1714 und 1715 durch seine aufopfernde Handlungsweise so hohes Verdienst um die leidende und geängstigte Menschheit, daß es als heilige Pflicht erscheint, das Andenken dieses würdigen Conventualen der Nachwelt zu erhalten. Sein Todesjahr jedoch wie seine letzte Ruhestätte konnte leider nicht erforscht werden, von so hohem Interesse dies auch gewesen wäre.

Durch ein mit Juden besetztes Schiff war 1713 die Pest von Wien nach Regensburg gebracht worden und verbreitete sich von da über Nieder- und Oberbayern. Ein großer Theil der Kranken sah keinen Arzt, entbehrte die Tröstungen der Religion, ja es fehlte ihnen häufig die nöthigste Erquickung, ein Trunk Wasser, denn der Schrecken hatte alle Bande des Blutes gelöst. In Regensburg und Stadtamhof allein starben vom Monat Juni 1713 bis zum Februar 1714 nahezu 8000 Personen.

In der sogenannten „guten alten Zeit" wurden bei Ausbruch einer Pestseuche alle Thore einer Stadt bis auf eines oder zwei gesperrt, durch welche der Weg zum Pestfriedhofe ging oder die allernothwendigsten Lebensbedürfnisse herein geschafft wurden. Von der übrigen Welt abgeschnitten sahen sich

mit einem Male die Bewohner eines solchen unglücklichen Ortes, denn ein streng gezogener Cordon ließ nichts aus- und einpassiren. Jedes Haus in dem ein Pestfall nachgewiesen war, wurde geschlossen und die Lebensbedürfnisse durch ein kleines Schubfensterchen gereicht. Nur dem Pestarzte, dem Pestgeistlichen und jenem, der die Leichen holte, war gestattet, ein solches Haus zu betreten.

Dem Pestarzte wurde eingeschärft, sich im Gegensatze zu wollenreichen Stoffen in glatte zu kleiden, vor dem Eintritte in ein Zimmer die Fenster öffnen und im Ofen ein Feuer anschüren zu lassen, mit abgewandtem Gesichte zu dem Kranken zu sprechen, zwischen diesem und sich eine brennende Wachskerze zu halten und nicht zu gestatten, daß der Kranke dabei die Bettdecke lüfte. Alles Eigenthum eines Pestkranken wurde verbrannt. So übergab man in München 1635, nachdem die Pest schon bedeutend nachgelassen, 350 Fuder Betten den Flammen. Nachts fuhr der schreckliche Pestwagen mit langer Deichsel und mit Filz dick überzogenen Rädern herum, die Opfer zusammen zu lesen, welche dann zu Hunderten in eine tiefe Grube geworfen und mit ungelöschtem Kalk überschüttet wurden. Eine solche Grube von gehöriger Breite und Tiefe verschlang 1635 zu München 940, also beinahe 1000 Pestleichen. Am Lande kam es auch vor, daß wenn einzeln stehende Häuser ausgestorben waren, diese mit allem Zubehör verbrannt wurden, um jeder weitern Ansteckung energisch vorzubeugen.

Am 23. August 1714 wurde Benno Hardter, Conventual des Klosters Högelwerd, als Curat der Inficirten exponirt und es begann damit dessen aufopfernde Thätigkeit. Am 24. August nahm er die erste Provisur vor und Tags darauf verschied dieser Leidende. Hardter's erste Wohnung war zu Reischlach im Duschlerhäuschen, wo er aber vor Ungeziefer und Mäusen keinerlei Ruhe finden konnte. Das zweite Quartier in Weyher war nicht viel besser. Der Bauer, welchem er zugewiesen war, wollte ihn unter Schreien und Weinen nicht einlassen und bat ihn fußfällig, weiter zu gehen. Indem nun auch die Contumazwächter von der Krankheit ergriffen dahinstarben, kam ein solcher Schrecken unter die Leute, daß Pater Benno nur mit äußerster Mühe einen Begleiter zu seinen Provesuren auftreiben konnte.

Durch die niederen und engen Wohnungen der Landleute — hie und da findet sich noch in entlegenen Gegenden ein vereinzeltes Blockhäuschen dieser Art — konnte dem Elende auch nicht gesteuert werden. Erkrankte Dienstboten

wiesen die Bauern unbarmherzig fort. In einer Scheuer zu Willenberg lagen auf dem Boden im Heu zwei Mägde, welchen Pater Benno die letzten Tröstungen der Religion zu spenden gedachte. Um zu diesen Verlassenen zu gelangen, mußte er auf einer Leiter hoch emporsteigen, in der einen Hand die Laterne haltend. Um das Viaticum niederstellen zu können, war er genöthigt, eine Schindel aus dem Dache zu ziehen. Kaum hatte er die Mägde versehen, so hörte er im Stroh nebenan drei Kinder wimmern. Dazu fiel ein Lichtfunke in das Stroh, so daß er mit der einen Hand sich anklammern, mit der andern das entstehende Feuer ersticken mußte. Solche Scenen schildert in seinen handschriftlichen Aufzeichnungen dieser unermüdliche Seelsorger gar viele*).

Am 24. September fiel als Opfer der Krankheit auch der Arzt Daniel Dörwanger, ein wegen seiner Menschenfreundlichkeit und Kunst hoch geachteter Mann. Nun wollten auch die andern Aerzte verzagen. Nur die flehentlichsten Bitten des Pater Benno konnten sie endlich bewegen, auszuharren. Sohin war dieser schlichte Mann, der sein Leben für Nichts anschlug, der eigentliche rettende Engel der ganzen Umgegend. Unter den größten Aufopferungen, denn unser Seelsorger hatte manchen Tag kaum mehr als etwas Milch zur Nahrung, kam der rauhe Winter heran, Schuhe und Strümpfe waren aber abgenützt. Bloßfüßig ging er durch Schnee und über Eis. Erst um Weihnachten gelang es ihm, aus seinem Kloster ein paar Schuhe zu erhalten.

Am 2. Juni 1715 wurde ihm nach bestandener vierzehntägiger Contumaz endlich gestattet, in sein Kloster zurückzukehren. Nicht nur alle Paramente, deren er sich während der Ansteckung bedient, sondern auch seine Kleider wurden verbrannt. Glücklich der Priester, dem Gelegenheit wurde, solches für seine Mitmenschen zu leisten, und ehrenvoll für das Kloster Högelwerd, einen solchen Angehörigen besessen zu haben. Jedenfalls ist zu bedauern, daß nicht ermittelt werden konnte, wenn und wo dieser edle Menschenfreund, dieser aufopfernde Priester seine Tage beschloß.

Wie ganz anders gestaltete sich zu München 1854 das Auftreten der

---

*) Vergleiche hierüber die Geschichte des regulirten Augustiner-Chorherrn-Stiftes Högelwerd im Erzbisthum München-Freising von Ernest Geiß, Beneficiat bei St. Peter und Caplan am Militärkrankenhause zu München.

Cholera, einer furchtbaren Seuche, welche an raſcher Tödtlichkeit und Fremdartigkeit der Erſcheinung der Peſt wenig nachſteht. Am Ende der Seuche war nicht ein Bett, nicht ein Kleid verbrannt worden, jeder Verſtorbene hatte ſeine eigene Ruheſtätte erhalten und Hunderten war durch das energiſche Zuſammenwirken der Behörden und Vereine das Leben geblieben. Sohin iſt ohne alle Vermeſſenheit anzunehmen, daß derlei Epidemien heut zu Tage keine ſolchen Verheerungen mehr anrichten können wie in der „guten alten Zeit", in welcher noch Glaubensverfolgungen und der unſelige Hexenſchwindel in vollſter Blüthe ſtanden.

Auferſtehn.

Von Arthur Lutze.

Auferſtehn, ja auferſtehn! müſſen Roſen aus den Dornen!
Lichter Pfad entwirret ſich aus dem düſtern, dem verworr'nen.
Allem Fleiſche winkt der Tod —
Droben glüht das Morgenroth!

Auferſtehn, ja auferſtehn! wird die Seele aus dem Staube!
In der dunklen Prüfungszeit hält und tröſtet uns der Glaube.
Seele, dich erfaßt kein Tod!
Wie er auch aus Gräbern droht.

Auferſtehn, ja auferſtehn! mußte Chriſtus aus dem Grabe!
Und ſein Auferſtehungsgang iſt den Chriſten Troſt und Labe:
Denn den Tod verſchlang der Sieg,
Als der Herr dem Grab' entſtieg!

Der Namenstag.

Der Namenstag.

Von Isabella Braun.

I.

Die Julisonne sandte ihre glühendsten Strahlen auf die Erde und der Himmel lächelte so klar dazwischen, wie ein fröhliches, blaues Menschenauge. Obwohl die Blumen im Freien standen und weder Hütlein noch Sonnenschein sie bedeckten, schadete ihnen die Sonnenglut nicht im geringsten; Tag für Tag vermehrte sich im Garten der Duft und die Farbenpracht, während die Blumen aus dem menschlichen Geschlechte — ich meine damit nämlich die Kinder — in der Schulstube ihre Köpflein senkten und hängten und lieber gar den Tag zur Nacht gemacht hätten. Das verdroß den Lehrer, denn er war noch ein junger Mann, erst seit letztem Herbste im Schuldienste und hätte gern eine recht glänzende Prüfung abgehalten; doch was konnte man mit so schläfrigen Kindern machen! In mißmuthiger und recht ungeduldiger Stimmung näherte er sich dem Fenster, das auf den Garten hinaus ging und seine Blicke verweilten auf dem kleinen, alten Manne, seinem Schwiegervater — welcher zwischen den Blumen dahinwandelte, dort ein Rosenknöspiein aufband, hier ein gesenktes Blümlein erhob, das verwelkte Blatt pflückte und das Unkraut entfernte. Der alte Mann schüttelte auch bisweilen das Haupt; seit dem letzten Regen und dem nunmehrigen Sonnenschein hatte das Unkraut stark überhand genommen und sein alter Rücken verwehrte ihm, saubere Arbeit zu machen. So ging es den beiden Männern, dem alten und dem jungen Schulmeister — fast gleich, keiner war zufrieden mit seinen Pflegbefohlenen und wer dicht neben Beiden gestanden wäre, hätte von Beiden einen schweren Seufzer vernommen.

Warum aber der Alte seufzte, ist meinen Lesern gewiß nicht klar; es ging ihm ja so gut; seit letztem Herbst lebte er gemüthlich im wohlverdienten Ruhestande, brauchte nicht mehr Schule zu halten, sich nicht mehr zu ärgern über die faulen, unaufmerksamen Kinder, mit Einem Worte: die gebratenen Tauben flogen ihm gleichsam in den Mund und seine gute Alte sorgte getreulich für ihn. Nun muß es mit diesem Seufzer schon eine besondere Bewandtniß haben, oder er ist am Ende gar ein unzufriedener, mürrischer Alter? Nein; wer so etwas sagte, mußte dazwischen lachen, denn Herr Jakobus

Jochum ist leibhaftig davon das Gegentheil, ich will ihn meinen Lesern beschreiben.

Seht vor Euch ein kleines, nettes Männchen, immer sauber gekleidet und gebürstet, fast nach dem Zuschnitte des Herrn Pfarrers, nur daß die dunkle Farbe in's Grüne, Blaue oder Braune spielt, während der Pfarrer kohlschwarze Kleider trägt. Sein Gesicht ist nicht von der Sonne gebräunt, sondern weiß und roth, mit unendlich viel kleinen Fältchen durchzogen, aber in jedem sitzt die Gutmüthigkeit oder ein ihr verwandter kleiner Seelengeist. Wenn ich nicht zu respektwidrig von meinem Alten rede, so möchte ich sagen: er sieht eigentlich aus, wie ein Knabe, der sich zum Scherz Falten in's Gesicht gemalt hat, dazwischen aber merkt man überall die frische Jugendlichkeit. Ja, so ist's auch beim Schulmeister: er ist jung geblieben unter seinen Kindern; er hat sich in ihre Gedankenwelt hineingelebt, bis er nicht mehr heraus konnte; er hatte ihre Freuden so lange getheilt, bis sie zu den seinigen wurden und der beständige Umgang mit ihnen hat ihm alle andere Menschenkenntniß geraubt. Ich will nicht sagen, daß es hier keine traurigen Erfahrungen von Fehlern, Unarten und Schlingeleien gegeben; aber weil es eben kindliche Fehler waren, meinte er, so schlecht sieh es noch lange nicht in der Welt und konnte nicht glauben, daß es schlimmere Dinge gäbe. Es war eine total einfaltsvolle Natur, voll Kindesglauben; der Nachbar Bonifazius Glötzle, sein guter Freund, konnte ihn jährlich dreißig mal, vom Ersten bis zum Letzten des Monats, in den April schicken und was nun das Geld betraf, so meinte er gleich den Kindern, ein Gulden sei der unerschöpflichste Reichthum. Das Rechnen verstand er freilich aus dem Fundamente; er schrieb seinen Schülern einen langen Conto auf die Tafel und die Probe mußte herauskommen; ob aber die Fleischer, Schreiner, Schneider und Victualienhändler mit dem Ansatze zufrieden gewesen wären, bezweifle ich stark, denn in der Weltkenntniß und im Umschwung der Verhältnisse stand er noch genau am gleichen Flecke, wie vor vierzig Jahren. Doch was bedurfte er solcher Kenntnisse! dafür war er nicht Schulmeister, sondern für's Lesen, Schreiben und Rechnen, für einen Briefaufsatz und einigen nützlichen Kenntnissen, die im Buche standen; für das Weitere konnte das Leben sorgen und seine Schüler darin unterrichten und was ihn selbst betraf, hatte er seine treffliche Alte. Nun ist klar, daß er nicht an Grämlichkeit und schlimmen Launen litt und dennoch ein Seufzer?

Es ist nach diesem langen Eingange bald gesagt: — Er hieß Jakob, auf den nächsten Tag fiel zu Einem verschmolzen, sein Namens- und Geburtstag und zwar der siebenzigste. Bisher waren dies festliche, kinderselige Tage gewesen, er war jederzeit mit dem Gefühle eines Sonntagskindes aufgewacht und wie ganz anders sollte es morgen sein! Zum erstenmale blühten ihm keine Blumen mehr, die gleichsam aus den Kinderfingern heraussproßten; er mußte sich mit diesen hier begnügen, welche zwar glänzten und dufteten, aber nicht springen, lachen und reden konnten, und drum rang sich der bange, tiefe Seufzer aus seiner Brust. Jetzt schlug es vom Kirchthurme vier Uhr und das alte Herz erschrak; die Kinder sprangen die Stufen des Schulhauses herab und diese Mahnung an sein verändertes Leben war im Augenblicke zu bitter! er duckte sich am Gartenverschlage, um nicht zu sehen und nicht gesehen zu werden. Wieder seufzte er, befühlte mit der Linken seine trockene, knöcherige Rechte, nicht mehr befeuchtet von den weichen, warmen Kinderhändchen; dann ging er leise in das einsame Stübchen, setzte sich an den Tisch, stützte den alten Kopf mit Arm und Händen und als seine treue Ehehälfte hereintrat, sich ihm näherte und die Stütze befremdlich unter seinem Gesichte wegzog, waren die Finger des guten Alten ganz naß und auf der Tischplatte lagen große Tropfen.

Nun wissen wir, wie es mit dem einfaltsvollen, siebenzigjährigen Herzen steht und wollen uns im Orte weiter umsehen.

II.

In der nächsten Nähe unseres ländlichen Oertchens befand sich ein Wald. — Zur nämlichen Zeit, als die Kinder aus der Schule liefen und der alte Schulmeister sich am Gartenzaune versteckte, ruhte in halbliegender Stellung am schattigen Rande eben dieses Waldes der schon einmal genannte Bonifazius Glögle, kurzweg Pfeifer- oder auch Geiger-Boni genannt. Als die Luft endlich den Glockenschlag des neuen Stunden-Viertels vom Kirchthurme herübertrug, beschattete er seine Augen mit der Handfläche, um besser in die Ferne spähen zu können. Er mußte auch richtig etwas entdeckt haben, denn er ließ einen gellenden Pfiff ertönen und das Zeichen wurde dem schwächern Widerhalle gleich, beantwortet. Bald konnte man ohne vorgehaltene Hand mehrere herbeispringende Knaben erblicken und im Nachtrabe erschienen eben so viele Mädchen, theils mit aufgehobenen Schürzen, theils mit Körbchen am Arme.

Sie waren noch ein gutes Stück entfernt, während sich die Buben bereits in allen erdenklichen Stellungen rings um den Pfeifer-Boni lagerten, oder ihre Ankunft mit jenem ländlichen Kunststücke feierten, das man gewöhnlich ein Rad oder einen Purzelbaum nennt, Boni jedoch legte nun seine Geige an die Schulter und spielte den hüpfenden Mädchen zum Willkomm einen Ländler auf.

Als nun die ganze Gesellschaft in solch lustiger Weise versammelt war, überschaute sie der Geiger-Boni mit wohlgefälligem Schmunzeln, strich den langen und dicken Schnauzbart und rief: „Fehlt Keins beim Verlesen?“ — „Hier!“ antworteten in allen Tonarten nun die Kinder und sprangen empor. Nein, es fehlte nicht Eines aus der Schulliste; aller Standesunterschied war völlig ausgeglichen; Aufschlägers Maxl, der beim Herrn Pfarrer sich bereits auf die lateinische Schule vorbereitete, saß gemüthlich neben dem Weberseppel, welcher dessen geflickte, abgelegte Hose trug; die reiche Krämersfranzel sprach eifrig mit Nachtwächters Rosi, obwohl dieselbe erst heute Mittag die Armensuppe dort geholt hatte und Gärtners Rosine trug mit Tagwerkers Walburg einen großen Korb herbei; sie alle kamen ja als gleichmäßige Schuldner bei einer langen langen Geduld- und Liebesrechnung.

Nun aber langte die Krämerfranzel ein Päcklein aus ihrer Tasche und rief: „Macht Platz, ich muß dem Boni was geben!“ — dann schwänzelte sie mit sichtbarem Stolze durch die Kindergruppe und überreichte ihm von Mutter und Vater ein Knasterpäcklein zum Geschenke. Der Boni wollte zum Danke ihr rosiges Mäulchen mit seinem Schnauzbarte einreiben, aber sie wand sich unter dem Gelächter der Buben und Mädchen los und war eben daran, ein Schmollwinkelchen zu suchen, als Boni auf's Neue seine Geige strich und Maxl die Erzürnte tanzend im Kreis herumdrehte. —

Nach dieser fröhlichen Eröffnung der Zusammenkunft stopfte der Boni seinen Ulmerkopf, entzündete das Virginische Kraut, das vielleicht auch um Nürnberg herum gewachsen war und qualmte mit einigen starken Zügen nach Herzenslust, während die Mädchen in geschäftiger Eile ganze Körbe voller Blumen zu seinen Füßen ausschütteten und verschiedene Knäuel Spagat und Bindfaden dazu legten. Ein Paar der eifrigsten Buben bemächtigten sich sogleich des erstern und hatten damit ein Viergespann gezäumt, das auf der Wiese stampfte und wieherte und dessen Beispiel die sämtliche Knabenschaar zu einer Heerde lustiger Füllen zu verwandeln drohte; dort kreischten die

Mädchen vor Entrüstung und hier befreite sich scheltend ein Paar aus heimlich gezogener Schlinge. Alle Ordnung schien verloren, als der Boni den Ulmerkopf mit der Sackpfeife vertauschte und mit langem schrillem Tone die Ausreißer zurückrief, während in seiner Nähe Jedes aufmerksam auf ihn blickte. Dann erhob er seine hohe derbe Gestalt, welche riesenhaft über der Schaar emporragte und sprach: „Aufgepaßt, ihr unnützen Schlingel und Mädeln! Ich frag Euch, soll's Ruh' geben, oder nicht? he? Wer jetzt noch an seinen eigenen Spaß denkt, der kann meinetwegen an's andere Ende des Waldes gehen, wer's aber mit dem Schullehrer und dem Pfeifer-Boni hält, der komm daher und streck den Finger in die Höh."

Sogleich drängte sich ein dichter Knäuel um ihn und der Wald widertönte vom Gejauchze; dann fuhr der Boni in seiner Rede fort: „Es scheint mir, daß Ihr's vergessen habt, warum wir beisammen sind und ich will's Euch noch mal zu Gemüth führen. Also morgen ist Jakobi, — Ihr braucht dabei nicht nur an die reifen Jakobi-Aepfel zu denken — sondern an den alten Schulmeister, der so heißt und an diesem Tag auch siebzig Jahre alt wird. Nun besinnt Euch, Ihr Buben und Mädeln — ist Eines unter Euch, dem er nicht gratulirt hätt' mit einem hübschen Bildl zum Namenstag, und hat er's nicht um Euch verdient, daß Ihr ihm auch einen freudigen Tag bereitet? — Aber weiter im Text, wie der Pfarrer sagt und jetzt ist mir's gerad, als ob ich auf der Kanzel stünd'. Dankbarkeit, Dankbarkeit ist mein Lehrspruch, den ich Euch zu beherzigen geb. — Ist Eines unter Euch, das ihm nicht Müh und Plag gemacht hätt'? — Wer hat sich in der Schule mehr anstrengen müssen, Ihr, oder Er? — Wißt Ihr's noch, wie einfältig Ihr am Rockzipfel der Mutter hängend in die Schul gekommen seid, und jetzt, potz Tausend! ist das eine Gelehrsamkeit, vor der ich, der Pfeifer-Boni, die Kapp herunterzieh' und wie leicht ist das gegangen, wie unterhaltlich obendrein; es hat nur geheißen, Augen und Ohren aufmachen, während er sich von Morgens bis Abends fast die Lung herausgeredt und sich den Schweiß von der Stirn gewischt und ein Geduldsfädelein gedreht hat, daß es so dick wie ein Glockenseil geworden ist. Und wer ist am End des Jahrs in der Schulprüfung gelobt worden, als die Kinder? vom Schulmeister hat man weiters kein Aufhebens gemacht.

„Und jetzt, halt Einer meinen Blick aus, wer kann? Wer von Euch hat dem guten Alten keinen Verdruß gemacht? — Ja, schlagt nur die Augen

nieder, aber macht sie gleich wieder lustig auf, er hat's längst vergeben und vergessen, und möcht Euch lieber all mitsammen vergolden. Wenn er einmal in den Himmel kommt, — wer weiß, ob's noch so lang ansteht, — streitet er am End noch mit St. Petrus, daß Ihr bräver seid, als die Engelein. Ja, Kinder, so gern hat Euch das gute, alte, ehrliche Herz, Euch und Eure Eltern, die meist alle selber bei ihm gelernt haben. Und dafür soll er morgen, weil er alt und weißköpfig geworden ist, allein in seiner Stub sitzen, anstatt wie alljährlich sein Festg'sangerl, seine Blumenkränz und Buschen zu haben? — Ja, springt nur auf, Ihr Buben, meine Geig' ist schon gestimmt und fangt Eure Blumenkränz an zu winden, Ihr Mädels, hurrah, unser Schulmeister soll leben!" —

Der Boni hatte den rechten Ton getroffen; die Buben schrien aus voller Kehle und manches Mädchen wischte sich die Augen, aber dem Pfeifer war seine Rede selber zu Herzen gegangen, darum hatte er so schnell damit ein Ende gemacht, und wandte sich ab, um die Stirne zu trocknen, fuhr aber zugleich über die nassen Augen. Während Boni's Rede war Einer weggeschlichen und hatte sich abseits, wo er aber doch Alles hören konnte, in's Gras gelegt. Wie der Pfeifer nun sagte: „Er hat's vergeben und vergessen!" verbarg der Bub sein Angesicht im Moos und schluchzte zum Erbarmen. Dies war Niemand anderer als der Lenz, zusammengezogen aus Lorenz, den man aber am geeignetsten hätte Faulenz heißen können. Er war fünf Jahre lang die Schulplage des alten Lehrers gewesen und hätte er nur seine Erfindungsgabe in tollen Streichen auf's Lernen verwendet, Keiner wäre ihm voran gekommen, so aber bummelte er in der letzten Bank und hatte wahrscheinlich eine so große Vorliebe für dieselbe, weil sie sich am nächsten bei der Thüre befand.

Und dennoch war der Lenz kein böser Bub; er that nichts dem Lehrer zum Trutz oder aus Bosheit, er konnte nur den Muthwillen nicht lassen. Nach geschehener That war es ihm stets so leid, daß er die besten Vorsätze faßte und einmal, wie er wieder eingesperrt über Mittag in der Strafbank saß und der Lehrer ihn beim Fortgehn so schmerzlich angeblickt hatte, schlug er polternd auf die Bank und schluchzte: „Ich vergelt Dir's doch noch! im nächsten Jahr solls anders gehen! es ist ohnedem mein letztes." Als jedoch dieses gegenwärtige, letzte Jahr kam und er sein Wort so wacker hielt, wie nur jemals ein Bekehrter, war ein neuer, junger Lehrer gekommen; was

nützte es jetzt dem Alten, daß der Lenz von Monat zu Monat vorwärts kam in den Schulbänken? Das fiel ihm bei Boni's Rede schwer auf's Herz und deßhalb weinte er abseits in's grüne Moos hinein.

Der Geiger hatte inzwischen die Saiten frisch gestimmt und angekündigt, daß sie ein altes bekanntes Lieblingslied des Schulmeisters auf's Neue einüben wollten. Als er nun seine Schaar um sich ordnete, rief er: „Wo ist der Lenz? gesehen hab ich ihn! er hält die Stimmen zusammen, ohne den geht's nicht."

„Lenz! Lenz!" schrie es nun von allen Seiten; aber er war in's Gebüsch gekrochen und kam nun, freilich mit geröthetem Gesichte, gemächlich von einer andern Seite zum Vorscheine, stellte sich sogleich auf seinen Platz, merkte aber trotz der gesenkten Augenlieder, daß Boni's Blicke auf ihm hafteten.

Es erforderte eine gute Weile, bis das Liedlein zu Boni's Zufriedenheit aus den jungen Kehlen schallte; sicher haben die lauschenden Vögel auf den Zweigen, wenn sie das Hälschen und Köpfchen drehten, allerlei Hochmüthiges gedacht, und die Kinder zwischen hinein ausgepfiffen. Schließlich aber stimmte es doch und Boni hängte seine Geige an den Ast eines Baumes. Dann lagerte er sich wieder im Moose, zündete auf's Neue die Pfeife an und rief: „So, nun helft Alle tüchtig zusammen, als ob morgen Kirchweih wäre;" dabei deutete er auf die Blumen.

Die ganze Schaar gruppirte sich um den Pfeiferboni; zumittelst im Kreise saßen die Rosi und Franzl, Kränze und Guirlanden windend, die andern Mädchen suchten die passenden Blumen zu winzig kleinen Büschelchen zusammen und reichten sie zum Einflechten dar. Die Knaben übernahmen die gröberen Arbeiten; sie banden eine Verzierung aus Laubwerk, um die Hausthüre zu bekränzen und hatten den besten Vorwand, auf Bäume zu klettern. Der Boni rauchte eine Pfeife um die andere, gab dazwischen seinen Rath und wand auch manchen Scherz darein. Alles war lustig, nur der Lustigste wollte sich gleich nach dem Gesang trübselig von dannen schleichen. Das merkte der Boni; er gab dem Lenz allerlei Aufträge, schaute ihm dazwischen ermunternd in die Augen, als ob er in seinem armen, reuevollen Herzen lesen könnte und ließ ihn nicht von der Seite. „Lenz! Lenz!" tönte es von da und dort und jetzt vom höchsten Baume herab. Endlich hatte ihn der Marl aufgefunden und sagte: „Da liegt der Faulenz!" — Statt des Buben antwortete ihm der Pfeifer, als ob er vor sich hinspräche und nur in den dicken

Schnauzbart brummte: „Grad so wie unser Eins vor mehr als einem halben Jahrhundert.“ — Aber der Pfeifers Gemurmel war deutlich in die jungen Ohren gedrungen; Maxl rief neugierig: „Wie war's selbiges Mal, Boni? erzähl!“ — „Ja, erzähl's, erzähl's!“ riefen alle Stimmen ringsum und sogleich schloß sich der Kreis noch enger. „Eine Geschichte! der Boni erzählt eine Geschichte!“ verkündeten die Knaben durch den Wald rufend und eilig rutschten die Beine an den Stämmen herunter, manches Fetzlein von der Hose zurücklassend.

Der Boni klopfte nun die Asche aus dem Ulmerkopfe, steckte denselben in die Joppentasche und sagte: „Meinetwegen! Ihr könnt's ja wissen und es ist heute gerade tauglam zum Lobe Eures ehemaligen Schulmeisters, denn es handelt davon wie der kleine Jakobus und der Bonifaz Freunde geworden sind für ihr Lebenlang. Aber das sag ich Euch im voraus, Ihr Buben! — daß Ihr keine schlechte, sondern eine gute Lehre draus zieht.“ —

Nach diesen einleitenden Worten stützte der Boni halbliegend das Haupt nach rückwärts mit der großen Hand und begann seine Erzählung für die lauschende Zuhörerschaft. —

III.

Euer alter Schulmeister und ich sind Landsleute und in der nämlichen Kirche getauft worden, nur mit dem Unterschied, daß mein Name drei Jahre später im Kirchenbuch steht. Aber das Jakoble war ein gar schwächliches Kind und ist es geblieben; man hätte mich eher für drei Jahre älter halten können. Lange hatte man gemeint, er werde wohl schwerlich das sechste Jahr erreichen und als er's doch erlebte, meinte man wieder, mit dem Lernen pressire es nicht, denn für den Himmel brauche man weder Schreiben, Lesen noch Rechnen, oder die Engelein könnten's dem Kinde noch leichter und schneller beibringen, als sein eigner Vater, der Schulmeisler, wenn das Jakobele dagegen nur täglich frömmer und bräver würde. Daran hats nicht gefehlt und bei Jedermann im Dorfe hat des Schulmeisters Jakoble auch schon für ein halbes Engelein gegolten; Alles hat gesagt: „das Kind kommt nicht auf; es ist zu gescheidt und zu fromm und zu brav für die Erde!“ als ob man hier zu Land nicht auch gescheidte und brave Leute brauchen könnte! Unser Herrgott hat wohl meine Ansicht gehabt und den kleinen Buben am Leben erhalten. Als nun Jakoble neun und ich sechs Jahre zählten, kamen wir

mitsammen in die Schule und wurden die besten Kameraden, worüber sich die Leut' nicht genug verwundern konnten, denn von mir hat kein Mensch geglaubt, daß ich reif für den Himmel sei, ein unähnlicheres Paar mags auch kaum gegeben haben. Das Jakoble ging allem Lärm und Streit aus dem Weg und mir gefiel's dort gerad am besten; ich machte mir mit Ellenbogen und Fäusten überall Bahn, kriegte dabei vor purem Vergnügen einen rothen Kopf, während das Jakoble davon lief, erblaßte und an allen Gliedern zitterte. Da hätte man glauben sollen, unsere Kameradschaft werde von kurzer Dauer sein, aber mir taugte sie aus allerlei Gründen. Das Jakoble verstand in der Schule Alles zehnmal besser als ich und war immer bereit, mir zu helfen und einzusagen; das kam mir just gelegen, aber ich zahlte es ihm außerhalb der Schul auch getreulich heim; der kleine Bub wäre ohne mich nirgends zurecht gekommen, gestoßen und gedrückt worden, an meinen Schützling wagte sich jedoch Keiner. Nun hatte Jakoble so ein glückseliges Herz, daß ihm die Fröhlichkeit aus Augen und Mund brach, und taugte also zum lustigen Kameraden; zudem glaubte er Alles und Jedes, ließ sich gutwillig necken und war steif und fest der Meinung, ich sei der beste Bub von der Welt. Trotz meiner muthwilligen Streiche glaubte es endlich auch der Schulmeister, Gott vergelts ihm! denn er sagte: „sonst hätte ihn mein Jakoble nicht so gern." Ohne diesen guten Glauben, hätt ich meinen Kameraden eingebüßt und wär vielleicht jetzt ein elender Taugenichts!"

Der Pfeifer-Boni hielt inne, während der Lenz sich näher an ihn schmiegte; nach einer kurzen Pause fuhr er in seiner Erzählung fort: „Nun muß ich Euch etwas Trauriges aus meiner Jugend berichten. Ich war ein armer Waisenbub, hatte Mutter und Vater im Verlauf von sechs Wochen am Nervenfieber verloren und wurde von einer ledigen, aber wohlhabenden Base um Gottes Willen auferzogen, weil kein anderer Mensch sich um mich kümmerte und sie das Kind ihrer Schwestertochter nicht gerne als Gemeindelast sehen wollte. Aber sie war still und griesgrämig; einen sauberern Stubenboden, als den unsern, gab's nicht im ganzen Orte; der Waschzuber und die eingefädelte Nadel kamen selten und nur abwechselnd zur Ruhe. Da taugte ich freilich schlecht genug für die ordentliche Haushaltung. Man hörte mich schon hundert Schritte entfernt, als ob ich der Poltergeist wäre; bei meiner Annäherung wakelten alle Stühle, dabei stolperte ich jedesmal über die Strohdecke vor der Stubenthüre, statt die Schuhe dran sauber abzuputzen und

that es auf dem frischgefegten Boden. Die Base hatte für mich den ganzen Tag zu nähen, und wenn ich mir am Morgen vornahm, gewiß die Hose zu schonen, um der Base keinen Verdruß zu machen, und wenn ich sie dann des Abends triumphirend zeigte, dann hielt sie mir zürnend die zerrissene Jacke vor die beschämten Augen. Wie argen Verdruß ich ihr bereitete, kann ich gar nicht sagen. Sie wunderte sich nur, daß Schullehrers Jakoble mit mir umgehen mochte und hielt mir unaufhörlich dessen Beispiel vor; freilich wußte sie nicht, daß ich den kleinen Buben über alle Pfützen und Moräste trug und dabei noch tiefer hinein sank. Genug, oftmals drohte sie mir ernstlich, mich beim nächsten Unfug zu verstoßen und als Bettelbuben in die Welt hinaus zu jagen; wer sie kannte der traute ihr auch das Worthalten zu. Ich muß es nur bekennen, Freude erlebte sie an mir blutwenig; ich brachte es nicht einmal zuweg, ihr zu schmeicheln und doch hatte ich die alte Base gern und betete sogar in der Kirche alle Tage, daß unser Herrgott ihr Alles tausendfach vergelten und aus mir einen guten Buben machen wolle.

Aber auch aus Jakobles Leben ist von damals etwas Trauriges zu berichten. Als er eilf Jahre zählte, starb seine Mutter ebenfalls. Er weinte sich fast zu Tode, der arme Bub, denn er war ein echtes Mutterföhnlein gewesen, das sie mit Liebesangst und Sorge auferzogen hatte. Von da an wollte er lange nicht mehr mit mir auf dem Anger oder im Walde herumtollen, sondern gärtelte jede freie Stunde auf seiner Mutter Grab, säte seinen Namen mit Brunnenkreß darauf, steckte jedes Pflänzchen, das er kriegen konnte, hinein, jätete das Unkraut fleißig aus und ich glaube, daher stammt noch heutigen Tags seine Lieb' zur Gärtnerei und sein Widerwille gegen alles Unkraut.

So ging es den ganzen Frühling, Sommer und Herbst, bis ich ihn mit Hilfe seines eignen Vaters vom Kirchhof weglocken konnte und er auf's Neue mein fröhlicher Begleiter wurde auf Schlittenfahrten und Eisbahnen. Aber gegen Ende des Winters gab es abermals eine Veränderung. Der Schullehrer fuhr eines Tages in vollstem Prüfungsstaate in Wirths Halbschaislein zur nächsten Stadt und Nachmittags brachte er ein junges, schönes Frauenzimmer mit einem Hute und seidenem Kleide ins Haus. Dann rief er sein Jakoble herbei und sagte: „Das wird Deine Mutter, hab sie lieb, wie Deine erste und folge ihr getreulich in allen Dingen." Jakoble streckte wohl seine Hand aus, aber weinte dabei zum Herzbrechen, dann lief er

eilig fort zum Kirchhofe, um es der Mutter zu erzählen. Das verdroß die Fremde und sie meinte, er wolle sie nicht lieb haben. Abends fuhr der Vater mit seiner Braut wieder in die Stadt zurück und nach Ostern war die Hochzeit. Da ging's lustig zu, denn die städtische Liedertafel kam auch, weil die Braut eines angesehenen Stadtmusikanten Tochter war und es wurde gesungen nach Herzenslust. Das verdroß unser Jakoble gewaltig; er hätte gerne die Kirchenmauer in die Höhe gebaut, nur um die Musik vom Grab abzuhalten und dem armen Buben schmeckte nicht einmal das fürnehme Essen; er brachte mir des Abends Alles, was er hatte bei Seite schaffen können.

Die neue Frau Lehrerin gefiel allen Leuten absonderlich. Sie war trotz ihrer städtischen Kleidung und Manier ganz leutselig, sorgte für das Hauswesen, für Mann und Kind und brachte auch ein schönes Vermögen in die Ehe. Aber sie konnte Jakobles Thränen vor und bei der Hochzeit nicht vergessen und meinte immer, er möge sie nicht. Wenn er aus dem Gärtlein die schönsten Blumen auf der Mutter Grab versetzte, hielt sie das für Trotz gegen sie, weil er ihr die Blumen, an denen sie Freude hatte, nicht gönne. So etwas ist aber dem Jakoble niemals in den Sinn gekommen, ganz im Gegentheile ging ihm allmählig das Herz für die neue Mutter auf, er konnte sie vor lauter Wohlgefallen nicht genug ansehen, aber er that's nur verstohlen, weil er sich auch einbildete, daß sie ihn nicht recht möge, und weil ihm noch das rechte, kindliche Vertrauen abging. Auch der Vater hielt es für Verstocktheit und warf ihm oft strenge Blicke zu. So kams, daß wir Beide mehr als je mit einander herumstreiften und daß die Frau Lehrerin gegen mich einen Widerwillen faßte, denn der Jakob konnte nun mit eignen Füßen durch die Pfützen waten und mir wie ein Eichkätzlein auf die höchsten Bäume nachklettern. So hatte sie bald die gleichen Klagen, wie meine Base und dem Jakoble wurde der Umgang mit mir ernstlich verboten, weil ich zu schlecht für ihn sei, und nicht einmal ordentlich lerne.

Das verdroß mich, ja, ich hätte gerade hinaus vor Schmerz und Zorn schreien können; in solcher Stunde nahm ich mir vor, es der Lehrerin heimzuzahlen. Solch einem leichtsinnigen Buben fällt allerlei dummes Zeug ein und wenn er's auch nicht so bös meint, nimmts doch oftmals ein böses Ende, wie Ihr bald sehen werdet; merkt's Euch, Ihr Buben, und laßt Euch von mir warnen.

Ich war schon damals geschickt in allerlei kleinen Handtierungen. Kein

anderer Bub konnte bessere Maienpfeifen klopfen und schneiden und ich versah damit alle Kameraden, weßhalb sie mich „den Pfeiferboni nannten.“ Aber ich konnte noch etwas und das behielt ich für mich, ich konnte eine prächtige Wasserspritze machen, nur das Jakoble durfte damit spielen und ich überließ ihm die Spritze oft ganze Tage. Es war seine größte Freude, damit die Blumen auf der Mutter Grab zu begießen, oder auch die ausgespannte Leinwand auf der Bleiche zu bespritzen. Die Frau Lehrerin sah ihm oftmals zu; weil er aber keinen Unfug trieb, gönnte sie ihm gerne das unschuldige Vergnügen, da er die Kameradschaft mit mir meiden mußte; heimlich kamen wir freilich zusammen und hatten uns lieber, als je zuvor.

Nicht weit vom unserm Dorfe entfernt stand ein halb verfallenes Haus, das seit Jahren zum Abbruch feil geboten war, doch Niemand kaufte es. Bei der Sonnenhitze rastete dort manches alte Weiblein mit ihrem Reisigbündel, bei Sturm und Wetter gewährte es dem Wanderer ein Obdach, die Ratten und Mäuse hatten einen guten Schlupfwinkel und wir Buben benützten es als Räuberhöhle bei unsern Spielen, so gewährte es also trotz seinem Verfall manigfachen Nutzen.

An einem heißen Sommerabende kamen Jakob und ich aus dem Walde, wo wir Erdbeeren gesammelt hatten, und näherten uns eben dem zerfallenen Hause, als wir den Schulmeister und seine Frau in der Ferne gewahrten. Nun mußten wir ihnen schnurstracks in die Hände laufen und der Jakob zitterte an allen Gliedern. Da zog ich ihn mir nach in die Ruine, er aber kauerte sich, alle Mäuse und Ratten vergessend in einen Winkel, während ich durch eine Fensterlucke ausspähte. Da war's, wo mir der alte Zorn in den Kopf stieg und die Versuchung über mich Herr wurde. Kurz zuvor hatte ich am Teich meine Spritze mit Wasser gefüllt, — ich zielte, stieß den Stöpfel und der Wasserstrahl ergoß sich über den neuen Strohhut der Lehrerin. Das hatte ich nicht beabsichtigt, ich wollte sie nur ein wenig erschrecken; nun aber war ich selbst zu Tod erschrocken, ließ die Spritze fallen und rannte durch die Hinterthüre spornstreichs davon.

Der Lehrer war natürlich auf's höchste entrüstet und hielt im zerfallenen Hause sogleich Nachsuchung. Da entdeckte er seinen eigenen Buben und neben ihm die verhängnißvolle Spritze. Widerstandlos ging Jakob mit dem Vater und fiel vor der Mutter fast ohnmächtig zusammen.

Und jetzt Buben paßt auf. Was meint Ihr, daß der Jakob gethan

hat? — Natürlich, den Eltern verrathen, daß er unschuldig und ich der Verbrecher sei? — Nein, Buben: der Jakob dachte voll Erbarmen an seinen Kameraden, und die alte Base und an Alles, was auf diese Entdeckung folgen mußte, er war ja um so vieles gescheidter, drei Jahre älter und um wie vieles erst besser als ich. Stillschweigend nahm er die Schuld auf sich und ertrug Alles, was über ihn erging aus Lieb und Erbarmen gegen mich. Nun bekam er selten mehr einen freundlichen Blick von Vater und Mutter und ging traurig einher. Oftmals war ich drauf und dran, dem Schulmeister Alles zu bekennen, aber die Furcht vor der Base verschloß mir den Mund. Zum Danke blieb ich künftig dem Jakob ferne, um ihn nicht in neue Ungelegenheiten zu bringen und — Kinder? das war mein allergrößtes Opfer, auf welchem auch Gottes Segen ruhte. Der Jakob wußte schon wie herzlieb ich ihn hatte, hundertmal lieber, als vorher. Zuletzt konnte ich es kaum mehr aushalten; da gab mir der heilige Geist einen guten Gedanken ein. Der Jakob war auf und auf der Erste; ich aber saß mehrere Bänke zurück. Da nahm ich mir steif und fest vor, koste es, was es wolle, der Zweite zu werden, um nur neben dem Jakob zu sitzen, das konnte mir Niemand verwehren. Ich hockte nun daheim den ganzen Tag über dem Buche und der Schreibtafel, vermied alle Spielplätze, zerriß keine Hosen und Jacken mehr, beschmutzte keine Schuhe und keine Stubenböden und als die Base einmal mit freudigem, verwundertem Gesichte auf mich schaute, sprang ich auf, und fiel ihr geradewegs um den Hals; in der Schule aber wurde ich richtig der Zweite.

Eines Nachmittags behielt der Lehrer uns beide zurück und sagte zu mir: „Bonifaz, Du bist ein Anderer geworden, das freut mich und nun kannst Du wieder mit meinem Jakob umgehen, im Gegentheil mag er von Dir lernen."

Diese Rede gab mir einen Stich durch's Herz, daß ich aufsprang und dem Lehrer schluchzend zu Füßen stürzte, indem ich rief: „Ich bin's gewesen mit der Wasserspritze, nicht der Jakob!" — Ich sah und hörte nichts, was um mich vorging, denn ich fiel mit dem Gesicht auf den Boden. Als mich der Lehrer aufrichtete und ich die Augen aufschlug, gewahrte ich die Schullehrerin und sie hielt den Jakob in ihren Armen und sagte stets auf's Neue: „Verzeih mir, mein Kind, mein armes Kind!" Aber auch mir hat sie freundlich die Hand gegeben und uns Beide in ihre eigene Stube geführt. Jetzt ist Alles gut gewesen für immer!"

Der Pfeiferboni schwieg und man konnte in der lautlosen Stille das bewegte Athmen der Kinder hören. Aber es hatten sich während der langen Erzählung noch viele Zuhörer, Jünglinge, Jungfrauen, Männer und Weiber am Waldrande eingefunden und viele Hände drückten und schüttelten die brave Rechte des Pfeifers.

Nun aber war es Abend geworden; der Boni gab noch allerlei Aufträge, dann trug man die Kränze und Gewinde zur Aufbewahrung in den Wirthsgarten. Die Kinder gaben mit dankenden Blicken ihrem Freunde die Hände und zerstreuten sich nach allen Gegenden, aber auch die Mütter dankten ihm für seine Erzählung, während die Männer den durstig gewordenen Pfeifer zum Freitrunke ins Wirthshaus führten.

Dort gab es manche Fortsetzung des begonnenen Gesprächs. Jeder wußte aus seiner Schulzeit etwas zu berichten von der Güte, Geduld, Freundlichkeit und dem Eifer des ehemaligen Jakob, der nun ihr eigner Lehrer und ein weißhaariges Männlein geworden war. Sie verabredeten Allerlei, was ich nicht verrathen darf; doch in den Mondschein hinaus klang noch bis in die späte Nacht eine seltsame Musik. Dann gingen sie alle auseinander, aber Jeder drückte dem Pfeiferboni zuvor herzlich die Hand.

VI.

Der 25. Juli wand sich beim frühen Erwachen aus seinem grauen Schleier mit sanft gerötheten Wangen; immer klarer und lächelnder wurde sein Angesicht. Im Garten des Schulmeisters stand Alles schon festlich geschmückt; die Gräser und Blumen übten ihre zierlichsten Gratulations-Complimente ein, während der leise Morgenwind sie kämmte und der klare Thau den Staub beseitigte, dagegen manches Tröpflein als glänzenden Schmuck zurückließ. Die Menschen lagen noch in tiefster Ruhe, nicht einmal der Küster hatte noch die Morgenglocke geläutet, nur der Lenz sprang aus seinem Bette und eilte schnurstracks zum Gärtlein des Schulmeisters. Der arme Bub besaß nichts, um dem alten Herrn seine Liebe zu bezeigen; des Pfeifers Erzählung hatte jedoch sein Herz butterweich gemacht, und so kam er auch zu einem guten Gedanken. Er machte sich nemlich über das wuchernde Unkraut her und rastete nicht eher, als bis kein Hälmchen emporspitzte. Des Knaben Gesicht zeigte nach dieser eifrigen Arbeit zwar die vertrauteste Bekanntschaft mit dem Erdboden und trotz der frühen Morgenstunde war ihm

der Schweiß über die heißen Backen geflossen, aber zwischendurch leuchtete die Glückseligkeit aus seinen Augen.

Nach zwei vollen Stunden war die mühsame Arbeit vollendet. Nun machte der Lenz einen gewaltigen Luftsprung bis zum Bassin, wusch die Hände ganz säuberlich, schlenkerte sie zum Trocknen und holte dann aus einem Verstecke den allergrößten Blumenstrauß, welchen er mit wahrer Bewunderung betrachtete, und vorsichtig auf die Gartenbank legte. Jetzt aber kam die Hauptsache an die Reihe. Er langte aus der Rocktasche einen beschriebenen Papierstreifen und deklamirte mit Pathos;

Statt Unkraut soll für Deine Müh'n
Ein Strauß der schönsten Blumen blühn,
Und auch zu tiefst im Herzen mein
Soll Dir's zum Dank nicht anders sein! —

Der Lenz strahlte vor Stolz und Glückseligkeit, denn er hatte den Zettel nicht nur selber so hübsch geschrieben, sondern wahrhaftig und gewiß die Reime selber erfunden. Er umwickelte den Stiel des Blumenstraußes mit dem Papierstreifen, befestigte denselben noch mit Bindfaden, machte eine Grube in das mittlere Blumenbeet, wo kurz vorher das meiste Unkraut gewuchert hatte, setzte sein Angebinde hinein und führte einen Freudentanz auf. Beinahe hätte er darüber seine Heimlichkeit vergessen und den Vers gesungen; nun aber entdeckte er die Magd am Brunnen und duckte sich geschwind am Gartengeländer. Lenz vermuthete, daß der Schullehrer bald erscheinen werde. Er hatte ihnen ja unzählige Male den Spruch vorgehalten: „Morgenstund hat Gold im Mund" — und er that jederzeit selber, was er lehrte. Der Knabe wollte sich nicht vor ihm blicken lassen, er wollte nur ein verborgener Zeuge der Freude über das sauber gejätete Gärtchen sein, er wollte nur die Verwunderung sehen bei Entdeckung des Blumenstraußes und vielleicht einige Worte hören über seine Reimereien, ob der Lehrer die Fehler noch nachtrage oder sie verziehen habe. Bei diesen Gedanken vergaß er Alles um sich her; das Herz klopfte ihm reuevoll und er hätte gerade hinaus weinen mögen. Plötzlich fuhr er überrascht empor. Was war das? Welche schöne, fromme, himmlische Musik drang von der Straße herüber? — Lenz schlich sich auf Händen und Füßen um das Haus und jetzt an der Ecke richtete er sich auf, faltete die Hände und betete. Da standen vor der bekränzten Hausthür die Orts- und Kirchenmusikanten, der Pfeiferboni an ihrer Spitze und bliesen auf

ihren verschiedenen Blechinstrumenten den feierlichen Choral: „Großer Gott, Dich loben wir!“ —

Der alte Schulmeister war erst lange nach Mitternacht in Schlaf gesunken, denn er hatte bei diesem wichtigen Lebensabschnitte seiner Gewohnheit gemäß in ein Buch alle Erlebnisse des verflossenen Jahres verzeichnet und beim Schlusse dankbar die Hände gefaltet. Wie ungerecht erschien ihm nun seine vorhergegangene Traurigkeit! Auf den beschriebenen Blättern standen nur Segnungen und nicht ein Einziger Verlust. Er durchblätterte sein beinah voll beschriebenes Buch, den oftmaligen Rückblick auf ein Lebensjahr und rief dann: „Herr, ich bin nicht werth all Deiner Gnaden und Erbarmungen!“ Dann kniete er nieder zu langem Gebete und flüsterte zuletzt: „Mach's nur mit meinem Ende gut — Amen!“ — Als er endlich im Bette lag, drängten sich tausend Erinnerungen und verscheuchten den Schlummer. Sie führten ihn zurück in die Jugend zum Vater und zur früh verstorbenen Mutter und Alles, was der Boni am Waldsaume erzählt hatte, zog in Bildern an seinem Geiste vorüber. Da stand seine zweite Mutter so schön und fremd und zürnend, und dann so lieb und freundlich. Die Bilder der Vergangenheit wurden immer geistiger — denn ein lieblicher Traum hatte sich ihrer bemächtigt: er sah die beiden Mütter Hand in Hand in himmlischer Verklärung umschwebt von kleinen, singenden Engelein, er kannte sie alle, die verstorbenen Schulkinder während der vierzig Jahre. Immer größer wurde die Schaar, alle seine Schüler und Schülerinnen verwandelten sich zu seligen Geistern und sangen am Throne Gottes: „Großer Gott, Dich loben wir,“ begleitet von Posaunentön.

Er träumte so deutlich, daß er die Hände faltete und die Lippen bewegte, um einzustimmen. War es ein Traum? er kämpfte sich los aus den Fesseln des Schlummers, sein Bewußtsein wurde klarer und immer klarer und jetzt hörte er mit seinen leiblichen Ohren. Das war sein schönstes Erwachen gewesen im ganzen Leben! so mußte es dereinst im Himmel sein, wenn der Geist aus der ewig schlummernden Leibeshülle sich empor schwingt. Bewegungslos lauschte er dem frommen Chorale, während jeder Ton über seine Seele schwebte. Als die Musik nun endete, standen auf den alten Wangen große, klare Tropfen.

Mit einem seligen Festgefühle erhob er sich vom Lager, kleidete sich an, schlich aus der Stube und an der Schlafkammer seines Weibes vorbei, um

sie nicht so früh zu wecken; dann trat er in sein Gärtchen, den neuen Lebenstag zu begrüßen. Der Morgen hauchte ihm einen Kuß entgegen, aber sieh nur — da stand auch seine liebe, alte Lebensgefährtin und brachte ihm den zweiten. Wie hatte er auch denken können, daß sie schliefe und die Freude des Tages nicht der lauteste Weckruf gewesen sei! Aber sie war nicht allein; neben ihr stand die Tochter und der Schwiegersohn. Ein festlich gedeckter Frühstückstisch mit den selten gebrauchten, goldberänderten Kaffeetassen wartete ebenfalls seiner; es gab ein Händedrücken und Gratuliren fast ohne Ende. Jetzt holte die Mutter den Kaffee und den Geburts- oder Namenstagskuchen, wie man ihn nennen will und dazwischen durchwanderte der alte Schulmeister das Gärtlein. Er mußte sich einen Augenblick besinnen, ob er nicht wo anders hingerathen sei und in seinem Eigenthum wandle. Kein Unkraut! die Beeten so säuberlich von jedem Steinchen befreit und dort — welch großer, wunderschöner Blumenstrauß, als ob er aus der Erde herauswüchse! Der Jubelgreis sah forschend und fragend ins Angesicht seines Schwiegersohnes, aber es zeigte sich darin ebenfalls Ueberraschung und Erstaunen. Nun zog er den Strauß mit zitternder Hand aus dem Boden, entdeckte sogleich das Blättchen, entrollte es, las und rief lachend: „Schau, schau! das hat kein Anderer, als der Lenz geschrieben; es sind seine Buchstaben, nur schöner und fleißiger gemacht als im vorigen Jahr. Der Blitzbub! dichtet da ein Verslein und just so, als ob er nicht ins Tintenfaß, sondern zu tiefst in sein Herz getunkt hätte. Hab ich's nicht immer gesagt? wartet, wartet nur! Geduld mit dem Buben! er ist von gleichem Schlag wie der Boni. Wenn ich ihn nur da hätt! ich thät ihn wahrhaftig beim Kopf nehmen und abschütteln, aber aus Freud und Lieb!"

Der gute Alte brauchte nur empor zu schauen und er hätte den gerötheten Kopf des Lenz über dem Gartenzaune gesehen; dieser duckte sich aber schnell wieder und husch — war er fort. Mehr brauchte er nicht zu hören; das reichte aus für sein ganzes Leben. Nun lief er auf den Dorfanger, er mußte seine Freude in tollen und lustigen Sprüngen kund geben.

Die „Schulmeisters-Familie trank nun im Gärtlein vergnügt den Kaffee und der Gefeierte konnte nicht genug rühmen, wie herrlich er schmecke, wie locker und leicht der Kuchen sei; einen bessern könne der König auch nicht essen; am liebsten hätte er mit Allen angestoßen, aber so etwas schickte sich nicht vor dem Gottesdienst. Es mußte auch in Bälde zur Messe

läuten, denn der Schwiegersohn, welcher zugleich Küstersdienste versah, blickte auf die Uhr und verließ auch gleich hernach die Gesellschaft. Wieder ging der Alte in seinem Gärtlein auf und nieder, während die Mutter abräumte und die Tochter am Gartengeländer lehnte, wo man zur Hausthüre sehen konnte; auch aus dem Gangfenster sah ein Kopf, denn ein lustiges Hundegebell hatte das Zeichen gegeben, daß dort etwas los sei. Es standen vier festlich geschmückte Kinder vor dem Eingange. Gärtners Rosina sah nicht anders aus, wie eine kleine Primizbraut und ihre feierliche Miene verrieth die größte Wichtigkeit. Sie hielt einen mächtig großen Blumenstrauß in der Hand und flüsterte einen Vers vor sich hin. Krämers Franzl hatte ein Körblein mit Blumen gefüllt und trug vorsichtig einen Brief mit großem, rothem Siegel, während sie mit erhobenem Finger den bellenden Hunden Ruhe gebot. Aufschlägers Maxl hatte seinen kleinen Bruder Fritz, der auch dabei sein wollte, auf die Schulter gehoben, damit er den Glockenzug erreichen konnte und jetzt rieß derselbe auch so kräftig daran, daß der Schall bis in den Garten drang und die Glocke immer noch in Bewegung war. —

Es ist doch etwas eigenes mit den Glocken, gerade, als ob sie eine menschliche Zunge und Sprache hätten. Ihr Ton ist freilich stets der gleiche, aber er spricht ganz verschieden zum Herzen. Lausche einmal auf das Morgen- und das Abendgeläute; die nämliche Hand bewegt die nämliche Glocke und doch spricht die eine ermunternd zum Herzen, während die andere einem feierlichen Scheidegruß gleicht. Lausche auf das Glöcklein, welches eine Taufe verkündet und auf jenes, das der scheidenden Menschenseele das Geleite gibt; es ist die Sprache des Erzes und dennoch erzählt die Eine von irdischer und die andere von himmlischer Hoffnung. Lausche auf die Eisenbahnglocke, die den heranbrausenden Zug verkündet, welcher liebe, lang vermißte Menschen Dir zuführt; Du hörst einen andern Ton, als wenn die nämliche Glocke zur Abfahrt läutet und die Trennung verkündet.

Unser alter Schulmeister verstand alsogleich den schallenden Ton der Hausglocke. Er fuhr nicht vor Schrecken zusammen, sondern er sah alsogleich im Geiste die kleinen Kinderhände, welche an dem Drathe rießen in freudiger Hast und er ging mit selig pochendem Herzen ins Haus, ja, schnurgerade in die schöne Stube, wo der blaue, gelb aufgedruckte Tuchteppich auf dem Tische lag und sogar ein altmodisches Sopha stand. Es polterte richtig die Stiege herauf, Fingerknöchelchen pochten an die Thüre und sie sprang auf, ehe noch das

„Herein" ertönte; augenblicklich standen die Kinder in Reih und Glied, — Maxl zwischen den beiden Mädchen und der kleine Fritz vor ihnen. Sogleich begann dieser anfangs mit dünner, zitternder Stimme und dann immer kecker und lauter, bis in gehöriger Ordnung die Andern sich in die Deklamation theilten. Der alte Lehrer aber stand vor der Gruppe, lauschte, lächelte, verbarg die innere Bewegung so lang es ging und so wollen wir es nun auch machen.

Fritz.

Im Namen Aller, — Groß und Klein
Aus vierzig langen Jahren,
Begrüß ich heut' beim Morgenschein
Dich, Greis, in weißen Haaren.
Sie bleichten unter Sorg und Müh'
Bei Deinen guten Lehren,
Drum wollen wir auch spät und früh
Voll Dankbarkeit Dich ehren.

Der Vater und die Mutter sind
Zur Schule einst gekommen,
Und haben auch als kleines Kind
Dein treues Wort vernommen.
Sie danken Alles, Alles Dir,
Und lassen schön Dich grüßen,
Ich steh in ihrem Namen hier,
Um Deine Hand zu küssen.

Rosine.

Dann aber kamen an die Reih'
Zum Lernen ihre Kinder,
Du warst so liebevoll dabei
Und emsig auch nicht minder.
Von Neuem fiengst Du wieder an
Beim Schreiben, Rechnen, Lesen,
Was nun ein Jedes weiß und kann,
Ist Deine Müh' gewesen.

Den Faden liebender Geduld
Hat Deine Hand gesponnen;
Es durfte sich die Kinderschuld
In Deiner Güte sonnen.

Vergebung sprach Dein sanfter Mund,
Die Augen freundlich winkten,
Ob auch darin zu mancher Stund'
Die heißen Zähren blinkten.

Max.

Wer zählt die tausend Freuden all
Von Deiner Hand bereitet?
Wenn unter frohem Liederschall
Die Schaaren Du begleitet
Hinaus, hinaus zu Wald und Flur,
Zu spielen und zu scherzen,
Sobald das erste Veilchen nur
Gezeiget sich im Märzen.

O, solche Lust vergeß ich nicht
In späten Lebenstagen,
Und will des Dankes schöne Pflicht
Getreu im Herzen tragen.
Und bin ich auch zu ferne dann,
Um vor Dich hinzutreten,
So will ich Dir als starker Mann
Ein Vaterunser beten.

Franziska.

Doch nun ist alle Müh' vorbei,
Du kannst Dich jetzt erlaben.
Und fröhlich in der Jugend Reih'
Ein Ruhestündchen haben.
Wir bilden einen weiten Kreis,
Du stehst in unsrer Mitte,
Wir streuen Blümlein Ehrenpreis
Stets unter Deine Schritte.

Dein ganzes Greisenleben soll
Befreiet von Beschwerden,
Von Freudensternlein übervoll
Ein schöner Abend werden.

Ein Lied ertön in hellem Chor
Aus engvereintem Bunde,
O, horch! es klingt zu Deinem Ohr
Schon jetzt in dieser Stunde.

Max hatte sich zum Fenster geschlichen einer Verabredung gemäß und sogleich ertönte in vollem Chore ein Gesang von der Straße herauf. Der alte Lehrer gerieth von einer Rührung in die andere, denn da unten stand ein ganzer Menschenknäuel, Kinder, Jungfrauen, Jünglinge, Weiber und Männer, an der Spitze sein alter Jugendfreund. Wer nur im geringsten eine Singstimme besaß, betheiligte sich am Gesange. Lustig und frisch klang sein Lieblingslied, ein Preis des Lebens von der Jugend bis zum Alter, und wenn auch mancher Ton daneben ging, fand er dennoch den Weg zum Herzen des alten Mannes. Endlich konnte er sich nicht mehr zurückhalten; er öffnete die beiden Fensterflügel, schlug mit seiner Hand den Takt und mischte die zitternde Stimme in den Gesang. Bei der letzten Strophe aber nahm er das schwarze Sammtkäppchen von seinem Scheitel, faltete die Hände darüber und leise klang es von seinen Lippen:

Abendschein,
Sollst uns auch willkommen sein.
Wollen uns an deinen Gaben
An dem stillen Frieden laben
Bis der Geist, nach tiefer Nacht,
Dann zum Morgenroth erwacht. —

Der Gesang war noch nicht völlig verklungen, als vom Kirchthurme das erste Zeichen zur Messe rief und die hohe Gestalt des Pfarrers im schwarzen Talare sich der Versammlung näherte. Freundlich und zustimmend nickte er nach allen Seiten, die Kinder langten rechts nnd links nach seinen Händen und so schritt er auf das blumengeschmückte Schulhaus zu. Der alte Lehrer hatte ihn von weitem erkannt und war die Stiege herabgeeilt, indem er sich unter der Thüre schüchtern verneigte, als wollte er sagen: „Herr, der Ehren sind zu viel!“

Der Pfarrer griff nun an die eine Kante des Birettes, nahm es vom Haupte und streckte dem alten Manne zum Festgruße die Hand entgegen, indem er sagte: „Aller Wünsche Erhörung kommt vom lieben Gott! wir wollen

sie Ihm demüthigen Herzens mit dem Schlußgebete „Dein Wille geschehe" — vortragen."

Die alte Lehrerin erschien so eben mit dem Gebetbuche in der Hand und der ganze Zug bewegte sich in lautloser Stille zur Kirche. Dort angekommen wollte der Herr Jakobus Jochum sich auf sein Plätzchen begeben, aber sein Begleiter wies gegen die Altarstufen und winkte auch der Frau, heute an der Seite ihres Mannes zu bleiben. Dort stand ein roth überdeckter Betschemel, zu welchem die beiden in fast kindlicher Befangenheit und Verwirrung schritten und die Knie beugten. Dann erscholl das Sakristei-Glöcklein; der junge Lehrer trat im Ministrantenkleide, das Meßbuch im Arme voran und kaum hatte der Geistliche die Stufen des Altars betreten, vereinigte sich die ganze Gemeinde im üblichen Gesange:

Hier liegt vor Deiner Majestät
Im Staub die Christenschaar,
Das Herz zu Dir, o Gott, erhöht,
Die Augen zum Altar.
Schenk uns, o Vater, Deine Huld,
Vergib uns unsre Sündenschuld;
O Gott, von Deinem Angesicht,
Verstoß uns, arme Sünder nicht,
Verstoß uns nicht,
Verstoß uns Sünder nicht!

Während des ganzen Meßopfers stimmte die andächtige Gemeinde o eifrig zusammen, daß der liebe Gott gewiß seine Freude daran hatte. Der Lehrer wollte sich nach der Messe heimlich davon schleichen; aber es half ihm nichts. Die Leute hatten es an diesem Tage gar nicht eilig, zur Arbeit zu kommen. Vor der Kirchthüre standen sie in Gruppen; Jung und Alt ergriff seine Hand und es gab ein Drücken und Schütteln nach Herzenslust. Doch bald hatte der Lehrer dazu nur mehr die Eine frei, denn mit der andern hielt er freundlich den Lenz. Die Kinder umdrängten ihn fröhlich; er konnte ihrer Bitte nicht widerstehen, mit ihnen des Nachmittags am Waldrande zu spielen.

Dies war noch eine fröhliche Feier, an der sich gar Viele betheiligten. Der Wirth spendete ein Fäßlein Bier; die Krämerin den besten Käse, der Bäcker gab das Brod dazu uud manche Hausfrau sorgte für Kuchen. Der

Pfeiferboni trieb sein lustiges Wesen dort und als er gar eine Wasserspritze zum Vorschein brachte, brach ein allgemeiner Kinderjubel aus, denn Alle verstanden deren Bedeutung.

Wenn ein Fremder vorübergegangen wäre und verwundert gefragt hätte, was dieses Fest bedeute? würde da Eines geantwortet haben: „Es ist nur der siebenzigste Geburts- und Namenstag unsers alten Lehrers?“ — Gott bewahre! das „nur“ ist ausgestrichen in dankbaren Herzen. Und ob das alte Männlein noch so unscheinbar, ob sein Rock abgetragen und fadenscheinig, ungeschmückt von einem Ordensbande sei — er hat Verdienste für die Ewigkeit gesammelt; er hat gearbeitet in Geduld und Liebe unter Mühsal und Entbehrungen aller Art, was ihm Gegenliebe allein vergelten kann hienieden und Gottes Lohn im Himmel.

Die Befreiungshalle zu Kelheim.

Geschildert von Hans Weininger in Regensburg.

II.

Schlacht bei Brienne I. Februar MDCCCXIV.

In dieser Schlacht war dem Kronprinzen von Württemberg die schwierigste Aufgabe zu Theil geworden, den Feind aus dem Walde von Beaulieu zu vertreiben und denselben aus seiner festen Stellung in und bei La Gibric zu werfen. Dies gelang. Durch das Sprengen des feindlichen Centrums bei La Rothière, von den Russen unter Sacken bewerkstelliget, wurde die Schlacht entschieden. Prinz Carl von Bayern, der hier eine Brigade befehligte und zum ersten Male im Feuer stund, gab das schönste Beispiel von Muth und Todesverachtung. Seit diesem Tage ziert dessen Brust der bayerische Max-Joseph-Orden. Den Siegern fielen 3 bis 4000 Gefangene, 73 Kanonen in die Hände. An 5 bis 6000 Todte und Verwundete lagen in den Dörfern umher. Der Verlust der Russen betrug im Ganzen 4000, der Oesterreicher 1000, der Württemberger gegen 400 und der Bayern ungefähr 300 Mann.

Treffen bei Bar sur Aube XXVII. Februar MDCCCXIV.

Nachdem der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg längere Zeit (vom 9. bis 27. Februar) zu keinerlei Action zu bringen gewesen, dem russischen General Grafen von Wittgenstein verboten hatte, gegen Paris vorzurücken, und ersterer einer Schlacht bei Mery auf den 21. ausgewichen war, wo Blücher mit ihm gemeinschaftlich agiren wollte, kam es endlich am 27. Februar zum Treffen bei Bar sur Aube. Vor den russischen Batterien verlor die mit größter Bravour bergauf reitende französische Cavallerie unter Kellermann an 4 bis 500 Pferde. Ein Bataillon von dem russischen Regiment Kaluga entschied den Sieg, indem es eine für unersteiglich gehaltene Höhe erklomm und so dem Feinde unerwartet in die Seite fiel. Der Verlust der Franzosen mochte sich auf 2600 Todte und Verwundete, dann 460 Gefangene erstrecken. Die Russen verloren an Todten und Verwundeten 1200, die Bayern 300 Mann.

Treffen bei La Guillotière III. Maerz MDCCCXIV.

In der Nacht vom 1. zum 2. März ließ Marschall Oudinot zur Sicherung des Rückzuges seinen Nachtrab an der Brücke von la Guillotiere stehen. Mittags 1 Uhr entbrannte der Kampf auf allen Seiten. Russen und Bayern suchten sich zu übertreffen. Bis zur sinkenden Nacht ward gestritten und die Guillotiere Brücke von den Bayern unter Wrede erstürmt. Der Verlust der Franzosen betrug 7 Kanonen und 2000 Mann, worunter 800 als Gefangene.

Schlacht bei Laon X. Maerz MDCCCXIV.

Mit dem schlesischen Heere waren drei Corps des Nordheeres nun vereiniget, die Gegend bot große Vortheile für die Verbündeten, leider waren deren Führer wieder uneins. General Gneisenau, der Chef von Blüchers Generalstab, entwarf den Plan für die Schlacht, denn letzterer war krank. Nachdem am 9. Napoleon den ganzen Tag vergeblich den Marschall Marmont erwartet, fand sich dieser spät Abends erst ein. Dessen Angriff zuvor zu kommen, warf sich ihm York Nachts entgegen. Das Dorf Athies wurde durch Ueberfall genommen, während die preußische Cavallerie dem Feind in den Rücken fiel und die Geschütze wegnahm. Am 10. fand der Kampf um das hochgelegene Laon statt. Gegen 4 Uhr Nachmittags zog sich Napoleon zurück, die Kanonade dauerte jedoch bis in die sinkende Nacht hinein. Oberst Jürgas an der Spitze eines lithauischen Reiterregiments that sich besonders hervor. Die Siegesbeute des nächtlichen Ueberfalls bestund in 2500 Ge-

fangenen, 45 Kanonen, 131 Munitionswägen und einer großen Menge von Waffen aller Art.

Treffen bei Limonest XX. Maerz MDCCCXIV.

Als der Kommandirende der Süd-Armee General der Cavallerie Erbprinz von Hessen-Homburg, welcher in der Nähe von Lyon stand, von dem Fürsten Schwarzenberg die Weisung erhielt, dahin vorzurücken, wurden dessen Corps am 11. März bei Macon, am 17. bei Belleville, am 18. bei St. Georges und am 20. bei Limonest, mit dem Feinde handgemein, drängten die Franzosen unter dem Marschall Augernau nach hartnäckigem Widerstand allenthalben zurück und besetzte am 21. März Lyon. Bis zum späten Abend währte der Kampf um Limonest. Zum würdigen Abschluß des Ganzen trug nicht wenig bei, daß der Oberst Simony mit den Husaren von Hessen-Homburg, ungeachtet viele seiner Braven dabei den Tod in den Fluthen fanden, durch die reißende Rhone setzte und dem Feind in den Rücken fiel. Der Verlust des Feindes in den Gefechten vom 18. bis 20. März mochte 3 bis 400 Mann betragen, jener der Oesterreicher war nur unbedeutend geringer.

Schlacht bei Arcis sur Aube XX. — XXI. Maerz MDCCCXIV.

Wie bei Laon stund das französische Heer am 20. und 21. März bei diesem Städtchen in keiner vortheilhaften Stellung. Bei Grand Torcy suchte Wrede den Feind zu umgehen und bis in die Nacht wurde um dies brennende Dorf gestritten. Prinz Carl von Bayern leuchtete auch hier wieder den Seinigen als Beispiel der muthvollsten Ausdauer vor. Gegen 9 Uhr Abends noch suchte die französische Reiterei in der Stärke von 2000 Mann einen Ueberfall auszuführen, der beinahe gelang. Erst gegen Mitternacht verstummte der Kanonendonner. Als am Vormittage des 21. März keinerlei Resultate errungen worden und wie Napoleon sah, daß die Verbündeten in voller Schlachtordnung ihn erwarteten, befahl er den Rückzug, den er ganz unbelästigt ausführte. Marschall Oudinot, der den Rückzug zu decken hatte, traf alle Anstalten, Arcis auf das Hartnäckigste zu vertheidigen. Aber gegen das Anrücken von drei Armee-Corps und das concentrische Feuer von 80 Kanonen war jeder Widerstand vergeblich. Der ungefähre Verlust der Verbündeten mochte in beiden Tagen etwa 1900 Mann betragen, jener der Franzosen aber gegen 4800 Mann an Gefangenen, Todten und Verwundeten.

Jetzt wurde Napoleon der ärgste Streich gespielt. In dem Glauben,

eines der Hauptcorps der Verbündeten vor sich zu haben, zog Napoleon dem Armeecorps Wrede's nach, während Oesterreicher, Preußen und Russen ihren Marsch auf Paris richteten. Durch den Zug Wrede's wurde den Verbündeten der Weg nach den Hauptstadt offen, zu deren Entsatz Napoleon zu spät kam, nachdem er seinen Irrthum gewahrt.

Treffen bei Lafère Champenoise XXV. Mærz MDCCCXIV.

Bei diesem Orte wurden die Marschälle Marmont und Mortier auf dem Marsche angehalten und in ein Treffen verwickelt. Die Divisionen Pacthot und Amey hatten den Befehl erhalten, zu den genannten Marschällen zu stoßen und mit diesen vereint sich bei Napoleon in St. Dizier einzufinden. General Pacthod hörte den Geschützdonner von Fère Champenoise, konnte aber diese Marschälle nicht mehr erreichen. Umrungen, aus 48 Geschützen durch Kartätschen niedergeschmettert, von der russischen Cavallerie niedergesäbelt und zu Boden geritten, eilte König Friedrich III. herbei, dieser schauerlichen Schlächterei ein Ende zu machen. Kaiser Alexander ließ zum Sammeln blasen. An 4000 Franzosen wurden gefangen, nachdem etwa 3500 schauderhaft zu Grunde gegangen. Der Verlust der beiden Marschälle war ebenfalls nicht unbedeutend.

Schlacht von Paris XXX. Mærz MDCCCXIV.

Vor der Hauptstadt Frankreichs wurde an diesem Tage lebhaft um den Besitz des Dorfes Pantin von Seite der Russen unter dem Prinzen Eugen von Württemberg gestritten. Von 1800 Mann preußischer Garden, welche zum Angriff mit dem Bajonet vorgegangen, kehrten kaum 150 zurück. Ein Versuch des Marschalls Marmont, mit zwei Reiterregimentern sich einer preußischen Batterie bei la Vilette zu bemächtigen, schlug gänzlich fehl. Die schwarzen preußischen Husaren warfen die im Aufmarsch begriffene Reiterei über den Haufen, hieben in die nachfolgende Infanterie ein und brachten im Siegesjubel 14 Kanonen heim. Zur selben Zeit bekam auch das schlesische Heer unter York mit Marschall Mortier zu thun. Grundlose Wege hatten die Ankunft Gyulai's und des Kronprinzen von Württemberg bis 4 Uhr Nachmittags verzögert. Um diese Zeit verbreitete sich das Gerücht von einem Waffenstillstande, dem bald die Bestätigung folgte. Der Gesammtverlust des russischen Heeres betrug wohl 5 bis 6000 Mann, der Verbündeten überhaupt 8200 und jener der Franzosen 3 bis 4000 Mann. An Geschützen waren

126 Stück den Alliirten zur Siegesbeute geworden, wovon auf das russische Corps des Generals Langeron auf dem Mentmartre 29, auf jenes des Prinzen Eugen von Württemberg 25, der preußischen wie badischen Garde-Infanterie 16 kamen.

Aber Paris zu entsetzen, dazu kam Napoleon zu spät. Am Morgen des 31. März, begünstiget vom herrlichsten Frühlingswetter, hielten die Verbündeten unter dem unendlichen Jubel der Bevölkerung ihren Einzug in Paris.

Schlacht von Waterloo XVIII. Juni MDCCCXV.

Von der Insel Elba 1815 zurückgekehrt, wurde von Napoleon diese lang dauernde, höchst blutige Entscheidungsschlacht geschlagen, nachdem die Preußen unter Blücher bei Ligny am 16. Juni besiegt worden. Die größten Heerführer ihrer Zeit — Napoleon und Wellington — standen einander hier gegenüber. Vor 12 Uhr begann der Kampf um das Schloß Hougomont, das die Engländer vertheidigten. Brand desselben. Verluste der französischen Reiterei, welche die englische Artillerie bis auf 25 Schritte herankommen ließ. Glänzender Angriff der brittischen Reiterei, die französischen Küraſſiere werden geworfen, die Vierecke der Brigade Alix zersprengt und die Adler des 45. (des unüberwindlichen) und 105. Regiments den Franzosen entrissen. — Bald nach 6 Uhr wurde der Haltpunkt des englischen Heeres, der Pachthof von la Haye sainte nach schrecklichen Anstrengungen genommen. Alles setzen jetzt die Franzosen daran, das englische Centrum zu durchbrechen — „Ich wollte, es wäre Nacht oder die Preußen kämen," sagte Wellington zu Lord Hill. Da erschienen um $7\frac{1}{2}$ Uhr in der linken Flanke der Engländer die lang ersehnten Preußen unter Ziethen. Dreißig Kanonen werden von diesen erobert. Nun ergiffen die Engländer die Offensive wieder. Der Ruf: la garde meurt, elle ne se rend pas (die Garde stirbt, sie ergibt sich nicht)! kam nicht vor, denn General Cambronne wurde gefangen. Von der preußischen Cavallerie hart gedrängt rief General Pelet, der mit ungefähr 250 Mann Chasseur der alten Garde zu Fuß aus Planceois sich zurückzog, auf dessen Kirchhof wohl eine gleiche Zahl gefallen: A moi mes braves chasseus! Sauvons l'aigle, ou mourons autour d'elle (zu mir heran, brave Jäger! Retten wir den Adler, oder sterben wir um ihn geschaart)! Der Angriff wurde abgeschlagen, aber auch diese todesmuthige Schaar in der allgemeinen Fluth mit fortgeschwemmt. Trotz der Erschöpfung der Preußen,

die auf grundlosen Wegen den ganzen Tag marschirt waren, setzte Blücher den letzten Hauch von Mann und Roß daran, den Sieg durch eine vernichtende Verfolgung zu krönen. Die gänzliche Erschlaffung machte dieser schauerlichen Hatze erst um Mitternacht ein Ende. Der Verlust der drei preußischen Armeecorps bei Belle-Alliance oder Waterloo betrug an Todten, Verwundeten und Vermißten 6775 Mann, bei Wellingtons Heer mit Einschluß der Nassauer, Hannoveraner, Braunschweiger, der deutschen Legion wie der holländisch-belgischen Truppen über 20,000 Mann. An Pferde waren zu Grunde gegangen auf Seite der Engländer 1334, ihre Verbündeten 1007. Die Einbusse der Franzosen an Verwundeten und Todten möchte fast die Zahl 30,000 erreichen, an Gefangenen 7000 Mann, dazu 150 Kanonen.

Treffen bei Strassburg XXVIII. Juni MDCCCXV.

Hinter dem Suffelbache erwartete in gut gewählter Stellung General Rapp, dem die Festung Straßburg anvertraut worden, an obigem Tage die gegen ihn anrückenden Truppen. Der Verlust des 3., aus Oesterreichern, Württembergern und Badensern bestehenden Armeecorps unter dem Commando des Kronprinzen von Württemberg, betrug 7 Offiziere und 156 Mann an Todten, 42 Offiziere und 1048 Mann an Verwundeten. Die Württemberger eroberten 5 Geschütze. Nun zog sich Rapp in seine Festung zurück. Daß Straßburg in den Händen der Franzosen sich befand, war Ursache, daß bei den Friedensunterhandlungen Elsaß bei Frankreich blieb.

Auf der Rückseite des zuerst genannten Schildes ist die Bemerkung eingravirt, daß alle aus eroberten französischen Geschützen gegossen seien.

Ueber den Segmenten der arkadenartigen Nischen liest man in weißmarmornen länglicht viereckigen Tafeln mit erhabenen Goldbuchstaben die Namen von 18 deutschen Heerführern und auf dem Bande des Gesimses unterhalb der Säulenreihe jene 18 Festungen, welche in den Befreiungskriegen eine bedeutende Rolle spielten oder den Franzosen abgenommen wurden. Das Jammervollste dabei war, daß die Deutschen ihre eigenen Städte (Festungen) einäschern mußten, um den Gegner daraus zu vertreiben. Mit dem Vormanne des Marschall „Vorwärts“ beginnend, folgen sich die Heerführer derart, daß die oberste Linie den Namen, die zweite die Charge (den militärischen Rang) und die dritte die Nationalität bezeichnet welcher sie angehörten.

Fürst Schwarzenberg, Feldmarschall. Oesterreich. —

Fürst Blücher von Wahlstadt. Preussen. — Fürst Wrede, Feldmarschall. Bayern. — Graf Radetzky. F. M. L. (Feldmarschall-Lieutenant) Chef des Gen. Q. M. (General Quartiermeister) Stabes. Oesterreich. — von Scharnhorst, Generallieutenant und Generalquartiermeister. Preussen — Graf Gneisenau, General der Infanterie. Preussen — Wilhelm, Kronprinz von Württemberg. — Wilhelm, Herzog von Braunschweig. — Friedrich, Erbprinz von Hessen-Homburg, G. d. C. (General der Cavallerie). Oesterreich. — Graf York von Wartenburg, Gen. d. Inf. (General der Infanterie) Preussen. — Graf Klenau, Gen. d. Cavall. Oesterreich. — Graf Bülow von Dennewitz, Gen. d. Inf. Preussen. — Graf Gyulai, Feldzeugmstr. Oesterreich. — Graf Kleist von Nollendorf, Gen. d. Inf. Preussen. — Graf Colloredo, Feldzeugmstr. Oesterreich. — Graf Tauenzien von Wittenberg. Gen. d. Inf. Preussen. — von Ziethen, Gen.-Lieut. Preussen. — Graf Bubna, Feldmarschall-Lieut. Oesterreich.

Se. M. der König von Württemberg ist der einzige noch lebende der genannten Heerführer. Wäre 1840 ein Krieg mit Frankreich ausgebrochen, würde dieser Monarch die Deutschen als Bundesfeldherr befehligt haben. Wenn es nicht absichtlich geschah, so ist es ein glückliches Ungefähr, daß Ziethens Name gerade oberhalb des Bronceschildes mit der Aufschrift der Schlacht von Waterloo prangt. Wären alle Worte ausgeschrieben worden, hätte manche Tafel an Deutlichkeit verloren. Links von dem eingetretenen Besucher beginnend, reihen sich die festen Plätze derart an einander, daß Longwy über den Eingang zu stehen kommt und damit der ganze Reigen schließt:

Thorn. — Spandau. — Dresden. — Arnheim. — Stettin. — Torgau. — Danzig. — Wittenberg. — Herzogenbusch. — Cuestrin. — Béfort. — Maubeuge. — Marienburg. — Philippeville. — Hüningen. — Auxonne. — Mezières. — Longwy.

Was eine entschlossene Besatzung selbst bei geringen Mitteln zu leisten vermag, zeigt beispielsweise die Vertheidigung von Marienburg, welche Festung nur 4 Kanonen auf den Wällen und als Besatzung 400 Veteranen und Nationalgarden hatte. Marienburg ergab sich erst nach Demontirung

dieser Geschütze und Mangel aller Munition am 28. Juni 1815 an die Preußen. *)

Dem Eingang gegenüber geleitet eine eiserne Schneckenstiege (aus der Fabrik von Kramer und Klett in Nürnberg) mit 85 Stufen zu der innern, dann etliche Stufen weiter zu der äusseren Säulengallerie. Eine zweite, jedoch nur für das Aufsichtspersonal, zu der steinernen zierlich durchbrochenen Brustwehr und unter das Dach. Das Gesimse, auf dem oben erwähnte feste Plätze verzeichnet sind, trägt eine offene Gallerie von 72 (4 mal 18) Granitsäulen, welche je zwei und zwei hintereinander stehen. Von da in die äußere Gallerie, welche eine bezaubernde Umschau gewährt und wiederholt zu dem Schlusse führt, daß nicht wohl ein passenderer Standpunkt für diesen Prachtbau gefunden werden konnte. Geschichtliche Erinnerungen wie reizende Landschaftsbilder machen einander hier den Rang streitig. Zu bedauern ist, daß die Räumlichkeiten es nicht weiter gestatten, der reizenden landschaftlichen Umgebung ausführlich zu gedenken.

Die hochgewölbte Kuppel ist in der Art cassetirt, daß Rippen diese in 36 sich nach oben verjüngende Spickel theilen, welche in horizontaler Richtung sieben Felder mit größeren und kleineren Rosen, römischen Rüstungen, sechseckigen Schilden und Donnerkeilen enthalten. Es laufen, um das Bild besser zu geben, sohin 36 Donnerkeile oder ebenso viele Schilde horizontal in einem Kreise ringsum, nur durch die oben angeführten Rippen annäherungsweise senkrecht abgetheilt und die Gesammtzahl der Felder auf Goldgrund ist 36 mal 7 = 252. Außer Gold und Weiß kam hier keinerlei Farbe in Anwendung.

Concentrisch gehaltene Dessins umziehen im Marmorfußboden eine Kreisfläche, in welche Se. Majestät der König Ludwig die wohl zu beherzigenden Worte setzen ließ:

Möchten die Teutschen nie vergessen, was den Befreiungskampf nothwendig machte und wodurch sie gesiegt.

---

*) Unter dem Titel „Biographische Skizzen der Heerführer" gibt von Seite 31 bis 37 und von da bis 40 unter der Ueberschrift „Festungsbilder" weitere Aufschlüsse die Befreiungshalle bei Kelheim von Hans Weininger. Mit Stahlstich. Regensburg bei Georg Joseph Manz 1863. Diesem Werkchen sind im Auszuge die oben aufgezählten Schlachten und Treffen entnommen. Leider fehlen in diesem Büchlein die Eröffnungsfeierlichkeiten vom 18. Oktober 1863, welche hier den Schluß bilden.

Im Segment über dem Eingange liest man in drei Zeilen: Dieses — Gebäudes Architekt — war Leo von Klenze.

Kehlheim besitzt noch seine drei Thore, nach Süden das Donau- nach Norden das Altmühl- und nach Westen das Mitterthor. Eine Votiftafel vom Jahr 1750 in der Wallfahrtskirche zu Maria-Ort bei Regensburg, als ein Verlöbniß der Bürgerschaft zeigt uns dieses trauliche Städtchen mit Thürmen, Thoren und Mauern von der Ostseite. Eine neue, nach dem Pauly'schen Systeme, mit Eisen überdeckte, auf vier steinernen Pfeilern und zwei solchen Widerlagern ruhende Brücke, da die alte bei jedem Hochwasser oder wenn Eisgänge gingen weggespült worden, ist eine große Wohlthat für die Stadt und Umgebung. Ihrem Dankgefühle einen Ausdruck zu geben, beschloßen die Bürger Kehlheims den beiden Majestäten, dem Erbauer der Befreiungshalle wie dem Könige Max II. Standbilder zu errichten, welche in Mitte der Stadt, woselbst sich die zwei Hauptstraßen der Stadt kreuzen, zu stehen kamen. Von dem Professor Halbig in München gefertigt, hat jede dieser Figuren aus Kehlheimer Marmor eine Höhe von 10 Schuhen. Stufen und Sockel aus grünlichem Sandstein haben die gleiche Höhe, so daß jedes Monument eine Gesammthöhe von 20 Fuß erreicht. Im Krönungsornate, den Bauplan der Befreiungshalle in der Hand, ziert König Ludwig der I., in Kleid und Schmuck als Großmeister des Ordens vom heiligen Georg Maximilian II., Kehlheims Hauptplatz.

Kelheim bot Alles auf, den Tag der Eröffnung der Befreiungshalle würdig zu begehen, für Alles war musterhaft gesorgt und wird dieser Freudentag — begünstiget vom herrlichsten Wetter — allen Anwesenden für Zeit ihres Lebens unvergeßlich bleiben. Es erschien damals ein eigenes Programm über diese Festlichkeiten, welche vom 17. bis einschlüssig 20. Oktober 1863 währten. Wie in einem Frühlingskleide erwartete die mit vielem Geschick und Geschmack decorirte Stadt den allerhöchsten Bauherrn, der auch am 17. Oktober Mittags anlangte. Nachdem ein Freischießen am 20. Oktober seinen Abschluß erhalten, endeten diese Festlichkeiten durch einen großartigen Ball im deutschen Hofe. Hier hatte auch Se. Majestät das Absteigquartier genommen. Jungfrauen mit Fahnen und Guirlanden bildeten bei dessen Ankunft Spaliere vom Hauseingange bis zur Treppe. Nachdem am Abend des 17. Oktober die Liedertafeln von Kelheim und Neustadt dem Könige eine sehr gelungene Serenade gebracht, war das vor Anker liegende Dampfschiff durch mindestens

2000 Lämpchen geziert, welche über die weite Wasserfläche und die Umgebung des Hafens einen blendenden Schein warfen. Raketen stiegen von da und vom Michaelsberge auf, um diesen riesenhaften Prachtbau auf Sekunden zu beleuchten. Von besonders imposanter Wirkung und längerer Dauer war die Beleuchtung durch bengalische Flammen, welche diesen Bau aus den nächtlichen Schatten des bewaldeten Berges in nie geahnter Schönheit hervor hoben.

Die zu den Eröffnungsfeierlichkeiten geladenen Gäste versammelten sich am 18. Oktober Mittags gegen 1 Uhr in der etwa 300 Schritte westlich der Befreiungshalle gelegenen Hausmeisterwohnung, von wo sie durch den Hofmarschall General du Tarrys Freiherrn von La Roche inmitten der von der Landwehr gebildeten Spaliere bis zur Freitreppe geleitet wurden, wo der König die Ankommenden als „seine alten Kriegskameraden" begrüßte. Während die Geladenen die Treppe hinan stiegen, ertönten von der äußeren Säulengallerie militärische Fanfaren. Ein Sängerchor trug nun den von August Becker, dem Dichter des „Jung Friedel" verfaßten Festgesang in der Melodie des Walhalla-Liedes vor:

Brausend wie ein Hochgewitter schalle heut des Sieges Dank,
Wo vor deutscher Kraft in Splitter einst des Fremden Herrschaft sank.
Ewig diesen Tag zu feiern hob sich an dem Donaustrom
Prächtig in dem Gau der Bayern deutschen Ruhmes hoher Dom.

Sieg für Sieg aus Schildesrahmen glänzt die große Heldenzeit.
Hier bei diesem hohen Namen denkt daran, was uns befreit!
Einig zu dem Bau der Halle Stamm für Stamm im Bild sich reiht —
Deutschland hat ja Raum für Alle — Ihm sei jede Kraft geweiht!

Denkt, was einst wie Gottes Blitze in die Feinde niederfuhr!
Bei dem Donner der Geschütze schwört der Eintracht heil'gen Schwur!
Knüpfen wir beim Lob der Ahnen selbst der Eintracht festes Band,
Bleibt der Sieg bei deinen Fahnen, großes deutsches Vaterland!

Jugendfrisch wirst du erstarken in der alten Heldenkraft,
Und an unsern fernsten Marken flaggt dein Banner stolz vom Schaft.
Greift ein Feind mit kecken Händen seine Ehre frevelnd an:
Reißt die Waffen von den Wänden! deutsche Jugend, stürm' heran!

Uns vor wildem Schlachtengrauen, Büchsenknall und Schwerterschlag,
Sei verstummt in Deutschlands Gauen Redespiel und Festgelag.
Erst errungen, was im Westen, was im Norden es verlor:
Dann in heil'gen Siegesfesten jubeln wir zu Gott empor!

Ja, der Pulvernacht entsteigen wird ein Tag voll Siegesglanz,
Der das Vaterland wird zeigen mächtig, unversehrt und ganz.
Weltbeleuchtend, sonnenscheinig lodere der Begeist'rung Brand,
Deutschlands Völker jubeln einig: Heil dir großes Vaterland!

Nun sprach Seine Majestät folgende Worte: „Willkommen, tapfere Krieger des Befreiungskampfes, willkommen Alle! Es ist Deutschlands herrlichste Zeit, an ihr wollen wir festhalten. Ich kann nur sagen, was ich hier in der Befreiungshalle geschrieben: Möchten die Deutschen nie vergessen, was den Freiheitskampf nothwendig gemacht, und wodurch sie gesiegt."

Von Oesterreich waren eingetroffen: Feldzeugmeister Heinrich Freiherr von Heß (der vormalige Chef von Radetzky's Generalstab); von Preußen — Generalfeldmarschall Freiherr v. Wrangel; von Württemberg im Namen seines hochbetagten Landesherrn — der Kriegsminister General v. Miller; von Hannover — der Kriegsminister General v. Brandis; von Bayern — Se. K. Hoheit der Feldmarschall Prinz Carl (der Bruder des Königs Ludwig), die Generale Freiherrn v. Hohenhausen, General der Cavallerie Fürst von Thurn und Taxis, v. Flotow, die Generallieutenants v. Bosch, Keller Freiherr v. Schleitheim, Freiherr v. Magerl, v. Roppelt und v. Krazeisen, mit deren Adjutanten 18 an der Zahl. Der Erste, nach dem König Ludwig fragte, war der „alte Wrangel."

Alsdann lud der hohe Erbauer seine Gäste ein, gleich ihm einzutreten. Während der Besichtigung wurde von einem auf der Gallerie befindlichen Sängerchor der vom König selbst gedichtete Chorgesang zur Grundsteinlegung und bald darauf „Was ist des Deutschen Vaterland" gesungen, nach dessen Beendigung die Versammlung durch erstmaliges Einschreiben in das Fremdenbuch ein Andenken an das Fest und ihre Anwesenheit bekundete. Das auf der Gallerie versammelte Publikum rief dem hochbejahrten, aber immer noch sehr rüstigen und freudig erregten Fürsten begeisterte Lebehochs zu. Damit endete die Feier.

Wie bereits erwähnt war trotz der vorgerückten Jahreszeit der 18. Oktober vom herrlichsten Wetter begünstiget. Eine nicht zu schildernde Menschenmenge hatte sich von allen Seiten her eingefunden. Wo sich König Ludwig blicken ließ, wurde er stürmisch begrüßt. Man sah es ihm an, wie beglückt er sich

fühlte, dieses dem deutschen Ruhme und der deutschen Einheit geweihte Nationaldenkmal vollendet zu sehen.

Ungemein interessirte sich die herbei geströmte, ab- und zu wogende Menge für den fünfundsiebenzigjährigen k. k. Feldmarschall Freiherrn von Heß, welcher die Schlacht bei Leipzig bereits als Hauptmann im Generalstabe mitgemacht und dem 1859 der Oberbefehl in Italien vorenthalten worden, ferner für Seine Königliche Hoheit den Prinzen Karl von Bayern, der achtzehn Jahre alt bei Brienne am 1. Februar 1814 eine Brigade befehligend den Seinen als Beispiel wahren Muthes voran leuchtete.

Nach der Heimkunft von der Eröffnung war im deutschen Hofe Tafel bei Seiner Majestät, gegen deren Ende „Lützows wilde, verwegene Jagd" in Begleitung von Hörnern und Blechmusik abgesungen wurde. Einen Toast auf ganz Deutschland brachte König Ludwig aus, Feldmarschall Freiherr von Heß begrüßte den erlauchten Dichterfürsten im Auftrag und Namen seines Kaisers, auch Freiherr von Wrangel ließ noch einmal den König leben und dieser trank schließlich auf das Wohl aller Anwesenden, wobei er der Manen (abgeschiedenen Seelen) Schwarzenbergs und Blüchers gedachte.

In Kelheim selbst war Abends ein brillanter Fackelzug, Illumination der beiden Königsdenkmale und Freudenfeuer auf allen Bergen ringsum, so weit das Auge reichte. *)

*) Wer sich weiter für die Befreiungshalle bei Kehlheim und deren nächste Umgebung interessirt, den verweisen wir auf die 1863 bei Manz in Regensburg gelegenheitlich der Eröffnungsfeierlichkeiten im Druck erschienene Schilderung dieses seltenen Prachtbaues, worüber Seine Majestät der König Ludwig gegen den Verfasser huldvollst sich also auszusprechen geruhten:

Herr Hauptmann Weininger!

Ich habe mit Ihrem Schreiben vom 3. d. das von Ihnen herausgegebene Werkchen: „die Befreiungshalle bei Kelheim" erhalten. Meinen freundlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit Ihnen aussprechend, wünsche ich dabei recht sehr, daß Ihr Werkchen in recht Vieler Hände komme, und die Erinnerung an jene Zeit heldenmüthiger Aufopferung Allen wieder lebhaft vor Augen führe.

Mit den Gesinnungen vieler Werthschätzung bin Ich

München den 7. October 1863.

Ihr wohlgewogener
Ludwig.

Columbus.

Von Louise v. Ploennies.

„Im fernen Westen reich an Schätzen
Liegt ein gesegnet Wunderland,
Und Leib und Leben will ich setzen
Mir zu erringen seinen Strand.

Durft ihn mein leiblich Aug nicht schauen,
Mir zeigt ihn klar und fest mein Geist,
In Traum und Wachen seh ich blauen
Den Streif, der eine Welt verheißt."

So sprach Columbus, fortgezogen
Vom Glauben auf den Ocean,
Bald furcht durch unbekannte Wogen
Des Schiffes Kiel die feuchte Bahn.

Wann oft auf weiter Wasserwüste
Der zagen Mannschaft sank der Muth,
Sah er im Geist die lichte Küste
Gar lieblich tauchen aus der Flut.

Und fuhr des Sturmes wild Geheule
Mit Blitzen über'n Ocean,
So war's für ihn die Feuersäule,
Zu führen ihn gen Kanaan.

Wann die Genossen alle schliefen,
Stand er erfüllt vom wachen Traum,
Und blickte forschend in die Tiefen,
Und forschend auf zum Aetherraum.

Wie war er fern! Ein fremder Himmel
Hing über dunkler Meeresnacht; —
Da taucht aus fremdem Sterngewimmel
Des Südens Kreuz in hehrer Pracht.

Und plötzlich aller Angst entrücket
Ward ahnungsvoll sein Herz erhellt,
Er sprach: „O Stern der mich entzücket,
Du leuchte mir zur neuen Welt!

„Winkst du verheißend jener Erde,
Die groß und dämmernd vor mir liegt,
Will Gott, daß dort gepflanzet werde
Das Kreuz, das einst die Welt besiegt?“

„O Stern zu dir will ich erheben
Den Blick, wenn er umdunkelt ist;
O Herr der Himmel, laß mich leben,
Bis meine Hoffnung Wahrheit ist!“

Fort ging das Schiff trotz Sturm und Klippe
Und nächtlich zog das Kreuz voran,
Wie jener Stern der einst zur Krippe
Den Königen gezeigt die Bahn.

Und eines Morgens stand am Steuer
Columbus, sah ins Meer hinein,
Das von des Tages jungem Feuer
Erhellet war mit Rosenschein.

„Was tragen dort die goldnen Wogen?
Erhasch es mein Pilot, geschwind!“
Darauf den Wassern wird entzogen
Ein Blüthenzweig, den brach der Wind.

„O Blüthenzweig der neuen Erde,
O meiner Hoffnung Unterpfand!
Gesegnet sei die neue Erde,
Gesegnet das verheißne Land!“

Und gleich darauf, als er im festen
Vertrauen seiner Hoffnung stand,
Erschien ein Streif im fernen Westen
Und freudig rief der Schiffer: Land!

O welch ein Jubel, welch ein Drängen
Auf des Verdeckes schmalem Raum,
Wie sie an Mast und Stricken hängen,
Zu spähen nach der Küste Saum.

Schon nahen reiche Balsamdüfte,
Die Wogen tragen sanftgeschwellt
Das Schiff, und Jubel füllt die Lüfte:
Willkommen sei, o neue Welt!

Columbus kniet umhüllt vom Schleier
Der Nacht, auf dem ersehnten Strand,
Hoch über ihm in lichter Feier
Geht auf das Kreuz in goldnem Brand.

Der bezähmte Hausherr.

Von Th. Messerer.

I.

Leiden der Familie Fröhlich.

„Guten Morgen, Papa! Guten Morgen, Papa!" schallte ein Chor von frischen Kinderstimmen dem Herrn Kassier Fröhlich entgegen, als er am Morgen zur bestimmten Stunde in das Wohnzimmer trat.

Mit heiterer Miene überschaute er die geräumige Stube, nickte den Kleinsten im hintersten Winkel lächelnd zu und erwiederte gar freundlich den vielstimmigen Morgengruß der Größeren. Dann stülpte der kinderreiche Vater seine Rockärmel auf und schickte sich nach einem Blick auf die große Wanduhr sogleich an, mit Hülfe der Köchin den Frühstückstisch zu bereiten. Dieser Tisch war von Anfang an auf solchen Kindersegen nicht berechnet gewesen und hatte mit der Familie von Zeit zu Zeit auch einen Zuwachs erhalten. Der Herr Papa zog eben die beiden Seitenflügel daran heraus, als die Köchin mit den Tassen erschien.

Ludwig mit Otto, schon um einen ganzen Kopf höher als ein Stuhlsitz, schoben nun aus allen Ecken die Schemel zusammen, ein Geschäft, das sie sich nicht nehmen ließen. Ludwig mit dem Beinamen „der Dicke" kniete schon vor seiner leeren Tasse auf dem Stuhle und zu dem „la la la la," das er gemüthlich sang, schlug er mit seinem Kaffeelöffel den Takt. Paulinchen zeigte dem Vater stolz ihr Meisterstück, ihre ersten geraden Ee-Striche auf der Schiefertafel, während Karl seine Schultasche mit solcher Wichtigkeit einräumte, als beneide er sie um alle die Wissenschaft, die sich in ihrem Schooße barg.

Mit drolligem Ernste strich Georg mit einem Blatt Papier schon zum drittenmal recht auffallend um den Herrn Kassier herum. Die Schrift war so prächtig gerathen, daß er sie und sich wohl für würdig hielt, heute vom Papa selbst herangerufen und dafür besonders gepriesen zu werden. Sich freiwillig zu melden, gestattete der kleine Ehrgeiz nicht. Rudolph, der Größere, saß, ein Buch vor sich, an einem Seitentischchen und war bemüht, sich noch schnell ein Kapitel in's Gedächtniß einzuprägen. Er hielt sich aber wohlweislich die Ohren mit beiden Händen zu, denn unter dem Schwamm des Kindsmädchens und dem Kamm der Mutter begannen Rosa und Louischen, die zwei Kleinsten, eben ein kleines Conzert anzustimmen.

So ein bischen Thränen und einige Jammertöne am Morgen dürfen in dem bewegten Leben einer Kinderstube nicht fehlen. Auch hier ließ sich jeden Tag beim Anblick des Waschbeckens ein klägliches Getriller vernehmen, doch solch eine Gnadenarie wurde von den Aeltern immer sehr ungnädig aufgenommen. Der hocherhobene Finger des Papa sah auch jetzt sehr drohend aus, aber der komische Ernst in seinem Gesicht nahm diesem Finger alle Würde und er zog sich beschämt zurück. Einer mürben Bretzel, die nun an der Mutter Hand heimlich vom Kaffee zum Waschtisch wanderte, gelang es viel schneller, die zwei lieben Wässerchen zu besänftigen.

Eben hatten acht Kinderherzen ihr Morgengebet zu den Engeln geschickt, weckte die Mutter den Kleinsten die Händchen gefaltet und die Worte vorgesprochen, bedte der Vater in der Stille den Himmel um seinen Segen für sie und jede Hausfrau angefleht — da wimmelten sie auch schon Alle um den Tisch herum. Rechts neben der Größeren unter der Oberaufsicht des Papa, links die Kleinsten unter dem Schutz und Schirm der Mama. Der Vater schnitt die Brode voll, die Mutter reichte das Brod herum. Von welcher Seite die dunkle Rinde auf den Teller kam, ob von rechts oder links, er-

goß, desto lichter und dünner wurde er und bei den Kleinsten kam er so blaß an, daß er nur mehr als Geist in der Milchsuppe umging.

„Gib Acht! gib Acht!“ mahnte die Mutter bald das Eine, bald das Andere, damit an die vorgebundenen Servietten des Guten nicht zu viel käme. Dieses „Gib Acht“ bezog aber der Papa auch auf sich, denn das Geben ging bei Achten nicht aus. Da öffnete das Kindsmädchen mit einem schneeweißen Päckchen im Arme die Thüre. Sogleich rief der Herr Kassier in bester Laune: „Alle neun!“ und die Kinder jubelten fröhlich auf: „Ach, die Mimi, die Mimi!“

Emilie war das Allerkleinste in der Familie und hatte erst vor ein paar Tagen ihre Händchen frei aus dem Wickelzeug bekommen. Seit dieser Zeit war sie unablässig bemüht, mit den geballten Fäustchen ihr rundes Näschen wegzuschieben, als finde sie den kleinen Vorsprung im Gesicht höchst überflüssig. Das Näschen wurde gerade wieder so mißhandelt, als das Kind sich plötzlich in den Armen der Mama und in Gesellschaft von Kindern sah. Da fing es herzlich zu lachen an und lachte Mimi, wer konnte dann noch widerstehen, von ganzem Herzen mitzulachen? War sie ja das Kleinste und darum auch das Wunderkind. Alle Augen blickten auf Mimi, jeder Mund lächelte sie an und die Mutter drückte selige Küsse auf das liebe Gesichtchen.

Diese Morgenstunde war des Kassiers glücklichste im Tage. Im Kreise seiner neun gesunden, lieben und braven Kinder sah er froh und zufrieden um sich und er hoffte mit Gottes Beistand, eben so viel gesunde, liebe und tüchtige Menschen daraus zu bilden. Herr Fröhlich hatte zum Glück auch die Mittel, ihnen eine sorgfältige Erziehung zu geben. Ihn quälte nicht, wie so manchen Andern bei neun Kindern, die bittere Sorge: „Wo werde ich für diese Alle Brod hernehmen?“ Wohl aber verfolgte ihn Tag und Nacht ein anderer Gedanke: „Wo werde ich eine Wohnung hernehmen?“

Diese wichtige und dringende Angelegenheit beschäftigte schon seit ein paar Monaten die lieben Eltern und fing bereits an, ihnen als schwere Sorge auf dem Herzen zu liegen. Seit ihrem Aufenthalte in der Hauptstadt hatten sie mit ihren Wohnungen kein Glück, sie wurden sogar durch ein eigenes Mißgeschick verfolgt.

In der ersten Wohnung traf sie das Schicksal, einen alten griesgrämigen Junggesellen zum Nachbarn zu haben. Dieser ging eigentlich nur zu Bette, um recht mit Ruhe darüber nachdenken zu können, 1) wo er wohl morgen

wieder sein Geld hinverstecken würde, da seine Haushälterin sicherlich das jetzige Versteck schon entdeckt habe; 2) ob wohl er seinen Pudel oder der Pudel ihn überleben würde. Wurde er in solchen Betrachtungen durch die Kinder gestört, die auf der andern Seite der Mauer schliefen, so trommelte er mit seinen dürren Fingern unaufhörlich an die Wand. Half das nicht, bearbeitete er mit seinem Stiefelknecht die Stelle, wodurch er das Geräusch von drüben am deutlichsten hörte. Wenn er's zu arg trieb, antwortete ihm der Herr Kassier freilich mit dem Besenstiel, was der alte Herr wieder mißverstand und so sagten die zornigen Wandnachbarn mit Stiefelknecht und Besenstiel einander oft die schönsten Grobheiten. Die Kinder kamen dadurch so in Angst, daß Keines mehr zu Bett wollte. Paulinchen und Otto schrieen im Schlafe oft auf: „Der böse Mann kommt!" und die armen Kleinen waren bald gar nicht mehr in's Zimmer zu bringen, weil dort der Wauwau sei. Hier war also kein Bleibens mehr und der erste Auszug ging unter dem Jubel der Kinder und des Junggesellen und zum Herzeleid der Eltern vor sich.

In der zweiten Wohnung kam noch Aergeres über sie, denn ober ihnen wohnte ein Dichter, dem nichts einfiel und das ist arg genug. Mit großen Schritten hörte man ihn sein Zimmer von einem Ende zum andern durchschreiten, was er immer that, wenn ihm nichts einfiel und da man ihn den ganzen Tag so hörte, mußte ihm sehr wenig einfallen. Manchmal schloß er fest die Augen, damit die Gedanken sich ja nicht zu scheuen brauchten, kämen sie endlich auf Besuch. Doch machte er sie wieder auf, sah er sich mit seiner Noth immer wieder allein. Da konnte er sich wüthend ärgern, wenn er den lustigen Lärm der Kassierskinder hörte. Der arme Mensch war aber auch schlimm daran. Hatte er einmal den Faden einer Erzählung, durfte ein Kind unten nur die Thüre zuschlagen, so riß er ihm ab und das Ende war nicht mehr zu finden. Raffte er sich einmal empor und war er eben im besten poetischen Aufschwung, da schrie das Wickelkind unten aus vollem Halse und der arme Dichter fiel aus seiner Höhe erbärmlich wieder herunter. Unten angekommen, war sein Erstes, zum Hausherrn zu laufen und die Inhaber des Wickelkindes, das damals Ludwig der Dicke war, scharf zu verklagen. Jetzt kam es zu den unangenehmsten Auftritten zwischen Kassier, Dichter und Hausherrn, bis Letzterer das Donnerwort sprach, er dulde keine Familie mit Kindern mehr im Hause. Da hieß es nun wieder wandern!

Herzlich froh waren sie Alle, als sie in die jetzige Wohnung einzogen, daß nun ober und neben ihnen Niemand wohnte. Doch welch ein Schrecken! Schon nach der ersten Woche kam die Frau, welche unter ihnen wohnte mit bitteren Klagen über die Kinder. Ihr Mann male eben ein Bild für den Kunstverein und bei dieser Unruhe sei es ihm ganz unmöglich, zu arbeiten. Man entschuldigte sich artig, versprach alles Mögliche, untersagte den Kindern allen unnöthigen Lärm, doch die Klagen kamen immer wieder, immer bitterer, zuletzt ingrimmig. Dem Herrn Kassier, der den Frieden über Alles liebte, wurde es von Tag zu Tag unheimlicher zwischen seinen vier Wänden. Die Frau Kassierin kam aus der Aufregung gar nicht hinaus und die Kinder sahen sich stumm ringsum. Diese Kinder, die so voll Frische und Leben waren, daß sie nicht gehen, nur springen konnten, sollten sich nun plötzlich gar nicht mehr rühren! Die lärmenden Spielsachen waren längst bei Seite geschafft. Der Wiegenschimmel stand bocksteif in einer Ecke, er durfte schon lange nicht mehr geritten werden. In einem andern Winkel stand ein vollgepacktes Güterwägelchen. Auch das durfte die Reise durch's Zimmer nicht mehr antreten und die Puppen, die auch nicht mehr in ihren Bettlädchen herumgefahren wurden, schnitten lange Gesichter.

Besonders peinlich war es dem Vater, seinen lieben Kindern so viel Zwang auferlegen zu müssen. Er konnte die ewigen Mahnungen der Mutter: „Wollt Ihr ruhig sein? Macht die Thüre leise zu! Lauft und springt nicht so!" gar nicht mehr anhören und ging in seinem Mißmuth häufig früher in's Bureau. Was half indeß alle Vorsicht! Wurde nur ein Schemel gerückt, schellte es schon wieder draußen. „Der Maler!" schrieen die Kinder erschrocken und verkrochen sich und die Frau Kassierin hätte sich am liebsten auch versteckt. Der Künstler hatte ein Tigerherz und ließ sich nicht erweichen. Sogar der Anblick der herzigen armen Kinder, die scheu und furchtsam ihre Köpfchen hinein steckten, rührte ihn nicht. Alles that man gern, um den Hitzkopf unten nicht aus seiner Ruhe zu stören. Alle huschten sie bloß noch durch die Zimmer, die Großen und die Kleinen steckten schon lange in Filzschuhen. Es durfte aber nur ein Spielzeug vom Tische fallen, so ärgerte sich der Untere wieder grün und gelb und ärgerte sich der Maler, schalt seine Frau und schalt die Frau, so warf die Magd auf der Treppe den Kindern ein paar Augen an, als wollte sie sagen: „Wir können gar kein Bild mehr malen wegen Euch Panduren!"

Gekündigt war schon längst und das nächste Wohnungsziel auch nicht mehr ferne, eine Wohnung war aber immer noch nicht gefunden. Da war's dem guten Herrn Fröhlich manchen Abend nicht viel besser zu Muthe, als einem müden Wanderer, der nicht weiß, wo er sein Haupt hinlegen, wo er eine Herberge finden wird. Der Herr Kassier hatte wohl ein Dutzend Häupter hinzulegen und je mehr Häupter heutzutage Einer hat, desto weniger ist ein Hausherr zu finden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Blechschmied Weiß.

Von Hans Weininger.

Als seine Majestät der damals noch sehr junge Kaiser Franz Joseph von Oesterreich im October 1850 einige Tage zu Bregenz sich aufhielt, war auch eines Abends ihm zu Ehren die ganze Stadt beleuchtet. Ein von dem Klamperer (Flaschner oder Blechschmied) Weiß herrührender Spruch im allemannischen Dialekte soll Sr. Majestät ganz besonders wohl gefallen haben:

Mi Hus hot blos a Schindeldach,
Im Sack do stand i grausig schwach;
Doch hüt vergiß i gar Alls schier,
Du lieba Kaiser blos weg Dir!

Mi Herz, des klopft noh me a so,
Bei allem Ninntho *) bin i froh,
I ho ja hüt min Kaiser g'seah'
Des hätt i um viel Geld it gea.

Schau, Franz Joseph, zu Dinär Ehr
Gib i de letzte Batze her,
Trink hüt uf Di Wol Reabesaft,
Der Himmel geb Dir Licht und Kraft.

*) Nichtshaben.

Das Wettrennen.

Von Anna Benedikt.

Der Kinder in der Schule sind mancherlei und viel,
Doch haben sie vor Augen nur Ein gewisses Ziel;
Nach diesem Ziel zu streben ist ihre heil'ge Pflicht,
Es schaut auf sie hernieder der Engel Angesicht.

Wie schön, wenn in dem Kreise so regsam und so froh,
Der Eifer für das Gute entbrännte lichterloh,
Wenn Alle in die Wette die Kräfte setzten ein,
Die Gabe mag hier größer und dort geringer sein.

Das gäb' ein schönes Rennen, da lohnte sich die Müh',
Wenn Lust und Lieb' zum Lernen erkalten würde nie;
Wenn Keins auf halbem Wege schon träge liegen blieb',
Wenn Jedes in sich selber stets fühlt' den Sporn und Trieb.

Vorwärts! heißt die Parole, am Ziele ruht man aus,
Nur wer in Fülle säet, führt Garben reich nach Haus;
Der Träge findet Dornen, ein Kranz wird nur dem Fleiß,
Ein lohnendes Gewissen, das ist der schönste Preis.

So lernt denn in die Wette, vergesset aber nicht,
Die Hilfe kommt von oben, wenn eigne Kraft gebricht,
Und daß mit allem Streben doch der das Ziel verfehlt,
Der nicht des Himmels Gnade zu seinem Führer wählt.

Der Tod Königs Maximilian II. von Bayern.

Am 10. März 1864.

Es gibt Ereignisse, welche so unerwartet und rasch in das öffentliche allgemeine Leben eingreifen, daß die nicht abweisbare Frage über die Absicht der göttlichen Vorsehung mit aller Gewalt die Gemüther zu bewältigen scheint und nur die gläubigste Unterwerfung die Wogen der heftigsten Aufregung

beruhigen kann. Zu solchen Zuständen gab das beinah plötzliche Hinscheiden des Königs Maximilian II. von Bayern Veranlassung, welches am 10. März dieses Jahres erfolgte, nachdem derselbe kaum ein paar Tage zuvor noch in scheinbarer Kraft und Gesundheit sich des Lebens erfreute. Als aber das edle Herz zu schlagen aufgehört, als der Todesengel gleichsam vom Sterbebette aus, wo die zurückgebliebenen Nächsten weinend auf den Knieen lagen, seine schwarzen Flügel ausbreitete und sich erhob, um die Todeskunde durch die Lande hinauszutragen, da war wohl Keiner, der sich nicht vom zermalmenden Blitzstrahl der Allgewalt, welche die Schicksale der Völker und ihrer Herren lenkt, auf das furchtbarste getroffen fühlte und es war Ein Wehschrei, der wie eine erschütternde Jammerglocke, weit, weit umher und hinaushallte. König Max ward seinem Volke — ja dem ganzen Deutschland — in Mitten einer segen- und friedenbringenden Berufung wie mit einem Schlage entrissen im dreiundfünfzigsten Jahre seines Lebens, im sechzehnten seiner Regierung, deren Erfolge der goldene Griffel unbestechlicher Wahrheit der Geschichte den Nachkommen überliefern mag, während sie dem mitlebenden Geschlechte schon durch die dankbarste Anerkennung in das Herz geschrieben sind.

Schon am 7. März fühlte sich der König durch eine kleine Anschwellung der linken Brust belästigt, welche allmählig sich erhöhend und ausbreitend die Leibärzte veranlaßte, Sr. Majestät die strengste Pflege anzurathen. Der König begab sich am 8. zu Bett ohne jedoch seine Regententhätigkeit zu unterbrechen. Trotz des sich steigernden Uebels arbeitete er noch am Mittwoch den 9. März mit seinem Sekretär Hofrath Pfistermeister. Da traten aber Symptome ein, welche den Aerzten höchst bedenklich waren. Gegen 4 Uhr Nachmittags fingen die Extremitäten zu erkalten an, die Bewegung des Pulses ward unmerkbar, selbst der Herzschlag war nicht mehr zu fühlen. Unter diesen Umständen sahen sich die Leibärzte Geh.-Rath von Gietl, Dr. von Schleiß und Dr. Wolfsteiner veranlaßt, noch den Generalstabsarzt Dr. Feder und Professor Dr. Rothmund zur Berathung beizuziehen. Große Lebensgefahr ward gemeinschaftlich erkannt, da die äußerliche Rothlaufentzündung auch die innern edlen Theile bedrohte und eine der Krankheit widerstrebende Reactionskraft vermißt ward. Der König selbst fühlte sich nicht so krank, als er war; um so beängstigter befand sich aber die Umgebung. Von diesem Augenblicke an verließ die Königin die Gemächer des Königs nicht mehr. Bald schon waren auch die Söhne des Königs und die übrige königliche Familie

in den Nebenzimmern versammelt, mit ihnen die nächstbedienſteten Herren und Damen des Hofes. Die Nachricht von der Gefahr des allverehrten Königs hatte ſich um ſo ſchneller auch in der Stadt verbreitet, da dem im Theater verſammelten Publicum durch den Regiſſeur angezeigt worden war, daß die Vorſtellung wegen bedenklicher Erkrankung Sr. Majeſtät unterbleibe. Alles ſtrömte in großer Angſt hinaus; Viele eilten in die Reſidenz, um Erkundigung einzuziehen. Nach ein paar Stunden ſchon waren dort die Räume von ängſtlich fragenden Harrenden gefüllt; aus allen Claſſen drängte das Volk bis zu den innerſten Gemächern. Niemand ſtand im Wege — waren es doch die Kinder eines liebenden Vaters, die es an das Krankenbett desſelben in treuer Sorge gezogen! Von Stunde zu Stunde wurden die ärztlichen Erklärungen in den Vorzimmern aufgelegt. Alle Mittel, welche die Kunſt anwandte, ſchienen wirkungslos. Der Erzbiſchof von München eilte in die Reſidenz, nachdem er noch in Mitte der Nacht Gebete für das theure Leben des Königs angeordnet hatte. Ringsum die ſorgenvollſte, ängſtlichſte Bewegung, während der König ſelbſt in der Gewiſſensruhe des „Gerechten“ auf ſeinem Lager männlich gefaßt hingeſtreckt war. Auf mehrfache Bitten wurden in das Gemach des Königs zwei Turteltauben gebracht nach dem Volksglauben, daß ſie rothlaufartiges Leiden an ſich zögen. Als der König das Girren der Tauben vernehmend fragte, was dieß bedeute und die Diener ihm Aufklärung gaben, ſagte er: „Laßt die Tauben immerhin da; es iſt der gute Wille — —“ Erſt gegen 3 Uhr Morgens hieß er ſie entfernen, da ſie ſeine Ruhe ſtörten. Mittlerweile ſchienen ſich Hände und Füße etwas zu erwärmen, auch glaubten die Aerzte einige Bewegung im Pulſe zu bemerken. Allein die Hoffnung war vergebens. Und dennoch war der Kranke ſtill und ruhig, als ihm der Vorſchlag gemacht wurde, die heiligen Sakramente zu empfangen; erſt als Domdechant von Reindl, der Beichtvater des Königs, die Frage ſtellte, ob er mit der Hoſtie auch das heilige Oel bringen dürfe, ſchien der Kranke beſonders ergriffen und frug, ob es wirklich ſo ſchlecht mit ihm ſtünde. Die bejahende Antwort vernahm er mit aller Seelenruhe und ſagte: „Nun, ſo laſſen Sie mich auch das Sakrament der heiligen Oelung empfangen.“ Nun war es ihm ja ſelbſt klar, daß ſein Ende nahe ſei; allein dieſes edle Herz, das nur immer das Beſte gewollt, vermochte dem Tode ruhig in's Geſicht zu ſchauen. „Wenn es denn ſo mit mir ſteht, ſo wird es der liebe Gott ſchon recht mit mir machen, denn ich habe es immer gut gemeint.“ Dieſe ſchlichten, gottergebenen Worte waren

ein heiliges Zeugniß von des Königs innerem Zustande, ja — sie sind
rhabenes Beispiel für Alle, die auch nicht auf königlichen Purpurkissen
en! Um die Ruhe, nach welcher der Sterbende verlangte, nicht zu stören,
ab sich die Königin nur von Zeit zu Zeit an das Lager ihres Gemahls.
gen 5 Uhr Morgens (es war der 10. März) trat die vollste Gewißheit
i, daß der König dem Tode nahe sei: da erklang die Trauerglocke von
en Thürmen, um das Volk zusammenzurufen, daß es vor den Altären den
Allbarmherzigen um die Rettung des geliebten Königs anflehe! Alle Ge-
mächer, bis zum Vorzimmer des Schlafgemachs, füllten sich immer mehr und
mehr. Jung und Alt, Arm und Reich, Vornehm und Gering stunden eng-
geschaart in banger Erwartung! Von Zeit zu Zeit trat ein Hofbediensteter
heraus, um Kunde zu bringen, wie es mit dem Leben des Allgeliebten
stehe. Nachdem der König die Sakramente empfangen, verlangte er nach
der Königin und den Söhnen, war aber schon so schwach, daß er bald
wieder allein zu sein wünschte um „ruhen zu können". Nur allzuschnell
verliefen die letzten, herzzerreißenden Stunden der Angst! Da entstand
plötzlich eine große Bewegung — die ganze königliche Familie eilte hin-
ein — es nahte der letzte Augenblick. Alle knieten um das Sterbebett,
mitten unter ihnen der Erzbischof, die Sterbegebete betend, welchen der Ster-
bende gefaßt und ergeben, ein leises „Ja" aus den Lippen hauchend oder
mit dem Haupte nickend, folgte. Die Uhr schlug Dreiviertel vor Zwölf. Noch
ein paar Minuten — und das edelste Herz war gebrochen.

Wer könnte aber den Jammer beschreiben, der sich nun um das Sterbe-
bett gelagert?!

Der Verfasser dieser Zeilen vermag es in der That nicht. Als un-
mittelbar nach dem letzten Augenblicke der K. Hofmarschall sich in den Vor-
saal begab, welcher gedrängt voll war, um die letzte Kunde zu bringen,
Da warfen sich Alle, wie von Einem Schlage berührt, auf die Kniee! Kein
Laut war vernehmbar! der furchtbarste Schmerz hatte die Lippen erstarrt;
aber die bittersten Thränen flossen nieder zur Erde, die wohl geweint werden
können. Es währte nicht lange und Alle drängten sich zu dem Todten. Am
Bette lag die königliche Wittwe auf den Knieen, der junge König Ludwig II.
dr zur Seite und Prinz Otto; ringsum die königliche Familie, Alle vom
Hofe — Hoch und Nieder — und nun füllte sich das Sterbezimmer mit den
hereinströmenden aller Stände! Es war der erhebende Anblick Einer großen

vom tiefſten Schmerz ergriffenen wehklagenden Familie. Ja — es waren die Bayern am Todtenlager ihres Königs!

Herrlich aber mit ruhigem, verklärten Antlitze, eine Hand auf die Bruſt gelegt, war der Todte anzuſehen und bei allem Weh, das ſie überkam, die ihn tieferſchüttert anblickten, war es doch ein wunderbares Gefühl von heiliger Ehrfurcht, das ſie wieder emporhob und aufrichtete — der Gedanke und die mächtige Ueberzeugung:

„Dies war der Tod des Gerechten!“

F. P.

Der Oſtermorgen.

Von Iſabella Braun.

Die Lerche ſingt mit reinem Jubelton,
Die Amſel flötet ihrer Hoffnung Lieder,
Die Sonne lächelt voller Hulden ſchon
Und ſpendet ihren Kuß der Erde wieder;
Erwachend aus des Winterſchlafes Bann,
— Dem Tode gleich im Erdenſchooß geborgen —
Drängt ſich der Gräslein Schaar zum Licht heran
Und feiert wieder einen Oſtermorgen.

O, ſei begrüßet, linder Frühlingshauch!
Du öffneſt nicht allein die Erdenpforte,
Du ſchwebſt zu allen Menſchenherzen auch
Und kündeſt deine Auferſtehungsworte.
Es öffnet ſich des Heilands Trauergruft
Und glänzend ſtehen hier des Himmels Boten,
Ein Jeder in die Seele tröſtend ruft:
„Was ſucht Ihr den Lebend'gen bei den Todten?“

O tröſtend Wort für Alle, die voll Pein,
Gebeugt zur ſtillen Friedhofsſtätte gehen,
Von jedem Grabe wälzeſt du den Stein
Und kündeſt an ein ſelig' Auferſtehen.

O tröstend Wort in dieser schweren Zeit,
Wo klagend geht ein ganzes Volk in Trauer
Und heiße Thränen voller Innigkeit
Beweinen unsers Königs Todesschauer.

Wir schauen Ihn verklärt im Morgenlicht
Des Ostertages, den der Herr gesendet;
Es lächelt uns Sein theures Angesicht
Und ist uns Allen liebend zugewendet;
Er spricht dem Heiland nach ein tröstend Wort:
„Gegrüßet seid! nicht habet Furcht und Bangen!
In meinem theuren Sohne leb ich fort,
Ein Ostermorgen ist Euch aufgegangen!“

Es trägt ein linder Auferstehungshauch
Das Wort der Seele hin zum treuen Herzen:
„Maria!“ flüstert Seine Stimme auch
Als süßen Gruß bei herben Trennungsschmerzen;
Und all den Seinen, die zur Trauergruft
Die Blicke wenden in des Kummers Banden,
Ein Engel heut am Ostermorgen ruft:
„Er ist nicht hier, er ist vom Tod erstanden!“

Und wo versenkt in Jammer ihrer Zwei
Des armen Landes schweres Leid erwägen,
Ist geistig er mit lindem Trost dabei
Verheißend Seinen treuen Vatersegen;
Und wo versammelt sich des Volkes Schaar
Berathend diese schwere Zeit hienieden,
Da spricht ermahnend, sanft und liebesklar
Der Friedensfürst: „Es sei mit Euch der Frieden!“

Ein Erinnerungsblatt an König Maximilian II.

Von Franz v. Kobell.

Es haben Andere den edlen dahingegangenen König Maximilian II. in seinen großen Schöpfungen besprochen, wie sie zu Bayerns Wohl und Ehre blühen und blühen werden; es sei mir erlaubt ein Erinnerungsblatt zu geben, welches, wenn auch nur mangelhaft, den erlauchten Herrn als Freund der Natur und Gönner des Waidwerks zeichnet und Verhältnisse berührt, die an sich unscheinbar, seine liebenswürdige Persönlichkeit bekunden, unbeeinträchtigt von dem Glanze einer Krone, dem Schimmer des Purpurs. Der König liebte Gottes freie Natur, man kann sagen mit einem kindlichen Gemüthe und ein ritterlicher poetischer Zug in seinem Wesen machte ihn empfänglich für die Reize des Waidwerks, die ja in dem Naturleben ihre Heimath haben. Die Berge unserer Alpen mit ihren großartigen Schönheiten waren daher sein liebster Aufenthalt. Mit ganzer Seele gab er sich dem Genusse der mannigfaltigen Scenerien hin, welche einen Morgen da begleiten oder die untergehende Sonne oder die sternhelle Nacht, gelagert über die phantastischen Formen der Kuppen und Felshörner und über die mit wogenden Nebeln verschleierten Thalgründe. Immer wurden die schönsten Plätze für die Birschhäuser gewählt; um sich ihrer auch anderwärts in der Erinnerung zu freuen, wurde der Maler Rottmann beauftragt, getreue Bilder derselben zu fertigen und in ein Album zusammenzustellen. Der König erkannte wohl, daß sich an das Treiben des Waidwerks auch ein heiteres und wohlthätiges Begegnen mit dem Volke knüpfe; er liebte ein solches mit den frischen Männern, die beim Jagen beschäftigt waren und besprach sich gerne mit den bei diesen Gelegenheiten sich einfindenden Zuschauern. Es wurde darum auch überall freudig begrüßt, daß der Herr dem Waidwerk zugethan war; mit seinem Erscheinen ging ja die Hoffnung auf Erfüllung so mancher Wünsche und fehlte die Hülfe nicht, wo Noth und Unglück sich kundgab. Auch der geringste Mann wurde dabei berücksichtigt und ich wüßte viele Fälle zu erzählen, wo der Herr unaufgefordert den überraschten Betheiligten den trüben Himmel der sie umfing, klärte und Leid in Freude verwandelte.

Es waren aber diese Verhältnisse nicht denen zu vergleichen, wie sie wohl aus älteren Zeiten in der Jagdgeschichte bekannt sind, es waren die

gespendeten Wohlthaten nicht Pflaster auf verschuldete Wunden, welche übertriebene Waidlust geschlagen, denn niemals ist unter König Max II. zum Schaden des Landmanns Wild gehegt worden, niemals durften die Jäger ihre Befugnisse überschreiten. Man mag im Volke Kenntniß haben von der Gerechtigkeitsliebe des Fürsten und sie mag der Wahrheit gemäß durch die Presse oder von der Kanzel verkündet sein, so ist doch ein einziges Beispiel derselben, welches lebendig und sichtbar auftritt, wirksamer als alle Anpreisung. Der König besuchte einmal Garmisch bei Partenkirchen, wohin er bei einem Jagdritt gebeten worden war, um ein neues Erziehungshaus in Augenschein zu nehmen; der kleine Markt war mit Fahnen, Kränzen und Triumphpforten geschmückt und Musik erschallte durch die wogenden Volksmassen, welche den Herrn mit Jubel empfingen. Als das Erziehungshaus besichtigt war und der König den Rückweg antrat, warf sich eine Frau mit einem Kinde auf dem Arm zu seinen Füßen und flehte weinend um Gnade für ihren Mann. Da fragte der König, was es mit dem Manne sei? Die Frau gab aber darauf keine Antwort, sie schluchzte nur, er liege im Gefängniß, der König möge ihn begnadigen und freigeben. Lautlos betheiligte sich die gedrängte Volksmenge an der ergreifenden Scene. Da sagte der König: „Liebe Frau, ich habe Mitleid mit dir, aber gegen die Gesetze kann ich nichts thun. Ich werde mich um die Verhältnisse erkundigen und was möglich ist, soll zur Linderung deines Kummers geschehen.“ Er ließ dann der armen Frau fünfzig Gulden zustellen und erfuhr, daß besagter Mann, als Wildschütz bekannt, einem Jäger auf einem Steig im Kramerberg aufgepaßt und ihn zum Krüppel geschossen habe; nur wie durch ein Wunder ist der Jäger mit dem Leben davon gekommen. Da war denn auch zunächst die Strafe nicht zu umgehen, das Volk gab aber dem Könige Recht, obwohl es sonst einen Wildschützen gerne in Schutz nimmt, und der Herr stand höher durch das Geschehene, als wenn er zum Zeichen seiner Macht der Frau ohne weitere Prüfung die Begnadigung zugesagt hätte. —

Der König liebte seine Bayern wie ein Vater seine Kinder und den guten Kern von Redlichkeit und Treue, der gottlob noch bis auf diese Tage trotz der Umtriebe einer schlechten und frivolen Zeit in ihnen bewahrt ist, diesen zu erhalten, war fortwährend sein Bestreben. Er wollte die gesunde Denkweise und den heiteren Sinn, wie sie namentlich im Gebirge heimisch, nicht verkommen lassen und wie die ernsten Verhältnisse Gegenstand seiner

Sorge, so war er auch bedacht, zu Fest und Freude eine Spende zu geben. Es gehört hieher unter andern die Stiftung der Königsschießen und die von ihm angeordnete Sammlung der oberbayerischen Volkslieder. Es ist damit ein von Ramberg's Meisterhand illustrirtes Büchlein entstanden, welches in Senn- und Jagdhütten mit Jubel empfangen wurde. Vor allen die „Singerinnen" freuten sich daran und brachten die Lieder zu neuem Leben, denn viele hatten beim Chorsingen in der Kirche die Noten kennen gelernt und wußten daher die Singweisen andern mitzutheilen. Gab es dann Gelegenheit, so sangen sie dem König bei einem Alpenbesuch, bei einer Kirchweih oder Jagdfahrt und es gewährte ihm Freude, wenn sie ihn, theils für die Gabe dankend, theils darum bittend umringten und dann in lautem Juchzen ihren Jubel kundgaben. —

Als der König die Regierung antrat, war für Alpenwege und Birschsteige sehr wenig gethan worden, auch Jägerhütten waren selten, Sennhütten und die kleinen Heustädel dienten zum Nachtquartier. Nur in der vorderen Riß hatte der Fürst Leiningen auf geeigneten Stellen am Grametsberg, Grasberg, Dürenberg ꝛc. wohnliche Birschhäuser bauen lassen. Mit den Jagden wurden auch diese von König Maximilian II. übernommen und er ließ dann in allen Jagdrevieren dergleichen herstellen; die oft kaum fahrbaren Wege wurden zu guten Straßen gemacht, Reitwege angelegt und Steige nach den Jagdständen. Da wurden viele Leute zum Theil aus armen Thälern beschäftigt und viel Geld verdient und viele Schönheiten des Gebirges sind dadurch erst aufgeschlossen und zugänglich gemacht worden. Die Anlagen geschahen immer mit dem feinen Geschmack, welcher darin dem Könige eigen war und welchem auch die Verschönerung von München so viel zu danken hat. Es wurden nun weiter die im Jahre 1848 sehr zerrütteten Jagdverhältnisse geordnet und allmälig überließen alle Gemeinden dem Könige ihre Jagdrechte. Mit Hilfe einer tüchtigen Jägerei hob sich denn auch in kurzer Zeit der Wildstand und kam der Herbst, so ging bald überall die Frage um, ob der König zum Jagen komme und der Wunsch, daß es geschehe.

Der König Maximilian II. war ein trefflicher Schütze und er liebte die freie Jagd, denn mehr des Herkommens wegen als nach seiner Neigung wurden um München eingestellte Jagden gehalten. Ein Forciren des Wildes, welches diesem gar keine Wahl und Flucht bot und das Schießen zu leicht machte, mochte er nur leiden, wenn es sich ganz zufällig ergab und noch im

vorigen Herbſte, wo er am Oberſee ſechs Hirſche erlegte, welche ſchwimmend dem Stande mit Kähnen zugetrieben wurden, äußerte er ſich in dieſem Sinne und wählte für die nächſte Jagdzeit, die er nicht mehr erleben ſollte, einen andern Stand. Früher ganz ſchwindelfrei, ging er oft mit einer faſt beängſtigenden Sorgloſigkeit an den jäheſten Abhängen hin, erſt in den letzten Jahren hatte er zuweilen Anwandlungen von Schwindel und wurde bei ſolchen Gängen behutſamer.

Es iſt bekannt, wie wohl unterrichtet der König war und wie er ſich namentlich mit hiſtoriſcher und poetiſcher Literatur gerne beſchäftigte; es war daher bei ſeinen Jagden auch darauf Rückſicht genommen und in die Geſellſchaft mancher Gelehrte und Dichter gezogen, die eben keine Jäger waren, immer aber auch leidenſchaftliche Freunde des Waidwerks, damit dem Jagen die eigenthümliche Färbung und Aufregung nicht fehle, welche von ſolchen ausgeht. Wo es möglich war, wurde das Jagdmahl im Freien gehalten und dabei die Erlebniſſe in fröhlicher Weiſe beſprochen. Der König liebte bei ſolcher Gelegenheit, wenn ein beſonderer Fall in launiger Poeſie hervorgehoben wurde. Beſonders gefeiert war immer der Hubertustag und durfte ein poetiſcher Spruch nicht fehlen. Um zu zeigen, wie das gehalten wurde und dem gerne anregenden Herrn genehm war, will ich einen ſolchen Spruch mittheilen.

Dem Sankt Hubertus zu Ehren
Nun fließe der goldene Wein,
Stets mög' ſeinen Schutz er gewähren
Und hilfreich mit uns ſein.

Zwar mag der Herr kaum wiſſen,
Wie's iſt um's Gemsgejaid,
Doch daß wir uns deſſen befliſſen,
Das ſicherlich ihn freut.

Iſt näher ja kein Jagen
Dem Himmel, wo er thront,
Von Abentheuern getragen,
Kein and're ſo belohnt.

Und keines ſo umgeben
Mit hoher wilder Pracht,
Des Muthes Flug zu heben,
Kein and're ſo gemacht.

Doch wie wir deß' gedenken,
Das Herz noch weiter spricht,
Und mahnet an den Schenken,
Vergesset eines nicht:

Den Pfleger und den Heger,
Der diese Freude schuf,
Den königlichen Jäger
Begrüßt im Ehrenruf!

Und nun klangen die Gläser und wurde freudig getrunken, der König selbst aber war darin so mäßig, daß er gewöhnlich nur ein Glas Champagner trank, andere Weine gar nicht; er hielt es mit dem klaren Wasser und allerdings spendeten die Bergquellen einen köstlichen Krystall, der in seiner Art oft die Gaben der Rebe übertraf. —

Die Abende wurden bei der Cigarre zum Theil mit Vorlesen zugebracht und war immer eine reichliche Auswahl älterer und neuerer Literatur vorhanden. Gedichte und Novellen, Fragmente von Reisebeschreibungen oder historischen Werken kamen wechselnd an die Reihe und ebenso die Ortssagen, welche der König gerne erzählen hörte und auch Veranlassung gab, daß sie in einem eigenen Werke (von Schöppner) gesammelt wurden. Ehe sich der König zurückzog, welches gewöhnlich vor zehn Uhr geschah, wurde noch der kommende Tag besprochen und die weitere Jagdfolge. So wurde oft mehrere Tage nacheinander gejagt, wenn das Wetter günstig war, aber auch bei schlechtem Wetter wurde zuweilen gejagt und nicht selten, wenn schon Schnee gefallen war, wobei jedoch der König immer das Gutachten des Forstmeisters erholte, ob es ohne Gefahr für die Treiber geschehen könne. An Sonn- und Feiertagen wurde nicht gejagt und besuchte der König regelmäßig die Messe; war kein Geistlicher im Orte, so wurde einer aus der Nachbarschaft beschieden, so in der Riß, wo jedesmal ein Franziskaner vom sog. Klösterl in der Hinterriß den Gottesdienst besorgte. Ich kann nicht umhin, hier zu erzählen, daß bei einer solchen Messe in der äußerst kleinen Kapelle, der Ministrant, ein Bauernbub aus der Gegend, sich plötzlich zum König wendete und ihm ganz gemüthlich zuflüsterte: „Herr Kini, koa' Wei' is nit da" (es ist kein Wein da). Der König über diese Naivetät lächelnd, winkte dem nahestehenden Adjutanten, der das Gesagte auch vernommen hatte und so kam der Wein noch rechtzeitig zur Stelle. — Naive Aeußerungen, Fragen und Bitten kamen

natürlich oft genug vor und es machte dem Könige Vergnügen, darauf Bescheid zu geben, wie er auch immer Interesse bezeugte an den Eigenthümlichkeiten des Volksdialektes, oder wenn ihm von den Leuten von alten Bräuchen und Herkommen erzählt wurde, was oft in sehr ansprechender Weise geschah.

Der König fügte sich gerne den jagdlichen Anordnungen der Forstmeister und bei seiner angeborenen Freundlichkeit nahm er manchen Jagdunfall nicht ärgerlich auf, wie hundert Andere gethan hätten, sondern in der Ueberzeugung, daß meist nur übertriebener Diensteifer daran schuld sei, wurde dadurch seine gute Laune nicht verdorben. So geschah es einmal, daß ein starker Gemsbock an einer zerklüfteten Wand ganz vertraut daher kam. Als er auf etwa siebenzig Schritte genaht, wollte der König schießen, da bat der Forstmeister, welcher sich im Jagdschirm befand, noch etwas zu warten, der Bock müsse ganz nahe vorbeikommen. Der König folgte, aber zum Staunen und Schrecken Beider verschwand der Bock plötzlich in einer Felsspalte, und ward nicht mehr gesehen. — Bei'm Auerhahnfalz auf dem Hochkopf am Wallersee sprang der König einen Hahn an, der Revierjäger hinter ihm. Der König war dem Hahn schon ganz nahe gekommen und wollte nur noch einen Schritt vorwärts, um ihn zu sehen. Da ergriff den Jäger die Besorgniß, daß sich der König den Hahn verderben könne und weil kein Augenblick zu verlieren, so packte er den Herrn, ihn mit beiden Armen umschlingend und hielt ihn fest, bis der Falz erlaubte, ihm zuzuflüstern, nicht mehr weiter zu gehen. Der Fall war um so seltsamer, als dieser Jäger, überhaupt von schüchterner Natur, gegenüber der Majestät immer höchst befangen war und nur als ein Act der Verzweiflung konnte es angesehen werden, daß er über dem gefährdeten Waidwerk alles andere vergaß. Der König erzählte den Vorfall bei der Zusammenkunft der Schützen in der heitersten Weise. Diese Art, dergleichen Vorfälle aufzunehmen, machte ihn überall beliebt und mit Freuden thaten Jäger wie Treiber ihr Möglichstes, eine Jagd gelingen zu machen.

Der König hat vorzüglich in den Revieren von Hohenschwangau, Ettal, Rieß, Tegernsee und Berchtesgaden gejagt und seit dem Jahre 1830, den vorhandenen Aufschreibungen zufolge, 111 Hirsche (darunter 2 Vierzehnender, 6 Zwölfender und 19 Zehnender) erlegt, ferner 107 Stücke Wild und Kälber, und 427 Gemsen. Die Haupthirschjagd war immer in Berchtesgaden, die Hauptgemsjagd in Hohenschwangau, Graswang und Ettal. An Gemsen hätte leicht die doppelte Zahl erlegt werden können, wenn in jedem Jahre mit

einiger Ausdehnung gejagt worden wäre, was nicht der Fall war. Im Jahre 1859 erlegte der König 103 Gemsen; seinen ersten Hirsch im Gebirge schoß er im Jahre 1830 am Springelwurf im Revier Berchtesgaden, seinen letzten im vorigen Herbste bei der Fischunkeljagd ebenda. —

Bei der geistigen Thätigkeit, die ihm eigen war, möchte man sich wundern, wie der König die Geduld gehabt habe, drei bis vier Stunden, denn so lange und oft länger dauerten die Gemstriebe, auf dem Stande auszuhalten; er hatte aber immer Bücher bei sich und pflegte zu lesen, bis die achthabenden Leibjäger ihn aufmerksam machten, daß das Wild im Anzug sei. In einsamer schöner Gegend sich lesend zu beschäftigen, war überhaupt eine Neigung von ihm.

Die königliche Kanzlei folgte stets den Jagdfahrten und der König arbeitete gewöhnlich schon am frühen Morgen. Wenn der Kaiser Maximilian im Jahre 1495 schrieb: „Wir haben den Tag zu Wurms auf dem Nein gekurzt vnd den in daz gepirg zu den wilden Gemsen gelegt", so kam ähnliches beim Könige nicht vor, und die Jagd durfte die Arbeit der Regierungsgeschäfte nicht beeinträchtigen. Und lag auch manche Wolke in den Papieren der Portefeuilles, und manche unerfreuliche Kunde, die lebendig strahlende Sonne in der freien Natur, die Bewegung in Wald und Wildniß und die frische Luft der Höhen wirkten stets wohlthätig auf Geist und Körper und stählten dem Herrn die Kraft und das Vertrauen zu jenem höheren Regiment, welches alle Geschicke lenkt und regelt.

So war dem Könige der Berge Luft
Ein Wunderquell, der seine Macht bewies,
Daß sorgenfrei er zauberte die Brust
Und dem Gemüthe Blumen sprossen ließ.

Und wenn der Herr im Gemsgebiete dann
Die weite Fernsicht still genießend stand,
Wie knüpfte sich da stets die Freude d'ran:
„Dieß schöne Land, es ist mein Bayerland!"

Nun nimmer dringt ein Waidruf an sein Ohr,
Die Alpenrose sieht er nicht mehr blüh'n,
Es trugen Engel ihn zum Reich empor,
An dem er oft begrüßt der Sterne Glüh'n.

Wir aber trauern, daß es so geschehn,
Und was die Zeit auch trümmert und zerstiebt,
Das Zeugniß wird lebendig fortbestehn,
Wie treu und innig ihn sein Volk geliebt.

Die Speisekarte.

Erzählung von Hermann Geiger.

Der erste Mai ist seit alter Zeit für das Landvolk ein halber, für die Schuljugend ein ganzer Feiertag. Der schwäbische Bauer Lipp war zwar kein Kind mehr, aber er feierte den bezeichneten Tag doch alljährlich als einen ganzen Rasttag; denn die volle Form seines Namens war Philipp, und bekanntlich steht dieser Name im Maimonat im Kalender und zwar an erster Stelle.

„Morgen, liebe Margareth," sagte er zu seiner noch jungen und sehr braven Ehegattin, „wird das Wetter hübsch, das sehe ich am dortigen Heuwinkel. Wir wollen also schon in der Frühe zur Stadt gehen, und uns einen guten Tag anthun. Und Du, Traudchen, darfst auch mit gehen, wenn Du nicht zu müde wirst."

— „Ich — zu müde, — Vater, was fällt Euch ein! O gewiß, ich werde so gut gehen, wie Ihr und die Mutter. Wie ich mich freue!"

Es dauerte lang, bis das gute Kind einschlief, und des andern Morgens gar nicht lange, bis es auf den Füßen und vollständig angezogen war.

Nicht so schnell war Margarethe reisefertig, denn eine rührige Hausfrau findet noch da und dort etwas anzuordnen, zu richten und zu schlichten.

„Was das Weib wieder lange braucht," murrte Lipp, der durch sein stilles Vorausschleichen einen verständlichen Wink zur Eile geben wollte. „Noch kommt sie nicht . . . ich will mich einstweilen, um meine Beine zu schonen, auf diesen Rasen setzen. Sieh, jetzt verläßt sie mit Traudchen das Haus; ja stattlich, wie sich's gehört, ist sie angezogen, die liebe, gute, schmucke Margareth." Sein Auge blieb einige Minuten auf den milden Zügen des braven Weibes geheftet. Hier sieht der Leser die ganze Gruppe.

Auf dem Wege wurden die Artikel besprochen, die man in der Stadt kaufen sollte, und deren Zahl jedesmal größer war, als die Lipp'sche Börse es erlauben mochte.

„Vater," sagte Traudchen in gar anmuthiger Weise, „ich hätte auch einen Wunsch."

— „Nun, so sag' ihn."

„Ich bitte um ein Schreibheft mit Doppel-Linien, wie man sie zum Lateinschreiben braucht."

— „Latein schreiben? was? hab' ich Dir nicht schon gesagt, Du darfst nicht Lateinschreiben lernen; wozu braucht ein Bauernmädchen die lateinischen Buchstaben zu kennen? Eine Meßnerin wirst Du ja doch nicht, und noch weniger ein Ministrant." —

„Aber, lieber Mann," sagte die Mutter, „wenn die andern Schulkinder in diesem Jahr Latein schreiben, darf unser Traudchen, die bisher die Dritte in der Schule war, doch nicht zurück bleiben. Das wirst Du doch zugeben."

Bauer Lipp, so gut und einsichtsvoll er sonst war, litt an einer sehr verbreiteten Seelenkrankheit, man könnte sie eine Seelenverknöcherung nennen, er hatte nämlich einen unzerstörbaren Eigensinn. Dieser Sinn, vielleicht sein ausgebildetster, gab nie zu, daß die Kinder heute mehr lernen sollten, als sie vor vierzig Jahren lernten, und so hielt er das Lateinlesen für eine Ueber-

triebenheit in der Entwickelung der jungen Geisteskräfte, der man entgegenarbeiten müsse.

Der Streit ging zu Ende mit einem glorreichen Sieg des Vaters, mit einem Seufzer Margarethens und einigen verstohlenen Thränen der kleinen Gertraud, die an ihren dritten Platz dachte.

In der Stadt besuchten die Angekommenen, wie sich's an einem solchen Tage ziemte, die Kirche. Lipp betete um gute Ernte, seine Frau um den Hausfrieden, und Traudchen um ein Lateinheft.

Herausgekommen aus dem Tempel sah das wißbegierige Kind gar wehmüthig auf ein Hängschild mit der Aufschrift „Buchbinder."

„Seid guter Ding, Leutchen," sagte Lipp, „Ihr sollt heute mit mir einen lustigen Tag haben. Vorhin fiel mir ein . . ."

— „Bst, Mann!" sagte Margareth, „vorhin hast Du ja nur an den lieben Gott gedacht."

„Ja, Weib; also jetzt fällt mir ein, daß wir uns heute einmal erlauben dürften, in das berühmte Gasthaus zur Krone zu gehen, um dort ein Mittagessen einzunehmen."

Alle drei Antlitze wurden heller und man ging wirklich zur Krone.

„Nur herein, liebe Leute," sagte ein gewichster Kellner, indem er ein Tafeltuch um den linken Arm schwang, „Ihr wünscht etwas zu speisen. Nehmt Platz. Man ißt bei uns nach der Karte."

Aber weh, weh, lieber Lipp, wie wird's Euch gehen? Die Speisekarte war mit lateinischen Buchstaben geschrieben. Lipp wurde ganz roth, als der Kellner ihn fragte, was ihm beliebe. Margareth kam für ihn in Verlegenheit, Traudchen stellte sich dicht neben den Vater, als ob sie helfen wollte; aber — ach — sie konnte nicht.

Nach langem Zögern zeigte das Kind auf die Karte und flüsterte dem Vater in's Ohr: „Das kostet sechs Kreuzer."

„Ja, sagte Lipp, das will ich." Er meinte es könnte eine Suppe sein.

„Ganz schön!" war die Antwort und Lipps Augen verfolgten den flinken Kellner, der sehr bald mit einer Schüssel kam, die — mit grünem Salat gefüllt war. Er stellte sie hin, brachte Teller und Bestecke und fragte: „Wünschen Sie vielleicht noch etwas?"

Allerdings war es nothwendig hiezu noch etwas anderes zu nehmen; aber dieses Etwas ließ sich ebenfalls nur mittels Zahlen errathen. Lipp

faßte also eine höhere Zahl in's Auge, drückte mit beiden Zeigefingern unter jenes Wort, das vor derselben stand — und siehe es erschien — was meint ihr? — ein englischer Knopf in süßer gelber Brühe.

„Das ist für Euch etwas," meinte Lipp, und gab das süße Ding seinen weiblichen Wesen hinüber, indeß er sich mit der erstern Schüssel begnügte.

Rührend war es, sich jetzt zu überzeugen, daß weder die Mutter noch das Kind an das Gespräch anknüpften, das sie über den Herrn Lehrer auf dem Weg geführt hatten. Beide schwiegen; Traudchen aber dachte, „um jeden Preis muß ich Latein lesen lernen."

„Drei sind alle guten Dinge," sagte Lipp, und winkte noch einmal dem Schnellfüßigen.

Dießmal erschwang er sich zu noch höherem Preise. Was aber herbeigetragen wurde, füllte nur ein kleines Gefäß. Lipp hielt es für schwarze Hollunderbeeren — es war aber Caviar. Die Gesellschaft ließ das fremde Ding stehen, zahlte und machte sich auf.

Als sie an jenem Schild vorüber gingen, welches einen Buchbinder verrieth, sagte Lipp: „Nun Traudchen, laß uns herein gehen." Er kaufte dem Kinde drei Hefte, geeignet um in blauen Zeilen lateinische Buchstaben nach Vorschrift zu üben, und sagte: „Wenn wir wieder in die Stadt gehen, mußt Du vollkommen Latein lesen können."

Die Mutter verstand die Aufforderung und lachte, das Kind freute sich über die Maßen; Lipp kratzte sich hinter dem Ohr, nahm seinen Hut, sagte dem Buchbinder „guten Nachmittag" und ging mit seinen Leutchen nach Hause.

So war der Namenstag gefeiert, und Lipp fühlte sich wohler, als er wieder am eigenen Tische saß.

Der bezähmte Hausherr.

Von Th. Messerer.

II.

Dahinter steckt Etwas.

In sich und seine Wohnungsnoth versunken, saß der wackere Papa am Abend des Tages, wo wir die Familie Fröhlich kennen lernten, mit den lieben Seinigen wieder um den runden Auszugstisch.

„Hast Du die zwei Wohnungen, die ich Dir aufschrieb, heute angesehen?“ unterbrach er, an seine Frau gewendet, die Stille im Kreise.

„Ja wohl, lieber Mann!“ war die Antwort. „Ludwig und Otto waren bei mir. Ich war noch nicht durch alle Zimmer in der Sommerstraße, als der Hausherr, ein wunderfreundliches Männlein, auf die zwei Knaben zeigte und mich fragte: „Haben Sie noch mehr so liebe Kinderchen? Wie artig sie sind!“

„Aha, jetzt kommt's!“ schaltete der Herr Kassier mit einem bittern Lächeln ein.

„Als ich ihm sagte, daß ich wirklich noch mehr solche Kinderchen habe, fing der Hausherr gedehnt an: „Ja, ja, die Wohnung, nicht wahr, die ist recht hübsch, recht hübsch! Aber wissen Sie, Sie entschuldigen schon, so halb und halb ist sie schon vergeben. Ich hab zwar noch kein Angeld, aber die Leute, es sind bloß zwei einzelne Leute, sehen Sie, und da will ich doch noch warten, bis sie sich entschlossen haben.“ Ich konnte mich nicht mehr enthalten, ihm rundweg zu sagen: „Machen Sie doch nicht so viel Umstände! Sie fürchten die Kinder — sagen Sie es lieber frei heraus!“ Die zweite Wohnung in der Prinzenstraße gab mir mehr Hoffnung, denn sie ist gegenwärtig von einer Familie mit drei Kindern bewohnt. Ich fand sie wohl etwas klein und äußerte es auch gegen den Hausherrn. „Nur,“ sagte ich, „spricht mich die Lage außerordentlich an, hier unten gleich die Baumanlage, da kann man doch die Kinder vom Fenster aus überwachen.“ Das gewisse Zucken in einem Hausherrngesicht bei dem Worte „Kinder“ kenne ich schon lange, aber dem gab es einen gewaltigen Riß und bald hätte ich es bereut, daß ich ihm sagte, ich habe neun lebendige Kinder. Der Mann ist so stark

— ich fürchtete schon, es treffe ihn der Schlag. Er stotterte etwas von leid thun, aber er habe lauter ruhige Leute im Hause und da müßte schon die Familie mit den drei Kindern ausziehen. Ich mußte bei allem Elend doch lachen über seine Aengstlichkeit und sagte beim Fortgehen: „Ja, bedenken Sie einmal das Schreckliche: Dreimal drei!" — Nun hab ich mich also wieder umsonst todtmüde gelaufen! Es ist rein zum Verzweifeln!"

Stirnrunzelnd hatte der Herr Kassier seiner Gattin zugehört und mit seinem finstersten Blicke griff er jetzt nach den „Neuesten Nachrichten," welche die Köchin vorhin herein gebracht hatte. Stumm schnitt er sie auf und fiel wie gewöhnlich sogleich über die Wohnungsanzeigen her. Die Kinder saßen still und erwartungsvoll in der Runde und in manchem dieser kleinen Herzen wollte auch schon hie und da eine kleine Besorgniß auftauchen.

„Wo ziehen wir denn dann hin, Mama, wenn wir keine Wohnung finden?" fragte Paulinchen endlich und warf einen bekümmerten Blick auf ihr Puppenstübchen.

„Gar nirgend!" sagte Ludwig der Dicke mit traurigem Ernste.

„O nein," tröstete Otto, „wir gehen in den goldenen Hirsch und sagen, wir sind Fremde."

Rudolph lachte laut auf und Karl und Georg blickten mit überlegener Miene auf die drolligen kleinen Brüder.

„Der Otto hat schon recht," sagte die Mutter. „Wenn es so fortgeht, bleibt uns nichts übrig, als im Gasthof zu logiren. Und daran seid Ihr schuld! Für mich und für den Papa gibt's Wohnungen genug, bloß Euch will Niemand haben."

Die Größeren lächelten ungläubig, die Kleineren schauten aber sehr verlegen darein und Ludwig der Dicke wurde feuerroth. In seiner Unschuld hielt er sich für einen argen Verbrecher.

Der Kassier unterbrach dieß Zwischengespräch, indem er halblaut zu lesen anfing: „Eine schöne Wohnung für eine kleine ruhige Familie ist auf's nächste Ziel zu vermiethen; ferner eine sehr schöne Wohnung mit fünf Zimmern und herrlicher Aussicht, aber nur für zwei einzelne alte Leute; deßgleichen eine sehr geräumige Wohnung in Mitte der Stadt, aber nur für eine kinderlose Familie." — „Da siehst Du's wieder," bemerkte er gegen seine Frau, „Mangel an Wohnungen ist nicht, aber Ueberfluß an Kindern. Ach, Ihr Hausherren," rief er und fuhr sich mit der Hand in die Haare, „muß doch

Keiner von Euch als Kind zur Welt gekommen sein, sondern Jeder gleich als Ungeheuer! Laß es aber nur gut sein, Mutter, jetzt verleg ich mich einmal auf die Jagd. Vielleicht hab ich eine bessere Spürnase. Auch versprach mir der Registrator in unserm Bureau für morgen wieder etwas Neues."

Mit dieser Hoffnung stand man jeden Morgen auf, mit ihr legte man sich jeden Abend nieder. Wie oft war ihnen von guten Bekannten nicht schon etwas Neues versprochen worden und wie oft hatten sie statt dessen nichts als die alte Geschichte gefunden! Man baute auch jetzt wieder auf den Registrator und schlief getröstet ein.

Früher als sonst war am nächsten Tage der Herr Kassier schon auf den Beinen. Es stürmte und regnete draußen an diesem Morgen. Dennoch trieb es ihn mit einer Hast und einer Unruhe hinaus, wie es einen Seefahrer auf das Verdeck treibt, um auszulugen, ob noch immer kein sicherer Hafen in Sicht sei für sein unstät treibendes Schiff. Durch viele Straßen kreuz und quer war der Herr Kassier schon gesegelt, da mahnte ihn die Zeit an seinen Beruf. Doch war er fest entschlossen, nach dem Bureau seine Wanderung fortzusetzen und dießmal leitete ihn ein guter Stern. —

Zu Hause war längst schon der Tisch gedeckt. Alles wartete nur noch auf den Papa, der wieder einmal gar nicht kommen wollte. Die Köchin schnitt bereits ein Gesicht, die Mutter schaute bedenklich auf die Uhr und die Kleinen noch bedenklicher auf ihren leeren Teller — da ging die Thüre auf.

„Jetzt haben wir eine Wohnung!" schallte es in's Zimmer und mit federleichten Schritten und wahrhaft verklärtem Angesicht eilte der Erwartete herein.

Der Ruf „Land!" den ein Matrose an Schiffbrüchige richtet, kann dort keine freudigere Bewegung hervorrufen, als es diese wenigen Worte hier thaten. Alles drängte sich um den glücklichen Finder und bestürmte ihn mit Fragen. Das Mittagessen wurde zu einem wahren Freudenmahl, für die Kleineren, weil sie schon so lange darauf hatten warten müssen, für die Größeren, weil sie endlich einmal wieder etwas Anderes als den ewigen Wohnungsjammer hören würden und für die Eltern, weil sie gefunden, was sie mit Kummer gesucht.

„Nun, erzähl' nur, erzähl, lieber Mann!" drängte die Mama bereits zum drittenmal und da ihre Geduld, wie die der meisten Frauen, auch nicht

mit der Elle zu messen war, mußte der gute hungrige Mann noch während der Suppe erzählen.

„Der Herr Registrator sagte mir heute früh, er habe in der Münsterstraße Nro. 30 eine prächtige Wohnung ausgekundschaftet, die sollte ich mir ja nicht wegfischen lassen. Ich machte mich auch gleich auf den Marsch dahin. Ich war schon vor dem Bureau über eine Stunde umsonst herumgelaufen und voll Verdruß und Aerger. Ich erwartete mir auch von der neuen Entdeckung nicht viel, aber sehen wollte ich sie doch. Der Hausherr führte mich selbst herum, ein lebhafter, freundlicher alter Herr. Die Wohnung ist im zweiten Stock und gefiel mir recht gut und auch der Hausherr nicht übel, die bekannten Kniffe hat er aber auch schon los. Im Wohnzimmer, wo der Ofen etwas alterthümlich ist, machte er mich eifrigst auf die schöne Aussicht aufmerksam, in einem andern Zimmer aber, wo's auf alte Baracken hinausgeht, wollte er mich vor dem neuen weißen Ofen gar nicht mehr weglassen. Es sind sechs Zimmer da, alle hell und trocken, kurz, die Wohnung ist schön, in gutem Stand und um 350 fl. nicht zu theuer.

„Da besinnst Du Dich keinen Augenblick, die Wohnung nimmst Du," dachte ich, „die ist Deiner Frau auf jeden Fall recht."

„Der Hausherr schien auch gegen mich nichts zu haben. Ich gab ihm meine Visitenkarte und war gerade im Begriff, ihm den Miethpfennig zu überreichen. Da fuhr er plötzlich mit der Frage zwischen mich und meinen halben Gulden:

„Erlauben Sie mir, haben Sie Kinder?"

„Mir war's zu Muth wie einem Ertrinkenden, dem auch der letzte Strohhalm noch vor der Nase wegschwimmt. Ich hielt schon wieder Alles für verloren. Ingrimmig schnauzte ich ihn an:

„Neun!"

„Er sah mich einen Augenblick verdutzt an und sagte dann ganz erfreut: „Das ist mir aber lieb! Ich hoffe, wir bleiben recht lang beisammen!" nahm mir das Angeld aus der Hand und die Sache war abgemacht. Jetzt war aber meinem Hausherrn die Zunge erst gelöst und er hörte gar nicht mehr auf, der Wohnung alles Liebe und Schöne nachzusagen und von sich zu rühmen, daß er nicht jedes halbe Jahr steigere und alle billigen Wünsche gerne erfülle. „Mir wurde von alledem so dumm, als ging' mir ein Mühl-

rad im Kopf herum. Neun Kinder und das ist ihm recht lieb! Wenn's dem alten Herrn nur nicht rappelt!"

„Das kommt mir aber auch kurios vor," sagte die Frau Kassierin halb bedenklich. „So leichtsinnig sich auf ein Rudel Kinder einzulassen, das ist ja unerhört! Hör einmal, lieber Mann, die Wohnung muß einen Fehler haben! Da sollte man sich doch erkundigen. Weiß der Himmel, vielleicht steckt sie voll Ungeziefer! Mir wird ganz ängstlich dabei."

„Ah bah, in einem neuen Hause, was fällt Dir ein? Ich geh Dir nicht mehr hin und wenn Du klug bist, hältst Du Dich auch ferne, damit die Sache nicht etwa wieder rückgängig wird. Man kann ja nicht wissen, vielleicht ist er ein Kinderfreund. Es kann doch unter tausend Hausherren auch einmal eine Ausnahme vorkommen!"

„Sein kann's schon," gab die Frau zu, „aber begreifen kann ich's nicht. Du wirst sehen, es steckt was dahinter!"

„Setz Dir nur keine überflüssigen Grillen in den Kopf," beschwichtigte der Herr Kassier. „Nimm's als eine glückliche Fügung oder als eine Probe meiner Geschicklichkeit und sei froh darüber. Mir wenigstens ist jetzt ganz leicht um's Herz."

Und hellen Blickes schaute der gute Papa in die lachenden Gesichter seiner neun Sprößlinge, für die ihm nun außer einem kerngesunden Appetit auch ein Obdach gnädiglich beschеert war.

Die Frau Kassierin konnte jedoch bei all ihrer Freude die Sorge nicht los werden, daß es mit der neuen Wohnung einen tüchtigen Hacken haben müsse. Auch der Herr Kassier hatte seine geheimen Zweifel, die er bloß nicht zeigen wollte. So oft es an diesem und am nächsten Tage schellte, erwartete er das Angeld zurück, als Zeichen der Reue dieses unbegreiflichen Hausherrn. Es kam aber kein Angeld zurück und alle Erkundigungen, die man vorsichtig in Nachbarhäusern einzog, gereichten sowohl dem Eigenthümer als der Wohnung nur zur Ehre.

So rückte das Miethziel immer näher heran und zur allgemeinen Freude stand eines schönen Tages der erste Möbelwagen hochbepackt vor dem Hause, um nach dem neuen Quartier abzufahren.

(Fortsetzung folgt.)

Jakob Balde.

Von Dr. Friedrich Beck.

(Schluß.)

IV.

Es waren einige Wochen verflossen, während welcher Herr Lindhold seine abendlichen Vorträge ganz hatte unterbrechen müssen. Herr Wallheim vertauschte nämlich seine in einem entfernteren Stadttheile gelegene Wohnung mit einer andern, welche, da sie sich an einem der frequentesten Orte, dem jetzigen Marien- oder vormaligen Schrannenplatze befand, für den Betrieb seines Handelsgeschäftes größere Vortheile erwarten ließ. Diese Veränderung war auch den Kindern sehr willkommen; denn bei dem hier herrschenden lebhaften Verkehre gab es immer etwas zu schauen, und sie waren ordentlich stolz darauf, gerade von ihren Fenstern aus auf so viele stattliche Gebäude, auf den altehrwürdigen Thurm der Peterskirche, die Hauptwache und das Rathhaus, auch auf den Fischbrunnen und die in der Mitte des Platzes prangende Marienfäule hinsehen zu können. Der Hofmeister hatte manche Noth, in diesen unruhigen Tagen seine Zöglinge bei der Arbeit festzuhalten und die Zerstreuungen abzuwehren, deren es auch im Hause sehr viele gab, bis dort die veränderten Einrichtungen zu Stande gebracht waren. Endlich kam die Ordnung, an welche alle Mitglieder der Familie gewohnt waren, wieder in ihr altes Geleise, und Herr Wallheim selbst gab eines Abends die Anregung, daß der Erzieher den abgebrochenen Faden seiner Mittheilungen über Balde wieder aufnahm.

„Wenn schon" — so begann dieser — der epische und dramatische Dichter, wiewohl er auf eine ganz objektive Darstellung angewiesen ist, sich den verschiedenen Stimmungen nicht entziehen kann, in welche uns die Eindrücke der Außenwelt versetzen, so ist dieß noch mehr bei dem lyrischen Dichter der Fall, dessen Gemüth man füglich den schon beim leisesten Lufthauche erklingenden Saiten der Aeolsharfe vergleichen mag. Auch da, wo er Empfindungen ausspricht, wie sie in der Brust eines jeden Menschen schlummern, ist es ein bestimmter, wenn auch nicht immer bekannter Anlaß, der sie in ihm geweckt hat. So ist denn im allgemeinsten Sinne des Wortes jedes lyrische Gedicht ein Gelegenheitsgedicht zu nennen. In engerer Bedeutung ist ein Gelegenheitsgedicht ein solches, welches die Veranlassung, der es seine Ent-

stehung verdankt, in deutlicher Weise erkennen läßt. Dichtungen dieser Art finden sich in Baldes Werken sehr viele. Kein Ereigniß seiner Tage ging an ihm vorüber, das sich nicht dichterisch in ihm abspiegelte, nicht einen Widerhall in seiner empfänglichen Seele weckte. So feiert er, damit ich einige Beispiele erwähne, Maximilians Sieg am weißen Berg bei Prag und Pappenheims Heldentod in der Schlacht bei Lützen, stellt Betrachtungen an bei der Nachricht von Wallensteins Ermordung, bricht in Klagen aus über die Einnahme Breisachs durch Herzog Bernhard von Weimar und spricht seinen Landsleuten, den armen, vertriebenen Elsaßern, Trost zu. Besonders aber sind es bayerische Zeitgenossen, Ereignisse und Oertlichkeiten, welche der Lyra des Dichters am häufigsten wohlklingende Töne entlockt und ihm den Namen des bayrischen Dichters erworben haben. Mehrere seiner Oden sind an den Kurfürsten Maximilian I. gerichtet. Er beglückwünscht seine Vermählung mit Maria Anna, der Tochter Kaiser Ferdinands II., preist seine lange und thatenreiche Regierung und den sichtbaren Schutz der Vorsehung, der ihm zu Theil geworden, und begrüßt die Geburt Ferdinand Marias seines erstgebornen Sohnes und Nachfolgers. Er beklagt den Tod des Prinzen Karl Johann, Sohnes des Herzogs Albrecht VI. und richtet an einen andern Sohn eben dieses Herzogs, den Prinzen Albrecht Sigmund, bei seiner Ernennung zum Coadjutor des Bischofs von Freising ein gehaltvolles Gedicht. Er verherrlicht den bayrischen Feldherrn Tilly und widmet dem Canzler Wolfgang Silbermann zu Neuburg, seinem Vorgänger im Predigtamt zu München Jeremias Drexel, dem Münzkenner Brevanus und andern verdienten und gelehrten Männern, dann den edlen Jungfrauen von Landsberg und Landshut, die durch freiwilligen Tod sich der rohen Gewalt der Schweden entzogen, lyrische Ehrendenkmäler.

Noch zahlreicher sind die Gedichte, zu denen Balde in unserm Vaterlande durch merkwürdige Oertlichkeiten, durch den Anblick von Bauwerken, Gemälden Statuen oder Inschriften angeregt wurde. Wenn Göthe so schön sagt:

> Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
> Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
> Sein Wort und seine That dem Enkel wieder;

wenn Herder treffend bemerkt, die lyrische Muse habe vor ihren andern Schwestern den Vorzug, daß sie die Gegenden, die sie durchwandert, gleichsam zu einem classischen Boden macht, — so gilt dieß auch von Balde und seinen Dichtungen

in vollem Maße. München, Ebersberg, Neuburg, die Orte an denen er am längsten und liebsten verweilte, spielen in seinen Poesien eine bedeutende Rolle. Von den Umgebungen Münchens waren es die romantischen Isarufer, die ihn am meisten anzogen und die er gerne besuchte. Oft lustwandelte et nach Thalkirchen und Hesselohe, und nach der Au, deren einstmalige Vergrößerung und Verbindung mit München er in einer seiner Oden weissagte. Der Friedhof Münchens, die Gruftkapelle, die von Maximilian erweiterten Festungswerke, die kurfürstliche Residenz mit ihrer Antiquitätensammlung, ihren Bildwerken und Inschriften regten ihn zu Dichtungen an.

„Von ganz besonderem Interesse für meine Zuhörer" — fuhr Herr Lindhold fort — „wird es sein, zu vernehmen, daß sich auch an den Platz, welchen Sie nun täglich von Ihrer Wohnung aus erblicken, Baldes Andenken knüpft."

„An den Marienplatz?" rief Herr Wallheim mit sichtbarer Ueberraschung, die auch auf den Mienen der Uebrigen zu lesen war. „Ich gestehe, daß dieser Raum, den ich nun täglich zu durchschreiten habe, für mich eine erhöhte Bedeutung gewinnen wird, wenn ich erfahre, in wiefern Balde zu ihm in irgend eine Beziehung getreten ist." —

Die in der Mitte des Platzes ragende Marmorsäule mit dem auf ihr stehenden in Bronce gegossenen und vergoldeten Bildnisse der heil. Jungfrau" — antwortete Jener — „ist eine der schönsten Zierden, eines der Wahrzeichen unserer guten Stadt. Aber wie Wenige wissen davon daß dieß Denkmal der Frömmigkeit eines bayerischen Fürsten unsern Balde schon vor mehr als zweihundert Jahren zu einigen seiner schwungvollsten Hymnen begeistert hat."

„Wenn ich mich recht entsinne," fiel Herr Wallheim ein — „ist dieß Monument im Jahre 1638 von Kurfürst Maximilian zum Andenken seines bei Prag erfochtenen Sieges errichtet worden. Da nun, wie Sie uns mitgetheilt, Balde in diesem Jahre von Ingolstadt nach München gekommen war, so wird er Zeuge der festlichen Einweihung gewesen sein und dieselbe durch seine Muse verherrlicht haben."

„Letzteres ist richtig" — entgegnete der Hofmeister; — „doch die allgemein verbreitete Meinung, daß die Säule dem Andenken an den Pragersieg gewidmet sei, beruht auf einer irrigen Annahme, welche durch die ursprüngliche, späterhin mit einer andern vertauschten Inschrift des Denkmals widerlegt wird. Es geht aus ihr hervor, daß dasselbe zum Danke für die von

Bayern, von München und andern Städten, vom Heere, vom Fürſten und ſeinem Hauſe glücklich abgewendeten Kriegsgefahren durch Kurfürſt Maximilian I. errichtet und am 7. Nov. des Jahres 1638 feierlich eingeweiht worden iſt. Balde beſang dieſe Feſtlichkeit in einer, ſeines Genius würdigen Ode, die ich ſelbſt zu übertragen verſuchte, da mir keine andere genügende Ueberſetzung zu Gebote ſtand. Sie lautet wie folgt:

O ſeht Ihr, ſeht Ihr's, wie das Gewölk ſich theilt?
Mag droh'n der Südwind, jählings den Waſſerguß
Herabzuſenden, dennoch klärt ſich
Heiter des Himmels azurne Wölbung.

Ihr Bürger, auf! Zu lange gefangen war
Die Freude; löſt ſie, löſet den Jubelruf!
Zum hohen Feſt ſchon nahen würdig
Prieſter im Schmuck und des Landes Große.

Stets bleibt Maria Eures Gebieters Ruhm,
Die hier im Bild ſteht, Schirmerin dieſer Stadt;
Sie war's, die unlängſt vom geweihten
Herde vertrieben den nord'ſchen Herrſcher.

Als ſich die Sturmfluth brauſend vom fernen Belt
Mit unſ'rer Iſar drohend und wild gemiſcht,
Ach, da erklang's an Bayerns Alpen
Weithin vom donnernden Wogenſchwalle!

Des Feindes Schlachtruf hörte der ganze Markt;
Die ſpäte Nachwelt, glaubt ſie es wohl, daß hier,
Wo jetzt wir ſteh'n, die Schweden hauſten,
Rohes Geſchrei beim Gelage tönte?

Die Waffen Baner's funkelten feindlich hier;
Auf nahen Anhöh'n hatte ſein Lager Horn,
Und oſtwärts ſah geſchwung'ner Lanzen
Spitzen man furchtbar drohend glänzen.

Und König Guſtav lächelte ſelber falſch;
Goldmünzen ließ er trügeriſch ſtreu'n dem Volk,
Entlud mit Argliſt von der Sorge
Wirklicher Uebel der Menge Herzen.

Die Hauptſtadt zittre! dreimal entloderte
Dem Raum der Hofburg tückiſch gelegter Brand,
Verlöſchte dreimal; dreimal weinte
Thränen vereitelten Ingrimms Friedrich.

Sprecht nicht von Zufall! Prahleriſch rühme ſich
Der That das Glück nicht! Himmliſcher Schutz erſchien
Uns unverhofft; ja hier, die Jungfrau
Nazareths wandte die Glut der Fackeln,

Der Schwerter Mordſtrahl! Hilfe hat ſie gebracht;
Drum ſingt Maria's, ſinget der Fürſtin Lob,
Ihr Frau'n und Jungfrau'n all' im Chore,
Singet verbunden ein innig Danklied!

O Du, nur furchtbar blutigen Königen,
Den milden huldreich, Gruß dir, o Hehre, jetzt
Als Schirm in Kriegsnoth mir noch theurer,
Sieh, es erhebt ſich aus Stein gehauen

Der Säule Denkmal, welches vom Herzog dir
Geweiht in Demuth wurde zum Dankaltar,
Das in die Luft aufragt, vergleichbar
Roms Obelisken an Pracht und Größe.

Auf glattem Marmor ſtehſt du! Es ſchimmert hell
Des Mantels Goldglanz; nieder vom Haupte wallt
Dein Haar, dich ſchmückt die Siegeskrone,
Und zu den Füßen dir krümmt der Mond ſich.

Du Weltaurora blickeſt zum kleineren
Erdmorgenroth; dein Knabe, die Sonne, ruht
Im Arm dir hold und gießt die Strahlen
Ueber dich aus, die geliebte Mutter!

In ſtiller Nachtruh' wird dich der Sterne Heer
Vom Himmel ſchwebend küſſen mit leiſem Kuß,
Auf deinen Schultern werden raſten
Müd die Geſtirne vom Wandellaufe.

Hieher — so ahnt mir's — bringet manch Weihgeschenk
Das Volk mit Ehrfurcht, sendet zu dir das Fleh'n,
Und zündet hier vom reinsten Wachse
Flammende Kerzen vor deinem Bilde!

Hinströmt zum Markt, dann festlich die Bürgerschaft
Und beugt voll Andacht betend die Kniee rings;
Laut wird das Chorlied deinem Lobe
Schallen zum Aether, o Himmelsfürstin!

Die Kinder, denen diese Ode sehr wohl gefallen, stellten an Herrn Lindhold verschiedene Fragen, aus denen er ersah, daß ihnen bezüglich des Inhaltes der Strophen, welche von dem Aufenthalt der Schweden in München handeln, nicht Alles klar geworden war. Er fügte daher Folgendes zur Erläuterung bei.

„Gustav Adolph hatte 1631 bei Leipzig über Tilly gesiegt und wendete seinen Verheerungszug nach Bayern. Der bayrische Feldheer wollte ihm den Uebergang über den Lech verwehren, wurde jedoch tödtlich verwundet und starb zu Ingolstadt, der Sieger zog nun nach Augsburg, dann vor Ingolstadt und von da nach Landshut und Freising geradezu auf Bayerns Hauptstadt los. Hier herrschte große Furcht und Bestürzung. Der Kurfürst befand sich bei seinem Heere; seine Familie hatte sich nach Salzburg geflüchtet; einen stürmenden, übermächtigen Feind abzuwehren, war die schwach befestigte und schwach vertheidigte Stadt nicht im Stande. Es blieb daher nichts übrig, als den Schwedenkönig durch Abgesandte um Schonung anzuflehen. Dieß geschah und man erlangte die Zusicherung, daß Mord, Brand und Plünderung der Hauptstadt Bayerns ferne bleiben sollten. Am 17. Mai 1632 hielt Gustav Adolph seinen Einzug durch das Isarthor. An seiner Seite ritten Maximilians bitterster Feind, sein Vetter Pfalzgraf Friedrich von der Pfalz, die Herzoge Wilhelm und Bernhard von Weimar, die Generale Baner, Horn und andere Kriegshauptleute. Ein Reiterregiment und das hebronische Regiment zu Fuß bildeten die Leibwache. Der König bezog mit Friedrich die kurfürstliche Residenz, die Wachposten wurden mit Schweden besetzt und eine Abtheilung lagerte sich auf dem Marktplatze in Mitte der Stadt. Eine größere Anzahl hatte ihren Standort vor den Thoren genommen. Erst nach einigen Tagen erfolgte ihre Einquartirung in den Häusern der Bürger. Gustav Adolph verlangte als Brandschatzung 300,000 Reichsthaler; es konnte jedoch trotz der allgemeinen Opfer-

willigkeit nur ungefähr die Hälfte aufgetrieben werden. Man besorgte daher noch immer, der König würde Befehl geben, die Stadt in Brand zu stecken, wozu ihn hauptsächlich Kurfürst Friedrich ermuntert haben soll. Auch waren alle Vorbereitungen dazu bereits getroffen. Gleichwohl begnügte sich Gustav Adolph mit der Stellung von Geißeln, die für die Bezahlung der rückständigen Summe haften sollten, und benahm sich auch sonst mit größerer Mäßigkeit, als man erwartet hatte. Er legte der Ausübung des katholischen Gottesdienstes kein Hinderniß in den Weg und streute sogar zuweilen, wenn er ausritt Geld unter die ihn umgebende Volksmenge. Desto schlimmer aber hausten die plündernden schwedischen Soldaten, und häufig sah man sie das, was sie geraubt, wieder zum Verkaufe ausbieten, so daß, wie der Berichterstatter, dem ich hier folge, bemerkt, damals in den Straßen Münchens ein ähnliches Leben und Treiben geherrscht haben mag, wie es uns Schiller in Wallensteins Lager vorgeführt hat. Am 7. Juni erfolgte endlich der erwünschte Abzug der ungebetenen Gäste. Gustav Adolph zog vor Nürnberg, dann nach Sachsen und fand schon einige Monate später, am 6. November 1632, seinen Tod in der Schlacht bei Lützen."

„Nachdem unser Dichter dieser unerwartet glücklichen Wendung der Dinge gedacht, preist er das göttliche Walten und den Schutz der heil. Jungfrau, deren Bild das Denkmal zeigt. Dieß Bild ist ostwärts gekehrt; Maria, die himmlische Morgenröthe, ist dem irdischen Morgenroth zugewendet; sie selbst aber ist nur ein Abglanz der Sonne des Heilands, der als Kind auf ihren Armen ruht. Was Balde in den beiden Schlußstrophen vorausverkündet, ist seither in Erfüllung gegangen. Oftmals scholl fromme Bitte, frommer Dank an dieser Stätte, so schon im Jahre 1640, als Maria Anna, Maximilians Gemahlin hier öffentlich und feierlich ihre Andacht verrichtete, so wieder am 28. August 1854, als die Bürgerschaft Münchens um Abwendung der Cholera zum Himmel flehte und am 3. Oktober desselben Jahres, als nach dem Erlöschen der fürchterlichen Krankheit hier ein feierliches Dankamt abgehalten wurde."

Als Lindhold schwieg ergriff Herr Wallheim das Wort und sprach: „Es war mir völlig neu und unbekannt, daß von Balde eine so schöne Ode vorhanden ist, welche auf unsere Marienſäule Bezug hat. Gewiß würde überhaupt dieser vorzügliche Dichter mehr gelesen werden, wenn er deutsch geschrieben hätte. Wie Schade ist es, daß er dieß nicht gethan! Was mag ihn abgehalten haben, sich seiner Muttersprache zu bedienen, da er doch nirgends seine ächt vaterlän-

dische Gesinnung verläugnet und er doch unmöglich in einem fremden Idiom, wie es für uns das römische immer bleiben wird, sich so frei zu bewegen vermochte, wie in seinem eigenen?"

„Sie berühren hier einen Punkt," antwortete Lindhold, „auf den zu kommen, auch in meiner Absicht lag. Um Balde von dieser Seite richtig zu beurtheilen, ist es nothwendig, sich in die Zeit zu versetzen, in welcher er gelebt, und die Einflüsse ins Auge zu fassen, denen er sich nicht zu entziehen vermochte. Die lateinische Sprache war damals nicht wie jetzt ein bloßer Zweig des gelehrten Unterrichtes; sie war die herrschende der gebildeten Kreise, die Bücher, und Schriftsprache, die Sprache der Diplomaten, Historiker, Juristen, Theologen und öffentlichen Lehrer; der Jesuit Balde war sozusagen mit ihr aufgewachsen, sie galt ihm nicht wie die französische, gegen deren Mißbrauch er eifert, als eine fremde; er hat in ihr nicht bloß geschrieben, sondern auch gedacht. Seine staunenswerthe Belesenheit gab ihm den ganzen Wortvorrath der römischen Literatur an die Hand, dessen er sich mit freier schöpferischer Kraft, nicht als sclavischer Nachahmer bediente. In ihm fand er das Material für den Ausdruck der höchsten, schwungreichsten Gedanken und Bilder, ein Material, wie es ihm seine Muttersprache in dem Zustande von Rohheit, Plattheit und Verwilderung, in welche sie in jenen Zeiten herabgesunken war, leider nicht zu bieten vermochte. Es ist kein Widerspruch, wenn ich behaupte, Deutschland würde nicht auf Balde stolz sein können, wenn er deutsch gedichtet hätte. Wohl mag man es bedauern, daß seine Zeit ihm eine so schwere Fessel aufgenöthigt, wohl mag man es beklagen, daß er die Hindernisse nicht zu überwinden suchte, die er in der nationalen Sprache vorfand, daß er nicht als Reformator des in der Poesie des siebzehnten Jahrhunderts herrschenden Ungeschmackes aufgetreten ist. Dann hätte aber sein Lebensgang, sein Beruf und Stand ein ganz anderer sein müssen, als derjenige war, welchen ihm die Vorsehung angewiesen. Darum wäre es unbillig ihm eine Unterlassung zum Vorwurfe zu machen, die durch gewichtige Gründe, wenn nicht Rechtfertigung doch genügende Entschuldigung findet."

„So hat Balde wirklich niemals etwas in deutscher Sprache gedichtet und veröffentlicht?" fragte Karl mit einiger Verwunderung.

„Verhältnißmäßig sehr Weniges," erwiederte der Gefragte, „und auch dieß sind nur Uebersetzungen von Gedichten, die er selbst ursprünglich in lateinischer Sprache verfaßt hat."

„O theilen Sie uns doch etwas davon mit!“ riefen die Kinder fast zu gleicher Zeit, und auch Herr Wallheim unterstützte ihre Bitte.

„Eine kleine Probe wird genügen,“ sprach Herr Lindhold. Ich entnehme sie Balde's Gedicht: „Ueber die Eitelkeit der Welt“ aus dem siebten Band seiner Werke, und lasse der Uebersetzung Herders jene unsers Dichters folgen.

Herder übersetzt:

Wo ist jetzt Troja — Ilium?
Gewesen ist's! Gewesen!
Dahin ist Priams Burg! Dahin
Der Dardaniden Name.
Die hohe Mauer pflügete
Des Feindes scharfe Pflugschaar;
Wo Troja stand, da wallen jetzt
Zerstreute, wilde Aehren.

So endet alle Pracht der Welt
In Schutt und Staub und Asche;
Nur in der Unbeständigkeit
Ist Erdenglück beständig,
Es setzet Allem Ziel und Maß,
Es mischet Höh'n und Tiefen,
Jetzt ist die Losung Kampf und Sieg,
Jetzt Kampf und Fall und Ende.

Was unter dieser Sonne je
Geboren ward, muß sterben;
Geburt und Tod, Tod und Geburt,
Sie wechseln mit einander;
Veränd'rung blicket aus dem Mond
Mit blasser Wange nieder,
Und zieht die Erde mit sich fort
In ewige Veränderung.

Balde selbst hat den lateinischen Text dieser Strophen in folgende deutsche Reime gebracht:

Troja ist hin, ein and'res her,
Als wenn's nie wär' gewesen,
Verschwunden seynd all Dardaner,
Schon tausendmal gewesen;

Mit Gmäu'r und Wänd und Fundament
Iſt Troja ganz verbrunnen,
In's Hector's Saal wachst überall
Wein, Korn bei guter Sunnen.

Hie Pracht ſteh ſtill! lauff weiter nit,
In lauter Staub verkehret.
Das Glück macht grauſam breite Schritt
Und lang bei keinem währet.
Von Anbegin geht alls dahin,
Verlieren, Gwinnen, Siegen,
Jetzt überſich, jetzt unterſich,
Bald ſteh'n, bald unterliegen.

Was immer in den Lüfften ſchwebt,
Das kann und muß verderben.
Ein um das andre ſtirbt und lebt,
Vil Häfen gibt vil Scherben.
Gar alls vergeht wie der Planet,
Der ſo vil G'ſichter machet,
Jetzt leer, jetzt voll, jetzt taub und holl
Bald ſchlaffet und bald wachet.

Karl und Julie waren beinahe in ein helles Gelächter ausgebrochen, Wilhelm fand beſonders „den Planeten, der ſo viel G'ſichter machet" ſpaßhaft; ſelbſt Herr und Frau Wallheim konnten ſich eines komiſchen Eindruckes nicht erwehren. Lindhold veränderte ſeine ruhige, ernſte Miene nicht und ſprach: „Ich habe vorausgeſehen, daß der deutſch dichtende Balde meine Zuhörer in Heiterkeit verſetzen werde. In der That erhebt er ſich hier in keiner Weiſe über den damals herrſchenden trivialen Ton der Poeſie, der bei unſerm Dichter um ſo auffallender wirkt, da wir die Würde und Hoheit, die uns aus ſeinen lateiniſchen Oden anſpricht, noch friſch im Gedächtniſſe haben. Dieſe Tonkraft iſt in mancher Beziehung lehrreich, und ich wollte ihn darum nicht mit Stillſchweigen übergehen. Er beweiſt, wie ſchwer es iſt, ſich von einem ſchlechten Geſchmacke loszumachen, wenn er wie die Luft, in der wir athmen, uns überall umgibt. Vergleichen wir das, was andere Dichter des 17. Jahrhunderts, wie Friedrich v. Spee, der gleichfalls dem Orden der Jeſuiten angehörte, wie Weckherlin, Opitz, Philipp v. Zeſen, Harsdörffer, Ayrer, Gryphius, geleiſtet, ſo zeigt ſich, daß ihr deutſcher Ausdruck nicht weniger

mangelhaft war. Ich möchte es darum nicht tadeln, daß Balde lieber eine todte Sprache mit Meisterschaft handhaben, als in seiner eigenen stümpern wollte. Freilich hängt mit dieser Bevorzugung des Lateinischen noch eine andere, nicht eben rühmenswerthe Beschaffenheit seiner Dichtungen zusammen, von welcher übrigens auch die deutsche Poesie der damaligen Zeit sich keineswegs frei erhalten hat. Ich meine die Ueberladung derselben mit oft sehr ferne liegenden mythologischen und historischen Beziehungen aus dem classischen Alterthum, welche wohl dem Gelehrten bekannt sein mögen, aber dem Laien fremdartig und unverständlich sind. So bedarf Balde nicht bloß der Uebersetzung, sondern auch der eingehenden Erklärung, und nach beiden Seiten hin bleibt noch vieles zu leisten übrig. Auch dieß würde noch nicht völlig genügen, ihm Popularität zu verschaffen. Sollte Jemand den Versuch machen wollen, Baldes lyrische Gedichte in einer Auswahl auch dem Ungelehrten nahe zu bringen, so müßte er sie jener fremden Elemente möglichst zu entkleiden suchen, den deutschen Kern von der antiken Schale losschälen, kurz sie im geläuterten Geschmacke der Gegenwart nach- und umdichten. Dieß vermöchte aber nur ein ächter, schaffender Dichter, wie er sich schwerlich zu solchem Zwecke jemals finden wird."

„Mir scheint" — sprach Herr Wallheim — „daß zu den angeführten Gründen, warum Balde so Wenigen bekannt ist, noch ein anderer hinzutritt. Aus Ihrer ganzen Schilderung ersehe ich, daß seine Richtung eine durchaus religiöse und ernst sittliche gewesen ist. Solche Dichter stehen jetzt leider bei der Masse von Lesern, welche in der Poesie nur eine flüchtige oder frivole, sinnenreizende Unterhaltung suchen, in geringer Gunst, dieß soll uns aber nicht verhindern, sein Andenken in Ehren zu halten und uns an seinen großen Gedanken zu erquicken.

„Gefällt Balde der Menge nicht," — bemerkte hierauf Lindhold — „so hat er doch immer noch eine achtbare Anzahl von Bewunderern seiner Muse. Dieß zeigte sich im Jahre 1828, als die wackere Bürgerschaft von Neuburg an der Donau eine Sammlung veranstaltete, um dem berühmten Sänger, dem in Bayern noch kein Denkmal errichtet war, ein solches an der Stätte seines Todes zu setzen. Die ergiebigen Beiträge, welche die Theilnahme an dem Unternehmen beurkundeten, wurden zu einem prunklosen Monumente verwendet. Eine schwarze Marmortafel zeigt oben eine mit einem Lorbeerkranze umwundene Lyra und darunter in goldenen Lettern die einfache In-

ſchrift: „Hier ruhet der Dichter und Jeſuit Jakob Balde, geboren zu Enſisheim 1603, geſtorben zu Neuburg am 9. Auguſt 1668. Von ſeinen Verehrern errichtet im Jahre 1828.“ Am Sterbetag Balde's fand die feierliche Einweihung in Gegenwart der Frau Herzogin Amalie von Zweibrücken und ihres Hofſtaates, der Honoratioren, Profeſſoren und Studierenden in der ehemaligen Jeſuitenkirche zu Neuburg ſtatt. Als Feſtredner hoben der Director der Studien- und Erziehungsanſtalt Mengein und der kön. Stadtcommiſſär und Landrichter Karl Theodor Beck, Vorſtand des Ausſchuſſes für die Errichtung des Denkmals, die Bedeutung der Feier hervor. Hieran reihten ſich deklamatoriſche und muſikaliſche Vorträge. Auch eine bleibende Stiftung ſollte Balde's Andenken bewahren. Aus den Ueberſchüſſen der für das Denkmal veranſtalteten Sammlung wurde ein Fond gegründet, um aus deſſen Zinſen alljährlich jenem Schüler der Studienanſtalt, der ſich im Fache der Poeſie am meiſten ausgezeichnet, eine goldene Preismedaille zu ſpenden.

„Ich kenne dieſe Münze“ — unterbrach ihn Herr Wallheim; „es iſt gut, daß Sie mich daran erinnert haben. Ich beſitze ein Exemplar davon in meiner Sammlung und werde es ſogleich hervorſuchen.“

Er trat an einen Schrank, öffnete eines der vielen, zierlichen Schubfächer und nahm die betreffende Denkmünze heraus. Sie zeigte vorn das Bruſtbild des Dichtes mit der Aufſchrift: Jacobus Balde Societatis Teru; auf der Rückſeite einen Lorbeerkranz und das Datum ſeiner Geburt und ſeines Todes. Als ſie von Allen beſichtigt worden war, ergriff Lindhold wieder das Wort und ſprach: „Wie die Betrachtung von Balde's Bildniß die erſte Veranlaſſung zu meinen Vorträgen über ihn gegeben, ſo ſind wir auch jetzt wieder am Ende derſelben zu ſeinem Bilde zurückgekehrt. Möchte es mir gelungen ſein, in der Seele meiner lieben Zöglinge auch die geiſtige Vorſtellung von dem innern Weſen des ſeltenen Mannes erweckt zu haben, damit ſie ihm nacheifern in edler, frommer Geſinnung und jeder Tugend, die er geprieſen und die ihn ſelbſt geziert! Möchte es ſie anſpornen, nach ſolchen Grundſätzen zu leben, wie ſie der Dichter in folgenden ſchönen Strophen „über das glückliche Alter,“ mit denen ich ſchließe, ausgeſprochen hat:

Den nur nenne den Glücklichen im Alter,
Der der nützlichen Jahre viel gelebt hat,
Der mit Edelgeſteinen, nicht mit ſchlechten
Kieſeln ſie zählte.

Mehr als nackte Gebirge gilt Ein Demant,
Lange Jahre des Thoren übertrifft Ein
Tag des Weisen, wie Eine Traube tausend
Beeren vom Schlehdorn.

Viele wohnen umher, und ach, wie wen'ge
Leben! Lebet der Körper? Das Gemüth nur
Frei von Sorgen und Schuld genießt und brauchet
Tage des Lebens!

Herr Wallheim drückte des Erziehers Hand zum Danke für seine rastlosen Bemühungen, die Keime des Guten in den jugendlichen Herzen seiner Zöglinge zu wecken. Auch die Kinder umdrängten ihn und gaben ihre Dankbarkeit zu erkennen. Es war später geworden, als man dachte. Schon war der Lärm vor dem Hause auf dem sonst so geräuschvollen Marktplatze verstummt, über den sich das Mondlicht mit sanftem Scheine ergoß und schimmernd auf dem hochragenden Bilde der Himmelskönigin ruhte, während die dahinter liegenden Gebäude von tiefdunkeln Schatten bedeckt waren. In gehobener Stimmung trennte sich die kleine Gesellschaft. Karl bat sogar Herrn Lindhold um die Erlaubniß, in seinen Freistunden zuweilen eine oder die andre Ode von Balde übersetzen zu dürfen, wozu Jener, seinen Eifer belobend, gerne die Zustimmung gab und auch die etwa nöthige Beihilfe versprach.

Der Schatz des Blinden.

Erzählung von **Hermann Geiger.**

Zu Tauchnitz sollte der Johannesmarkt abgehalten werden, und der blinde Bartelhuber wollte denselben mit seiner Drehorgel besuchen. Dieser Mann war der verständigste Mensch auf sechs Stunden im Umkreis. Allein Gescheidtheit bewahrt nicht immer vor Thorheit, und so sollte es auch ihm ergehen.

Bartelhuber hatte einen Sack voll Kupfer- und Silbermünzen, die er an Brücken, Brunnen und Kirchthüren gesammelt hatte. Nun waren der Münzen

so viele geworden, daß es nicht mehr räthlich schien, sie während der nächsten Wanderung zu Hause zu lassen; konnten sie ihm ja doch, selbst wenn er als ihr Wächter daheim war, wegen seiner Blindheit leicht gestohlen werden.

Darüber hatte er mit seinem alten Schulfreund, der in seiner Nähe wohnte und in bessern Verhältnissen lebte, ein Wort des Vertrauens zu reden.

„Höre, Kappenmayer," sagte er zu ihm, „möchtest Du die Freundlichkeit haben, mir einen Münzensack in Verwahr zu nehmen?"

„Recht gerne, Bartelhuber," war die Antwort, „aber gutstehen kann ich Dir nicht dafür."

„So ist es vielleicht gerathen," meinte der Blinde, „wir vergraben den Sack unter einem Baum im Walde. Komm' und hilf mir dazu."

Sie gingen hin, verscharrten den Sack unter einer Eiche und trennten sich.

Und das war Bartelhubers große Thorheit. Denn während er auf dem Jahrmarkte sein Oergelein drehte, waren dem Kappenmayer, obwohl er bisher ein ehrlicher Mann und nicht arm war, gar arge und gottlose Gedanken gekommen, gegen die der unglückliche Mensch allzu wenig ankämpfte. Auch dem Blinden fiel auf dem Heimwege ein, man solle, wie das Sprüchwort sagt, einen Menschen nicht in Versuchung führen.

Kappenmayer hatte die böse That, auf welche die Strafe sogleich folgen sollte, wirklich ausgeführt, und den Schatz erhoben. Er leerte ihn um, wechselte das Kupfer und legte von seiner eigenen Baarschaft hundert Gulden in denselben. „Jetzt ist der Sack wieder so schwer," sagte er, „als vorher, da er nur fünfzig Gulden enthielt." Er band ihn sorgsam zu und sperrte ihn noch sorgsamer ein."

Der beängstigte Blinde ging nach seiner Heimkehr schleunigst in den Wald, fand auch, wie das bei Blinden manchmal vorkommt, wirklich die gesuchte Stelle ohne Führer, aber ach — lieber Bartelhuber, hier ist die Platte, doch der Schatz unter derselben ist nicht mehr da!

Jammernd setzte sich der arme Mann auf die steinharten Verzweigungen der Wurzeln des Eichbaumes, hielt den Zeigefinger auf Nase und Stirne, und fing an, längere Zeit mit sich selbst zu reden. Sein Sinnen wurde immer schärfer und klüger, o wenn er doch ein Mittel ersinnen würde, wieder zu seinem Gelde zu gelangen! Endlich rief er aus: „Jetzt hab' ich's!"

Was denn, lieber Leser? Doch nicht das Geld? Ach nein! Oder die Nase? Die hatte er allerdings, und hatte sie vorhin gerade da, wo der Schatz

nicht war. Aber höre, Bartelhuber hatte den Weg erdacht, ohne Verdruß und Verdächtigung, ohne Diebstahl, Eingriff oder Zeitverlust wieder in den Besitz seines Schatzes zu kommen — und das war Bartelhubers klügster Einfall.

Er ging nach Hause und ordnete seine auf dem Jahrmarkte erhaltenen Münzen. Zuletzt legte er auch den schönen Laubthaler in das Rupfsäckchen, den ihm ein reicher Graf geschenkt hatte. Dann machte er sich auf, um sich zu seinem Nachbar Kappenmayer zu begeben.

„O wehe," sagte dieser, als er den Blinden von Ferne her kommen sah; „das kann Verdruß geben."

„Nachbar, sagte der Blinde, ich muß Dir etwas anvertrauen. Bist Du allein? Wisse, mein Orgelspiel hat mir dießmal fünfzehn Gulden hereingebracht, die ich hier habe. Wo soll ich wohl dieses Sümmchen hinthun, damit es mir nicht abhanden komme?"

Dem Gefragten war ein Stein vom Herzen gefallen, größer als der Ziegelstein unter der Eiche; denn jetzt glaubte er, der Blinde habe die böse That noch nicht entdeckt.

„Soll ich die neue Summe nicht etwa zur alten legen?"

„Holla," dachte der Bösewicht, in dessen Herz bereits der Diebsinn sich eingenistet hatte, dann kann ich auch diese fünfzehn Gulden erhaschen — aber nur dann, wenn Bartelhuber die entwendete Summe oder doch seinen Sack, den er vielleicht am Griff kennt, dort wieder findet."

„Ganz recht, lieber Freund, sagte er zu dem Blinden, wir gehen wieder zusammen in den Wald und legen die neue Summe zur alten. Komm in zwei Stunden wieder, bis dorthin stehe ich zu Deiner Verfügung.

Kaum war das Orgelmännchen davon, so eilte Kappenmayer mit seinem Sacke, der die hundert Gulden enthielt, hurtigen Schrittes in den Wald. Er verbarg denselben an der uns bekannten Stelle, kehrte heim, und holte den Blinden ab. Dieser nahm sein Jahrmarktgeld, ging mit seinem Nachbar und kam an die Eiche des Waldes. Sieh da war alles in Ordnung.

Ein Jäger ſtand in einiger Entfernung und beobachtete beide Männer, als ſie unter der Eichwurzel arbeiteten.

Als der Blinde den vergrabenen Sack glücklich erfaßt hatte, zog eine Freudenröthe über ſein ganzes Angeſicht.

„Lieber Kappenmayer," begann er jetzt, „das Sprichwort ſagt: Vorſicht ſchadet nicht. Mir kommen gegründete Bedenken, ob der Sack hier auch ſicher ſei. Jedenfalls will ich denſelben zuvor nach Hauſe nehmen und die Münzen zählen. Es gibt oft unter Raſen und Wurzeln ein elendes Gewürm, welches..."

„Guten Abend, Leutchen, was thut Ihr hier? Was habt Ihr denn da?" fragte der eben erwähnte Jäger.

Kappenmayer zitterte, und entgegnete: „Wir haben nichts, gar nichts!"

„Nun, ſo geht nach Hauſe, und wenn es Euch recht iſt, will ich Euch begleiten."

„Schönen Dank, Jäger," ſagte der Blinde, „ich folge Euch gerne."

Dem Kappenmayer aber wurde es bei der Sache ſo unheimlich, daß er ſo raſch als möglich von Beiden fortging und gerne auf alles verzichtete, wenn ſein Unrecht nur nicht entdeckt würde.

In ſeinen Ohren aber tönte es in der folgenden Nacht immer: „Wir haben nichts, gar nichts?"

Der Blinde zählte das Geld und war erſtaunt, die doppelte Summe im Sack zu finden. „Ha," ſagte er, „da iſt der heil. Nikolaus im Spiel."

Beſſer hätte er geſagt:

„Wer Andern eine Grube gräbt, fällt ſelbſt hinein."

Des Königs Teſtament.

Von Dr. Saffenreuter.

Höret Bayern, Pfälzer, Franken, Schwaben,
Hört, wie Vater Max ſein Volk benennt!
Hört, wie er, den ſchmerzvoll ihr begraben,
Jetzt noch fort vor Liebe zu euch brennt;
Kommet her ihr Bayern alle,
Daß ins tiefſte Herz euch ſchalle
Euers Königs Teſtament!

„Innigſten und wärmſten Dank den Lieben,
Die ſich einten mir im Treuebund!
Wer mich kränkte und mir feind geblieben,
Dem vergebe ich aus Herzensgrund.
Allen will ich bittend ſagen,
Die ſich über mich beklagen:
Gebt auch mir Verzeihung kund!

Gott wird meinem braven Bayernvolke
Dieſem herrlichen, Beſchützer ſein
Und aus ſeines Segens vollſter Wolke
Ihm den reichſten, beſten ſtets verleih'n.
Von den erſten Jugendtagen
Hab's im Herzen ich getragen,
Wollt' nur leben ihm allein.

Ja, mein Volk war meiner Sorgen, Mühen,
Meiner Leiden, meiner Freuden Ziel;
Nur in ſeinem konnt' mein Glück erblühen
Und mein Streben glüht im ernſten Spiel,
Meine Kräfte zu verzehren,
Um des Landes Wohl zu mehren,
Daß ein hohes Loos ihm fiel,

Daß es hoch bei ſeiner Ruhmgeſchichte,
Bei der Stellung die es ſich errang,
In der Völker Kreis empor ſich richte
Und behaupte ſeinen Ehrenrang.
Meine Liebe, feſt wie Mauern,
Wird mein Leben überdauern,
Weil ſie ja mein Volk umſchlang.

Für mein Bayern werd' ich wirken, reden,
Was ich ihm vor Gott zum Heil erſann;
Für mein Bayern werd' ſo lang ich beten,
Als ich wirken, als ich beten kann."
So hat Max an ſeine Lieben
In ſein Teſtament geſchrieben,
Er des Volkes Fürſt und Mann.

Schluchzend ſtehen wir am Sarg des Theuern,
Der uns treu und brav und herrlich nennt,
Der als Vater ſpricht zu ſeinen Bayern
Und im Tode noch vor Liebe brennt.
Vater Max! der Dankeszähren
Kann Dein Volk ſich nicht erwehren;
Lohn' Dir Gott Dein Teſtament!

Bilder aus der Insektenwelt. *)

Von Anton Forsteneichner.

I.

Immer und überall!

„Im hohlen Baum, in der Rinde Moos
Da geht ein seltsames Treiben los,
In gestorbenen Blättern da rührt es sich
Und knistert und huscht und wischt um Dich;
Jetzt schnelles Laufen, dann wieder still,
Als ob Deinem Athem es lauschen will;
Nun klopfen und zerren am dürren Ast
Verstohlenes Thun ohne Ruh' und Rast."

v. Kobell.

Der Frühling beginnt seinen Einzug, die Pflanzen werden grün, die Thierwelt regt sich. Die Haselstauden haben den goldenen Fruchtstaub schon verstreut über die unscheinbaren rothen Blüthen, und die Weiden standen schon längst geziert mit vollen Kätzchen. Fröhlich blühen die Veilchen und die Himmelsschlüssel, die Sternblumen und die Anemonen. Die Wiesenbächlein jagen lustig durch's Grün und haben sich einen gar hübschen Kranz geflochten aus dem Schaumkraut und der Dotterblume — Gold in Silber. Der Schwarzdorn ist über und über bedeckt mit Blüthenschnee, und jedem Strauch sieht man die Sehnsucht an mit dem Blättergrün aus dem engen Kämmerlein zu springen ins liebe Sonnenlicht.

Die Thierwelt ist aus der langen Winterruhe aufgewacht, Wald und Feld ertönt vom vollkräftigen Gesange der Vögel; und wenn die Dämmerung stille über's Land zieht, faucht und schreit der Waldkauz, heiser ruft die Schleiereule und wie eine Taube klatscht der fliegende kleine Uhu.

Ja selbst die Nacht ist nicht mehr todt. Vom Sternenhimmel herab klingen bekannte und unbekannte Stimmen von Tausenden der ihrer nördlichen Heimath freudig zueilenden Wandervögel, bald hört man rauhe, bald mehr melodische, bald fast flötende Töne. Ueberall neues, frisches Leben!

Am lustigsten in diesen Tagen ist die kleine Welt der Insekten; nun ja, sie haben lange, lange schlafen müssen.

*) Zeitschrift: „Natur und Offenbarung," Taschenberg, Conscience.

Wer kennt sie nicht, die so fröhlich tummelnden Schaaren, diese Völker von lustigen Tänzern und eleganten Hüpfern!

Jedes Revier scheint ihnen gerecht zu sein. Wanzenarten laufen auf dem Pfuhle, tauchen in Pfützen, rennen mit ihren schönen, bunten Flügeldecken zwischen den Steinen. Die Wiesengründe wimmeln von hüpfenden Kleinzirpen und muntern Heuschrecken — das ist ein Flattern durch die Halme, ein Irren im niedern Grase durch Labyrinthe von Blumen im rothen und goldenen Schatten.

In ihren Trichtergruben lauern die röthlich-grauen Ameisenlöwen, das vorübereilende Insect mit ihren Sandstrahlen zu überschütten.

Schaumcicaden schwanken am Halme, Halden und Weiden tönen vom schrillen Flügelschlage der Grillen und Heimchen, Tausende von Fliegen und Mücken schwirren durch die Luft und tanzen über Blüthen und Büschen, und die Bremse umsurrt am liebsten bei feinem Sprühregen, nach Blut dürstend, im neckischen Spiele ihre Beute.

Bange Schwüle kündet ein nahes Gewitter, da saust an den Bächen mit schwerem, wildem Fluge die großaugige Wasserjungfer, der Adler unter den Insecten, durch die regungslose Luft, während die leichtere, schwarzblaue Libelle das blühende Riedgras umschwebt.

„Sie tanzt daher, sie tanzt dahin,
Die schimmernde, flimmernde Gauklerin."

Wie lustig dieses Hin- und Herzucken in lauer Luft gegen die Irrfahrten der Phrygänenlarve, die im Rohrkanot das Ufer zu gewinnen sucht!

Aus Erdlöchern, Bretterwänden, aus dem modernden Baumstrunke und aus der schorfigen Rinde tauchen ganze Heerden von Wespen auf; die Bienen fallen auf blühende Stauden und hängen glänzend daran wie Thau vom Mondenlichte vergoldet, und mit ihnen durchstreifen Wald und Berg nach jungem Blumenhonig die schweren Hummeln; und mehr vereinzelt sieht man die Hornisse mit gefürchtetem Stachel auf Beute eilen.

Die Ameisen bauen, schleppen, rennen geschäftig auf einsamen stillen Waldwegen oder volkreichen Heerstraßen.

Zahllose Käfer kriechen an den Bäumen, auf der Erde, in den Büschen und Steinfeldern der Flüsse, schwimmen in Bächen und Mooren, schwirren schwerfällig durch die Luft.

Die freundlichsten Insecten, die lieben, bunten Schmetterlinge gaukeln,

selbst schwebende Blumen, von Kelch zu Kelch, umkreisen die Blüthendolden, wiegen sich über dem See und den Auen, sonnen sich an warmen Felsen — diese herrlichen Farben, dieses sorglos freudige Schwärmen, dieses Schwelgen im Sonnenlichte!

Ueberall diese lose Welt! In den ödesten Alpenrevieren, wo kein Vöglein den Wanderer überrascht, schwebt ein Schmetterling, surrt eine Fliege, spaziert ein Käferlein über den nackten Felsen, schwirren Schnaken über dem Gletscherbache. In einer Höhe von 8000′ u. m. setzen die zarten Federmücken, dem Froste und Schnee trotzend, ihre Larven in's feuchte Moos.

Welches Leben bietet ein einziger Baum! Es ist ein heiterer Apriltag. Im Garten blühen die bunten Crocus, gelb und blau und weiß, und die Bienen umschwärmen sie. Da lockt es in's Freie. Noch schaut sich der Wald unwirthlich; doch tritt näher! Ein grüner Duft ist darüber gezaubert — das erste Frühlingslächeln, und unten sucht das neue Grün allmälig Herr zu werden über die dürre Laubdecke. Am fröhlichsten ist's beim Waldbächlein; im grünbortirten Silberkleide schlüpft es durch Erlen und Weidenbusch.

Da setzen wir uns neben der alten Weide ein wenig nieder. Ich habe sie gerne diese narbigen Gesellen, auch wenn sie vom Kopfe bis zum Fuße aufgerissen. Aus ihrer Wunde quillt nicht Blut, sondern ein lustiger Busch und manches zarte Blüthchen im Sommer.

Heute ist der Alte im Brautschmucke, über und über behängt mit Tröddchen, schimmernd in Silber und Gold, und ein lustiges, buntes Gewirr geht los in seinem Hause — er feiert seine Jubelhochzeit mit dem Frühlinge.

Hoch auf dem Giebel sonnt sich das Pfauenauge und schlägt im wechselnden Spiele wohlig seine prächtigen Flügel auf und nieder, der Weidenhonig hat ihm gemundet. Unten im Moosgärtlein liegt der goldgrün schimmernde Laufkäfer und wartet, ob nicht ein kleiner Braten von der Tafel fällt. In ein Winkelchen geklemmt sitzt das rothe Marienkäferlein, es scheint sich nicht recht hinein zu finden in diese Luft, nachdem es kurz das Blätterbett verlassen.

Im schönen, flüchtigen Tanze zieht die wilde Biene ihren Kreis, pfeilschnell jetzt durch die Zweige fliegend, so plötzlich wie sie kam, so plötzlich ist sie wieder verschwunden. Im tändelnden Fluge schwebt von Blüthe zu Blüthe die leichtbeschwingte, gelbgefleckte Schwebfliege, und hinter ihr das Heer der Vettern und der Basen.

Und Tafel und Tanz erhöht der Chor der kleinen Musikanten: die Bienen in ihrem gelben Höschen und begeistert von der Honigquelle summen ihr bestes Lied, der Gemeinschweber trompetet leise seine Weise und die weiß und gelb bordirte Hummel brummt ruhig ihren Baß dazwischen. Es wird immer lebendiger, immer toller.

Käferlein huschen von Stiege zu Stiege auf und ab, die Ameisen rücken gleich in Kolonen an — das ist ein Kriechen, Krabbeln, Fliegen, Schwirren, Summen, Brummen, Naschen, Kosen — Frühlingsluft und Frühlingswonne.

Wer weiß von dem Insectenleben an Einem Baume an Einem Frühlingstage? — und erst in einem großen Waldgebirge?

Und wie das „Ueberall", so haben sie auch die Zeit, das „Immer" für sich in Beschlag genommen.

Wohl ist das Tag- und Lichtleben zunächst den Insecten eigen, sie sind Sonnenschwärmende, sie lieben und suchen den heißen Strahl. In ihm erwachen sie zum Leben, in den schwülen Sommertagen lassen sie, wie im Wohlgefühle des Daseins ihre seltsam schwirrende Musik erklingen, in der die Brutwärme der Erde gleichsam hörbar wird.

Die Sonne brennt heiß, bange Gewitterluft lagert über Wald und Flur und Stadt; Du wagst kaum zu athmen, die Schwüle der Atmosphäre scheint es der beklommenen Brust zu verbieten. Je mehr Du Dich beengt fühlst, desto wohler fühlt sich die Schwebfliege. Geräuschlos wie ein großer Punkt in der Luft hängt sie über der Lindenblüthe, unaufhörlich mit den Vorderbeinen quirlend, jetzt läßt sie sich auf der Blüthe nieder — husch! ist sie fort, und das Spiel beginnt von Neuem. Das ist die nämliche Fliege, die an trüben, rauhen Tagen müde und schwerfällig zwischen dem Blättergrün ruht.

Die Sonne verschwindet am Abendhimmel, die letzten Strahlen beleuchten den Horizont, vom Sonnengolde flimmert das Florgewand der über dem Bache austanzenden Eintagsfliege, der goldgrüne Käfer schlüpft in die Rose, die Honigsucher kehren müde heimwärts, nur eine einzelne Hummel schwelgt noch am Honigbecher und brummt ihr Abendlied, die Mucken und Schnacken haben ausgespielt und ausgetobt und schweben nur mehr zwischen den Baumwipfeln leise wie an unsichtbaren Fäden, da beginnt ein neues Leben auf der Flur und im Walde.

Die Wiesenblüthen, blau, roth, gelb und weiß, heben sich sanft ab

vom Grün beim Mondenlichte. Ueber der Wiesennelke schwebt ein kleiner, geflügelter Gast, die Gammaeule, weht ihr Kühlung zu und verschwindet. Bald kommen mehrere; im geisterhaften Fluge fallen sie ein, ein Gebrumm, bald leise, bald lauter, zittert über den Wiesenplan hin, während bis in die tiefe Nacht hinein unsichere kleine Schatten sich von Blume zu Blume tragen.

Im Walde dunkelt's trotz Mondenlicht. Da zucken lebende Funken nah und fern, in Höhen und Tiefen, und schlingen ihre zarten Feuerarabesken durch die Nacht — die Johanniskäferlein, diese fliegenden Sternlein, diese Diamanten der Nacht.

„Nur an dem Ufer waldbedeckt
Da zittern lange Schattenstreifen,
Daß es die bange Seele schreckt
Und leise Schauder sie ergreifen;
Leuchtkäferlein fliegt hin und her,
Das wie ein Silbersternlein funkelt,
Es glänzt sein grünes Licht, je mehr
Der Wald am Ufer nächtlich dunkelt."

Schneller.

Jetzt wird der Wald zum Märchenwald. Wie ein Elfchen huscht der Schwammspinner vorüber, hinter ihm drein im Zickzackfluge die bunte lüsterne Fledermaus. Gleich glühenden Kohlenstäubchen funkeln die Augen der stille flatternden Eulchen, und mit gewaltigem Brummen schwirrt der Fichtenschwärmer dem Geisblatte zu am Rande der Waldwiese.

Kein Lüftchen rührt sich; und doch ist hier ein ewiges Schwanken von Halm zu Halm, von Blatt zu Blatt, von Blüthe zu Blüthe — die Insectenwelt feiert ihre nächtlichen Spiele. Zu diesem Kobolds spucke spielt ein Concert: da summt's und zirpt's und geigt's und schwirrt's und klingt's und singt's — — jetzt ist's still; die tausend Spieler halten Pause, aber nur kurz, das Streichquartett beginnt von Neuem.

Eigenthümlich wirkt diese Musik, wenn ein wildes, schweres Gewitter über den nächtlichen Wald hinzieht — da wird sie zum Friedensliede.

„Wenn über Eichen Sturm und Donner schnauben,
Singt unter Blumen ungestört die Grille."

Lingg.

Und wer hätte nicht gerne schon gelauscht der vereinsamten Grille im Hausgärtchen?

„Einsam zirpet durch die Stille
Wie begeistert noch die Grille
Von des Himmels hehrer Pracht:
Gute Nacht!“

v. Wessenberg.

Manche Lebensregung der Insecten gehört ausschließlich der Nacht. So liegen viele Raupenarten den ganzen Tag über ruhend am Baumstamme, wie wenn sie nicht fünf zählen könnten. Es dunkelt; da legen sie ihre fromme Maske weg, erwachen aus ihren Träumereien, besteigen den Baum und leben in Saus und Braus im grünen Zelt. Grauet der Morgen, steigt die Lerche ins lichte Blau mit ihrem Triller, dann steigt der Räuber zur dunkeln Erde und sitzt wieder ruhig in der Rindenspalte, wie wenn nichts passirt wäre.

Der Mond beleuchtet den Waldweg; schon naht die Mitternacht, es ist Zeit, daß wir aus dem Märchenwalde kommen, damit es uns zuletzt nicht gar zu geisterhaft wird.

Was windet sich da für ein langer, dunkler Faden über den Weg? Eine Natter? Dafür ist sie mir zu dünn. Trügt nicht das Zwielicht? Hunderte von — Raupen, eine wohlgegliederte Kette, halten ihren nächtlichen Umzug. Er geht über Wurzeln und Stein einer alten Eiche zu, und jetzt marschiert die ganze Schnur den Stamm hinauf. Die eigenthümliche Prozession fesselte mich noch lange, bis die letzten Glieder derselben durch Aeste und Laub der Eiche sich meinem Blicke entzogen. Und als ich von dem Prozessionsspinner nichts mehr sah, vernahm ich im Laube der Raupe Nagen, (es war eben rings Todtenstille, ich hörte meines Herzens eignen Schlag) und Blätterflöckchen umwirbelten mich leise wie grüner Staub.

Als ich von solch' einem Waldgange einmal nach Hause kam, schlug es Zwölf vom nahen Thurme. Der Abend war schön, die Luft mild. Ich schaute durchs offene Fenster auf den nahen Kirchhof, die Kreuze flimmerten im Mondglanze, und leise rüttelte die Abendluft daran. Eh ich's versah, brummte es gewaltig an mir vorbei, eine dunkle Gestalt huschte ins Zimmer, das Licht verlischt, ein wehmüthiger Klageton quietscht durch's Zimmer — das war ein Gespenst? —

Ich zündete das Licht wieder an, da hängt der Nachtschwärmer an der Wand — der Todtenkopf.

Seine Liebe zum Lichte führt ihn in die Kammer, aber wehe! wenn er sich in eine Krankenstube verirrt.

Ein Septemberabend war's, als die Luft noch sommerlich. Aus dem Hause in N. flimmerte ein Licht durch das Rebgewinde; die Fenster waren offen, um für die Nacht noch frische Luft einzulassen. In der Kammer lag eben seit etlichen Tagen der Herr des Hauses auf dem Krankenlager. Die besorgte Gattin ging ab und zu. Nachdem sie den Kranken gepflegt, tritt sie in das erleuchtete Zimmer — ein Summen, ein düsterer Schatten, dichte Finsterniß, das war das Werk eines Augenblickes. Nur die Liebe zum kranken Gatten gibt ihr Kraft genug, einen Schreckensruf in ihrer Brust zu erdrücken.

Der Aberglaube hatte jetzt im Hause und in der Nachbarschaft viel Arbeit. Nach zwei Tagen findet sich in eine Wandecke des Zimmers gedrückt ein mächtig großer Schmetterling — der Todtenkopf, und im Krankenbette der Nebenkammer — — eine Leiche!

Wie bei Tag und Nacht, so regt sich's mehr oder minder in den vier Jahreszeiten.

Die Veilchen, Anemonen, Himmelsschlüssel, kurz die ersten Frühlingsboten sind verschwunden und leben nur mehr in der Erinnerung fort, der Schwarzdorn hat seinen zarten Blüthenschnee in alle Winde zerstreut — was macht es? Statt dieser einzelnen Farben hat der Mai den künstlichsten Mosaikboden über Fluren und Auen, Berg und Thal gelegt, der sonst so schweigsame, düstere Wald steht im Sonntagskleid, und reiche Lieder hallen aus ihm wieder. Es kommt der Sommer und schlingt sich Aehren und Kornblumen um das Haupt — das sind Zeiten, wo so wahr klingt das Lied:

„Und stehet sie*) zum Tanz bereit,
Da nah'n auf duft'gen Schwingen
Die Falter all' im sammet'nen Kleid,
Ein Ständchen ihr zu bringen.

In ihren Panzern goldenschwer
Geschäft'ge Käfer schwirren,
Es rauscht, als hört man Schwert und Speer
Im Waffentanze klirren.“

*) Die Blumenschaar.

Das ist ein Tanzen ohne Ruh,
Ein Schweben voller Freuden,
Die Blüthe nicket traulich zu,
Vergißt der Winterleiden.

Und weit und breit verstummet bald
Des letzten Tanzes Weise,
Es tönet aus dem düstern Wald
Des Baches Lied ganz leise.

Glühwürmchen zündet eilig an
Die kleine Blendlaterne
Und zeigt den Gästen stumm die Bahn
Zur lieben Heimathsferne."

Das Echo von diesem Sommerliede zieht sich in den Herbst, ja in den Winter hinein.

Es ist October. Längst sind die Tage verflossen, wo das neue Licht Quellen und Blumen und Lieder aus dem Winterschlafe geweckt, wo es grün um Wald und Felder und Wiesen geschimmert.

Auch die Sommertage sind fort; die Wiese ist zwar noch grün, aber es ist das letzte Grün, auf das der erste Schnee fällt, auf den Feldern wogt es noch, aber es ist nicht das mächtige Wogen der Aehrenwellen, sondern das stille des Silbersee's, von der Wanderspinne in die Stoppel gewoben, über den der Herbstwind streift und die Sonne ihre Strahlen hingießt. Und über diesen Silbersee strömt nicht der Lerche Leben in Liedern aus, vom Morgenroth bis zum Abendstern, da ists ruhig, es sei denn daß die Rebhühner aufschnurren oder der furchtsame Hase auftaucht oder das Feldmäuschen munter über die Breiten hüpft.

Unter der weiten Himmelshalle ist's feierlich ernst; die Sommervögel sind fort. Statt der lieblichen Schwalbenjagd zieht der Papierdrache durch die Luft, abenteuerlich wie irgend ein Meerungeheuer, und mit dem Drachen ziehen die Muttergottesfäden durchs Blau stumm und traumhaft.

Auch über dem Walde liegt tiefe Melancholie. Die Wildniß schläft, kein zierliches Band einer Vogelmelodie schlingt sich durch den Kranz des Buchen- und Ahornlaubes, das in Roth und Gelb ausglüht; nur der Specht hackt, die Meise spielt von Ast zu Ast — das ist Alles. Das ist Alles — — für den, der an der Herbstlandschaft flüchtig vorübereilt.

Wir wollen näher treten und verweilen.

Wohl ist's unter der Himmelshalle still — kein Lerchensang! und im gelbrothen Walde so stumm und todt — kein Flöten der Drossel!

„Feldeinwärts flog ein Vögelein
Und sang im muntern Sonnenschein
Mit süßem, wunderbaren Ton:
Ade! ich fliege nun davon,
Weit! Weit!
Reis' ich noch heut."

v. Weffenberg.

Aber die Instrumentalmusiker sind noch da, die Heuschrecken und Grillen.

Noch nicht wetzt der Schnitter im Felde mit weithin schrillendem Schalle seine stumpf gewordene Sense, da wetzen schon nach allen Seiten hin die kleinen Sensenmänner an den lauen Juliabenden in den Feldern. Der Schnitter hat die saure Arbeit vollbracht, die goldenen Garben sind eingeheimst — aber in den Stoppeln wetzen noch immer die Kleinen, und ihr Schnitterlied verstummt erst, wenn die Abende kalt und rauh werden.

Im Walde sei's todt? nur der Zimmermann, der Specht, klopft und hämmert?

Es ist Mittag; warm scheint die Sonne durch's Zweiggegitter. Was klettert da am borkigen Eichenstamme? Eine Zwitscherheuschrecke. Sie springt nicht fort — sie ist todt. Aber welches Leben um diesen Leichnam? Man glaubt sich in einen anatomischen Hörsaal versetzt. Schaaren von Ameisen weiden sie aus, seciren die einzelnen Theile und tragen sie, köstliche Präparate, in ihre Gewölbe. Ueber kurz kommt ein Laufkäfer aus seinem Steine hervor, wo er bereits das Winterquartier bezogen, stutzt in die Welt hinein, verlegt sich nochmal aufs Reisen, stoßt zu den kleinen Anatomen und leistet kräftigen Beistand.

Und wie hier, so wird im großen, weiten Walde jetzt rüstig gearbeitet: Millionen Insecten richten ihr Winterquartier zurecht, und das ist keine kleine Arbeit. Welches Laufen und Fliegen und buntes Durcheinanderkrabbeln unten im abgefallenen Laube! Das ist ein ewiges Gekniſter und Genistel der dadurch bewegten Blätter und kleinen Aestchen. Hier ist reges Leben wie zu Meßzeiten in einer Handelsstadt. Groß und klein drängt sich heran,

um zu sehen, wie sich am besten mit dem Jahre abschließen läßt, nur daß Alles fast lautlos geschieht, vielleicht durch eine uns unverständliche Zeichensprache.

Und die letzten Blüthen draußen auf dem Raine, am sonnigen Abhange und am muntern Bächlein — wer hat sie nicht lieb? Das Sonnenröslein, das goldenschimmernde, und die Schafgarbe, die prächtig rothe Steinnelke und den blauen gefranzten Enzian, die Skabiose und die Wegwarte, die Münze und den Wasserhanf....? — Der Siebenpunkt schaukelt sich darauf, der Argus taumelt um ihren spärlichen Duft, der Weißling flattert von und zu, als schäme er sich seines schäbigen Kleides, das Alter und Sturm abgenützt.

Und wenn das Gesumm und Gebrumm in den Lüften und an den Bäumen und an den Herbstblumen schon längst verstummt, wandert durch das abgestorbene Gras oder durch das herbstlich gebräunte Haidekraut die unermüdliche, nie zur Ruhe gelangende — Wegwespe. Nur der kalte Nord und Schneegestöber können sie in die stillen Erdkammern vertreiben. Wer möchte da noch oben bleiben?

Es ist Dezember. Der Schnee fällt. Schau diese kleinen stillen Sternchen, die so wunderbar leise wie verzauberte Frühlingsblüthen herunterschweben! Am nächsten Morgen ist Alles weiß; der Fuß knirscht im Schnee, an den Dachrinnen hängen lange Eiszapfen. Ueberall Grabesruhe! Nur Raben und Krähen und Raubvögel kreisen über dem Walde.

Und doch ist die kleine Welt nicht todt, sie schläft nur. Die Waldrebe, die sich zur Hälfte an der Tanne emporgerankt, beherbergt viele Insecten; in den dünnen Aestchen des Epheus, in den Wurzeln des Klees, unter den Blättern des Wollkrautes, unter den tausendgestaltigen Flechten schnarcht's und träumt's, so wie im Rohr und Schilf des silbergefesselten Waldsee's.

Ein etwas großer Stein liegt hier am Waldrande. Lüften wir ihn ein wenig! In einen dunkeln, sammetartigen Pelz gehüllt träumt seinen Winter der Weichkäfer. Dort unter der Laubdecke der Espe ruht friedlich der rothe Pappelblattkäfer neben dem Schildkäfer und seinen Genossen, und in dem Moosbettlein daneben schläft, unempfindlich gegen die strengste Kälte, die schöne Raupe des Kiefernspinners: wie nett! mit Wasserperlen geziert liegt zusammengerollt der kleine Igel, fest eingedrückt in's Lager.

Gib Acht! Hier in der kleinen Höhle der innen vermoderten Buche haust ein niedlicher Brummbär — die Hummelmutter; sie ruht so süß in ihrer versteckten Erdhütte, wie die hochstudirten Bienen in ihren großen Städten und die tyrannischen Wespen in ihren papiernen Zwingburgen. Am Buchenstamme selbst kleben einige Puppen, schillernd im herrlichsten Metallglanze. Frei, ohne alle Bedeckung, oft sogar dem Wind und Wetter bloßgestellt, hängen sie da, während andere in einem Gehäuse, in einem Winterstübchen, stecken, geflochten aus Gespinnst, Erde, Pflanzentheilen, aus Laub, Moos oder Baumrinde — was sind das anders als Winterbetten?

Die Puppe ist mir ein treues Bild des Winters selbst, der einen unerkannten, weit verschleierten Reichthum des Lebens birgt. Todtenstille liegt über der Natur, der Pulsschlag in der Pflanzenwelt stockt, die meisten Thiere sind verschwunden — und doch Alles lebt, aber nichts regt sich. Die Stille ist kein Stillstand, sondern ist nur die Pause, die nöthig ist, damit die Melodie das werde, was sie sein soll, eine Pause, in der der Rhythmus so voranschreitet, wie in den buntesten Allegronoten, denen das Ohr kaum zu folgen vermag. Diese Stille ist kein Tod, sondern ein Traumleben, das mit der Frühlingssonne ein Auge aufschlägt, aus dem Gottes Macht sich wiederspiegelt.

Bei einem Gespräche über die Allweisheit Gottes habe ich einmal einen kleinen Knaben gefragt, was denn der liebe Gott im Winter mit den vielen Schmetterlingen und Käfern und Fliegen ꝛc. anfange?

„Die nimmt der liebe Vater in den Himmel hinauf," sagte Sigmund. Mir that es weh, diesen kindlichen Traum zu zerstören. Aber Sigmund war zufrieden, als ich ihm sagte: „Der liebe Vater kommt herab und richtet ihnen ein warmes Bettchen im Moos, unter der Rinde, im hohlen Baume...."

Diese Millionen verschiedenen Schlafstellen und die mächtige Hand, die darüber wacht!

Aber nicht Alles schläft. An klaren, sonnigen Wintertagen fliegt die Winterschnacke umher; ja bei einem zarten Wesen beginnt jetzt erst das Leben trotz Frost und Schnee, Mangel an Sonnenschein und lieblichen Blumen — der einfachgekleidete Frostspanner durchschneidet mit unsicherem Fluge mit seinen feinen Flügeln die feuchte Luft bis in die Nacht hinein. In dem einfachen Grün des Frostspanners tritt uns die Farbenharmonie der Falter mit Ort und Zeit schon entgegen. Die Tropen besitzen die

Schmetterlinge in den glänzendsten Farben, in imponirender Größe, oft in den abenteuerlichsten Formen. Nach dem Norden mindern sich die Arten, die Farben verlieren den brillanten Metallglanz, der einfach graue Ton schlägt vor, die Größe wird zur winzigen Erscheinung, die Formen sind sehr bescheiden, alle sonderbaren Zacken und Spitzen, Buckeln und Höcker, Schwänze und Büsche schwinden.

Wie harmonirt bei uns mit den heißen Sommertagen in ihrer Blüthenpracht die vielgestaltige Buntheit der Falter; und wie entspricht dem grauen Charakter des farblosen Winters das Kleid des Frostfalters!

Die Berge bieten im Winterleben der Insecten ein eigenes Schauspiel. Im Herbst und im Vorfrühling herrscht der Fön oft Wochen lang milde in den höhern Alpen mit dem schönsten Wetter, während die Thalregion wenig Nordwind oder gar keinen Luftzug hat. So kommt es, daß oft im December und Januar die höchsten Wälder und einzelne Bergtheile schneefrei sind, die Frühlingsgentianen daselbst blühen, Mücken tanzen, Käfer krabbeln und Eidechsen spielen, während unten im Thale am Rande des Baches die großen Tannenäste unter der Wucht des Schnees seufzen und das Bachbett in Eisspiegeln glänzt oder ein wallendes Nebelmeer das Thal überfluthet, aus dem wunderbar schön und klar die einzelnen Berggipfel und Kämme hervortauchen.

Doch der Winter hat auch Tage, an denen finstere, stürzende Schneeschauer alles Leben begraben, wo das Auge nichts sieht, als Flocken in windgepeitschten Wolken wirbelnd, wo das Ohr nichts hört als eine Schlachtenmusik, die Masius treffend schildert:

„Vom schrillsten Pfiff herab in wahrhaft schwindelnder Skala stürzt und springt der rasende Chor in die Tiefen eines Basses, dessen donnerndes Rollen erdbebenartig den ganzen Raum erschüttert, um plötzlich einmal mit einigen Bombenschlägen zu endigen. Dann verschnaubt der Sturm wohl einen Augenblick und er orgelt abenteuerlich in sich hinein oder er pfeift leise, seltsam wehmüthige Lieder. Ihnen antwortet's aus der Tiefe wie heimliches Schluchzen; verlorenes Murmeln klingt, und das Gemüth erfassen wunderbare Schauer. Aber nur Minuten währt diese Ruhe, dann ruft Aeolus Tuba von Neuem zum Kampf."

Da ist's dann gut im warmen Zimmer; und das Stillleben der Insecten umgibt euch auch hier. In der Ecke im Spinngewebe hängt ein

winzig kleines grünes Fliegchen — es ist todt, so eben fiel es unter der Blutgier des Fliegentyrannen. Doch welch' Farbenzauber noch im Tode! Was ist des Diamanten Feuer gegen das Funkeln seiner Augen? Was ist der leuchtende Rubin gegen das glänzende Roth seines Brustschildes? Was der köstliche Smaragd gegen das Goldgrün seines Rückens? Was das feinste Menschenwerk gegen das spitzenartige Gewebe seiner Flügel und dies schöne Oeffnen seiner Kopffedern?

Auf dem Epheustocke geht eine Jagd los; Schildläuse treiben ihr Unwesen, da erscheint im rothen Ueberwurfe schwarzpunktirt der Jäger, der Marienkäfer und holt sich seine Beute.

Die Lichtfreunde sind am Fenster. Sich des Lebens freuend klettert ein zartes, schlankes Thierlein mit Goldaugen und grünen Florflügeln am Glas hinauf — die Florfliege; der so treue Begleiter des Menschen, der sich im kalten Lappland häuslich einzurichten weiß wie in den Ländern unter dem heißen Erdgürtel — die Fliege mit ihren Silberpünktchen auf schwarzsammetnem Grund summt der Schwester etwas vor, während der Brummer im stahlblauen Kleide mit seinem Kopfe im wilden Tanze gegen das Fenster stößt. An einem einzigen Fliegenleben ließe sich wohl viele Winter studiren, und man würde nicht fertig werden.

Betrachte einmal den Fliegenrüssel! Dies kleine Werkzeug ist vollkommener, als der Rüssel eines Elephanten, dessen Kraft und Beweglichkeit uns Bewunderung abringt. Das Ende des Rüssels besteht aus zwei Lippen, wie bei einem Munde, und in Mitte derselben befindet sich ein scharfes Werkzeug, das wie ein Messer die Körper auseinander schneidet, die die Fliege zu ihrer Nahrnng braucht. Welche Feinheit in Muskeln, Nerven, Adern! Welche Zartheit! Wie leicht kann dieses Instrument verletzt werden! Da hat der Allgütige es mit silberweißen Haaren besetzt, damit sie in Zeiten der Gefahr gewarnt werden, und hat ihnen einen Schild gegeben, um ihren Sauger zu verbergen.

Und das Auf- und Abtanzen an den glatten Fensterscheiben — wie ist das möglich?

Schau die mittelsten Fliegenfüße an! Außer zwei Häkchen siehst Du in Mitte derselben noch zwei Werkzeuge in Form einer Zange. Diese legt die Fliege auf den glatten Gegenstand und hebt dann durch besondere Muskeln nur den mittelsten Theil auf: die Luft ist durch eine saugende Kraft, die das Thier festkleben macht, gefangen, bis es seine Muskeln wieder losläßt.

Und erst der Körperbau im Innern! Diese unzähligen Adern und Nerven! Welche Unendlichkeit! Jede Ader ist zweihunderttausendmal dünner als ein Haar Deines Hauptes — und doch enthält sie Blut, das wie bei dem Menschen aus sichtbaren Kügelchen besteht!

Inzwischen schleicht die Nacht ins traute Winterstübchen; da schlägt die Stunde der Befreiung für die Finsterlinge. Es ist schon 11 Uhr, jetzt wird's rührig um den Ofen, Kakerlake, schwarz wie Bergmännlein, fahren aus ihren Stollen zu Tag und machen in Schaaren Promenade an der Wand. Was haben sie verschuldet, daß sie so scheu? — eine vorbeisummende Fliege — — Alles ist außer Fassung, reißt aus und flieht in die dunkeln Winkeln.

Während diese stummen Traumgestalten ab und zu haschen, spielt ein unsichtbarer Musikant seine nächtliche Melodie — das Heimchen ist's mit seinem melancholischen Gezirp; schon ist's wieder still — es war nur ein schwacher Versuch, ein Frühlingsahnen, denn in den Sommernächten hält sie ihre Concerte. Ich höre sie gern, und bedaure, daß sie darob schon öfters in übeln Ruf gekommen.

„In einem Kaufmannshause zu O. hatte sich ein Heimchen einquartirt und ließ sich Abends, auch wohl die ganze Nacht recht lustig hören. Anfänglich wurde nichts daraus gemacht, aber bald fing man an die Sache ernsthafter zu nehmen. Die alte Kindermuhme hatte einen Wink gegeben und leise geflüstert: „Wo sich dies Thierchen hören ließe, sterbe Eines im Hause."

Dies fuhr Allen durch's Herz, denn der Aberglaube steckt an, wie ein Lauffeuer. Alles Gesinde wurde furchtsam, selbst die Herrschaft, ohne es sich merken zu lassen, unruhig. Jeder glaubte, daß es auf ihn abgesehen sei. Die alte Kindermuhme sang beständig Bußlieder; endlich bemerkte sie einmal zu dem Gesinde: „Gebt nur Acht, ob es nicht unserer Frau gilt; seht sie nur an, wie elend sie schon aussieht."

Dies mochte der guten Frau zu Ohren gekommen sein, die eben noch nicht allen aus ihrer Erziehung mitgebrachten Aberglauben abgelegt. Kurz, die Frau wird krank, aber — nach kurzer Zeit blühten ihre Wangen frischer als zuvor — und das Heimchen sang fort, nur war es kein Grablied." —

Der Aberglaube hat nicht bloß seinen Grabgesang, er hat auch sein Grabgeläute, seine Todtenuhr:

„ . . . . . Ein Holzwurm,
Der liegt im alten Holz, gleich einem Haas im Lager;

Mit Zähnen oder Klauen beißt und kratzt er um sich her,
Und Stubenmädchen nennen ihn die Todtenuhr,
Weil er gleich einer Uhr beständig „pick, pick“ schreit:
Denn wehe dem, der in dem Hause siech darnieder liegt!
Denn so gewiß als „Amen“ in der Kirch' gibt er den Geist auf,
Wenn die Made schreiet „pick“, wenn sie den Pfosten kratzt:
Doch ein Kessel siedend heißes Wasser
Heilt unfehlbar das angegriffne Holz.
Das Omen ist gelöst, die Gefahr ist verschwunden,
Die Made wird sterben, der Sieche gesunden.“

Ich möchte diesen Käfer, der in einer Rococo-Kommode haust oder im Sorgenstuhle, auf dem schon der Urahn sein Mittagsschläfchen gehalten, und der in stillen Winterabenden mit seinen Kiefern an das Holz stoßt und so als wahrsagender Klopfgeist seine Runde durch's Haus hält, ich möchte ihn lieber „Trotzkopf“ nennen.

„Wenn er nämlich Beine, Fühler und Kopf an- und eingezogen hat, und wie todt am Fensterbrette liegt, so ist man nicht im Stande, ihn dahin zu bringen, irgend welches Lebenszeichen von sich zu geben. Weder Feuer noch Wasser, noch eine andere Art von Folter vermag etwas bei ihm auszurichten. Man kann ihn zerschneiden, zerreißen, einem schwachen Feuer ganz allmälig nähern, lieber läßt er sich langsam schmoren und verbrennen, ehe er ein Glied rührt und an Flucht denkt; eine Unempfindlichkeit, über die man staunen muß, da sie alle Grenzen des natürlichen Triebes der Selbsterhaltung zu übersteigen scheint. Läßt man ihn aber still liegen, ohne ihn zu quälen, so kommt er nach geraumer Zeit wieder zu sich, versucht es, sich wieder zu bewegen und fortzulaufen, jedoch sehr langsam, als wenn er aus einer Art von Starrkrampf erwacht wäre.“

* * * *

Wenn ich eine Viguette zu dieser Skizze wählen dürfte, so würde ich diesen Trotzkopf nehmen: „Die Insectenwelt trotzt jeder Zeit und trotzt jedem Orte!“ Und mögen Andere in dem „pick, pick“ der Todtenuhr Trauertöne hören, mir klingt es als ein fröhliches:

„Immer und überall!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Muttergottes-Eiche.

Die Muttergottes-Eiche.

Von Anna Benedikt.

I.

Die Heimat. Das Sterbebett der Mutter.

In einem freundlich stillen Dörfchen in der Nähe des Rheines lebte in einem kleinen Häuschen die arme Wittwe Gertraud Berger mit ihren drei Kindern. Der böse Krieg hatte ihr den Gatten geraubt, und eine alte Verwandte ihr ein Obdach hier geboten. Nach dem Tode der guten Alten war sie Erbin des Häuschens geworden, bei dem sich noch ein niedliches Gärtchen befand und eine Wiese, welche der einzigen Kuh das Futter spendete. Gertraud hatte einst bessere Tage gesehen. Sie war in einem Hause aufgewachsen, wo Ueberfluß geherrscht, und hatte einen guten Unterricht und gebildeten Umgang genossen. Wie wohl that ihr jetzt ihre Geschicklichkeit in weiblichen Handarbeiten, durch deren Verfertigung sie hauptsächlich sich und die Kinder ernährte. Stets geduldig und ergeben in die göttlichen Fügungen, klagte sie nie über ihre Armuth, nur der Gram um den geliebten Todten und die Sorge für die Zukunft der Kinder drückten schwer auf ihr Herz. Diese aber wuchsen unbekümmert, selig gewiegt in den goldnen Träumen der Kindheit heran. Sie hatten in dem stillen, einsamen Dörflein keine Gelegenheit, zu irgend einem traurigen Vergleiche aufgefordert zu werden und litten also ungeachtet ihrer Armuth keinen Mangel. Wenn sie um einen irdenen Topf voll dampfender mehliger Kartoffel saßen und sie in die süße Milch tunkten, meinten sie sicher, es gäbe kein reichlicheres Mahl, und die Blumen des Gärtchens und der Wiese, der Weiher des Dorfes, auf dem lustig die Enten schwammen, und der nahe Wald boten ihnen tausend Spiele und Freuden. Die beiden jüngern Geschwister konnten sich des Vaters kaum erinnern, nur Sibylle wußte noch recht gut, wie er im Soldatengewande so herzlich und so traurig Abschied genommen, um, wie die Mutter gesagt, in den Kampf zu ziehen, aus dem er nicht mehr zurückkehren sollte, und wie die Mutter und sie ihm unter Thränen das Geleit gegeben und noch lange mit dem weißen Tuche nachgewinkt hatten.

Die Mutter aber hatte ihnen oft erzählt, wie gut und liebevoll der Vater gewesen, wie geliebt bei seinen Vorgesetzten und Kameraden, wie tapfer

er sich in der Schlacht gezeigt, wo er gefallen, und daß er ihnen durch seinen vertrautesten Kriegs-Kameraden noch den letzten Gruß und Segen geschickt habe. Die Kinder knieten auch alle Abende vor dem Bilde des Gekreuzigten nieder und beteten für ihren lieben Vater, der sie so früh hatte verlassen müssen. Die gute Mutter erzog sie in ihrer einfachen, christlichen Weise, so gut sie konnte. Weil im Dorfe keine eigene Schule war, so besuchten Hubert und Sibylle die Schule im nächsten Städtchen und zeichneten sich dort durch gutes Betragen und großen Lerneifer vor allen Kindern aus. Deßwegen gewann sie auch der Herr Pfarrer des Dorfes, der ein großer Kinderfreund war, besonders lieb und lud sie öfter mit dem Brüderchen in seinen Garten ein, wo sie die Sträucher mit den rothschimmernden Johannes- und grünen Stachelbeeren ableeren oder im Herbste die von den Bäumen geschüttelten Aepfel aufleſen durften.

Der kleine Hermann war der Augapfel der beiden Geschwister. Hubert schnitzte ihm Pfeile und lehrte ihn exerciren, denn das Soldatenspiel machte dem Kleinen das größte Vergnügen. Wenn er einen Soldaten erblickte, nahm er sein Mützchen ab und sagte: Vorwärts, marsch! Die Mutter lächelte dann und meinte, in dem Knäblein stecke des Vaters Geist und Wesen. Schwester Sibylle beaufsichtigte den kleinen Bruder gewissenhaft, wehrte manche Gefahr ab, strickte und nähte emsig nach Anleitung der Mutter für denselben, der bei seiner großen Beweglichkeit und seinem unstäten Treiben ihren Fleiß ziemlich in Anspruch nahm. Mutter und Kinder waren bei allen Bewohnern des Dorfes wohl gelitten, denn Mutter Gertraud verstand sich auch sehr gut auf die Krankenpflege und machte sich dadurch sowohl hier als im Städtchen nützlich. Ihr Diensteifer und ihre aufopfernde Liebe brachte ihr auch manchen Laib Brod, manches Körbchen voll Eier oder andere Gaben ein, die ihrer ärmlichen Haushaltung gar wohl zu Gute kamen. Die Kinder aber blieben sich deßwegen oft allein überlassen. Da liefen sie mit einander an schönen, heitern Tagen in den nahen Wald und hielten sich bald da, bald dort am liebsten auf. Sibylle nahm irgend eine Handarbeit mit sich, Hubert ein Bilder- und Erzählungs-Buch, das der gütige Herr Pfarrer ihm geliehen und so lagerten sie sich mit Hermann in's weiche, dunkle Moos unter eine schattige Baumgruppe, oder sprangen umher allerlei Pflänzchen suchend, deren Gebrauch, Nutzen und Schaden sie allmählig mehr kennen lernten. Sie waren so glücklich in der freien Natur, tranken in vollen Zügen die reine, frische

Waldesluft, die dem Gedeihen ihres Körpers so zuträglich war, während die verschiedenen Anschauungen im herrlichen Tempel Gottes ihren Geist anregten. Ihre fröhlichen Stimmen und Lieder tönten durch den Wald und mischten sich mit dem Gesange der muntern Vögelein. Sie wurden immer mehr vertraut mit den schönsten und heimlichsten Plätzen des Waldes und manche von ihnen oft besuchte Stelle hatte ihren eigenen Namen z. B. die Sibyllen-Grotte, der Huberts-Tann, Hermanns Moosbettlein.

Aber Ein Plätzlein war ihnen vor Allem traut und heilig. Es war eine alte Eiche fast am Eingange des Waldes, in deren hohlen Stamm ein Madonnenbild eingefügt war, welches ein einheimischer Künstler gemalt hatte zur Erinnerung an ein ihm an dieser Stelle willfahrenes Glück. Die prächtige Eiche thronte auf einem Hügel und sah weit in die Ferne, weithin in die Fluthen des Rheines, von dessen Wellenspiegel aus mancher fromme Schiffer im Kahne beim Abendgeläute betend zu ihr aufschaute. Die Muttergottes-Eiche hatte schon manchem Jahrhundert in die Augen geblickt, vielen Stürmen Trotz geboten und viele Erdenpilger schon hatten vor dem Bilde der Gebenedeiten hier in Andacht gekniet, wie die ausgehöhlten Steinstufen bezeugten, die zu dem Baum hinanführten, unter welchem sich ein schwellender Rasen ausbreitete. Von hier aus sah man auf den schlanken Kirchthurm mit dem funkelnden Kreuze und den traulich sich schlängelnden Pfad zum Dörfchen, das sich wie verschämt unter den belaubten Obstbäumen verbarg. Schon wenn die Kinder aus dem Dorfe über die Felder heraus in die Nähe des Bildes kamen, gingen sie stiller und ernster, nie aber vorbei, ohne ein Ave Maria zu sprechen, wobei der Kleine gar andächtig sein Käppchen abnahm. Die Knaben suchten auch öfter Waldblumen, Epheu und Immergrün und brachten ihre Mützen und Tüchelchen gefüllt der Schwester, welche am Stamm der Eiche sitzend, daraus Kränze flocht, das Madonnenbild damit zu schmücken oder die Gewinde am Stamme aufzuhängen. Alle ihre kleinen Anliegen brachten die Geschwister hier vor bei dem Bilde der Madonna mit dem Kindlein, das gar milde auf sie herab zu lächeln schien. Hieher begleitete sie auch manchmal die gute Mutter und verharrte, zu dem Bilde aufblickend, in andächtigem Gebete. Unter dieser Eiche, die das Volk die Muttergottes-Eiche nannte, sprach die Mutter manches ernste Wort der Lehre und Ermahnung zu den Kindern und machte sie aufmerksam auf ihre Fehler, die gleich dem Unkräutlein im Blumenbeete in den jungen Herzen aufkeimten.

„O Sibylle," sagte sie dann zu ihrer Tochter, die gerade mit dem Fuße stampfte, weil der kleine Hermann ihr schon zum dritten Male ihr Kränzchen voll Hollunderblüthen zerrissen — „o Sibylle, du mußt viel sanfter und geduldiger werden. Ein Mädchen ohne Geduld und Sanftmuth ist eine Blume ohne Duft. Nur diese Tugenden gewinnen dir die Herzen der Menschen. Ein Weib vor Allem ist an sie gewiesen, wenn es nicht den Frieden des eigenen Lebens und den von Andern zerstören will. Nie, mein Kind, wird es dir fehlen an der Gelegenheit zur Uebung dieser Tugend, nie an der Kraft, sie zu üben, wenn du fleißig aufblickest hier zu dem Bilde der Sanftmuth, der Königin der Märtyrer." Bei einer andern Gelegenheit, wenn Hubert immer an seinen Geschwistern hofmeisterte und beim Spiel Alles nach seinem Willen gehen sollte, und, wenn sie nicht nach seinem Sinn thaten, er sich mit Trotz von ihnen wegwandte und sich lange bitten ließ, doch nicht erzürnt zu sein — hob die Mutter ernst den Finger und sagte: „Mein Sohn," lerne bei Zeiten deinen Willen beugen und Andern dienen, sonst wirst du dich schwer im Leben zurecht finden, du wirst tausend Steine des Anstoßes treffen und manche Bitterkeit erfahren, die dem Hochmüthigen und Eigenwilligen beschieden ist. Hubert war besonders der Gegenstand der mütterlichen Sorge, weil er bei all seiner Herzensgüte auch ziemlich leichtsinnig war und die Lehren der Mutter am schnellsten zu vergessen schien.

Die glücklichsten Stunden waren es den Kindern immer, wenn die Mutter mit ihnen durch die Waldpfade wanderte; da war des Fragens und Freuens kein Ende. Ihre Tage flossen rasch dahin unter all den Annehmlichkeiten, welche die Kinder auf dem Lande vor den Stadtkindern voraus genießen, und wovon Letztere — die im Käfig eingesperrten Vögelein — keine Ahnung haben. Aber ach! das frohe Leben der Kinder sollte auf eine traurige Weise sich ändern. Die gute Mutter fing an zu kränkeln und der Winter schwand langsam dahin. Sibylle hatte viel mit der Pflege der theuern Kranken zu thun und dazu das Brüderchen zu warten; sie konnte die Schule äußerst selten besuchen und Hubert mußte ihr täglich Nachricht über den Unterricht bringen. Der Herr Pfarrer besuchte die Kranke fleißig, brachte ihr geistlichen Trost und leibliche Erquickung und forderte die Kinder auf, ja recht für die liebe Mutter zu beten. Der Frühling war wiedergekehrt und mit ihm der Schmuck der Wiesen, die Pracht der Wälder, das Leben der Geschöpfe. Die Muttergotteseiche hatte ihr weiches, zackiges Blättergewand angezogen

und ehrfurchtsvoll neigten sich die Zweige vor dem anmuthigen Bilde. Die Geschwister wallfahrten oft hieher und flehten um die Fürbitte bei dem „Heil der Kranken.“ Mit Mutter Gertraud schien es auch besser geworden zu sein, obgleich sie ihr Lager nicht verlassen konnte. Eine mitleidige Nachbarin kehrte oft bei ihr ein und diese Zeit konnten die Kinder hie und da benützen ihren lieben Wald zu begrüßen. Besonders als die Zeit der Beeren kam, da suchte Eines eifriger als das Andere, der kranken Muttter eine Labung zu bringen.

Es war an einem heißen Sommernachmittage. Die Mutter war eingeschlummert; die Nachbarsfrau wollte bei ihr wachen, die Kinder sollten mit einander in den Wald gehen, um ja recht viele Beeren zu sammeln zur Ueberraschung der Mutter, hauptsächlich aber um die süße Ruhe der Kranken nicht zu stören. Sie waren so ziemlich weit hineingelaufen; müde und erschöpft war der kleine Hermann auf seinem Moosbettlein eingeschlafen, zufrieden schaute die neben ihm sitzende Sibylle auf ihre gefüllten Körbchen mit Blumen und saftigen Beeren und naschte hie und da davon, denn sie lechzte vor Durst. Indeß war es auffallend dunkler geworden. Ein unheimliches Flüstern ging durch die Wipfel der Bäume, die Vögel flatterten scheu umher, fern und dumpf rollte der Donner. Da stürzte Hubert herbei, der sich in der Nähe herumgetummelt und alle Gesträuche durchsucht hatte, um für Hermann einen tüchtigen Stecken schnitzen zu können und rief: „Komm Sibylle, laß uns heim gehen!“ Sie weckten ängstlich den kleinen Schläfer, der die Augen rieb und dann in ein klägliches Geschrei ausbrach. Sie zogen den kleinen Schreier mit sich fort, den das immer zunehmende Getöse des Donners immer furchtsamer machte, kämpften sich durch zwischen den im Sturme sich beugenden Aesten und Gesträuchern und gelangten athemlos an den Ausgang des Waldes zur Muttergotteseiche. Da hielten sie an, denn der Kleine konnte nicht mehr weiter, und ihre Lippen bewegten sich in der Angst zu einem unverständlichen Gebete. Immer furchtbarer war das Gewitter losgebrochen. Schwere Tropfen fielen herab, feurige Blitze schossen nieder, daß die Kinder geblendet die Augen zudrückten. „Wenn wir nur daheim wären, heilige Mutter Gottes beschütze uns!“ riefen Sibylle und Hubert. Da flammte und flimmerte es plötzlich vor ihren Blicken und die Erde bebte unter ihren Füßen, der Wald war erschüttert von dem mächtigen Donnergetöse und ächzte unter dem Gebrause des tobenden Windes. Horch! In die Nacht des Wetters

hinein — die dröhnende Sturmglocke! Wie schauerlich! In dem Dorfe steigen Flammen zum Himmel hinauf, sie fallen nicht aus dem schwarzen Gewölke herab — Feuer! Wie die armen Kleinen zitterten! „Mutter!“ schrien sie plötzlich und eilten den Feldern zu, Hubert voraus, Sibylle den überlaut weinenden Hermann hinter sich her schleppend. Bodenlos war der Feldweg, so daß die Füßchen fast im Schlamme stecken blieben; die Furcht und die Sorge um die Mutter trieb sie vorwärts. Je näher sie dem Dorfe kamen, desto größer wurde der Lärm der Hilferufenden und der Helfer. Mehrere Häuser und Hütten standen im lichten Brande. „Mutter! Mutter!“ tönte es fortwährend aus dem Munde der Kinder, denn sie gewahrten bald, daß auch aus ihrem Häuschen schwarzer Rauch aufschlug und gleich darauf die rothgelbe Flamme aufloderte.

Hubert war hinein gedrungen, da faßte den Knaben eine kräftige Hand und schleuderte ihn auf die Straße. Schon stürzte das morsche Gebälk ein; man trachtete nur noch das nächst stehende Haus zu retten vor der verzehrenden Glut des Elementes. Ein niederströmender Regenguß that den Flammen Einhalt, und das Gewitter zog allmählig ab von der Stätte, wo es so viel Unheil gestiftet hatte. Hubert hatte sich vom Boden aufgerafft und suchte nach seinen Geschwistern. Die waren bereits von mitleidiger Hand in den Pfarrhof geführt worden. Als Hubert auch dahin kam, ach, was mußte er sehen? Todtenbleich lag die Mutter auf einem Bette, regungslos. Die innern Stürme hatten ihr Leben geknickt, die äußeren der entfesselten Natur es vollends gebrochen. Sibylle und Hermann standen weinend daneben und aller tröstliche Zuspruch des Herrn Pfarrers war vergebens. Hubert war anfangs ganz starr vor Schrecken; dann eilte er auf das Bett zu, ergriff die Hand der Mutter und rief: „Liebe Mutter, wach doch auf, o wache auf!“ Als hätte der Schmerzensruf des geliebten Kindes sie aus dem Todtenreich zurückgerufen, regte sich die Kranke und öffnete die Augen. Da sie die drei verlassenen Waisen an ihrem Lager sah, entstieg ein schwerer Seufzer ihrer Brust. Sie blickte sie voll Wehmuth an und preßte dann das Kreuz des Erlösers an ihre blassen Lippen. Tief bewegt sprach der greise Pfarrer: „Gott wird für die Waisen sorgen, er wird ihr Vater sein.“ Hierauf hob er den kleinen Hermann in die Höhe und die Sterbende legte ihre Hand auf das Haupt des Lieblings und sagte leise: „Gott segne Dich, Du sollst Deinem Vater gleichen, seine Waffen gehören Dir.“ Matt vor Angst und Schmerz

kniete Sibylle vor der Mutter, wohl am meisten ahnend die Schwere des Verlustes. Diese küßte nochmals das Crucifix und reichte es dann der Tochter, sterbend die Worte hauchend: „O lebe fromm und in Geduld!“ — Der letzte Blick fiel auf Hubert und eine Thräne rann noch langsam die erblichene Wange herab — der Mutter letzte Thräne war sein Erbtheil. Sie war verschieden. Lange konnte der gute, selbst sehr ergriffene Pfarrherr den heftig ausgebrochenen Schmerz der Kinder nicht beschwichtigen, der sich noch steigerte, als man die theure Leiche der Erde übergab. Die ganze Zeit über, die sie nach dem Tode der Mutter im Pfarrhause zubrachten, schlossen sie sich eng an einander an, als ahnten sie, daß man sie trennen wolle, was auch bald darauf geschah. Die Lebenstage des mildthätigen Pfarrers waren schon auf der Neige und er hatte selbst nicht viel zum Besten; er mußte also bedacht sein, den Kindern eine Unterkunft zu verschaffen. Er schrieb an einen ehmaligen Kameraden des Vaters, der aus dem Kriegsdienst getreten und sich in Frankfurt an der Oder verheirathet hatte und dessen Mutter Gertraud oft Erwähnung gethan, und berichtete ihm das Schicksal der Waisen. Der invalide Wachtmeister entschloß sich sogleich, den kleinen Hermann anzunehmen, weil er den Namen des Vaters trug, der ihm ein treuer Freund gewesen war.

In dem Städtchen befand sich eben ein reisender Kaufmann, der auch bei dem Brande thätig gewesen war und den Knaben Hubert gutmeinend aber unsanft aus dem brennenden Häuschen entfernt hatte. Dieser erbot sich, denselben mit sich auf Reisen zu nehmen und für ihn zu sorgen. Der Pfarrer kannte den Kaufmann Reinberg als einen vermöglichen und rechtschaffenen Mann und die Gemeinde war mit dem Vorschlag zufrieden. Sibylle fand einstweilen ihr Unterkommen im Pfarrhofe.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus der Insektenwelt.

Von Anton Forsteneichner.

II.

Industrie im Gottesstaate.

„O Schöpfer der Naturen!
Wir dieses nur begehr'n:
Daß alle Creaturen
Dich kindlich stets verehr'n."

Spee.

„Immer und überall" umschwebt, umfliegt, umkrabbelt, umsurrt die kleine Welt den Menschen! Und wie viele schenken ihr einige aufmerksame Augenblicke!

Tausend und tausend Menschen ist Erde und Sonne die ganze Welt; das Thierreich liegt zwischen Elephanten und Floh; das Pflanzenreich zwischen der Tanne und dem Grashalm. —

Und der Mensch ahnt nicht, daß zwischen diesen engen Gesichtspunkten noch Millionen lebendiger Wesen liegen, deren Wunder bei jedem Blicke die Allmacht Gottes predigen.

Der Mensch bewundert die Arbeitskraft des Pferdes und zertritt unter seinem Fuße ein kleines Insect, das verhältnißmäßig hundert mal mehr Arbeitskraft entwickelt; — er bewundert das Schwalbennest und geht an dem Blatte vorbei, an dem das wunderbarere Nest einer Wespe hängt.

Warum denn gerade jetzt, wo die Industrie eine so gewaltige Rolle spielt, an dem industriellen Leben der Insecten so stumm vorübergehen!

Wohl ist die Biene bekannt, die aus flüssigem Krystall sich die Stadt baut und darin Wachs und Honig aufspeichert — wohl wird die Cochinelle hochgeschätzt, weil sie die Purpurfarbe liefert — wohl hat die Seidenraupe eine historische Bedeutung; denn der von ihr gefertigte Webestoff nimmt eine noch immer wachsende Wichtigkeit im Weltverkehre ein, seine Hervorbringung beschäftigt ganze Völkerstämme, sein Besitz bereichert ganze Länder.

Mit Wachs- und Honig-, Purpur- und Seidelieferanten hat die Natur noch nicht abgeschlossen. Sie hat ihre rationellen Land- und Gastwirthe, ihre Kunstgärtner und Verschönerungskommissäre.

1. Rationelle Landwirthe.

Es ist ein herrlicher Maientag. Das Grün der Wiese und des Waldes, und darin das funkelnde Farbenspiel der Blumen — welche Pracht!

Wäre das wohl, wenn die Eier aller Schmetterlinge, Motten, Heuschrecken, Käfer, und die Raupen und Larven daraus unverletzt blieben?

Man kann sich keine Vorstellung von der ungeheuren Fruchtbarkeit der meisten Insecten machen. Eine Fichtensägewespe legt jährlich 100 Eier; wenn die Nachkommenschaft eines einzigen solchen Wespchens zehn Jahre unbeschädigt fortlebte, wäre es im Stande, in einem Jahre alle Tannenwälder Deutschlands kahl zu fressen und zu vernichten.

Der große Linné hat bewiesen, daß wenige sogenannte Fleischfliegen in kürzerer Zeit ein Pferd auffressen könnten als ein Löwe dies vermöchte. Ein Paar dergleichen Fliegen können in einem Sommer eine Nachkommenschaft von 500 Millionen hervorbringen.

Es ist unzweifelhaft, daß, wenn die Eier aller Insekten aufbrächen und die daraus hervorgehenden Thiere zu vollem Wachsthum kämen, so würden die Früchte der Erde verschlungen, die Kräuter in der Wurzel abgenagt, die Bäume der Blätter beraubt werden, — die schrecklichste Hungersnoth müßte die Völker wie mit einer blutigen Geißel schlagen; man würde die Einwohner der Städte sich über die Felder verbreiten, Frauen und Kinder dem Ungeziefer eine magere Nahrung streitig machen sehen — und erst in dem Augenblicke, wenn die Erde kaum noch die unzähligen Leichen der Schlachtopfer aufzunehmen im Stande wäre, und eine lange Hungersnoth sich über Alles verbreitet hätte, würden die Heuschrecken und Raupen, nachdem sie Alles verschlungen, sterben und verderben.

Die schrecklichste Pest würde ihre Sense an dem Thron der Könige und an der Lagerstätte des Bettlers wetzen: nur Gott allein weiß, ob sie nicht alle Völker der Erde in den unermeßlichen Falten ihres Leichenkleides zur ewigen Ruhe schlafen legen würde!

Da schickt Gott in zahlreichen Käfern, Netzflüglern ꝛc. ꝛc. seine Landwirthe aus mit den verschiedensten Kostümen und feinsten Werkzeugen, um im Wald und auf Flur nachzusehen, Schaden zu verhüten oder angerichteten so viel als möglich gut zu machen. Zu den schlechtesten gehören nicht die sog. Schlupfwespen, Ichneumone. *)

*) Gegen 5000 verschiedene Arten blos in Deutschland.

Kurioſe Weſen, abenteuerlich bewaffnet mit einem langen Stachel, durchſchwirren ſie die Blätter, um als Würgengel überall den Wälderzerſtörern Tod und Verderben zu bringen.

Ein Eichenwald nimmt uns auf. Ich habe ſie ſehr lieb dieſe Wälder, dieſe urgewaltigen Gottestempel. Kühn ſteigen die Eichenſäulen hinauf und treten zu ſtolzen Hallen zuſammen, darüber ſchlagen die Wipfel den luſtigen Bogen. Der Sonnenſchein durchdringt das Waldesgrün, da funkeln Millionen Lichtlein — die Thautropfen im Sonnenglanze; aus Moos und Blumen duftet's Weihrauch, die Waldvögelein ſingen ihrem Schöpfer, und wenn ſie ſtill, ſo ſäuſelt des Windes Wehen nach wie ein ferner Hymnus . . .

Was Wunder, wenn unſere Vorfahren die Eichenwälder heilig gehalten und ihre Andacht eben nach Heidenart gepflegt — wenn der tiefe Naturſinn der Deutſchen die Eiche mit einem Immergrün von Heldenſagen und Geſängen umwoben und ſie zum Sinnbilde eigner Kraft gemacht?

Schau dieſen König des Waldes nur an! Dieſe wildkühne Schönheit, dieſe Kraft, dieſe Fülle! Keiner ſeiner ſtarken Aeſte bewegt ſich im Sturme, nur die Blätterbüſchel daran zittern! Die tiefgefurchte Rinde — ſchließt ſie ſich nicht wie ein harter Panzer um den Stamm? Wenn längſt die Blätter der Linde und des Ahorns gelb am Boden liegen, ſind die der Eiche noch friſch, ja ſelbſt die braun gewordenen bleiben den Winter über hängen.

Und dieſer Waldkönig müßte zu Grunde gehen, dieſer Tempel zerfallen, wenn nicht die Millionen kleiner Landwirthe fleißig Rundſchau hielten.

Gib Acht! Da flammt ſchon ſo ein Ichneumon daher. Er läßt ſich auf ein Eichenblatt nieder, unterſucht die Ober- und die Unterſeite! Da liegt behaglich die Raupe des Prozeſſionsſpinners, dieſes verſchlagenen Waldfrevlers. Raſch die Lanze angeſetzt! Die Raupe windet ſich — was hilft's? Die feinen Wiederhacken am Ende der Lanze ſägen eine kleine Oeffnung und ſchnell iſt durch dieſe Bewegung mittelſt der Legröhre ein Ei unter die Haut der Raupe geſchoben. So werden noch mehrere untergebracht.

Die angeſtochene Raupe, ſo ungeberdig ſie anfangs war, iſt wieder munter und bleibt bei gutem Appetit.

Es kommt die Zeit, wo man glauben ſollte, ſie würde ſich verpuppen. Ruhig ſitzt ſie da, hat aber keine Luſt, die gebräuchlichen Vorkehrungen zu treffen.

Da nagt und zwickt es von Innen nach Außen an ihrer Hülle. Sieh,

eine Made bohrt sich mit dem Kopfe hervor, reckt und streckt sich und verläßt die Geburtsstätte. Bald kommen die übrigen nach. Dies muß die Raupe dulden und kann noch nicht sterben. Wie schützend sitzt sie Tage lang neben der sorglich gepflegten feindlichen Brut, bis das Lebensrad immer matter, immer stiller geht, endlich — — steht.

Nach Millionen verlieren so ihr Leben zum Nutzen der Pflanzenwelt.

„Vom Raube sie sich nähren,
Sie leben nur von Beut;
Doch Niemand sie beschweren,
Verschonen Land und Leut."

Spee.

Doch nicht immer liegt der Gegner auf offener Straße; er steckt hinter Schloß und Riegel auf hoher Burg — die Käferlarve im Holze. Wie ist da beizukommen? Der Ichneumon weiß den Platz ausfindig zu machen, wo der Feind liegt und seine anscheinend zarte Lanze trifft sicher durch's dicke feste Holz.

Ein Specht kann ganz genau die Stelle entdecken, wo sich im Baume die Larve findet; allein er hat, unterstützt vom Geruchssinn, an seinem gegen das Holz hämmernden Schnabel ein Instrument, das ihm angibt, wo der Zweig hohl ist und wo die Höhlung aufhört. Hier sitzt die Larve, er hämmert jetzt durch und erlangt seine Beute. Wie aber der kleine Landwirth die Stelle wittert — wer mag das darlegen?

Ein vom Schöpfer gegebenes Gesetz ist, daß, sobald sich ein Insect im Uebermaß zeigt und dadurch eine Störung im Gange der Natur hervorzubringen scheint, sich im selben Verhältnisse seine Feinde einfinden, um der Unordnung zu steuern dadurch, daß sie durch ihre Thätigkeit Alles in's alte Gleichgewicht bringen.

Weist die Landwirthe über die Grenze, und ihr verwandelt Maienthal und Eichenhain in eine öde Wüste.

Wozu schafft aber die Weisheit solche Frevler? — Wir brauchen im großen Haushalte der Natur auch

2. Gastwirthe.

Die Raupen, ihre Nymphen, die Schmetterlinge und Motten, die Käferlarven und Heuschrecken bilden ein Hauptgericht auf der großen Welttafel.

Maulwurf, Spitzmäuslein, Igel, Fledermaus, Eidechsen, Frösche, eine große Reihe von Insectengeschlechtern ꝛc. ꝛc. müßten zu Grunde gehen, wenn die kleinen Gastwirthe nichts mehr liefern würden. Und wenn diese Glieder in der Naturkette zerreißen, ist Gefahr, daß die ganze Kette springt.

Und wie stünde es mit dem allerliebsten Völklein, den Vögeln?

Wen hätte noch nicht tief ergriffen das Aufwachen des Frühlings, wenn er seine Blumenaugen aufschlägt und wenn auf seinen Händen und Schultern Vögel scherzen oder in's Aetherblau steigend ihre Lieder auf ihn herabschicken?

Es war der 11. April (1859), da befand ich mich auf einem weiten, weiten Moore. Die Erde schüttelt ihren Schlummer ab. Noch ist rings tiefe Todtenstille. Endlich der erste Ton — leise und traurig: der Ziegenmelker fliegt über die dunkle, buschige Moorfläche. Vom Waldrande, wo bereits das Hainröslein blüht und das weiße Riedgras, kommt das Schmälen eines Rehes — der scheue Vogel mit seinen großvorquellenden Augen, leuchtend in grünlichem Schimmer, hat es erschreckt.

Bald darauf zirpt leise die Wasserlerche — noch lauter schlaftrunkene Stimmen.

Lebendiger wird's im Sumpfe, der sich hinter dem geheimnißvoll flüsternden Schilfe steckt: das Rohrhuhn, die Rohrdrossel, der Teichrohrsänger ... lassen sich hören; die Schnepfe ruft, und aus den binsenbedeckten Brüchen tönt traurig des Kibitzes Ruf: „Kiwit! Wo bliw ik?"

Endlich steigt die Lerche mit ihrem hellen Liede empor, um die Sonne zu grüßen. Bald gibt's ein Erwachen allseits: ein Summen im Wasser, Luft und Wald, zuerst leise, unbestimmt und zitternd, dann immer klarer, heller, bestimmter. In solcher Oede hört sich eine Frühlingsmorgenandacht wie ein einfacher Choral, von befangenen Kinderstimmen, aber rein, gesungen.

Anders als auf dem Moore zwischen Riedgräsern und Birken und Krüppelföhren kündet sich der Aprilmorgen im Gebirgswalde an.

Es schlummert die Bergwelt; tiefe Stille! Man steht und lauscht dem Schweigen. Plötzlich rauscht ein Flattern und Flügelschlagen. Ein großer, schwarzer Vogel schwingt aus dem Buschwalde zur verwitterten moosumflorten Tanne — hier hält er seine Nachtruhe.

Der Klang der fernen Glocke im Thale schlägt langsam zwei Uhr Morgens. Wie ein schwer Gewicht lastet noch die Stille auf Berg und Thal.

Jetzt erwacht der schwarze Vogel — der Auerhahn. Die Sterne schimmern noch ernst am Nachthimmel, die Mondsichel schwebt über den Felsen und den tiefdunkeln Wettertannen.

Da beginnt von der alten, hohen Tanne ein leises Kollern, darauf einige schnalzende, klappernde Töne, immer schneller hervorsprudelnd — dann der Hauptschlag und endlich ein langer Faden wetzender Zischtöne. Der Urhahn balzt. Mit verdrehten Augen tanzt und trippelt er auf seinem Ast herum; unter ihm ruhen friedlich die Hennen im Gebüsch und sehen den närrischen Kapriolen des hohen Gemahles zu. Doch nicht lange bleibt er allein.

Bald erwacht die Amsel, wundert sich, daß der Tag schon der Dämmerung Herr wird und der Wald noch schläft und ruft über die Bäume weg an die Wand hinüber, in's Thal hinunter, über dessen Bachader ein paar dünne Nebelstreifen sich hingelegt. Dann flötet sie mit Macht und Feuer ihre metallreichen, herrlichen Strophen.

Jetzt eilt allmälig Alles an's Licht.

Der melodische Lockruf des Kukuks tönt durch den Wald. In klaren, kräftigen Schlägen ruft der Buchfink, trillert der Hänfling, ruckst die Wildtaube ... Doch alle übertönt der Dreigesang der Amsel, der Baumlerche und der Singdrossel. Und wenn jubelnd die volle und vielstimmige Symphonie zum Preise Gottes auf kurz verklingt, so schlägt der Specht als Tambour die großen und die kleinen Wirbel. — Welch ein Morgenconcert! Die kommende Maienpracht ist hier vorhinein in den herrlichsten Tönen gemalt.

„Wer ist euer Koch und euer Keller,
Daß ihr so wohlgemuth!
Ihr trinkt kei'n Muskateller
Und habt so freudig's Blut."

Wir kennen diesen Koch — die Milliarden Insecten. Schließen wir unsern Gastwirthen Küche und Keller, so schließen wir unsern lieben Sängern die Augen — und was bleibt uns nach dem langen, liederlosen Winter im Frühlinge auf Flur und Au, auf einsamem Moore und im herrlichen Bergwalde?

3. Kunstgärtner.

Im September des Jahres 1855 wurden die Forste der Provinz Preußen arg von der sogenannten Nonne heimgesucht. Laub- und Nadelhölzer waren

großen Theils ganz kahl abgefressen. An manchen Orten lagen die Raupen unter den blätterlosen, abgefressenen Bäumen ein bis zwei Fuß hoch und verpesteten die Luft durch ihre Fäulniß.

Am schlimmsten wurden die Nadelhölzer getroffen, so daß mehrere Jahre nicht hinreichten, um nur die abgestorbenen Bäume zu fällen und das Holz nutzbar zu machen.

Und doch gehört unter gewissen Umständen die Nonne zu den Kunstgärtnern; und in dieser Zerstörung liegt Wohlthat, in diesen Verheerungen Verschönerung, in dieser Unordnung Weisheit, in diesem mannigfaltigen Tode Leben.

Unter den verschiedenen Pflanzengeschlechtern gibt es Eroberer, Napoleoniden — die Nadelhölzer. Siegreich dringen sie überall; wenn auch mancher harte Kampf zu bestehen war, zuletzt flattert eben doch die dunkelgrüne Fahne in der Luft. Und der Sturm tritt als Verbündeter in ihre Reihen. Unter seinem Commando kommt selbst den geflügelten Kleinen *) der Muth, frisch geht's in ferne Lande, in wenig Decennien umschattet den rastenden Pflug ein junger Wald — ein Jahrhundert! und der Mond schleicht mit seinem Geisterlichte durch diese gewaltigen Katakomben mit aufrecht stehenden Mumien.

Ja wirklich Katakomben, Grabstätten! Denn in dieser dichten, undurchdringlichen Waldnacht müßte zuletzt jedes Gräschen sterben und jedes Insect, das darauf angewiesen, und jedes kräuterfressende Thier, das mit seinem Munde die Kronen der hohen Waldbäume nicht erreichen könnte, und jedes Raubthier, das am Ende auch kein Aas mehr finden könnte, seinen verzehrenden Hunger zu stillen. Und was mit dem Vogelsang würde, wissen wir.

Eine weise Hand hat auch die holzfressenden Insecten ausgestreut; mit ihnen kehrt Ordnung und Leben in die ganze Natur zurück. Je größer die Neigung einer Pflanze, zu erobern, je größer die Kraft, andere Pflanzengeschlechter zu beherrschen und zu unterdrücken, um so zahlreicher und kräftiger ist das Heer der ihnen entgegengestellten Feinde.

In der Kiefer liegt ein gewaltiger Herrschergeist. Da sind denn nahe an hundert verschiedene Insecten bestimmt, diesen Geist zu dämpfen. Raupen-

*) Der Fichtensaame.

fraß und Wurmtrockniß lichten die Bestände; das dem Boden zuströmende Licht weckt den schlummernden Keim einer lange unterdrückten Vegetation.

Die Rothbuche besitzt auch den Herrschergeist, aber die Macht fehlt, ihn zu entwickeln. Der schwerere Same wird vom Winde nicht entführt und gedeiht nur unter dem Schatten schon vorhandener Bäume. Unter allen Waldbäumen leidet sie am wenigsten von den Insecten.

Wälder, die ich als Knabe durchstreift, ziehen mich auch als Mann in ihre geheimnißvollen Hallen. Aber wie verändert trifft man nach einigen Jahren manches Waldplätzchen. Wo zuvor starr und ernst der Nadelwald dem Knaben entgegentrat, da zieht sich ein ganzes Purpurfeld jetzt längs des Waldsaumes hin, und etwas weiter unten schimmert wundersam im Licht der Abendsonne ein kleiner See — Rosensee möchte ich ihn heißen. Welcher Zauber! Vor Kurzem düsterer Tannenwald — und jetzt? — ein lächelnder Blüthenhain voll Weidenröslein? — — Aus dem Walde heraus dröhnt die Axt; die Holzknechte treiben ihr Wesen; schon ist ein großer Waldtheil wieder bloßgelegt.

Jetzt setzen sie die Säge ein über der Wurzel. Sacht, aber sicher dringt sie vor, frißt immer tiefer in's Mark, der schrille Ton wird dumpfer. Die Säge hat ihr Werk gethan. Die Holzknechte greifen zur Axt, gellend hallt die Wucht der Schläge durch den Wald. Ein Zittern geht durch den Stamm — ein Schwanken — die Krone sinkt durch die Luft, erst langsam, dann schnell, immer schneller, bis sie krachend und brausend und splitternd durch die grünen Nachbarn schlägt. Noch ein Echo von dem Sturz — darauf ist's still.

Die Fichte ist gefällt, aus dem Stumpfe quillt noch lange der Saft, bis endlich die Wurzel abstirbt. Inzwischen hüllt sich die Waldblöße in's Grüne. Das Kreuzkraut mit seinem fliegenden Samen säet sich an, den Waldvögelein zur Lust; nach Jahren folgt die hohe Glockenstaude des Fingerhutes und die zarten Weidenröslein. Und wenn diese ausgelebt, blüht das Waldmeisterlein, die Erdbeere und manch' frisches Waldblümchen, und zwischen ihnen schaut ein neues Geschlecht von Waldschößlingen hervor, denen das Maiglöckchen den Auferstehungsmorgen einläutet.

Was hier die Menschenhand bewirkt, leisten unsere Kunstgärtner in der sich selbst überlassenen Natur; und von der haben wir gesprochen. Um diese Sprache ganz zu verstehen, müßten wir die jedes Maß übersteigende

Kraft des tropischen Pflanzenlebens geschaut haben. In den glühenden Zonen senkt sich oft aus dem Wipfel eines einzigen Baumes ein ganzer Wald herab. Welche Macht hält diese wuchernde Zeugung in Schranken? Die Art des Kolonisten war ein unzulängliches, schwächliches Werkzeug, nur die Lanzetten und Sägen der Myrmidonen zeigten sich dem Kampfe gewachsen. Sie allein können dem Menschen eine Bahn brechen in der Wildniß, sie erst können ihm die Erde als sein eigen übergeben. So betrachtet erscheinen sie nicht mehr als Feinde, sondern als Bundesgenossen unseres Geschlechtes, ja als die eigentlichen Mineurs der Civilisation, als die Kunstgärtner des Erdballs. Wo sie den Boden bereitet, da gerade sprießt die Saat am üppigsten.

Auf der vom Liambye durchströmten Ebene Afrika's sah Livingston keine andern Erhebungen als die Riesenhügel der Ameisen. Aber von den Thieren verlassen, waren sie durch den Fleiß der Eingebornen in Erntefelder verwandelt, die Mais, Tabak und jede erlesene Frucht jenes Erdstriches in reicher Fülle trugen.

„Das Völklein, wohl zu merken,
Baut fort ohn' Unterlaß,
Und braucht zu seinen Werken
Nicht Hau noch Winkelmaß.

Spee.

Allerdings wo der Mensch die Harmonie der Natur stört, muß man sich auch einen Mißklang gefallen lassen.

Zuerst stellt der Herr der Schöpfung dem Eber nach, der zahllose Larven aus der Erde wühlt und verzehrt und opfert ihn der Lüsternheit seines Gaumens. Dann vertilgt er aus Unwissenheit die Insectenjäger: Maulwurf, Igel, Spitzmaus, den unermüdlichen Specht 2c. 2c. und den friedlichen Singvögeln wird der hartnäckigste Krieg erklärt, die Milliarden von Raupen für ihre Tafel brauchen.

So erklärt sich ein Herbst des Jahres 1855.

Wie die Insecten der Ueberfülle der Vegetation wehren, so vermehren sie dieselbe auch durch Uebertragung des Blüthenstaubes.

Vom Walde zurückkehrend sperrt uns eine Hecke den Weg. Nun, eine kleine Rast thut uns wohl, und dazu der prächtige Juniabend. Da summt

eine kleine Mücke an uns vorüber, einfach gekleidet — tiefschwarz mit weißen Schwingen.

Sie sucht im Labyrinthe der Hecke; jetzt ruht sie auf einer gelben Blüthe — das ist die Osterluzei.

Ein phantastisches Gebilde! Ein kleiner Trichter aus Einem Blumenblatte. Da möchte die Mücke hinein; dichtstehende Haare wehren den Eingang; doch es geht, weil die Haare alle nach innen gehen wie die Drähte an einer Mausfalle.

Der Honig ist getrunken! Lustig aus der engen Kneipe! — Halt! Wie eben so viele Lanzen wehren jetzt die Haare den Rückweg. Die Angst befällt den kleinen Zecher, unruhig durchirrt er seinen Schuldthurm; zuvor muß der Honigtropfen bezahlt sein.

Gut! Er versteht sich zu Gärtnerdiensten. Die Blume würde nie fruchtbaren Samen bringen. Die sechs Staubgefässe sind kürzer als der Staubweg und können so ihren Staub nie auf die Narbe abgeben, da die Blume in ihrer Blüthezeit aufrecht steht.

Da trägt ihn der kleine Gärtner mit seinem Pelzröcklein vom Blüthenboden auf die Narbe, streift ihn dort ab, und die Narbe hält ihn fest durch die klebrige Flüssigkeit.

Die Blume neigt sich, die Haare schrumpfen ein und legen sich dicht an die Seitenwand, der Kleine huscht lustig hinaus in die Abendluft.

Eine große Menge von Pflanzen würden nie ohne die Insecten Samen bekommen, da die Staubgefässe so gestellt, daß ihr Staub nicht auf dem gewöhnlichen Wege zu dem Staubweg gelangen kann. Da schickt denn die ewige Weisheit Bienen- und Hummelarten und andere geflügelte Insecten durch Wald und Flur, durch Wiesen und Auen, um bei den verlassenen Blumen nachzusehen und Gärtnerdienste anzubieten.

4. Verschönerungs-Commissäre.

Wer den zoologischen Garten in München besucht hat, wurde wohl am meisten von der Vogelwelt angezogen. Der Gesang, und wo der fehlt, das farbenreiche Kleid, die Manieren, die Physiognomien ꝛc. fesseln. Wenn einer darunter abstoßt, so ist es der Geier.

Der plumpe Körper voll Schmutz und ecklem Geruch, der im Sitzen vorn überhängt und den Hals zwischen den halbgelüfteten Flügeln einzieht, ist in

düsteres Gefieder gehüllt. Wo dieses fehlt — an Hals und Kopf, — zeigt sich das Fleisch in widriger Nacktheit. Thierreste sind die Nahrung und die Freßgier ist unersättlich. Die Hyänen in der Vogelwelt bilden sie das dunkle, unheimliche Heergefolge des Todes.

Aber gerade dies, was sie dem schönheitsuchenden Sinne so verhaßt macht, gibt ihnen in der großen Weltharmonie Werth und Bedeutung. Man darf sagen, daß die heißen Zonen, in welche die Natur diese immer hungernden, immer fressenden Thiere besonders reichlich gesetzt hat, ohne dieselben für die Menschen kaum bewohnbar sein würden. Unter dem Strahl ihrer Sonne fällt der getödtete Körper rascher als anderswo der Verwesung anheim. Wird er nicht schnell beseitigt, so erfüllt sich die Luft mit Pestmiasmen, die Winde kommen und tragen sie weiter, und keine menschliche Hand vermöchte dem Verderben zu steuern.

Eben da treten nun die Geier ein. In der Wüste und über den Sümpfen, im Urwalde und über der Savanne, an den Küsten des Meeres und in den Straßen der Städte und Dörfer, überall sind diese Verschönerungs-Commissäre verbreitet. Mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit erscheinen sie, wo immer ein Leben dem Tode verfällt, und indem sie in wenigen Augenblicken den Leichnam vertilgen, sind unzählige Atome tödtlichen Stoffes verschwunden und in den Lebensstrom zurückgeleitet.

Auch die Insectenwelt hat ihre Geier, ihre Wächter und Reiniger der Erd- und Luftveste. Was ihrer Winzigkeit fehlt, das ersetzt ihr massenhaftes Auftreten und ihre Waffenkammer.

Selten findet man todte Thiere. Milliarden Kräfte sind in Bereitschaft, das Todte wegzuräumen. Der spürende Geruch führt die kriechenden und fliegenden Schaaren aus weiten Fernen herbei, die weit über die Tragkraft unsers Sinnes hinausreichen. Mit welch' wunderbaren Werkzeugen sind sie ausgerüstet! Die unheimlich kunstvollen Instrumente des Operateurs reichen noch lange nicht an die Bewehrung dieser Legionen.

Mit Zangen, Sägen, Scheeren, Bohrern, Schnäbeln, Zähnen, Klauen, Spießen, Wurfgeschossen ꝛc. stürzen diese ewig eifrigen, unerschrocknen Arbeiter über ihre Beute, zerschneiden, zerlegen, zerfasern sie in Nichts, so daß zuletzt das bloße Skelett bleibt. Keine Woche ist vergangen, die Leiche ist verschwunden, sie hat einer Million anderer Wesen das Dasein gegeben: die tödt-

lichen Gase sind vertilgt und in den großen Kreislauf des Lebens gebracht.

Um dieß im vollsten Maße würdigen zu können, müssen wir uns wieder in die heißern Klimate versetzen. Dort brütet die Sonne aus dem modernden Thier- und Pflanzenleben rascher die pestartigen Fieber und Seuchen; aber die Dämonen zu bekämpfen, ruft dieselbe Sonne eine hilfreiche Welt herbei — die in's Zahllose gehende Insectenwelt.

So begreifen wir, daß den heidnischen Aegyptiern der Skarabäus (ähnlich unserem Roßkäfer) ein heiliger Käfer war — im nächtlichen Dunkel rollt er große Kugeln verwester Stoffe fort und läßt sie in die Erde verschwinden.

Begräbnisse anderer Art können wir leicht bei uns belauschen an einem kleinen Käfer mit gelben Schuppen, die mit schwarzen Streifen, wie eine Todtenbahre, überzogen sind — am sog. Todtengräber.

Der Botaniker Gleditsch hat diese Käferbegräbnisse lange beobachtet und theilt uns mit, daß ihrer vier in fünfzig Tagen 2 Maulwürfe, 4 Frösche, drei kleine Vögel, zwei Grashüpfer, die Eingeweide eines Fisches und zwei Stücke Rindsleber begruben.

Der Naturforscher Klairville erzählt: „An einem schönen Maientag trat ich in einen Garten bei Winterthur und bemerkte am Wege eine todte Maus, die sich von Zeit zu Zeit hin und her bewegte. Als ich sie mit dem Stocke umwendete, erblickte ich einen Todtengräber, der durch sein Bemühen, dies Aas zu begraben, jene Bewegung bewirkt hatte. Er ließ sich in seiner Arbeit nicht stören, die indessen nicht gelingen wollte, weil der Boden festgestampft und zugleich mit grobem Kies überschüttet war. Endlich verließ er die Maus und lief eine ziemlich weite Strecke im Wege fort. Nach einigem zwecklosen Hin- und Herlaufen wendete er sich seitwärts nach einem Gartenbeete. Kaum spürte er den lockern Boden, als er seine Arbeit auf's Neue begann, zur Maus zurücklief und sie durch Zerren, Stoßen, Ziehen vorwärts zu bringen suchte. Doch vergebens.

Jetzt flog er davon, und ich glaubte, er habe sein Unternehmen aufgegeben. Allein wie groß war mein Erstaunen, als ich ihn nach wenigen Augenblicken mit vier andern seines Gleichen zurückkehren sah. Wie verabredet krochen alle augenblicklich unter den todten Körper und trugen ihn langsam zwar, aber geraden Weges nach jenem Gartenbeete. Als der sonderbare

Leichenzug auf der Stelle, wo der Käfer zuvor geſcharrt hatte, angekommen war, beſtatteten ſie die todte Maus. Immer tiefer ſenkte ſie ſich in den Boden ein; endlich erſchienen ſämmtliche Todtengräber auf der Oberfläche und raſch war das Grab zugeſcharrt."

Das Begräbniß einer etwas verſtümmelten Blindſchleiche von einem einzigen Todtengräber innerhalb eines Tages habe ich ſelbſt beobachtet im Seminärgarten zu Freiſing. Der Todtengräber erſchrack nicht an dem für ihn gewaltigen Ungeheuer, an dieſer Rieſenſchlange, wohl aber an dem feſtgetretenen Boden. Da packte er die Boa bei der Schwanzſpitze und marſchirte ſiegestrunken dem lockern Grasboden zu — mit Sonnenuntergang wurde das Grabſcheit geputzt und Feierabend gemacht.

* * *

Die Sitten der Inſecten ſind unwiderlegbare Zeugen der ewigen Vorſehung. Keine einzige Bewegung, die nicht ihren Zweck, kein einziges Härchen, das nicht ſeine Beſtimmung hätte.

Leben und Tod, Mehrung und Vernichtung, Feindſchaft und Liebe — Alles hat ſeine Urſache und ſein Ende, Alles wirkt zuſammen zur Erhaltung des Weltalls, Alles iſt berechnet durch die unergründliche Weisheit des Schöpfers.

Man mag ſtaunen, was menſchliche Induſtrie leiſtet, man überſehe aber nicht die Arbeiter in der Werkſtätte des Allmächtigen!

„Allein, allein iſt's unſer Gott,
Der Wunderding verrichtet!
Sobald nur ſchallet ſein Gebot,
Iſt aller Streit geſchlichtet.
Was er nur will, geſchieht zur Hand
Nach ſeinem weiſen Sinnen;
Auf ſeinen Wink gleich Erd' und Land
Viel Wunder da beginnen."

Spee.

Der bezähmte Hausherr.

Von Th. Meſſerer.

III.

Ein Mißverſtändniß.

Wir eilen dem Wagen voraus und kommen etwas früher Münſterſtraße Nro. 30 vor einem hohen ſtattlichen Gebäude an. Das gar würdige Hausherrnpaar treffen wir daſelbſt in einem traulichen Gemache des erſten Stockes noch beim Frühſtück.

Herr Glockner und ſeine Frau ſind bereits über ihre beſten Jahre hinaus, Kinder haben ſie nie gehabt und die einzige Zerſtreuung in ihrem einförmigen Stillleben ſind eine Katze, ein Hund, zwei Vögel und ihre verſchiedenen Inwohner. Mehr Freude erlebten ſie wahrlich an den erſteren, doch hatten ſie auch die letzteren bisher mit Geduld ertragen, weil hie und da ein kleiner Aerger geſund ſein ſoll.

Auf das Peitſchenknallen, das jetzt von der Straße herauf ertönte, ſchnellte unſer Hausherr ſo raſch von ſeinem Sitze auf, als wäre die Peitſche zwiſchen ihn und den Stuhl gefahren. Seine Hausherrnpflichten gingen ihm über Alles. Das halbe Stündchen, das er ſonſt gerne dem Morgenkaffee in aller Ruhe zur Verdauung widmete, gönnte er ihm heute nicht. Er ſchob eilig das Kaffeebrett bei Seite und griff nach ſeinem Cereviskäppchen, um es mit einem Seufzer auf ſein ſorgenvolles Haupt zu ſetzen. Daß nur ein Hausherrnhaupt ein ſolches ſein kann, darüber war Herr Glockner längſt einig mit ſich.

„Nimm nur ſchnell die Schlüſſel in die Wohnung hinauf, Everl!“ rief er ſeiner hausherrlichen Ehehälfte zu. „Der Herr Kaſſier iſt ja ſchon da mit dem Wagen!“

Indeß die liebe Hausfrau etwas Leiſes vom Lebenverbittern durch die Inwohner vor ſich hinmurmelte, eilte ſie hinauf, die Wohnung aufzuſchließen. Der Hausherr aber poſtirte ſich an ein Stiegeneck. Freundlich ſchmunzelte er, als die ſchönen Sammtmöbel die Treppe hinauf geſchafft wurden.

„Schöne Möbel, anſtändige Leute!“ urtheilte er und ſeine innere Hausherrnſtimme ſagte ihm: „Weit gefehlt kann's da nicht ſein. Die Sachen haben einen Werth.“

Gelinde mahnte er daher die Dienstmänner: „Nur langsam, nur langsam! Gebt mir auf das Geländer Acht! Hab's erst vor zwei Jahren lackiren lassen. Nur nieder halten!" rief er den Leuten, die einen Schrank trugen, schon etwas heftiger zu. „Ihr streift ja oben an! Gebt auf die Ecken Acht! Hat mich das Stiegenhaus so viel Geld gekostet, hab's erst vor vier Jahren wieder frisch malen lassen!" Und ein kleiner Kritzer an der Wand wurde schnell mit dem nassen Hausherrnfinger ausgebessert.

„Du erkältest Dich noch, Männchen, Du erkältest Dich gewiß noch in dem Zug da. Binde doch ein Tuch um!" sagte die besorgte Hausfrau und brachte ihrem Gatten eiligst ein großes Shawltuch.

In diesem Augenblick kam freundlich grüßend Herr Fröhlich die Treppe herauf.

„Guten Morgen, Herr Kassier, guten — !" Herr Glockner stockte plötzlich. Mit weit aufgerissenen Augen und noch weiter geöffnetem Munde starrte er einen Gegenstand an, mit dem ein Dienstmann eben hinter Herrn Fröhlich auftauchte.

Der Herr Kassier schaute sich betroffen nach dem Gespenste um, das den Hausherrn vor Schrecken sprachlos gemacht und siehe da, eine unschuldige Gitterbettlade nebst Strohsäckchen erblickten seine Augen. Da dämmerte dem neuen Inwohner ein schreckliches Licht auf und ohne sich zu besinnen, nahm er immer zwei Stufen auf einmal, um dem Hausherrn schneller aus dem Gesichte zu kommen. Der aber hatte schon selbst die Flucht ergriffen und in seinem Zimmer angelangt, rief er wehmüthig: „Everl, Everl!"

Er mußte sich an einer Kommode halten, so erschüttert war er und fuhr unter starkem Kopfschütteln fort: „Nein, nein, aus ist's, aus ist's! So was muß auch noch über mich kommen!"

„Oho, Alterchen, was gibt's denn?" erkundigte sich phlegmatisch Frau Eva, denn sie wußte, daß ihr Herr Gemahl gern viel Lärm um Nichts machte. „Was ist Dir denn zugestoßen?"

„Ein Kinderbettstättchen!" schrie er voll Ingrimm.

„Sonst nichts, nun, das passirt noch."

„So, das ist nichts! Ein Kinderbettstättlein ist nichts, nein, gar nichts! Da schläft gewiß die Köchin oder der Stiefelwichser darin. Everl, ich sag ir's, bring mich nur Du nicht auch noch auseinander. Ich bin so schon scheulich hintergangen, angeführt, betrogen!"

„Wenn Dir der Herr Kassier gesagt hat, er hat keine Kinder," begütigte sie, „so wird er auch keine haben. Vielleicht ist ihnen das einzige Kind gestorben und da haben sie halt noch die Bettlade."

Dieß leuchtete dem Hausherrn ein und war ihm ein mächtiger Trost. Etwas beruhigter trippelte er wieder auf die Treppe hinaus mit dem festen Vorsatz, sich um jeden Preis Gewißheit zu verschaffen. Aengstlich spähte er hinab und mit scharfen Augen besichtigte er jedes Möbel, das hinaufgeschafft wurde. Alles ließ er ruhig passiren, Matratzen und Kleiderschränke, Küchengeräthe und altes Gerümpel. Es dauerte aber gar nicht lange, bis ihn wieder so ein Kerl mit einem Wiegengestell sammt Kindskorb aus der Fassung brachte. Das war ein neuer Schlag und doch ließ er die Hoffnung nicht ganz sinken. Konnte nicht auch das dem gestorbenen Kindlein angehört haben? Jetzt erblickte er die Frau Kassierin, die sich ihm schon vor ein paar Tagen vorgestellt hatte. Er faßte einen raschen Entschluß. Durch eine einzige pfiffige Frage wollte er der Wahrheit auf den Grund kommen.

„Ah, schönen guten Tag, gnädige Frau!" begann er mit übertriebener Freundlichkeit. „Wie geht's, wie steht's? Sind die Kleinen gesund und wohlauf?"

„O ja, Gottlob, ich danke, Herr Glockner!" bekam er zur Antwort. „Alle sind frisch und gesund!"

Der Hausherr wankte in seine Stube zurück und seine Frau traf ihn im Lehnstuhl sitzend, wie er den Kopf mit beiden Händen stützte und zornig in sich hinein brummte.

„Alle sind gesund, Alle! Hat der Mensch so aufrichtig d'rein geschaut! Ist mir gar nichts Verdächtiges vorgekommen und jetzt kommen solche Sachen zum Vorschein. O Welt, o Welt! Keinem Menschen darf man mehr trauen!"

„Ei, was ist's denn schon wieder mit Dir, Männchen?" fragte Frau Eva ernstlich bekümmert. „Bei der Geschichte wirst Du mir am Ende noch krank."

„Da sollte man nicht krank werden, wenn Alle gesund sind, Frau, Alle! Du lieber Gott, wenn's nur Eins wär', das ließe ich ja gern noch fortkommen, aber Alle!"

„Wer denn Alle?" fragte die Hausfrau.

„Alle, alle!" jammerte Herr Glockner, ohne weitere Auskunft zu geben.

„Das muß ein schöner Haufen sein! Bei zwei und drei sagt man noch immer nicht „Alle.“ Everl, das gibt mir den Rest.“

Er legte sich wie gebrochen in seinen Lehnstuhl zurück. Auf einmal fuhr er wieder auf, ließ den Schlafrock fallen, legte sein Hauskäppchen bei Seite und forderte ungestüm Cylinderhut und Staatsrock.

Frau Eva errieth den Zusammenhang mit leichter Mühe, denn auch sie hatte heute schon mehr kleine Bettchen und sonstiges Kinderzeug in den zweiten Stock schaffen sehen, als sich mit der Hinterlassenschaft eines zu den Engeln aufgenommenen Lieblings zusammenreimen ließ. Sie half ihrem Alten in die Rockärmel schlüpfen und hörte ihn gleich darauf mit hastigen Schritten die Stiege hinaufeilen und heftig die Klingel ziehen, obschon die Gangthüre angelweit offen stand.

Zwischen Kisten und Kästen, Koffern und Schachteln, die zerstreut im Wohnungsgange lagen, wand sich der Hausherr zornig durch. Einen Korb voll Spielsachen, dem er nicht ausweichen konnte, mußte er mit seinen kurzen Beinen überschreiten. Eine Katze von Papiermaché, die oben auf dem Korbe saß, machte einen wüthenden Buckel und der Hanswurst daneben schlug gerade einen Salto mortale. Da er nun einmal die Schwelle überschritten hatte, stürmte Herr Glockner ingrimmig über alle Hindernisse hinweg. Nur dem Wiegenschimmel wich er scheu aus, als fürchte er sich vor dessen Hufen.

„Der Hausherr kommt!“ hörte er sich jetzt durch die Frau Kassierin im Innern anmelden. Sie hatte ihn durch einen Thürspalt anrücken sehen und einige Kinder, die sich hinter seinem Rücken auch schon in's Haus gestohlen haben mußten, stoben wie der Blitz in alle Winkel auseinander, als ob der Klaubauf im Anzug sei.

Sehr ernst und sehr nachdenklich waren aber auch die Mienen der Eltern. Der Papa hatte die Beobachtung auf der Stiege den Seinigen bereits hinterbracht und so kam ihnen mitten im ärgsten Wirrwarr und inwendig und auswendig in der größten Unruhe der liebe Besuch über den Hals. Daß der Hausherr in seinem schwarzen Rock und im hohen Hute erschien, ließ den Kassier auch nichts Gutes vermuthen.

Nach einem kühlen Gruße fing Herr Glockner ernst und vorwurfsvoll an: „Herr Kassier, ich habe ein paar Worte mit Ihnen zu reden.“

„Ich stehe zu Diensten, Herr Glockner!“ sagte Herr Fröhlich auf's

Schlimmste gefaßt und er trat mit ihm in ein Nebenzimmer, wo es aber auch noch aussah wie bei der Zerstörung Jerusalems.

„Erinnern Sie sich noch daran, wie Sie bei mir einmietheten?“ fragte Herr Glockner in eindringlichem Tone.

„Warum sollte ich das nicht, gewiß!“

„Was gaben Sie mir zur Antwort, als ich Sie fragte, ob Sie Kinder haben?“ fuhr der Hausherr nachdrücklich fort und dachte dabei: „Jetzt hab ich ihn!“

„Ich sagte Ihnen kurz und einfach: „Neun.“

„Also hätten Sie damit sagen wollen: Neune?“

„Ja, neun! Es thut mir leid, daß ich sie Ihnen nicht vorstellen kann. Sie sind noch nicht Alle da, aber morgen — —“

„Halten Sie, halten Sie,“ unterbrach ihn der Hausherr und wehrte mit Händen und Füßen ab, „bin gar nicht neugierig darauf. Sie glauben also, mein lieber Herr,“ fuhr er mit wachsendem Grimme fort, „daß es damit schon abgethan sei! Seit Menschengedenken hat in diesem Haus keine Familie mit so viel Kindern gewohnt und Sie möchten sich jetzt auf so feine Manier hereinschmuggeln!“

„Herr Glockner!“ rief der Kassier entrüstet, „vergessen Sie sich nicht!“

„Herr Fröhlich, erlauben Sie mir,“ schrie der Hausherr, „so miethet man auf ehrlichem Wege nicht ein! Wenn Sie keine Kinder gehabt hätten, wäre Ihre Antwort lang genug gewesen, bei einem solchen Regiment aber braucht man die Worte nicht so zu sparen und übrigens sagt man bei uns hier neune, wenn man neun sagen will. Sie werden mir's also nicht verargen, wenn ich Ihnen gleich wieder aufkünden muß, denn wir Zwei passen nicht zusammen.“

„Ihre Kündigung nehme ich jetzt auf keinen Fall an,“ erwiederte der Kassier fest und entschieden. „Ich hab Ihnen die Zahl meiner Kinder genannt und es ist nicht meine Schuld, daß Sie falsch verstanden haben. Ich war, so viel ich weiß, damals nicht in der Laune, viel Worte zu machen, klar hab ich mich aber doch ausgedrückt und die Absicht, Sie zu täuschen, kam mir nicht entfernt in den Sinn. Warten Sie jetzt ganz ruhig die nächsten vierzehn Tage ab und sollten Sie dann Beschwerden über uns haben, können Sie uns ja immer noch die Miethe kündigen. Ich habe Sie übrigens für einen vernünftigen Mann und sogar für einen Kinderfreund gehalten,“

setzte der Herr Kassier bei, dem das Mißverständniß jetzt beinahe in einem komischen Lichte erschien.

„Mich, für einen Kinderfreund!“ schrie der Hausherr, aufgebracht über eine solche Zumuthung.

„Wenigstens,“ bemerkte Herr Fröhlich lächelnd, „habe ich in Ihrem Wohnzimmer das herrliche Bild bemerkt: „Lasset die Kleinen zu Mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich!“

Der Hausherr sah aus, als ob er den Kleinen wohl das Himmelreich, aber keine Wohnung in seinem Hause gönnte und hielt es für's Beste, sich jetzt vorläufig zurückzuziehen, da er wirklich nach dem üblichen Brauche auch in zwei Wochen noch aufkünden konnte.

„Da haben wir nun die Bescheerung!“ seufzte die Frau Kassierin nach seinem Weggange. „Mir ist's aber im Geist vorgegangen!“ Sie hatte Alles gehört und das Räthsel war ihr nun vollkommen gelöst.

„Da Du eine gescheidte Frau bist, Mama,“ sagte Herr Fröhlich, „so schlagst Du Dir die ganze Geschichte aus dem Kopf. Wenn das Malheur hageldick kommt, muß man leichtsinnig werden und sich gar nichts mehr daraus machen, sonst ginge man darüber zu Grund.“

Dem herzlichen Zureden ihres Gatten gelang es auch wirklich, die bekümmerte Frau zu beruhigen und unter den gemeldeten Umständen richtete sich die Familie in der vierten Wohnung ein.

IV.

Feldmann und Mizi.

Seit dem Einzuge des Kassiers war's mit der Gemüthsruhe des Herrn Glockner und mit seinem Appetit vorbei. Seine schöne dreißigjährige Hausordnung war plötzlich zerstört, alle seine Pläne, nur kinderlosen Parteien ein Obdach zu geben, waren über den Haufen geworfen. Im Geiste sah er schon die ganze Wohnung zu Grunde gerichtet, die Oefen eingeschlagen, die Tapeten von den Wänden gerissen, die Fußböden zerkratzt und zerschunden, Thüren und Fenster verkritzelt. Sein hausherrlicher Seelenzustand war ein sehr trauriger.

Sinnend und grübelnd saß er schon seit drei Tagen in seinem Sorgenstuhl und sein einziges Geschäft war, zu horchen, denn die Wohnung des

Herrn Fröhlich lag zu allem Unheil gerade über der seinigen. Hörte er Jemand auf der Stiege, so horchte er, ob Keines von den Kindern herabstampfe oder etwa gar auf dem Stiegengriff hinabrutsche. Vernahm er ein Geräusch oder sich, so war er schon darauf vorbereitet, daß nächstens der Plafond herabstürze oder doch mindestens etliche von den neun Paar Füßen zum Durchbruch kämen. Wie er aber auch horchte, es klirrten bis jetzt weder die Fenster, noch zitterten die Thüren, die Decke hatte noch keine Sprünge — es ging Alles so friedlich und ruhig seinen Gang, als ob gar keine neun Kinder im Hause wären.

„Es wird schon noch kommen!" dachte er und wartete und harchte unermüdlich fort.

Nichts wäre unserm Hausherrn willkommener gewesen, als die kleinen Eindringlinge innerhalb der ersten vierzehn Tage als Ruhestörer auf frischer That oder sonst auf bösen Wegen zu betreffen. Er hätte die zurückgewiesene Aufkündigung gar nicht gerne ohne triftige Gründe wiederholt. Herr Glockner hatte Augenblicke, wo er gegen den armen Kassier milder gestimmt war und das Geschehene für nichts Schlimmeres als einen unliebsamen Irrthum hielt. Das waren Momente, wo seine natürliche Gutmüthigkeit mit seinen wunderlichen Eigenheiten in Streit gerieth, den Sieg trug sie aber nicht immer davon. Wenn die Kinder am Ende gar keine Kobolde waren, kam er wahrlich sehr in Verlegenheit, denn hinaus mußten sie einmal, hinaus um jeden Preis. Warum waren sie Kinder!

„Es ist aber nichts als Verstellung," tröstete er sich, „das Donnerwetter wird bald losbrechen."

Es war jetzt gerade um die Zeit, wo Herr Glockner sonst sein Mittagsschläfchen hielt. Heute ließ es ihn natürlich nicht ruhen, so wenig als gestern und vorgestern. Er nahm aber doch sein gewohntes Plätzchen ein, schloß halb seine Augen und spitzte die Ohren, indeß Frau Eva stillschweigend den Tisch abräumte.

Es war überhaupt mäuschenstille im Zimmer. Der Hund lag neben dem Ofen auf einer wollenen Decke und schlummerte sanft. Die Katze saß auf dem Fensterkissen und blinzte träumerisch vor sich hin und die zwei Vögel hockten ganz aufgeblasen in ihren Käfigen, vermuthlich weil sie auch Hausherren waren.

Da schien es im oberen Stocke lebendig werden zu wollen. Ein lustiger

Tumult erhob sich. Rasches Hin- und Herlaufen, Stühlerücken, jubelndes Kindergeschrei und helles Gelächter klang deutlich herunter.

Der Hausherr fuhr angenehm überrascht in die Höhe und hob den Kopf gegen die Decke des Gemaches. Er lauschte in gespannter Erwartung. Das Getöse ließ zu seiner Freude nicht nach.

„Hörst Du's, Everl, jetzt geht's schon los!" rief er gedämpft.

„Nun, sie werden halt ein bischen spielen droben, sind ja Kinder," bemerkte wohlwollend Frau Eva.

„Schöne Spielerei das, daß die Decke wackelt!"

„Ah, warum nicht gar! Da hat sich der Herr Hauptmann voriges Jahr viel schlimmer aufgeführt. Getrabt hat er wie ein Pferd, ich glaub gar, er ist mit den Sporen in's Bett gegangen."

„Paß nur auf, paß nur auf! Jetzt haben sie schon wieder einen Stuhl umgeworfen!"

„Das thut ja nichts am hellen lichten Tag. Die zwei Studenten über drei Stiegen machen viel mehr Spektakel, wenn sie fechten, und der Hund erst, der Hektor, bellt gleich stundenlang. Da könnte sich ja der Herr Kassier auch beschweren."

„Der soll was sagen über andere Leute," fuhr der Hausherr auf, „der soll sich nur selbst bei der Nase nehmen mit seinen neun Kindern!"

„Du bist aber schon recht wunderlich. Wenn jetzt wir Kinder hätten! Rühren thäten sie sich doch auch."

„Die wären jetzt schon groß und keine Kinder mehr!" brummte der Hausherr, den der Widerspruch seiner Frau zum höchsten Aerger reizte. Der Lärm im zweiten Stock war nun auch verstummt und das verstimmte ihn noch mehr.

„Und wie freundlich die kleinen Buben sind," sagte die Hausfrau, indem sie ihren Strickstrumpf nahm und sich damit an's Fenster setzte. „So höflich grüßt Einen gar Niemand im Haus wie die kleinen Burschen."

„Hab noch Keinen angeschaut!" entgegnete der Hausherr barsch, stand zornig auf, riß den Rock vom Nagel und schickte sich zum Ausgehen an.

„Wo willst Du denn jetzt auf einmal hin?" rief Frau Eva verwundert.

„Um den Anzeiger geh ich!" murmelte er und schlug die Thüre mit solcher Gewalt zu, daß die Fenster klirrten. Als Hausherr durfte er sich schon erlauben. —

Nur gegen Kinder hatte Herr Glockner solch' eine komische Abneigung, andern jungen Geschöpfen war er nicht so abhold. Das bewiesen seine Lieblinge, Mizi und Feldmann. Mizi, die prächtige graugestrammte Katze, wurde schon im zartesten Alter in hausherrlichen Gnaden aufgenommen und der schöne große Hühnerhund dort, der auch schon seine erste Jugend hier zugebracht hatte, lernte sie damals als spiellustiges heiteres Kätzchen kennen. Von Natur gerade keine Freunde, wurden sie doch bald vertraut. Die Langeweile brachte sie einander näher. Da sie sich um die Inwohner nicht zu kümmern brauchten, mußte ihnen das patriarchalische Stillleben im Hause bald sehr fad werden und sie waren klug genug, für ihre Unterhaltung selbst zu sorgen. Ihre glücklichste Zeit war die, wo sie sich noch gegenseitig bei den Ohren im Zimmer herumzogen. Diese Zeit hatten sie nun schon lange hinter sich. Sie bewahrten zwar noch die alte Freundschaft und ihre Jugenderinnerungen, aber es kam jetzt der gesetzte Ernst und Keines wollte mehr zu spielen anfangen, es schämte sich Eins vor dem Andern. Mizi besonders hatte eine große Neigung zum Phlegma. Sie hatte noch keinem Mäuslein das Lebenslicht ausgeblasen und machte lieber eine ganze Reise über Stühle und Sopha durch's Zimmer, als nur einmal auf das Dach zu steigen. Feldmann hatte wohl den schönen Namen und auch das schöne Fell eines Hühnerhundes, aber er kannte keine andern Hühner, als die der Hausfrau in der Hühnersteige draußen. Der Anblick eines Hasen hätte ihn gewiß so erschreckt, wie weiland die tapfern sieben Schwaben.

Mizi saß noch immer auf dem Fensterkissen und glättete emsig mit ihrem rothen Zünglein jedes Haar an ihrem schönen Halse. Dann strich sie unablässig mit dem Pfötchen über ihr Gesicht, leckte das Pfötchen und fuhr mit possierlicher Eile fort, sich zu putzen. Feldmann war unterdessen auch aufgewacht, hatte aber sein Lager noch nicht verlassen. Seine Schnauze auf den Vorderfuß gelegt, genirte er sich kein bischen und schaute unverwandt der Toilette seiner alten Freundin zu.

Da klopfte ein kleiner gekrümmter Finger an die Thüre. Der Eigenthümer dieses Fingers war erst sechs Jahre alt und seine Größe erlaubte es gerade, daß er sein blondes Köpfchen an das Schlüsselloch lehnte und auf ein freundliches Herein horchte.

„Was magst Du denn, Kleiner?" wurde er von der Hausfrau angesprochen, die sich von ihrem Sitze erhoben und die Thüre geöffnet hatte.

„Die Mama läßt um den Waschhausschlüssel bitten," sagte der hübsche Knabe.

„So gehörst Du also dem Herrn Kassier, Kleiner! Wie heißt Du denn?"

„Karl heiß ich," sprach der Kleine und schaute, ermuthigt durch diese Freundlichkeit, der Frau mit seinen prächtigen blauen Augen fest in's Gesicht.

„Komm nur herein, Karl, und warte ein wenig. Ich muß den Schlüssel erst bei einer Partei holen. Die saubere Professorköchin," fügte sie halb für sich hinzu, „hat wieder keine Zeit zum Zurücktragen. Wird gleich ihr Kapitel kriegen!"

Der Knabe trat ein, doch furchtsam wich er wieder zurück, als er den Feldmann aufspringen und auf sich zukommen sah.

„O der thut Dir nichts," beruhigte ihn Frau Eva, „der ist froh, wenn er einen Kameraden findet. Setz Dich nur dorthin, ich bin gleich wieder da."

Kaum hatte sich Karl auf dem Antritt beim Fenster niedergelassen, als unsere Mizi ganz geschmeidig herab kam, Kopf und Hals an seinem Fuße auf und ab rieb und als besonderes Freundschaftszeichen den Schweif kerzengerade in die Höhe stellte.

Der kleine Karl nahm sie erfreut auf seinen Schooß, drückte sie zärtlich an sein Herz und kraute dem zuthunlichen Thierchen den Kopf. Da schloß Mizi entzückt ihre Augen und schnurrte vor Vergnügen. Feldmann wäre über diese Liebkosungen bald eifersüchtig geworden. Schon fing er leise zu knurren an und kam augenblicklich herbei auf die freundliche Lockung des Knaben: „Gib mir die Pfote, so, schön, und jetzt die andere!"

Man sah es dem schönen Thiere an, wie gerne es der Aufforderung Folge leistete. Es stellte sich auf die Hinterpfoten und schaute mit seinen überaus klugen Augen auf den Kleinen herab, aus dessen Geberden eine lebhafte Freude sprach.

So hatten sich die Beiden kaum gesehen und schon manchen Händedruck gewechselt — da ging von allen Dreien unbemerkt die Thüre auf. Wie angewurzelt blieb der Hausherr stehen und schaute sich das Kleeblatt an. Die anhängliche Mizi kam ihm nicht wie sonst entgegen, sich an seinen Fuß anzuschmiegen. Der aufmerksame Feldmann wedelte nicht mit dem Schweife und schaute ihn nicht an mit seinen treuen Augen. Der kaum verrauchte Grimm des Alten fing beinahe wieder Funken.

„Woher ist nur der Bub da herein gekommen?" fing er leise zu brummen

an. „Ha, ha, der wird von da oben sein! So, geht's jetzt schon an! Hab mir's gedacht. Kaum ein paar Tage im Haus, hat man sie schon im Zimmer, wird nicht lang dauern, sind sie auf dem Tisch droben und bis die Woche aus ist, in der Schüssel d'rin. O, Everl, da hast Du's mit Deinen lieben Kindern!"

„So, Kleiner, da ist der Waschhausschlüssel," sagte Frau Eva und schob sich hinter ihrem Eheherrn in's Zimmer. „Uebermorgen hat der Herr Rath große Wäsche, da müssen wir ihn wieder haben. Der Schlüssel muß aber mir eingeliefert werden! Hast verstanden, liebes Kind?"

„Ja, Madame Glockner!" sagte freundlich der Knabe und stand, wie man wohl bemerkte, mit Bedauern auf.

„Nun, da ist's schon weit gekommen mit der Freundschaft, seitdem ich nicht da war!" dachte sich der im Innern empörte Hausherr und es war auch wirklich so.

Der alte Feldmann glaubte, was der Junge in Händen habe, sei für ihn zum Apportiren bestimmt, sprang munter an ihm hinauf und schnappte nach dem Schlüssel. Sogar die bedächtige Mizi heftete sich an seine Fersen. Sehr artig, wenn auch ein wenig scheu, grüßte der kleine Karl den Hausherrn beim Gehen, doch der wandte sich mit wolkiger Stirne grollend hinweg. Seine kinderfreundlichere Eva nahm ihm das sehr übel.

„Du wirst jetzt schon ein recht brummiger Mensch," warf sie ihm vor, als der Knabe fort war. „Du hast ja eine wahre Gespensterfurcht vor Kindern. Hast jetzt den Knaben nicht auch freundlich grüßen können! Wären nur alle Kinder so lieb und wohlerzogen wie die da droben!"

„Sei nur Du recht freundlich mit den Buben Allen," höhnte der Hausherr, „werden Dir noch früh genug auf dem Kopf herumsteigen."

„Es ist im Hause jetzt so ruhig wie zuvor," entgegnete die Frau. „Du warst nie unter Kindern, kennst sie nur vom Hörensagen und unter Kindern ist ein eben so großer Unterschied wie unter den Alten."

Damit guckte sie ihn vielsagend von der Seite an und verließ das Zimmer, um ihn mit dem Hiebe, den sie ihm beigebracht zu haben glaubte, allein zu lassen. Herr Glockner war aber gepanzert, da ging so leicht nichts durch. Er zog gleichmüthig seinen Schlafrock an, stärkte sich mit einer halblöthigen Prise und rief dem Feldmann.

„Feldmann!" wiederholte er mit verstärkter Stimme. Aber kein Feld-

mann kam und auch von der Mizi war kein Schwänzchen zu sehen. Beide waren mit dem kleinen Karl unbemerkt aus der Thüre entschlüpft. Herr Glockner schaute aufmerksam in alle Winkel, schüttelte den Kopf und meldete den Abgang seiner Frau. Und das hausherrliche Ehepaar, das sich kurz vorher um das Dasein der Kinder beinahe entzweit hatte, einigte sich jetzt wieder in der Angst um das Verschwinden der lieben Thiere. Hof und Treppe waren schon abgesucht und Herr und Frau Glockner unterwarfen eben nochmal jeden Winkel ihrer Wohnung einer gründlichen Durchsuchung.

„Gewiß sind sie vorhin hinter dem verwetterten Buben hinaus," brummte der Hausherr verdrießlich. „Das hat man von den Bälgen!"

„Wenn sie nur nicht auf die Straße gekommen sind!" seufzte die Hausfrau." Der Feldmann hat noch dazu kein Halsband an."

Ein munteres Getrippel von Kinderfüßchen, ein leises lustiges Kichern und fröhliches Hundegebell unterbrach plötzlich die Unruhe der alten Leute und ehe sie sich's versahen, hatten sie die zwei Vermißten und drei allerliebste Schelmenköpfchen vor sich.

V.

Ludwig der Dicke.

Nur ein Hausherrngesicht konnte ernsthaft bleiben bei dem Anblick der kleinen drolligen Gruppe, die unangefochten bis in das innere Gemach gedrungen war. Die Hauptperson war unser alter Bekannter, Ludwig der Dicke, eines von den starkbeleibten gemüthlichen Bübchen, die man im Scherz als Blasengel bezeichnet. Sein kurzes bestimmtes Wesen und sein beständiger Ernst, der nur selten durch ein herzliches Lachen unterbrochen wurde, hatten etwas unendlich Komisches. Er ging noch ohne Sträuben im kindlichen Vorschürzchen und in kurzen weißen Höschen einher. Auf den braunen Lockenkopf war ein papierner Kuirassierhelm gestülpt und um die Hüften eine eiserne Säbelscheide geschnallt. Der gute Dicke war ganz roth von der Anstrengung, die ihm die Last der Katze verursachte. Der Mizi mochte es indeß auch nicht ganz wohl sein in den Armen ihres Ueberbringers. Er hatte sie um den Hals gepackt, preßte sie mit beiden Aermchen fest an sich und ließ den Leib lang und schwer hinunter hängen. So stand er da und schaute den Hausherrn und die Hausfrau mit den großen braunen Kinderaugen neugierig an.

Neben ihm erblickte man den vierjährigen schmächtigen Otto. Etwas

älter und etwas klüger, trug er bereits dunkle Höschen zur Blouse und schwang mit der Rechten den Säbel, zu dem Ludwig der Dicke die Scheide besaß. Mit der Linken hielt er den Feldmann beim zottigen Fell, der sich's ruhig gefallen ließ und den Kopf nur bewegte, um seinen Herrn und Gebieter lustig anzubellen.

Hinter den zwei kleinen Knaben stand das blonde Paulinchen, ein allerliebstes fünfjähriges Mädchen, das leise lachend und voll Verlegenheit das glühende Gesichtchen im Schatten des Kuirassierhelms versteckte.

„Ei, was wär' denn das?" ließ sich die Hausfrau froh überrascht vernehmen. „Wo bringt Ihr denn die Thiere her, Kinderchen?"

„Sie sind mit dem Karl zu uns hinaufgekommen," nahm muthig der kleine Otto das Wort.

„Wir möchten sie aber schon noch behalten!" setzte Ludwig der Dicke nachdrücklich bei und ließ voll Zärtlichkeit seine Blicke von der Mizi nach dem Feldmann schweifen.

„Hat Euch die Mama herabgeschickt?" fragte Frau Eva.

„Ja, die Mama!" bestätigte der Dicke mit einem Seufzer und drückte die Mizi noch fester an sich.

Der Hausherr hatte bisher keine Miene verzogen. Jetzt löste er sanft die umklammernden Aermchen des kleinen Ludwig, damit die Katze Luft bekam, die sich denn auch durch eine rasche Bewegung vollends in Freiheit setzte.

„Die Mizi erstickt sonst, weißt, Kleiner!" sagte Herr Glockner mit belehrendem Tone zu dem verwunderten Kinde, als es dem forteilenden Thiere betrübt nachschaute. Es war das erste Wort, das er bis jetzt an Eines der Kinder gerichtet.

„Euer Papa sollte Euch schon auch einen kleinen Hund oder ein Kätzchen anschaffen," meinte Frau Eva, da sie die verliebten Blicke bemerkte, die besonders die beiden Bübchen für Feldmann und Mizi hatten.

„Der Papa sagt, wir machen schon Lärm und Unordnung genug," antwortete das schalkhafte Paulinchen, „aber ein Eichkätzchen haben wir."

„Und das ist uns heut ausgekommen!" rief Otto lebhaft.

„Aha, deßhalb habt Ihr heute einmal eine solche Jagd gehabt! Wer hat's denn wieder erwischt?" fragte Frau Glockner.

„Wir haben's gar nicht fangen dürfen. Die Mama hat gesagt, wir machen es nur scheu durch das viele Herumjagen."

„Warum macht Ihr denn nicht mehr Lärm, Ihr da droben, he?“ Mit dieſer Frage fuhr Herr Glockner plötzlich zwiſchen Paulinchens kindliches Geplauder.

„Weil der Hausherr ſo bös iſt!“ antwortete kurz und bündig Ludwig der Dicke.

„Es iſt nicht ſo arg!“ lächelte Frau Eva und der Hausherr drehte ſich um, damit man das halbe Schmunzeln nicht bemerke, das wider ſeinen Willen um Mund und Augen ſichtbar wurde.

Paulinchen aber hatte den drolligen Dicken erſchrocken am Kleidchen gefaßt und ihm zugeflüſtert: „Das iſt ja der Hausherr!“ was den kleinen Menſchen keineswegs aus der Faſſung brachte. Laut fügte die Kleine hinzu: „Wir dürfen bloß vorne keinen Lärm machen, weil's die Mama verboten hat. Hinten dürfen wir ſchon ſpielen.“

„Und wenn ſogar die Mimi ſchreit,“ fuhr der kleine Otto geſprächig fort, „muß die Lina gleich mit ihr in's hintere Zimmer.

„O, laßt ſie nur ſchreien, Ihr zieht ja doch bald wieder aus,“ entgegnete Herr Glockner in ſehr väterlichem Tone.

„Wir ziehen nicht aus!“ ſagte Paulinchen beſtimmt.

„Dieſe Wohnung iſt mir die allerliebſte!“ erklärte Ludwig der Dicke mit großem Nachdruck.

„Weil die Soldaten alle Tag' vorbei trommeln,“ rühmte Otto.

„Und weil ſo ein Mizikätzchen da iſt und ſo ein braver Feldmann,“ fuhr der Dicke ernſthaft fort.

„Woher weißt Du denn, wie die Thiere heißen, liebes Herz?“ fragte die Hausfrau und blickte mit wahrer Liebe auf die freundlichen Kinder, indeß ihr Alter nur mühſam ſeinen Ernſt bewahrte.

„Der Georg hat's gewußt,“ ſagte der kleine Otto.

„Aber, Kinder, wo bleibt Ihr denn?“ erklang nun eine Stimme von der Stiege herein.

„Adieu, wir müſſen fort!“ rief Paulinchen, nahm eilig die kleinen Knaben bei der Hand und trippelte mit ihnen hinaus.

Feldmann und Mizi machten ſogleich Miene, wieder mitzugehen, wurden aber an ihrem Vorhaben gehindert. Feldmann klemmte voll Verdruß die Ruthe zwiſchen die Beine und ſtreckte ſich mürriſch auf ſeine Decke. Die

Mizi war auch nicht in roſiger Laune. Sie ſchlüpfte unter einen Stuhl, machte einen grimmigen Buckel und legte ſich mißvergnügt nieder.

„Das ſind wirklich gar zu liebe Kinder!“ ſagte Frau Eva und lächelte ſtill in ſich hinein. „So zutraulich und ſo aufrichtig!“ Bei dieſem Zuſatz blinzelte ſie auf Herrn Glockner hin, der ſich eifrig mit ſeiner Zeitung beſchäftigte. Sie hätte gar zu gern gewußt, ob der kleine Auftritt mit den Kindern noch keinen Eindruck auf ſein verſtocktes Herz gemacht. Unwillig blickte ſie wieder weg. Sein Geſicht zeigte dieſelbe brummige Laune. Kurzſichtige Eva! Ein Blick in ſein Inneres hätte Dir gezeigt, daß Dein Alter wenigſtens an Ludwig den Dicken ohne Groll und Tücke dachte. Wahrhaftig, der kleine ſpaßhafte Burſche ſtand noch immer vor ihm da und wie oft er auch einen Artikel leſen mochte, er wußte immer keine Sylbe davon. Das dicke Bübchen wollte ihm nicht aus dem Sinn! Und werkwürdig, an dieſem Abend horchte er nicht einmal mehr! Er ertappte ſich ſogar öfters dabei, wie er mitleidige Blicke auf die ſchmollenden Thiere heftete und es ganz natürlich fand, daß dem Feldmann und der Mizi hier unten die Zeit lang werden mußte. Es kam ihm heute beinahe ſelbſt langweilig vor.

Am nächſten Tage, als die Thiere wie gewöhnlich auf ein halbes Stündchen in den Hof gelaſſen wurden, waren zufällig auch die kleineren Kinder unten. Nun wurde die Bekanntſchaft luſtig erneuert und es ließ ſich nicht erkennen, wem dabei wohler um's Herz war, den Kindern oder dem alten Feldmann und ſeiner grauen Freundin.

Die zwei Thiere ließen willig und munter Alles mit ſich geſchehen, was den Kleinen Spaß machte und der ſtille geräumige Hof wiederhallte bald von dem fröhlichſten Lärm. Roſa und Louischen, ein kerngeſundes Zwillingspaar von kaum zwei Jahren, jubelten laut und watſchelten eilig hinter dem zottigen braunen Hunde her, indeß die halbjährige Emilie ohne alle Furcht mit beiden Aermchen nach der Mizi langte.

Das luſtige Spiel hatte noch nicht lange gedauert, als das Hausherrnhaupt an einem Hinterfenſter erſchien und ſich gnädig hinunter neigte. Niemand bemerkte es. Da wies Herr Glockner auf ſeine hohe Anweſenheit durch ein kräftiges Räuſpern hin. Paulinchen und Otto grüßten ihn, der Feldmann bellte hinauf und Ludwig der Dicke rief ihm treuherzig zu:

„Du, Hausherr, gehſt Du nicht bald fort?“

„Warum soll ich denn fortgehen?“ erwiederte Herr Glockner gutmüthig lächelnd.

„Der Papa hat gesagt, wenn der Hausherr fortgeht, darf ich auf meinem Schimmel reiten!“

War's Zufall, war's eine Regung des erwachenden Gefühls — es ereignete sich das Seltsame, daß der Hausherr kurz darauf zu einer ganz ungewöhnlichen Zeit aus dem Hause ging. Er wählte dabei den Weg über den Hof mitten durch die Kinder und begab sich durch die Hinterthüre auf die Straße. Die Folge davon war, daß der kleine Dicke unten sogleich Alles im Stiche ließ, um oben mit stillem Vergnügen und unbändigem Gepolter so lange auf seinem Wiegenschimmel zu galoppiren, bis das wachsame Paulinchen vom Fenster aus die Rückkehr des Hausherrn meldete.

„Na, Alter, vorhin wenn Du daheim gewesen wärest!“ war der Gedanke, mit dem Frau Eva ihn empfing.

„Die Everl wird losziehen!“ war die Vermuthung, die zu gleicher Zeit im Hausherrn aufstieg.

Die wohlmeinende Hausfrau zog aber nicht los und Herr Glockner blieb im Zweifel, ob seine gutmüthige List auch wirklich gelungen sei.

Es fehlte von nun an nicht an kleinen Begegnungen mit den Kindern und so wie diese von Anfang an sich freundlich und ohne Scheu genähert hatten, fing jetzt auch der Hausherr an, immer ein wenig zutraulicher und zahmer zu werden. Er wich ihnen nicht mehr aus, blieb sogar manchmal einen Augenblick stehen und den kleinen Dicken soll er am siebenten Tag schon um ein Patschhändchen angegangen haben. Niemand war froher als die Hausfrau, daß der Alte endlich sein feindseliges Wesen ablegte und wieder wie sonst gesprächig, heiter und umgänglich wurde. Es kamen zwar noch stille Stunden genug, wo er in sich gekehrt in seinem Winkel saß und sich mit der bevorstehenden Aufkündigung beschäftigte. Er hatte beschlossen, dieselbe bis zum letzten Tage zu versparen, da es doch einmal ein mißliches und unangenehmes Ding blieb. Die Familie war Alles in Allem genommen so übel nicht, das mußte er sich gestehen, er hatte sich's ärger vorgestellt. Wenn sie nur ein Kind gehabt hätten, Ludwig den Dicken zum Beispiel, dann hätte er sich vielleicht erweichen lassen. Das ganze Regiment konnte er unmöglich in's Quartier nehmen. Seine festgewurzelten hausherrlichen Ansichten durfte er so Knall und Fall nicht ändern. Im Herzen mußte er seiner Frau zwar

jedesmal Recht geben, wenn sie behauptete, der Herr Kassier wäre ihr als Inwohner so lieb wie ein Anderer. Eine Entschuldigung für die neun Kinder gab es jedoch in seinen Augen noch immer nicht.

VI.

Die Bekehrung.

Die Hälfte der Gnadenfrist, die der angedrohten Aufkündigung voraus ging, war verstrichen. Der Herr Kassier saß mit Gattin und Kindern in bester Laune beim Nachmittagskaffee. Man war auf das Unvermeidliche gefaßt und ganz ergeben in den Willen des Hausherrn.

„Jetzt sind wir also acht Tage im Haus," sagte der Kassier. „Ich bin neugierig, wann er einmal herauf kommt, der liebe Herr Glockner."

„Mir ist's jetzt fast lieb, daß es so gekommen ist," bemerkte die Mama. „Es gibt wirklich nichts Gräulicheres, als so einen kinderlosen pedantischen Hausherrn unter sich zu haben. Wenn ich das gleich damals gewußt hätte, wär ich gar nicht darauf eingegangen. Es hat zwar noch Niemand eine Bemerkung gemacht, das ist wahr, aber ich erschrecke jedesmal, wenn ein Kind nur stark auftritt."

„Sie sagen eben nichts," bemerkte der Papa sehr richtig, „weil man uns ja doch nicht behalten will. Mir macht er übrigens sonderbare Augen an, der gute Hausherr. Er kann mir den Streich nicht vergessen, den ich ihm mit dem verzwickten „Neun" gespielt habe. So etwas passirt mir in meinem Leben nicht mehr!"

„Ihm gewiß auch nicht," lachte die Frau Kassierin. „Das nächste Mal wird er schon vorsichtiger sein."

„Mama," unterbrach Rudolph das elterliche Gespräch, „gestern hat der Hausherr zum ersten Mal sein Käppchen vor mir gerückt. Früher hat er mich gar nicht angesehen."

„Mich auch nicht!" rief Georg.

„Deßhalb müßt Ihr ihn doch grüßen," sagte die Mama. „Aeltere Leute haben oft den Kopf voll Gedanken und können auf Euch Kinder nicht merken."

„Oh, oh," rief Georg ungläubig, „er kann uns bloß nicht ausstehen!"

„Aber die Hausfrau ist recht freundlich, sie lacht mich immer an," sagte der blonde kleine Karl, der sich zuerst in die Höhle des Löwen gewagt hatte.

„Der Hausherr kümmert mich wenig," äußerte Rudolph altklug, „sein Feldmann wär' mir lieber. Das ist ein prächtiger Kerl."

„Ein gutes kluges Thier ist er," meinte Herr Fröhlich. „Es ist nur schade, daß er nicht in die rechten Hände gekommen ist. Ein Hühnerhund gehört für einen Jäger, nicht in die Stube."

„Mama, Mama," stürmte Paulinchen in's Zimmer herein, „jetzt ist beim Hausherrn ein Vogel ausgekommen, so ein nettes gelbes Vögelchen! Ich war gerade im Hof und hab mir ein Glas Wasser geholt und da hab ich's herausfliegen sehen und jetzt sitzt's am Dach von der Waschküche."

„Dürfen wir hinunter?" riefen Rudolph und Georg zugleich.

„Bleibt nur ganz ruhig da, Ihr könnt ihn doch nicht fangen und verscheucht ihn nur," befahl der Vater. Und daß Ihr mir die Fenster nicht aufmacht, bis ich komme!" rief er ihnen nach, als er seine kleine Schaar sämmtlich auf dem Sprung nach der Hinterstube sah.

Die Kinder waren zu den Fenstern geeilt und auf Stühle gestiegen und sahen nun das Vögelchen wirklich sitzen. Das Thierchen schien sich seiner Freiheit zu freuen und flog immer wieder ein Stückchen weiter am Dache fort, bis es sich plötzlich auf das Apfelbäumchen wagte, das in der Ecke des kleinen hocheingeplankten Gartens stand, der dem Hausherrn gehörte und für jeden Inwohner unzugänglich blieb.

„Ach geh, laß mich hinunter!" bat Rudolph den Papa, der ihnen gefolgt war, „ich erwisch ihn ganz gewiß."

„Nun, so geh," erlaubte Herr Fröhlich seinem ältesten zwölfjährigen Sohne. „Ihr Andern aber bleibt da und Du, Rudolph, gib mir auf Deine Beine Acht!"

Rudolph flog mit Windeseile die Treppen hinab und kletterte als kleiner Turner leicht und gewandt über die Planke auf das Bäumchen. Vorsichtig und geräuschlos schwang er sich von Ast zu Ast, bis er mit keckem Griff den schon ermüdeten Hanserl packte und unter dem Jubel seiner Geschwister oben vergnügt den Rückweg einschlug.

Der Kanarienvogel war dem Hausherrn selbst ausgekommen. Er hing die Käfige öfters zum Küchenfenster hinaus und hatte heute nicht bemerkt, daß das Thürchen des einen halb offen stand. Er entdeckte das Verschwinden des Vogels erst, als Rudolph den Flüchtling schon wieder eingefangen hatte. Herr Glockner stürzte an's Fenster, erblickte weit und breit nichts mehr von

seinem Hanserl, dafür aber den großen Jungen auf dem Baum. Zornig rief er aus: „Jetzt schau einmal da her, Everl! Da fliegt der Vogel hinaus, und dort steigt mir so ein Satan auf den Baum! Aus der Haut möchte man fahren! Noch vor dem Nachtessen geh ich aber heut hinauf, damit die Wirthschaft ein Ende nimmt. Ich will schon ausräumen, wartet nur!"

Das Apfelbäumchen war seine Freude und er pflegte bei schönem Wetter seinen Gedanken stundenlang darunter Audienz zu geben. Der Engel mit dem flammenden Schwerte konnte überhaupt das Paradies nicht besser behüten, als Herr Glockner sein Gärtchen vor seinen Inwohnern bewachte.

„Marsch herunter Du!" rief er dem Rudolph zu, drohte ihm mit dem spanischen Rohre und hielt die Eile, womit der Knabe das Herabklettern in's Werk setzte, für eine Wirkung seiner Drohung.

Rudolph stand ein paar Minuten später dem aufgebrachten Hausherrn gegenüber und überreichte dem Ueberraschten seinen Hanserl mit dem ruhigen Bewußtsein einer schönen That.

Beschämt und verwirrt blickte Herr Glockner bald auf den Vogel in seiner Hand, bald auf den Knaben in seiner Unschuld. Die Verlegenheit machte ihn stumm und der junge Vogelfänger zog sich rasch und bescheiden zurück. Er hatte glühende Kohlen auf die Glatze des Hausherrn gesammelt und damit war er zufrieden. Frau Eva, die stille Zeugin des kleinen Vorgangs, ersparte dießmal ihrem Eheherrn jede Strafpredigt. Sie sah, wie er sich heimlich über sich selbst ärgerte und dachte bei sich: „Nach und nach lenkt er schon ein in's rechte Geleise. Den muß man nur gehen lassen, der hat seinen eigenen Kopf." —

Die Freundschaft zwischen Feldmann und Mizi und den Kindern wurde von Tag zu Tag inniger. Die zwei Thiere statteten oben sogar regelmäßige Besuche ab und Ludwig der Dicke war bald der auserwählte Liebling des klugen alten Feldmann, so wie er auch der Einzige war, der bisher Gnade gefunden vor den Augen des Hausherrn.

Da brach der verhängnißvolle vierzehnte Tag an. Herr Glockner erwachte heute zeitiger als sonst und mit einem äußerst unbehaglichen Gefühle. Es war sicherlich ein saurer Gang für ihn und ließ sich leider nicht mehr verschieben. Im Laufe des Vormittags beobachtete er Feldmann und Mizi noch im Hofe mit den kleineren Kindern. Dann besorgte er einige Gänge und wollte gegen Mittag endlich die leidige Angelegenheit bei der Frau Kassierin

in Ordnung bringen. Er zog es vor, den Kassier nicht zu Hause zu treffen. Sein bestimmtes Auftreten schüchterte ihn ein und einschüchtern wollte er sich nicht lassen.

Als er nach eilf Uhr zurückkehrte, kam Lina, das Kindsmädchen und fragte ängstlich, ob der kleine Ludwig nicht da sei. Fünf Minuten später erschien die Frau Kassierin selbst ganz verstört und sagte, das Kind gehe ab. Es sei noch vor einer halben Stunde mit Feldmann im Hofe gewesen und jetzt nirgends zu finden. Man suchte den Hund, auch der fehlte. Die Mama hatte das Kindsmädchen mit den Kleineren hinaufgerufen und auf Ludwigs flehentliches Bitten ihn und Otto noch unten gelassen. Der kleine Otto konnte keine andere Auskunft geben, als daß er sein Schiffchen im Brunnengrand habe schwimmen lassen, dem dicken Ludwig aber habe der Feldmann seinen Gummiball apportirt. Auf einmal sei er dann nicht mehr da gewesen. Die Angst der Frau Kassierin stieg auf's Höchste.

„Der Hof ist verschlossen," beruhigte die Hausfrau, „und unser Feldmann thut Niemand, am wenigsten einem Kinde was zu Leid."

Die geängstigte Mutter hatte nicht dasselbe Vertrauen.

„Wir haben schon im ganzen Haus und überall in der Nähe gesucht. Weiß der Himmel, was der großmächtige Hund mit dem Kinde angestellt hat!" rief sie und warf dem Hausherrn nicht die freundlichsten Blicke zu.

Dieser wurde selbst sehr bestürzt, eilte bangen Herzens hinab und mit fliegenden Rockschössen über den Hof. Er riß die Hinterthüre auf und pfiff dem Feldmann, aber Straße auf, Straße ab war weder von dem Kinde noch von dem Thiere eine Spur zu sehen. Da fiel ihm ein, daß der Hund die Gartenthüre durch einen Druck mit der Pfote öffnen konnte. Er schöpfte Hoffnung, als er das Pförtchen nur angelehnt fand. Rasch trat er ein und eilte unter wiederholtem Pfeifen und Locken durch die Gänge des Gärtchens. Daß der Hund nicht anschlug, wollte ihm nicht gefallen. Da, im hintersten Winkel blieb er mit allen Zeichen der Verwunderung plötzlich stehen.

Sein Feldmann lag lang gestreckt im Grase und halb auf ihm ruhte schlummernd der kleine Dicke. Den Kopf in das braune zottige Fell geschmiegt, hielt er mit den vollen Aermchen den Hals des Thieres umschlungen. Obschon dieses die Stimme seines Herrn längst vernommen, wagte es doch nicht, den leisesten Laut hören zu lassen und blieb mit dem Vorderleib vollkommen unbeweglich, seinen kleinen Spielkameraden nicht im Schlafe zu stören. Den

schön behängten Kopf aufmerksam in die Höhe gerichtet, wedelte es lebhaft mit der Ruthe, die einzige Bewegung, die es sich erlaubte und die immer rascher wurde, je näher sein Herr kam.

Dieser Anblick und die ausgestandene Angst bewegten das Gemüth des alten Mannes. Die Gutmüthigkeit seiner innersten Natur brach plötzlich durch, um sein ganzes Herz zu erwärmen.

„Dickerl, liebes gutes Kind!“ rief Herr Glockner mit weicher Stimme und er nahm den schlummernden Kleinen zärtlich auf seine Arme und brachte ihn der vor Angst zitternden Mutter entgegen.

„Da haben Sie den Kleinen, liebe Frau Kassierin,“ sagte der Hausherr. „Mein Feldmann ist ein treuer Wächter und läßt dem Kinde nichts geschehen. Sie dürfen ganz unbesorgt sein.“

Die Frau Kassierin hatte sich von ihrem Schrecken schnell erholt. Sie blickte verwundert auf. Dieser freundliche bewegte Ton — war das der grimmige Herr Glockner?

„Und lassen Sie doch die Kleinen manchmal in das Gärtchen kommen, da sind sie besser aufgehoben als im Hof,“ fuhr der Hausherr zum Zeichen seiner besonders gnädigen Gesinnung fort und streichelte den braven Feldmann, der vor Freude winselnd hoch an ihm emporsprang.

Als der kleine Dicke sich ermuntert hatte, erfuhr die Mama aus seinen abgebrochenen Reden, daß sein Gummiball mitten im Spiel über die Planke in den Garten geflogen sei. Auf sein Weinen sei der Feldmann voraus zur Thüre getrabt, habe mit der Pfote auf's Schloß gedrückt und ihm den Ball geholt.

„Und dann sind wir im Garten geblieben,“ erzählte der Kleine und lachte zur Abwechslung hell auf, „und haben gespielt, bis wir ganz müd geworden sind, ich und der Feldmann.“

Der Rest des Tages ging vorüber, aber vergebens wurde auf das Erscheinen des Herrn Glockner im zweiten Stock gewartet, damit er der Familie Fröhlich ihr trauriges Schicksal verkünde. Der Hausherr ließ den Termin verstreichen! Noch mehr — von diesem Tage an war ein festes Band geknüpft um die Herzen des Herrn Glockner und Ludwig des Dicken. Der Dritte im Bunde aber war Feldmann. Auch die andern Kinder wurden nach und nach seine und des Hausherrn guten kleinen Freunde. Das Eis war geschmolzen und in dem erweichten Gemüthe des alten Herrn sproßten die schönsten kinder-

freundlichen Gefühle auf zur Freude seiner Eva und zur Ueberraschung der Familie Fröhlich, der es jetzt im Hause so wohl und behaglich wurde, wie nie zuvor in einem andern.

Mit großväterlichen Empfindungen und mit dem glücklichsten Ausdruck in dem runzligen Gesichte brachte Herr Glockner fortan manches Stündchen unter seinem Apfelbäumchen zu. Rings um ihn wimmelte es von lustigen Kindern, indeß der Dicke sich mit ernsthaftem Behagen dem Vergnügen des Reitens auf seinen Knieen hingab und die beiden Thiere vor Freude halb närrisch wurden. Als dann ein Jahr später die Versetzung des Herrn Kassiers in eine kleinere Stadt dem freundlichen Zusammenleben ein unverhofftes Ende machte, da ging ein Schmerz durch seine Seele, wie ihn vielleicht nie eine Hausherrnbrust um einen Inwohner empfunden. Im ersten Schrecken wollte er dem Scheidenden den Vorschlag machen, den kleinen Ludwig an Kindesstatt anzunehmen, aber Frau Eva hielt ihn davon ab. Sie machte ihm mit Mühe begreiflich, daß Herr Fröhlich ihm auf keinen Fall den Dicken abtreten würde.

Wir wollen den Abschied nicht schildern, dem freundlichen Leser das Herz nicht schwer zu machen. Wir wissen auch nicht, wem in der Trennungsstunde die tiefste Wunde geschlagen wurde, dem Hausherrn, dem kleinen Ludwig oder dem edlen Feldmann. Der Dicke soll sich nach Kinderart freilich denselben Tag noch getröstet haben, nicht so die beiden Andern.

Der alte Feldmann war so zerrüttet an allen fünf Sinnen, daß er jede freundliche Annäherung der Mizi mit einem zornigen Knurren erwiederte. Auch Frau Eva suchte ihren Alten vergebens aufzurichten. Alle Trostworte schlugen fehl und wir vermögen zum Schluß kein getreueres Bild von der vollständigen Umwandlung und Kinderfreundlichkeit unseres Hausherrn zu geben, als wenn wir in Kürze vermelden, wie weit sein Leid ihn gebracht.

Gedankenvoll sehen wir ihn am Schreibtisch sitzen, wehmüthige Blicke in sein Herz und auf die verwaisten Thiere senkend. Wie einsam und verödet kam's ihm nun in seinem Hause vor! Kein fröhlicher Lärm, kein lustiger Tumult erquickte mehr sein altes Herz. Tiefbetrübt nimmt er seine Zuflucht zu einer ausgiebigen Prise. Da reift ein hochherziger Entschluß in seiner Seele. Er ergreift die Feder, taucht sie in's Tintenfaß und wirft mit fester Hand nachstehendes unerhörtes Inserat für den „Anzeiger" auf's Papier:

„Besonderer Verhältnisse halber ist eine hübsche geräumige Wohnung an eine anständige Familie, wo möglich mit Kindern, sogleich oder auf's nächste Ziel zu vermiethen. Münsterstraße 30/1.“ *)

Ein erster Brief.

Von Christiane Gmeiner.

„Der Weiberhof!“ dies war das Losungswort, durch welches in der fröhlichen Kinderzeit Erinnerungen oder Hoffnungen der heitersten Art in meiner Brust wach gerufen wurden, je nachdem es erscholl nach dem dort abgestatteten oder vor dem beabsichtigten Besuche. Kein Wunder auch! Nirgends gab es einen herrlicheren Ferienaufenthalt für mich als dieser. Da waren keine langen Straßen zu durchwandern in Hut, Mantille und Handschuhen, wenn es einmal galt frische Luft zu schöpfen und am Grün der Wiesen und Bäume sich zu erfreuen. Alles dieses umgab den Weiberhof in nächster Nähe; zum Hause hinaus, in Hof und Garten in dem Vollgenusse frischer Luft und unbeschränkten Herumtummelns zu sein, war Eins. Da brauchte man nicht erst vom Markte aus den Körben der Marktweiber die süßen Früchte sich zu holen, wenn anders das Geld dazu von der Mutter bewilligt worden war. Nein, Haselnüsse, Johannis- und Stachelbeeren, Birnen, Aepfel und Zwetschgen hingen in reicher Fülle und umsonst an Sträuchern, Hecken und Bäumen des Gartens und man hatte nicht geringe Freude sie selbst pflücken oder auflesen zu können. Ja sogar Aprikosen waren kein vermessner Wunsch und wurden zu besonderer Belohnung unbekannter Verdienste, bisweilen vom Spaliere herabgeholt und uns Kindern gespendet. Und drinn im Hause, wie war es da so gut auszuruhen im kühlen, geräu-

*) Wir machen die Leser der Jugendblätter auf die weitern Schriften von Th. Messerer aufmerksam. Dieselben zeichnen sich durch gleiche Originalität, Frische und köstlichen Humor aus, wie „Zampa“ und „der bezähmte Hausherr“. —

1. Drollige Streiche. — 2. Der Christmorgen. — 3. Der Christabend. — 4. Aus der fröhlichen Knabenzeit. — 5) Großonkels Sonntagsgeschichten. Verlag von Gebrüder Scheitlin.

Anmerkung der Redaktion.

migen Zimmer, wohin Onkel und Tante nie vergaßen die erhitzten Spieler zu rufen, um bei einem reichlichen Vesperbrode neue Kräftigung sich zu holen: eine Einrichtung die von all den kleinen Gästen stets als sehr weise erkannt und nie verschmäht wurde.

Und kamen Regentage, so bot das große Haus manchen Spielplatz; oder man saß im Zimmerchen der guten, freundlichen Großmutter, die immer so munter war, immer etwas zur Unterhaltung vorzuschlagen wußte, welcher langweilige Gesichter und schläfriges Wesen so unerträglich erschienen, daß sie, wenn alle Spiele erschöpft waren, ausrief: „Ei, so singt etwas!“ und sogar selbst bisweilen ein Liedchen anstimmte, in das der junge Chor fröhlich einfiel.

Nimmt man zu allem dem, daß die dort verlebten Tage Ferientage waren, das will sagen: Tage der Ruhe nach der Arbeit, der Lust nach den Mühen, Tage die auch den fleißigsten Schülern und wohl gar diesen insbesonders, die herrlichsten des Jahres bedünken, so begreift man, daß der Weiberhof mit seinen lieben Bewohnern, das Jahr hindurch ein Ziel der Sehnsucht blieb, für all die zahlreichen Enkelchen der guten Großmutter und man zur Ferienzeit sicher rechnen konnte, Spielkameraden genug in Person von Vettern und und Cousinen dort anzutreffen, die aus verschiedenen Richtungen zu diesem Mittelpunkte der Familie herbei strömten.

Es war auch gar keine Seltenheit, daß die einen oder andern der jugendlichen Besucher einige Tage länger, als ihre Eltern auf dem Weiberhofe verblieben; sank auch beim Wegfahren der Kutsche, welche die geliebte Mutter oder den Vater entführte, manchem der jüngeren Kinder der Muth und wurden die Aeuglein feucht und die Stimme unsicher, so verjagten doch bald die Gefährten mit ihren Spielen die kurze Traurigkeit, Großmutter, Onkel und Tante verdoppelten ihre Freundlichkeit und vor Allem tröstete die Aussicht auf baldiges Wiedersehen, so daß das leicht bewegliche Kindergemüth bald wieder für die heitere Umgebung empfänglich war, und die Herrlichkeiten der geliebten Stätte zu genießen vermochte.

Noch mehr aber von denselben zu erzählen, ist heute meine Absicht nicht; vielleicht bietet sich ein andermal wieder Gelegenheit dazu. — So viel ist gewiß, uns Kindern erschienen sie unerschöpflich. Daher konnte auch keines von uns begreifen wie es unter der großen Anzahl der jugendlichen Besucher des Weiberhofes je eine Ausnahme von dieser Regel hatte geben können, und wie eins von der Großmutter Enkelchen, Heimweh an dem heimathlichsten

Ort der Welt hatte bekommen können. Wie klein die Schuldige damals gewesen war, wurde gar nicht in Betracht gezogen; die Thatsache schien seltsam genug um sie nicht zu vergessen, und sie wurde nebst der Umstände wie es dabei zugegangen von Jahr zu Jahr weiter erzählt. So hat sie sich bis auf meine Zeit und auf mich verpflanzt, die ich viel später als die Heldin der kleinen Anekdote, welche ich nun erzählen will, die Freuden des Weiberhofes habe kennen lernen; als jene schon zu den Erwachsenen zählte und um das lärmende Kindervolk sich wenig mehr bekümmerte.

Damals aber, als Cousine Sophie die Freuden der Ferienzeit im Weiberhofe mißkannt hatte, war sie wie schon früher gesagt, ein kleines Ding gewesen, ein ABC-Schützchen, das eigentlich noch gar keine Ferien verdient hätte. War sie doch im Lesen noch nicht viel über das Buchstabiren hinaus gekommen, und höchstens im ersten Theil des „Gottbüchleins," das bekanntlich aus einsilbigen Wörtern besteht. In der Kunst des Schreibens aber war sie kaum erst vom Griffel zur Feder avancirt und die Tinte noch ein feindliches Element für Händchen, Kleider und Hefte.

So jung wie sie war, läßt es sich erklären, daß die eines Tages ihr ertheilte Erlaubniß mit einer der Tanten, die damals noch unverheirathet bei der Großmutter lebten und die eben auf Besuch bei Sophiens Mutter war, auf den Weiberhof zu dürfen, sie gar nicht sehr beglückte. — Die Mutter, deren einziges Töchterchen Sophie war, verlassen zu sollen, dies fiel dem kleinen Herzen zu schwer, als daß es sich nebenbei auf etwas hätte freuen können. Freilich sollte die Trennung nur acht Tage dauern, alsdann wollte die Mutter ihr Kind wiederholen, aber acht Tage erschienen der Kleinen furchtbar lang. Was Mutter und Bruder dagegen von des Weiberhofs Freuden erzählte, schien ihr eben nichts so gar Anziehendes, denn die Herrlichkeiten des Landlebens waren ihr nicht fremd. Ihre Eltern wohnten nicht wie die der andern Enkel der Großmutter, in den Mauern einer Stadt, sondern in einem von herrlichen Parkanlagen umgebenen Schlosse, das wohl an und für sich dem Weiberhofe vorzuziehen war. Demnach konnte die Aussicht auf Genüsse wie die des Verweilens im Freien, des ungehinderten Zugangs zu den Schätzen des Obstgartens u. s. w. unserer kleinen Sophie keine allzugroßen Reize bieten. Was andern Kindern so sehr verlockend erschien, war ihr alltäglich und daher gleichgültig. Wie lieb aber auch Großmutter und Tanten sein mochten, die Eltern konnten sie doch nicht ersetzen.

So sah Sophiechen mit Bangen der Stunde entgegen, wo die Tante abreisen und sie mitnehmen sollte, und je näher sie rückte, desto schwerer ward dem Kinde zu Muth. Doch Scheu vor den Neckereien des Bruders und dem Unmuth des Vaters verhinderten es, seine Gefühle laut werden zu lassen und nur die trübselige Miene verrieth etwas davon. Da kam ihm kurz vor dem Abschied ein tröstender und ermuthigender Gedanke. Als die Mutter ihr kleines Mädchen noch einmal küßte und wiederholt versicherte, in acht Tagen nachzukommen, da schlang es die Aermchen um ihren Hals und flüsterte: „Aber nicht wahr, wenn ich das Heimweh bekomme, so holst Du mich früher schon. Ich werde gleich schreiben wie's mir dort gefällt."

„Du wirst schreiben?" sagte die Mutter lächelnd entgegen. „Wie wirst Du das anstellen?"

„O ich kann es schon machen; ich weiß schon wie;" erwiederte hastig die Kleine. „Wenn in meinem Brief lauter b stehen, dann gefällt es mir; schreibe ich aber m so will ich heim; dann kommst Du gewiß mich zu holen."

Die Mutter versprach und Sophiechen schied beruhigter. Je weiter aber die Kutsche von der elterlichen Wohnung sich entfernte, je beklommener wurde das Herzchen. Als das benachbarte Städtchen passirt wurde, blickte das Kind zu all den Fenstern, wo Bekannte der Mutter wohnten, als gälte es ein letztes Lebewohl. Der Weg, welcher lange durch einförmige Waldungen führte, bot auch keine zerstreuenden Bilder, und die Tante, vor der das Kind eine gewisse Scheu hatte, vermochte eben so wenig es heiter zu stimmen. Als der Weg wieder durch eine belebtere Gegend führte, war Sophiechen eingeschlafen und erwachte erst als die Kutsche vor dem Thore des Weiberhofes hielt. Die fremden Gesichter bei dem plötzlichen Erwachen, erschreckten die Kleine und alle Bemühungen der freundlichen Verwandten waren vergeblich, sie zutraulich zu machen. Sie blieb den Abend über scheu und traurig, und man vertröstete sich auf den andern Tag, wo sich das geben werde. Aber es gab sich auch da nicht.

Die Kinder des Hauses drängten sich des andern Tages um die Cousine, sie schlugen Spiele vor und zeigten ihr alles Merkwürdige in Stall, Hof und Garten. Nichts erfreute sie. An Spielkameraden nicht gewöhnt, ermüdete sie der Lärm, so wie das muntere Getreibe. Der Garten gefiel ihr nicht sie vermißte die schattigen Gänge und Plätze des ihrigen und fand diesen, der allen übrigen Kindern als ein wahres Paradies erschien, nicht besser als einen

Gemüsegarten. Die Zimmer im Hause waren ihr zu eng und unfreundlich und so liebevoll Großmütterchen und Tante auch waren, überall fehlte die Mutter. — Als es Zeit geworden war die kleine Sophie zu Bett zu bringen, fand man sie in einem Eckchen des Großmutterstübchens, wohin sie geflüchtet war um ihren Thränen freien Lauf lassen zu können. Sie war über dem Weinen eingeschlummert, und die Spuren davon zeigten sich noch auf ihren Wangen.

Der zweite Tag gestaltete sich wo möglich noch schlimmer wie der erste. Das Kind war unzugänglich für alle Liebkosungen, ging wie verscheucht von einem Orte zum andern, und war bei jeder Anrede auf dem Punkte in lautes Weinen auszubrechen. Es entzog sich auch im Laufe des Nachmittags seinen kleinen Gefährten, die bereits den Muth und die Lust verloren das „Trotzköpfchen" zu erheitern, und verweilte lange unbemerkt in seinem Zimmer. Die Großmutter blickte schon ganz besorgt auf ihr liebes Sophiechen, und fürchtete es möchte gar noch krank werden.

So verstrich auch dieser Tag und am Abend verlangte die Kleine von selbst zeitig zu Bette. Sie sah auffallend bekümmert aus, und man hörte sie noch lang in ihrem Bett heftig schluchzen. Endlich begab sich die Tante, die sie mitgebracht hatte, halb sorglich, halb ärgerlich in ihr Zimmer; sie fand Sophiechen schlafend und überlegte, ob es wohl gerathen sei, das Kind zu behalten bis zum bestimmten Termin, oder ob sie es nicht doch lieber wieder nach Haus bringen solle, was ihr sehr ungelegen kommen mußte.

Während sie so dachte, ordnete sie die umhergestreuten Kleidungsstücke des Kindes und bemerkte dabei in der Tasche des Kleidchens ein Papier. Sie zog es hervor; es war ein schief zusammengefaltetes Blatt aus einem Schreibheft, anscheinend eine Schreibübung enthaltend. Man sah außer einigen Dintenflecken nur den Buchstaben „m" oft wiederholt auf den blauen Linien. Schon wollte die Tante das Papier achtlos weglegen, da fielen ihr plötzlich die letzten, halblauten Worte ein, die das Kind beim Scheiden seiner Mutter gesagt, und sie wußte nun, daß dies der versprochene Brief sein sollte. Leider verkündete er Heimweh, und die häufigen Thränenspuren inmitten der Schrift bezeugten dies ebenfalls. Die Tante kehrte nun mit dem Schriftstück in's Wohnzimmer zurück, wo alsbald im Familienrathe beschlossen wurde, des andern Morgens die betrübte Kleine ihren Eltern wieder zuzusenden. Gewiß mochte die Sorge, wie ihr Brief befördert werden solle, das arme Sophiechen den Abend hindurch so besonders bedrückt haben.

Wie erheiterte ſich dagegen das Geſichtchen des Kindes, als man ihm beim Erwachen dieſen Beſchluß mittheilte und ein Blick aus dem Fenſter auch ſchon die Kutſche zeigte, die bereit ſtand, es der Heimath zuzuführen. In der letzten Stunde ſah die Großmutter das Enkelchen zum erſtenmal freundlich blicken, und zutraulich gegen ſie werden, und die Heiterkeit des im Allgemeinen munteren Kindes erwachte erſt jetzt in der kleinen Bruſt. Der Weiberhof mußte es ſich gefallen laſſen, einmal einen ſeiner kleinen Beſucher beim Scheiden fröhlicher als beim Kommen zu ſehen. Freudeſtrahlend blickte Sophiechen aus dem Wagen, wie er ſchwerfällig ſich vom Thore hinwegbewegte. Der Heimweg blieb in gleicher Weiſe angenehm, als der Herweg dies nicht geweſen war. Je näher man der bekannteren Gegend kam, je größer wurde die Luſt. Und als nun der Wagen endlich, endlich in die Allee einbog, die zum heimathlichen Schloſſe führte, als er dann in dem Schloß einfuhr, o da brach ſich die Freude in lautem Jubel Bahn, und verkündete ſogleich den Eltern, die erſtaunt und halb erſchreckt an die Fenſter geeilt waren, daß dem Liebling kein Unheil widerfahren ſei. Das Glück unſerer kleinen Sophie nach all dem Schmerze, ſich wieder in die Arme von Mutter und Vater ſtürzen zu können, die Wonne mit der ſie die liebe Heimath nach ſo langer Trennung wieder begrüßte, war ſo groß, daß die Eltern ihr nicht zürnen konnten, ja ſogar die Tante die Unannehmlichkeiten verzieh, die „Trotzköpfchen“ ihr bereitet hatte. Der Vater aber ſagte lächelnd, wie er den Hergang erfuhr, indem er dem Kinde ſcherzend auf die Schulter klopfte: „Da ſiehſt Du nun, wie gut es iſt, wenn man ſchreiben gelernt hat.“

Die Muttergottes-Eiche.

Von Anna Benedikt.

II.

In der Fremde. Kampf und Streit.

Zuerst mußte Hubert scheiden. Kaufmann Reinberg trat seine Reise wieder an, die er den Rhein hinab über Holland machen wollte, um sich daselbst einzuschiffen nach Amerika. Dort über dem Meere, in Westindien hatte sich sein Schwager, ein Franzose, angesiedelt, der vor mehreren Jahren dahin ausgewandert war, um sich in der neuen Welt Vermögen zu erwerben. Damals waren die Auswanderungen noch nicht so zahlreich und es gelang seinem Fleiße so ziemlich, sein Ziel zu erreichen, denn St. Domingo war durch die Betriebsamkeit der Franzosen eine blühende Insel geworden. Die Schwester schrieb auch wiederholt dem Bruder, er möge doch zu ihnen kommen und sein Glück versuchen. Reinberg, dessen Vermögen während der langen Kriegszeit durch verunglückte Spekulation bedeutend geschmälert worden war, verkaufte seine liegende Habe, packte den Rest des Geldes zusammen und begab sich auf die Reise. Den Knaben wollte er mit sich nehmen, damit er ihm all die kleinen Dienste leiste, deren der Reisende bedarf und er doch nicht so ganz ohne allen Gefährten wäre. Auch mochte er denken, in der neuen Welt könne man immer frische, junge Kräfte brauchen. Hubert wußte freilich nicht, als er vor der Abreise seine weinenden Geschwister küßte, daß es so weit fort ginge in die offene Welt hinaus. Der gute Pfarrer hatte ihm vorgestellt, daß er nun recht viel Neues und Schönes sehen werde und wie er einmal selbst ein Kaufmann oder stattlicher Herr werden könne. Am Abende zuvor war Hubert noch mit seiner Schwester bei der lieben Muttergottes-Eiche gewesen, hatte da gebetet und sich von dem schönsten Eichenlaub gepflückt, das er zum Andenken nebst einem Madonnenbildchen in eine Brieftasche legte, die er einmal zum Geschenk erhalten hatte. Auch vom Grabe der geliebten Mutter hatte er Abschied genommen. Am andern Morgen ging es fort. Das Reisen war damals viel beschwerlicher als jetzt. Ganze Tage und Nächte wurden in schwerfälligen Postwägen hingebracht, die Wege waren oft ziemlich schlecht, und Wind und Wetter und herumstreifende, raubsüchtige Banden thaten das Ihrige, den langen Aufenthalt auf der Landstraße zu verleiden. Der Knabe

fühlte sich so einsam und verlassen unter den vielen nie gesehenen Menschen, und Kaufmann Reinberg war ihm noch zu fremd, zu einsilbig und schweigsam, als daß er ein rechtes Zutrauen zu ihm hätte fassen können. Er blieb demselben gegenüber schüchtern und trachtete nur so pünktlich als möglich seinen Wünschen und Befehlen nachzukommen, die stets mit Kürze und Entschiedenheit gegeben wurden. Bei der geringsten Zögerung oder Ungeschicklichkeit zog er sich ein rasches Wort des Tadels oder einen derben Verweis zu. Da fiel ihm freilich oft ein, wie die Mutter gesagt hatte: „Lerne Deinen Willen beugen, mein Sohn, Du wirst es wohl noch brauchen," und seine Thränen flossen bei dem Gedanken an die Zeit, wo der theure Mund der Mutter noch freundlich zu ihm gesprochen, das Mutterauge ihn zärtlich angeblickt hatte; aber er dachte sich auch die liebe Mutter als seinen Schutzgeist, der ihn begleitete auf den fremden Wegen und den er nicht betrüben dürfe. Daher kämpfte er muthig mit sich selbst, war gehorsam und unterwürfig und lernte sich fügen in den Willen seines Gebieters. Die Reise selbst machte auch ungeachtet der damit verbundenen Strapazen auf den lebhaften Knaben einen wohlthuenden Eindruck. Sie ging über Mannheim, Mainz, Köln, Antwerpen nach Amsterdam. In den größern Städten hielt sich der Kaufmann immer einige Tage auf, um Geschäftsfreunde zu besuchen und sich von ihnen zu verabschieden. Manchmal mußte Hubert allein im Gasthause zurückbleiben und das waren für ihn sehr traurige Stunden; öfters aber nahm ihn Reinberg oder sonst Jemand, der an sich selbst erfahren hatte, wie wohl barmherzige Milde und Freundlichkeit in der Fremde thut, mit sich, und Hubert konnte dann nicht genug staunen über die Größe der Häuser, über die Menge der Menschen, die sich in den Straßen herumtrieben, über die prächtigen Kirchen und Gebäude, die er freilich meistens nur von außen zu sehen bekam. Doch ganz glücklich fühlte er sich an dem Sonntagsmorgen, an welchem er den Kölner Dom betreten durfte. Der Eindruck, den dieser Prachttempel auf das empfängliche Gemüth des Knaben hervorgebracht, war ein überwältigender. Unter den Klängen der Orgel kniete er hin und betete aus vollem, überströmenden Herzen: „Du lieber Gott, verlaß mich armen Waisen nicht, wo ich auch hinkommen mag, und beschütze mich! Gib, daß ich ein guter, brauchbarer Mensch werde und laß mich einst meine Geschwister und meine theure Heimath wiedersehen!" Da neigte sich alles Volk bei dem Segen des Priesters und eine Thräne lag vor ihm auf dem Betstuhle. War sie aus seinen eigenen

Augen geflossen? Er gelobte aufrichtig, stets dieser Stunde und der letzten Thräne seiner Mutter eingedenk zu sein.

Von Allem aber, was des Knaben Sinne und seine Aufmerksamkeit auf der Reise gefangen nahm, war es die Rheinfahrt, die den herrlichen Anblick der stolzen Schlösser oder Bergruinen, der sanft emporsteigenden Rebenhügel ihm gewährte, und wo seine Wißbegierde ihn oft zu einem fremden Reisenden hindrängte, von dem er mit Recht Aufschluß zu erlangen hoffte. Wenn dann die Fahrt zu Lande wieder weiter ging, so machte es ihm ein ungemeines Vergnügen, dem Posthorn zu lauschen, und dem braungelockten Knaben zu Liebe blies mancher freundliche Postillon ein Stückchen mehr auf seinem Instrumente, das damals noch so oft in weichen und schmetternden Klängen durch Fluren und Wälder erscholl, in mancher Seele ein unbewußtes Weh oder eine mächtige Reiselust weckend.

Sie kamen nach Amsterdam, dieser bedeutendsten Stadt in Holland, wo sie sich nach Amerika einschiffen sollten. Wie überraschend war für Hubert das Gewoge der Menschen, die zahlreichen Boote und großen Segelschiffe, die vor Anker lagen und das Meer selbst mit seinen Schauern und Geheimnissen. Er überließ sich so ganz seiner Neugierde, daß er nicht mehr auf Herrn Reinberg Acht gab, der indessen wegen der Ueberfahrt unterhandelte. Als Hubert sich nach demselben umsah, fand er ihn nicht mehr. Eine unbeschreibliche Angst bemächtigte sich seiner. So allein in dem fernen Lande, in der großen Stadt, wo es von Menschen wimmelte und Keiner ihm sagen konnte, wohin er sich wenden solle, denn er wußte nicht den Namen des Absteigquartiers. Da irrte er in den von Kanälen durchzogenen Straßen trostlos umher und konnte sich nicht mehr zurecht finden. An den Kanälen waren stattliche Linden gepflanzt, und unter einer derselben hatte eine fromme Hand ein Marienbild angebracht. Bei dem Anblicke desselben gedachte Hubert der Muttergottes-Eiche und es überkam ihn ein grenzenloses Heimweh. „Ach," sagte er, „Du Mutter der Gnade, sieh, ich habe keine Mutter mehr auf Erden, die sich meiner annehmen kann, rette mich aus meiner Angst!" Da legte sich eine derbe Hand auf seine Schulter und als Hubert umsah, schaute er in das wettergebräunte Gesicht eines alten Matrosen, der ihn fragte: „Bist Du vielleicht der Knabe, den ich suche und heißest Du nicht Hubert?"

„Ja, so heiße ich," rief dieser.

„Nun, so komm schnell, Herr Reinberg hat mich ausgeschickt, Dich zu suchen."

Der Knabe folgte ihm freudig und als Reinberg das blasse Gesicht desselben erblickte, erließ er ihm die scharfe Rüge, die er ihm zugedacht hatte. Des andern Morgens schifften sie sich nach St. Domingo ein. Das Schiff selber und das Leben auf dem Schiffe bot unserm Hubert wieder lauter Neues und Interessantes. Er forschte nach Allem und der alte Matrose Jakob belehrte ihn gerne. Er machte sich überhaupt bei dem Schiffsvolke und bei den Reisenden durch Freundlichkeit und seine vielen kleinen Dienste beliebt. Auch Reinberg schenkte ihm mehr Theilnahme und Aufmerksamkeit. Der Kaufmann hatte die Seekrankheit im hohen Grade zu überstehen. Da war Hubert stets bei ihm und bewies ihm die kindlichste Sorgfalt und suchte seinen Wohlthäter auf alle mögliche Weise zu erheitern. Die Muße bei der Ueberfahrt benützte Reinberg dazu, den Knaben in der französischen Sprache zu unterrichten. Er fand, daß sein Pflegling viele Anlagen zum Lernen habe; dies gewährte ihm Vergnügen und ermunterte auch seinen eigenen Eifer, denn ein träger Schüler bringt auch den Lehrer um alle Lust. Sie waren lange Zeit auf der offenen See und hatten manche Beschwerden, auch manchen Sturm auszudauern. Einmal bei einem solchen Ausbruch der Elemente, wo das Schiff sich bald auf einen Wellenberg erhoben, bald in den schwarzen Abgrund geschleudert sah, wo manches Männerherz bebte im Angesichte des Todes und mancher laute Angstruf erscholl, kauerte Hubert still in einem Winkel der Kajüte und betete vertrauensvoll: „O Gott, Du wirst uns nicht in das schauerliche Wassergrab sinken lassen, hat ja die Mutter oft gesagt: Wer auf Dich vertraut in der Noth, hat auf festen Grund gebaut.“ Hubert jammerte nicht und verzagte nicht; wenn aber die Gefahr vorüber war, die zürnenden Wellen sich wieder glätteten und ein günstiger Wind mit vollen Backen in die sich blähenden Segel blies, vergaß er nie, der gütigen Vorsehung zu danken und grüßte jubelnd das reine Himmelsblau, das ihm von oben und aus dem Wogenspiegel entgegenlächelte. Seine zu große Schüchternheit und Traurigkeit schwand allmählig, weil er fühlte, daß er an Reinberg einen väterlichen Freund gefunden, sein Geist reifte schneller durch den vielseitigen Umgang mit Menschen und als endlich nach langer Reise das Schiff auf St. Domingo landete, blickte er in seine Zukunft mit frischem Muthe und dem unbekümmerten Wesen, das der Jugend eigen ist.

Julius Reinberg wurde von seinen Verwandten mit großer Freude empfangen. Herr Meunier, so hieß der Schwager desselben, besaß ein hübsches

Haus, reiche Pflanzungen und hatte viele Neger zu seinen Dienern, die er aber sehr hart und strenge hielt. Meuniers Frau war die Güte selbst und erzog auch ihr einziges Kind Julie, ein Mädchen von acht Jahren, mit aller Sorgfalt. Hubert durfte zwar an den Unterrichtsstunden Juliens Theil nehmen, wurde aber außerdem zu allerlei Arbeiten verwendet, welche oft für seine Kräfte zu schwer waren. Julius Reinberg, der sein Vermögen mit dem seines Schwagers verschmolzen hatte, war oft in Geschäften Monate lang abwesend, und Meunier, der den Knaben mehr als eine aufgebürdete Last ansah, gönnte ihm oft kaum die nöthige Ruhe. Allein so schwer es ihm oft wurde, manches zu thun und zu ertragen, so war es ihm doch viel schmerzlicher, die Leiden Anderer mit anzusehen. Wie oft war er Zeuge, wie der Aufseher die armen Schwarzen mißhandelte, wenn sie nicht unausgesetzt arbeiteten, oder sich sonst ein Vergehen zu Schulden kommen ließen; wie oft verminderte er durch seine dringende Fürbitte die Zahl der grausamen Schläge! Einmal an einem glühend heißen Tage hatte er eine Sendung nach einer entfernten Zuckerplantage. Auf dem Wege dahin hörte er aus einer Negerhütte ein angstvolles Stöhnen. Von Mitleid ergriffen trat er näher, ging hinein und fand den alten Tom gefesselt am Boden, der flehend ihn anrief: „Bitte, bitte, nur einen Trunk frischen Wassers!“ Hubert eilte fort und brachte in einem hölzernen Becher, den er immer bei sich trug, dem Unglücklichen die erwünschte Labung. Tom schlürfte gierig den Trank, den ihm der Knabe gereicht und stammelte dann Dank tausend und tausend Mal. Hubert weinte über ihn, versuchte seine Fesseln zu lockern und fragte, warum er denn gestraft worden sei. „Ach,“ sagte der alte Neger, „ich schlief vor Müdigkeit unter einem Baume ein und versäumte die Zeit des Aufbruches zur Arbeit.“ Hubert versprach ihm wo möglich Hilfe zu bringen und kehrte in das Haus zurück. Dort suchte er die kleine Julie auf, der er Alles erzählte, und sie inständig bat, bei ihrem Vater für Tom zu sprechen, denn er wußte recht gut, daß das liebe, schmeichelnde Wesen Alles erreichen konnte. Es geschah auch so. Julie und Hubert ließen es sich nicht nehmen, Tom selbst die Fesseln abzunehmen. Dieser ergoß sich in einen Strom von Dankesworten und segnete die guten Kinder. Hubert hatte an ihm einen Freund gewonnen, und der Trunk frischen Wassers, dem Lechzenden gereicht, sollte ihm nicht unvergolten bleiben.

Hubert und Julie lebten mit einander im besten Einverständnisse. Er

sprach mit ihr von seiner Heimat am Rheine, von seiner verstorbenen Mutter, von seiner Schwester Sibylle und seinem Brüderchen Hermann und klagte oft, daß er so gar nichts mehr von seinen Geschwistern wisse. Einmal als er ein Langes und Breites über ihre Kinderspiele im Walde und von der Muttergottes-Eiche erzählt hatte, unter welcher seine Mutter so gern verweilte, lief Julie in's Haus, kam aber bald wieder zurück mit einem schönen Bilde in Glas und Rahmen, das die Madonna mit dem Kinde darstellte und welches sie von ihrer Pathin aus Paris erhalten hatte und sagte: „Komm, Hubert, wir fügen dieses Bild in die große Korkeiche dort im Garten, so hast Du wieder eine Muttergottes-Eiche." Sie thaten es und so hatte Hubert eine Erinnerung mehr an Mutter und Geschwister, einen Ort, wo er im Gebete derselben gedenken und seine guten Vorsätze erneuern konnte, denn es gab manchen Sturm und Zwiespalt in seiner Seele, hervorgerufen durch das sonderbare Verhältniß, sich auf der Einen Seite als Sohn, auf der andern als Diener betrachtet zu sehen. So wuchs er zum kräftigen Jünglinge heran; selbst Meunier wurde ihm nach und nach gewogener und Julius setzte unbeschränktes Vertrauen in ihn. Aber die Zeit, die seinen Geist und Körper zur Reife gebracht, hatte auch auf St. Domingo einen Plan gereift, der zum Verderben der Weißen ersonnen war. Auf der Insel lag ein Druck, wie ihn die unheimliche Stille vor einem Gewittersturm fühlbar macht. Man raunte sich etwas von einem bevorstehenden Aufstande in die Ohren, den die empörten Neger beabsichtigten. Meunier besonders hatte dabei zu fürchten, daher drang Reinberg in ihn, mit Frau und Kind die Insel zu verlassen, da sich eine Gelegenheit bot, nach Jamaica zu schiffen; er wolle schon noch den Verkauf der Pflanzungen besorgen, die Vermögens-Angelegenheiten ordnen und später nachkommen. Meunier und seine Familie verließen also Domingo, um nach Jamaica, einer benachbarten, großen Insel sich zu begeben, Hubert aber blieb treu bei seinem Gönner zurück nach einem traurigen Abschied von Julien. Die Geldsummen waren glücklich eingezogen, die schönen Pflanzungen veräußert — da brach der Aufstand los. Die verschworenen Neger stürzten sich wüthend auf die Weißen, drangen mit Waffen in die Häuser und tödteten ihre früheren Gebieter, zündeten die Landhäuser an, vernichteten die Zucker-Ernte auf den Pflanzungen; es war grauenhaft zu sehen, wie die Augen der schwarzen Gesichter Rache sprühten und die dunkelfarbigen Arme die Schwerter und Fackeln schwangen. Was flüchten konnte,

flüchtete, was sich verbergen konnte, verbarg sich. Eine Schaar rachedurstiger Neger stürmte auch in Meunier's Haus. Da sie denselben nicht fanden, zerstörten sie wenigstens Alles, was zu zerstören war. Julius Reinberg und Hubert waren schon zur Abreise gerüstet und warteten nur noch auf die Ankunft eines Schiffes. Julius hatte dem Letzteren alle werthvollen Papiere übergeben in der Voraussetzung, daß man sie bei ihm nicht suchen werde. Meunier besaß einen Garten am Meeresufer; dahin hatten sich beide geflüchtet und im Gartenhause versteckt gehalten. Allein auch dahin kamen die schwarzen Aufrührer und Hubert mußte es mit ansehen, wie Einer derselben den Beschützer seiner Kindheit niederstach. Ein einziger Blick der Liebe und des Flehens noch aus dem sterbenden Auge und sein Wohlthäter war nicht mehr. Auch nach Hubert zuckte ein blinkendes Messer — da stürzte der alte Tom herbei und entriß ihn der Gefahr mit den Worten: „Den überlaß mir, ich will ihm vergelten!" Er zog den fast ohnmächtigen Jüngling mit sich fort. Die Sturmglocken läuteten ein großes Leid seiner Jugend ein, wie sie einst damals, als er sie dröhnen hörte unter der Muttergottes-Eiche dem größten Schmerz seiner Kindheit gegolten hatten; der Brand loderte aus den Dächern wie damals, nur furchtbarer, wie lauter Leichenfackeln. Tom brachte Hubert in ein sicheres Versteck und verbarg ihn so lange, bis er ihn heimlich auf ein Schiff bringen konnte, das nach New-York segelte. So war er gerettet durch Toms Dankbarkeit und verabschiedete sich herzlich von ihm, nachdem ihm Tom noch den Trost gegeben, daß er den Leichnam seines Herrn und Wohlthäters in ein Grab im Garten versenkt habe. Nun stand er wieder ganz allein und überlegte vor Allem, was nun zu thun sei. Daß das Vermögen, welches er bei sich trug, nicht sein Eigenthum sei, war ihm gewiß. Er mußte aber nun gegen seinen Willen die Reise nach New-York machen, und seine kleinen Ersparnisse waren nicht einmal hinreichend die Kosten der Seefahrt zu bestreiten; seine sonstige Habe war verbrannt. Er nahm sich also vor, so wenig als möglich von dem fremden Gute zu verbrauchen, darüber Rechenschaft abzulegen und die nächste Schiffsgelegenheit nach Jamaica zu benützen, um den Verwandten seines Herrn das Vermögen zu überbringen.

Die Reise war für ihn Anfangs sehr traurig, denn seine Gedanken hafteten immer an den Ereignissen der letzten Tage in St. Domingo. Ein junger Mann auf dem Schiffe, Namens William Rood, suchte ihn auf alle mögliche Weise zu erheitern. Er erzählte ihm Vieles aus seinem eigenen

Leben, das ziemlich viel Abenteuerliches hatte, und als sie in New-York an's Land gestiegen waren, bot er sich an, Hubert mit der großen Stadt und ihrem Treiben bekannt zu machen. Dieser überließ sich mit dem Vertrauen der Jugend seiner Führung und William zeigte ihm alles Sehenswerthe und Merkwürdige, schilderte ihm mit den blendendsten Farben die Genüsse, welche das Leben einer großen Stadt einem jungen Manne zu bieten vermag, führte ihn von einem Vergnügen zum andern und nahm so seine Sinne und seine Zeit gefangen. Hubert hatte auf Williams Bitten schon einmal den Abgang eines Schiffes versäumt, längst viel mehr Geld ausgegeben, als er selbst für nöthig hielt, und was das Schlimmste war, er fing an, sich so recht wohl zu fühlen in diesem Taumel der Freiheit, die er zum ersten Mal in seinem Leben so recht genoß und die Bilder der Vergangenheit erblichen immer mehr in seiner Seele.

Einmal kehrten die beiden jungen Leute in einem ziemlich abgelegenen Gasthause ein und trafen da eine zahlreiche Gesellschaft, die dem Weine fleißig zusprach, und dem Gesange böhmischer Harfenmädchen zuhorchte. Hierauf begab man sich in ein anstoßendes Zimmer; dort standen und saßen um einen grünen Tisch viele Männer; die Goldstücke rollten hin und her und ein hagerer Mann scharrte oft einen großen Haufen derselben für sich zusammen. „Nun," rief William unserem Hubert zu, „versuche Dein Glück!" Hubert wußte, wo er war, denn manchmal hatte Reinberg ihm von den verderblichen Spielhöllen gesagt und ihn davor gewarnt. Aber in dem funkelnden Golde trat der Versucher an ihn heran und flüsterte ihm zu! „Das ist die beste Gelegenheit, dir selbst Vermögen zu erwerben, wage eine fremde Summe, du kannst sie ja wieder erstatten mit dem Gewinne. Wer nicht wagt, gewinnt nicht. Du lebtest jetzt immer in einem Abhängigkeits-Verhältniß, warst nicht Herr nicht Diener, verschaffe dir schnell Reichthum und damit Selbstständigkeit." Das und noch manch anderes lockende Bild spiegelte ihm ein böser Geist vor und der oft glücklich bekämpfte Leichtsinn war nahe daran, den Sieg davon zu tragen. Schon griff er nach seiner Brieftasche, eine Banknote herauszunehmen — da fielen dürre Eichenblätter aus derselben heraus, zu seinen Füßen hin. Er trat zurück und starrte zu ihnen nieder; sie wurden auf einmal grün und lebensfrisch und ein ganzer Baum erhob sich vor seinem innern Auge — die Muttergottes-Eiche, deren Bild ihn klagend anzublicken schien. Ein Zittern überkam ihn am ganzen Leibe, er fühlte, daß er an einem Ab-

grunde stand. Ein Nebel umflorte seine Augen, vor seine Seele trat das Sterbebett in dem Pfarrhause der Heimat, die letzte Thräne der Mutter brannte auf sein Herz, sein guter Engel beugte sich über ihn, er floh aus dem Zimmer, aus dem Hause in die Nacht hinaus und floh, bis er draußen vor der Stadt in den schattenreichen Alleen unter einem Baume zusammensank und bitterlich weinte. In seiner Nähe aber erklangen Harfentöne durch die Stille der Nacht, und eine bewegte Stimme sang ein deutsches Lied:

„O Mutterherz, das für mich schlug,
Dein denk' ich immer neu,
Denn bis zum letzten Athemzug
War deine Liebe treu.

Die letzte Thräne rann herab,
Sie galt dem tiefsten Weh —
Ob ich wohl jenseits über'm Grab
Dich einstens wiedersehʼ'."

Am andern Morgen verdingte sich Hubert als Matrose auf ein Schiff, das nach Jamaika segelte und fühlte sich so glücklich, daß er den Blick frei von schwerer Schuld zum blauen Himmel erheben konnte, aus dem die verklärte Mutter auf ihn herab zu lächeln schien; er fühlte, daß er einer großen Gefahr entronnen, zwar allein aber nicht verlassen sei und legte sein künftiges Geschick in die Hand des Allgütigen.

Das Schiff steuerte der Insel Jamaica zu nach günstiger Fahrt, aber je näher es kam, desto mehr bangte Huberts Herz bei dem Gedanken an das Leid von Reinbergs edler Schwester, die ihn nun allein ankommen sehen sollte. Nach mühevollem Forschen fand er endlich die Familie, welche die Kunde von Julius Tod bereits schon erreicht hatte. Man hatte auch Hubert verloren gegeben und den Verlust des Vermögens für gewiß gehalten. Wie erstaunten also Meunier, seine Frau und Tochter als Hubert erschien und die Papiere und Banknoten überbrachte. Frau Meunier betrachtete ihn von nun an als ein theures Vermächtniß des geliebten Bruders und die Schreckniſſe der letzten Zeit hatten ihres Gatten Stolz und Uebermuth gebrochen. Das noch erlangte Vermögen setzte ihn wieder in den Stand, größere Besitzungen anzukaufen. Er überließ aus Dankbarkeit dem Hubert einen bedeutenden Theil derselben und gab ihm sogar später seine Tochter Julie zur Ehe.

Hubert war nun sehr glücklich und mit Gütern reich gesegnet. Allein schon nach wenigen Jahren starb seine theure Gattin an einem herrschenden bösartigen Fieber, dem auch seine Schwiegereltern kurz zuvor erlegen waren und sein und ihr Erbe war ein einziges Söhnchen von drei Jahren.

Da erwachte in dem einsamen Manne die Sehnsucht nach der Heimat, nach den Ufern des Rheins, nach dem Grabe seiner Mutter. Er wollte nach Europa zurück und nach seinen Geschwistern forschen, denen er vielleicht nützlich sein könnte. Er verkaufte seine Besitzungen und schiffte sich mit seinem Söhnchen Hermann und dessen Wärterin, in Begleitung eines treuen schwarzen Dieners nach Europa ein.

III.

Lohn der Geduld.

Und Sibylle? — Sie blieb so gar einsam zurück. Mit ihrer Mutter war das Glück ihres Lebens, mit ihren Brüdern die Lust ihrer Kindheit geschieden. Es blieb ihr nur die wehmüthige Freude, die Erinnerung an ihre Lieben recht lebendig in der Heimat zu besitzen. Sie wohnte im Pfarrhause und wurde der alten Brigitte, einer Verwandten des Herrn Pfarrers, als Gehilfin im Hauswesen beigegeben. Da hatte sie aber keine guten Tage. Der Herr Pfarrer war zwar stets liebevoll und freundlich gegen sie, aber er war fast immer kränklich und lebte in seinem Zimmer zurückgezogen und Sibylle stand doch zunächst unter dem Kommando der alten Brigitte. Diese aber gehörte zu jenen Menschen, welche durch die bittern Erfahrungen des Lebens nicht veredelt werden, sondern all ihr in sich gesaugtes Gift gleich den Kröten über Andere ausspritzen; denen jedes Lächeln ein Hohn, jede noch so schuldlose Freude eine Sünde, Jugend und Schönheit ein Dorn im Auge ist. Was wußte Brigitte von den Anforderungen der Kindheit an Liebe und Freude? Sie sah in jedem Kinde einen Quälgeist, der ihre Ruhe störte, in jedem frohen Scherz einen boshaften Muthwillen und konnte nichts weniger ertragen, als den Anblick eines heitern Gesichtes. Sie that daher Alles, um Sibyllens kindlichen Frohsinn zu zerstören. Den ganzen Tag über bewachte sie dieselbe wie die böse Fee im Märchen, schalt und zankte beständig und gestattete ihr keinen Umgang mit andern Kindern. Vor Tagesanbruch wurde sie aus dem Bette getrieben, um im Stalle zu arbeiten, dann in der Küche und Nachmittags mußte sie sich in der Stube mit Nähen beschäftigen. Wie traurig war es erst für das arme Mädchen Abends, so an der Seite der

grämlichen Alten beim trüben Schein des Oellichtleins am Spinnrade zu sitzen, wo kein herzliches Wort, kein froher Ton des Gesanges ihrem Munde entschlüpfen durfte. Brigitte gönnte ihr an Nahrung und Kleidung nur das Nöthigste, denn sie war der Neid selbst und sah sich bei der Kränklichkeit des Herrn Pfarrers schon als die Besitzerin der ganzen Habe desselben an. Nichts konnte Sibylle recht thun, was sie auch noch so unverdrossen that und am ärgsten ging es ihr, wenn der Herr Pfarrer oder sonst irgend Jemand ein Lob über sie aussprach, denn Brigitte konnte durchaus nicht leiden, daß Andere gelobt wurden. Wenn das Mädchen noch so fleißig gearbeitet hatte und sich anstrengte, Alles im Hause reinlich und in Ordnung zu halten, und der bösen Herrin alle mögliche Mühe zu sparen sich bestrebte, so war in Brigittens Aeußerungen nur immer sie allein diejenige, welche sich plagen mußte und die allein Nutzen schaffte.

Da war freilich hinlänglich Gelegenheit geboten, die Wunderblume Geduld zu pflegen und das Wort der Mutter am Sterbebette blieb Sibyllen unvergeßlich. Wie oft benetzte sie mit Thränen das Kreuz, das theure Andenken an die liebe Mutter, wenn sie Nachts in ihrer kleinen Kammer endlich Ruhe fand. Sie war früh in die Schule der Leiden gekommen, an ihr bewährte sich aber auch treu, daß im Kreuze Heil sei. Freilich kostete es viel, bis sie dahin gelangte, in Geduld zu leiden, und dem Herrn das Kreuz ohne Murren nachzutragen — viele Thränen des Jammers, viele Ausbrüche des Schmerzes, und weit und dornig war der Weg vom Widerwillen bis zur Ergebung. Aber so wird die Seele geläutert in den Gluthen des innern Streites und das Gold der Tugend zu Tage gefördert aus dem finstern Schachte des Leidens. Gebet und Erinnerung waren die einzigen Engel des Trostes für das trauernde Mädchen, der tägliche Gang am Morgen in die heil. Messe die einzige frohe Zeit für den ganzen Tag. Da führte sie der Weg über den stillen Kirchhof am Grabe der Mutter vorbei, das sie nie ungeschmückt ließ und nie verließ, ohne sich die Uebung in der Geduld neuerdings zur Aufgabe zu machen. Am Ausgange der Woche lächelte ihr manchmal ein freundlicher Stern, denn sie durfte hie und da die alte Brigitte, wenn sie am Sonntag nach der Vesper auf Besuch in das nahe Städtchen ging, bis zur Muttergottes-Eiche begleiten. Da blieb sie dann sitzen unter dem geliebten Baume und dachte so recht an Mutter und Geschwister. Wo werden wohl ihre Brüder sein? Wie wird es ihnen gehen? Wird sie wohl

jemals dieſelben wiederſehen? Es fiel ihr unendlich ſchwer, von ihnen getrennt zu ſein. Da betete ſie jedes Mal für die fernen Brüder und empfahl ſie dem Schutze Gottes und der heil. Jungfrau Maria. Sie ſuchte alle Plätzchen auf, wo ſie einſt mit den Geſchwiſtern geſpielt und geruht hatte und da ſie ſtets neue Nahrung fand, ſo blieb die Erinnerung an die ſchönen Tage der Kindheit, die ſie mit der Mutter und den Geſchwiſtern verlebt hatte, immer lebendig. Sonntags durfte ſie auch ein Erzählungs- oder Erbauungsbuch mitnehmen, was ihr eben ſo viel Nutzen als Freude gewährte. So ſchwanden die Jahre hin und ſo verduftete die Blüthe ihres Lebens als ein ſtilles Weihrauchopfer für Gott. Der Pfarrer ſtarb. Die alte Brigitte war ſehr gebrechlich und hinfällig geworden und bedurfte nun ſelbſt der Pflege. Da ſie ſich ihres unfreundlichen Weſens wegen keine Freunde erworben hatte, wäre ſie ohne Sibylle ganz verlaſſen geweſen. Sibylle dachte nur mehr daran, daß ſie doch Vieles bei ihr gelernt hatte, wodurch ſie ſich Andern nützlich machen konnte, und daß der ſterbende Pfarrer ſie gebeten, doch ſeiner Baſe ſich anzunehmen, und ihr ſeinen Segen und ein kleines Erbe hinterlaſſen hatte. Brigitte ſelber, da ſie in ihrer Hinfälligkeit ihre Abhängigkeit von andern Menſchen ſah, erkannte erſt Sibyllens Werth und bat ſie flehend, mit ihr in's nahe Städtchen zu ziehen. Sibylle hatte zwar einen ſehr vortheilhaften Antrag erhalten, in die Dienſte einer reichen, fremden Herrſchaft zu treten, aber es feſſelte ſie auch überdieß an die Heimat das Grab der geliebten Mutter und die Hoffnung, hier allein werde ſie die verlornen Brüder wiederſehen. Sie blieb alſo bei Brigitten und verſorgte und verpflegte ſie in wahrhaft rührender Weiſe. Nach dem Tode derſelben erhielt ſie einige Hundert Gulden an Geld und die beſcheidene Hauseinrichtung, blieb in dem gemietheten Stübchen und verdiente ſich durch Handarbeit und allerlei Dienſtleiſtungen ihr tägliches Brod gleich ihrer Mutter. Ihre Kindheit war in harter Arbeit, ihre Jugend im Krankendienſte hingegangen, ihr Leben ſo einſam und ſtille, wie nur das eines einſamen Frauenherzens zu ſein vermag; mancher Frühling hatte der Muttergottes-Eiche das grüne Blätterdach gewölbt, mancher Herbſt ihr die welken Blätter zu Füßen geſtreut, aber das friſche wie das welke Laub hatte dem Herzen in Hoffnung oder Ergebung leiſe zugeflüſtert: „Geduld, Geduld!“ —

IV.

Wiedersehen.

Es war ein kostbarer Maitag. In der Ferne verklangen die Vesperglocken, den Wald weihte die Stille des Sonntags. Ein leiser Windeshauch bebte durch die Wipfel und es war, als ob der liebe Herrgott selbst durch die grünen Säulengänge wandelte und die Engel vor ihm die Zweige senkten. So feierlich gestimmt nahm er einen jungen Wanderer auf, der die östereichische Offiziers-Uniform trug, dessen linker, schlaff herabhängender Arm aber wohl zeigte, daß er dem Vaterland seinen Tribut bezahlt hatte. Der junge Mann schien nicht die Sonntagsruhe des Waldes in seiner Seele abzuspiegeln, denn es war eine eigne Hast in ihm, er beschleunigte bald seine Schritte, bald blieb er stehen und suchte sich wieder zurecht zu finden auf den verschränkten Waldpfaden. Da stand er plötzlich ganz stille und lauschte. Ihn verdeckte ein dichtes Gebüsch und als er dazwischen durchblickte, sah er auf einem weichen Mooseplätzchen einen gut gekleideten Schläfer liegen, an dessen Brust eine goldene Kette schimmerte. Wahrscheinlich davon angelockt, schlich ein vagabundirender Geselle zu diesem heran und wollte denselben berauben, wer weiß, vielleicht auch an ihm zum Mörder werden. Bei diesem Anblicke stürzte der Offizier aus seinem Verstecke mit gezogenem Säbel und dem Donnerworte: „Fort Schurke!“ Dieser nahm eilends die Flucht und der Fremde sprang auf. Es war ein kräftiger Mann, in der Fülle des Lebens, sein dunkles Gesicht trug die Spuren eines fremden Klimas, aber seine Sprache verrieth den deutschen Landsmann.

„Sie sind mein Retter geworden,“ sprach er nach der schnell gegebenen Aufklärung zu dem jungen Offizier, „wie kann ich Ihnen danken?“

Dieser erwiederte: „Ich that einfach meine Menschenpflicht, als ich den Bösewicht an seinem Vorhaben hinderte, danken Sie Gott, der den Umstand meiner Verirrung in diesem Walde zu Ihrer Rettung benützte.“

„Sie haben sich verirrt, wohin wünschen Sie zu gehen?“ —

„Nach dem Dorfe H. und ich suche vergebens den Ausgang des Waldes.“

„O den suche ich auch und weiß ihn auch zu finden, denn mein Gedächtniß ist treu geblieben und hat mir alle vertrauten Plätzchen meiner Heimat aufbewahrt.“ —

„Heimat? Sind Sie hier zu Hause?“ —

„Ja, aber ich komme weit, weit her, und die Anstrengungen der Reise und die letzten schlaflosen Nächte mögen auch Ursache sein, daß ich auf dem

Moosbettchen meines kleinen Brüderchens, wo ich einen Augenblick ruhen wollte, vom Schlummer überwältigt worden bin. O meine Heimath, wie grüße ich dich!"

„Sonderbar, wir scheinen dasselbe Gefühl zu theilen; auch ich kehre zu dem Orte zurück, den ich als Kind von drei Jahren verlassen mußte, und will das Grab meiner Mutter besuchen und von meiner Schwester hören." —

„Und Ihr Name, bitte schnell!"

„Hermann Berger!" —

„O Gott, mein Bruder!" rief Hubert und sie lagen sich in den Armen.

„Du bist Hubert," sagte Hermann nach einer langen Pause, als die heftige Erschütterung des Gemüthes sie wieder reden ließ; „Du bist Hubert, von dem mir oft meine Pflegeältern sprachen und zu dessen Andenken ich immer ein Schulbüchlein mit dessen Namen aufbewahrte. Du bist so stattlich und vornehm, wie brenne ich vor Begierde, Deine Schicksale zu hören."

„Wir werden uns viel, viel zu erzählen haben, laß uns aber zuerst fort aus dem Walde, ich weiß ein Plätzchen, wo sich's gut erzählen läßt — die Muttergottes-Eiche. Du weißt es gewiß nicht mehr, wie uns einst an jener Stelle die Feuerglocke erschreckte und wie bald darauf die Sterbeglocke für unsere Mutter tönte." —

„Die Erinnerung daran ist mir nicht geblieben," sagte Hermann, „ich war damals noch zu klein, aber ein Bild unserer seligen Mutter besitze ich aus ihrer Jugend, das mir meine Pflegeltern gaben. Es war mir stets ein Kleinod und ich trug es selbst in der Schlacht bei mir. Sieh hier ist es!"

Mit kindlicher Ehrfurcht nahm es Hubert zur Hand, betrachtete es lange, und eine Thräne träufelte darauf aus dem Auge des Mannes; dann gab er es zurück. Ergriffen und schweigsam gingen sie weiter und gelangten zur Muttergottes-Eiche. Da stand er, der alte, ehrwürdige Baum, als hätte er gewartet, mit seinen grünen Armen sehnsüchtig sie zu umfangen und zu segnen, die er einst als Kinder zu seinen Füssen spielen gesehen. Ein Betschemel war davor angebracht, und dort kniete eine leichte, weibliche Gestalt im dunklen Rock und Mieder, das Haupt gebeugt im Gebete.

„Sibylle!" rief Hubert, den Züge und Wesen der Schwester bekannt ansprachen, ohne bestimmt zu wissen, ob er recht gesehen. Erschreckt erhob sich die Beterin und trat scheu zurück bei dem Anblick der ihr fremden Herren. Hubert aber schritt bewegt auf sie zu und sagte: „Sibylle, erinnerst Du Dich

nicht mehr an Deine Brüder Hubert und Hermann, welche Dir oft hier Blumen zutrugen, wenn Du Kränze wandest dem Muttergottesbilde? Sind sie Dir nicht willkommen?"

Sibylle sah sie an, immer wieder und wieder und als ihr bei Huberts Reden kein Zweifel mehr blieb, da stürzte ein Strom von Dankes- und Freudenzähren aus ihren Augen und sie sank aus den Armen der Brüder hin vor das Bild der Gottesmutter und rief: „O Du meine Fürbitterin und Beschützerin, so hat mich also die Hoffnung nicht betrogen, hier meine Brüder wieder zu sehen. O Gott, wie danke ich Dir!" –

Als die Brüder erfuhren, daß Sibylle auch noch ins Städtchen zurückkehren mußte, in welchem Beide die Nacht zugebracht hatten und wo auch Hubert seinen kleinen Hermann gelassen hatte, sagte jener: „Es wird sonst zu spät, wir wollen uns am Abende gegenseitig die Erlebnisse mittheilen, jetzt aber uns zum Friedhofe begeben." Und die drei Geschwister standen wieder am Grabe der Mutter, das Rosen und Immergrün zierten, nicht mehr als arme verlassene Waisen, aber viel erfahren, viel geprüft. Das Schwert des Vaters hatte seine Tapferkeit bewährt und ruhte nun ehrenvoll in der Scheide; die letzte Thräne der Mutter, die einst die Seele des Sohnes mit Weh übergossen, war der Segensthau gewesen, der die schlummernden Blüthen zur schönen Frucht gereift, und zu dem Kreuze, wie zu einer Siegesfahne blickte die Geduld empor. — Nachdem sie einige Zeit in tiefer Rührung und Wehmuth am Grabe gebetet hatten, sprach Hubert: „Dem Gedächtnisse der geliebten Mutter will ich einen prächtigen Marmorstein setzen lassen und bei der Muttergottes-Eiche soll auf meine Kosten eine Kapelle erbaut werden. Und nun laßt uns zu meinem Kinde gehen!"

Abends spät war Seligkeit eingekehrt in Sibyllens Stübchen. Bei dem friedlichen Lampenschimmer erzählten sich die Geschwister ihre Schicksale und die Erzählung des Einen wurde wieder von den Fragen der Andern unterbrochen, so daß sie an kein Ende kommen konnten. Hermanns Leben war bei weitem das glücklichere gewesen. Er sprach mit der Beredsamkeit eines dankbaren Herzens von seinen geliebten Pflegeeltern, welche ihn wie ihren eigenen Sohn behandelt hatten. Er war von dem Wachtmeister in allen militärischen Uebungen unterrichtet worden und nach erlangtem achtzehnten Jahre in die Armee getreten, wo er sich viele Freunde und Gönner erwarb. Als aber sein Pflegevater gestorben war und die Wittwe in ihre Vaterstadt Wien

übersiedelte, zog er mit ihr und nahm österreichische Dienste. Die gute Frau folgte bald ihrem Gatten nach und hinterließ dem Pflegesohn das ganze Vermögen. Hermann hatte in der Schlacht bei Aspern mitgekämpft unter Erzherzog Karl, und eine feindliche Kugel ihn am Arme so getroffen, daß er zwar geheilt wurde, aber gelähmt blieb. So mußte er seinen Abschied nehmen, und beklagte schmerzlich, daß wenn einmal die Deutschen sich zum Befreiungskampfe vom französischen Joche aufraffen würden, er dem Vaterlande nicht mehr seinen Arm bieten könne. In Wien hatte er seinen ständigen Aufenthalt. Von der Kaiserstadt und ihrem bunten Treiben hätte er die ganze Nacht forterzählt, würde nicht Hubert daran erinnert haben, daß die Schwester der Ruhe bedürfe. Unter herzlichen Umarmungen trennten sie sich nach dem ersten Wiedersehen in der Heimat.

Für Sibylle begann ein neues Leben. Hubert baute in der Nähe des heimatlichen Dorfes ein Haus und kaufte fruchtbare Grundstücke und Waldungen dazu. Hier lebte er in der schönen Natur nur für sein Kind, seinen theuren Hermann, und seine Schwester, die dem Hauswesen mit aller Einsicht vorstand, trug er auf den Händen. Sibylle hatte nun wieder etwas zu lieben, zu pflegen, zu überwachen. Ihr Leben war reich geworden; die mütterliche Sorgfalt, die sie ihrem Neffen angedeihen ließ und die zärtliche Liebe, mit welcher dieser sie belohnte, machten ihr Glück aus. Hubert besuchte öfter seinen Bruder in Wien, das der lebensfrohe Mann nie ganz zu verlassen sich entschließen konnte, und Hermann stattete dagegen alljährlich seinen Geschwistern am Rheine einen längeren Besuch ab, wo er besonders seine Zeit dem kleinen Hermann widmete. Von ihm wurde der muntere Kleine in Allem geübt, was den Körper stählte und kräftigte, von ihm lernte er reiten und exerciren; lauschte aber eben so gerne den lehrreichen Gesprächen seines Vaters und den frommen Ermahnungen seiner Tante Sibylle, die den geliebten, herzigen Knaben oft hinausführte auf ihr Lieblings-Plätzchen und ihn beten lehrte unter der Muttergottes-Eiche.

Der beſte Gärtner.

Von Franz Bonn.

Kein Garten blüht im Frühlingsſchein,
Wie der im Herzen der Kinderlein!
Wie iſt der Grund ſo warm und weich,
An Trieben und Keimen — das Herz ſo reich,
Die Blüthe lacht von jedem Baum —
Und Alles iſt wie ein ſonniger Traum!
Wer da beſtellt zum Gärtner iſt,
Der hat viel Arbeit zu jeder Friſt,
Daß er grabe all die friſchen Beete,
Das Unkraut aus dem Grunde jäte,
Die zarteſten Keime vor Froſt bedeckt,
Nützliches Kraut und Rüben ſteckt,
Die ſchmachtenden Blümlein wohl begießt,
Des Nachts gar ſorgſam das Thor verſchließt,
Die Wege recht feſt und rein erhält
Und Alles ordnet und wohl beſtellt. —
Doch was er pflanzt und was er ſät
Und was er ſchafft auch, früh und ſpät —
Das Beſte thut der Sonnenſchein,
Der gibt das Wachſen und Gedeih'n.
Der Sonnenſchein — das iſt Gottes Gnad'
Die ſegnend ſcheinet auf jeden Pfad,
Sie gibt das Leben, ſie weckt die Blüthe,
Sie reifet die Früchte mit ewiger Güte
Und wo ſie ſtrahlet aus blauer Luft,
Der Garten pranget in Licht und Duft.
Drum, liebe Kindlein, hebt die Hand
Zum Himmel gern, daß er das Land,
Das Euch in's junge Herz gelegt,
Mit goldner Sonnenliebe hegt,
Und laſſet walten früh und ſpät
Den beſten Gärtner — das Gebet!

Bilder aus der Insektenwelt.

Von **Anton Forsteneichner.**

III.

Die Kinderstübchen.

„Welch' ein Zimmern, Mauern, Weben,
Welch' ein Bohren und Miniren,
Welch' ein Zwirnen, Schneiden, Rühren —
Kleine Welt! Wohin das Streben?

Kinderstübchen gilt's zu bauen
Auf des Berges hohem Gipfel,
In der Bäume grünem Wipfel,
In der Fluth, in grünen Auen.

Wund're nicht, wenn schön die Hüttchen,
Aus der Gottesschul' sie kommen!
Aber eines mag Dir frommen:
Sing statt Falter Gott ein Liedchen!"

Am 21. Juli 1858 war's, als ich vom Scharfreiter, dem theuren Berge des Isarwinkels, den Kampf des Lichtes mit dem Dunkel ansah. 3 Uhr Morgens stand ich auf dem Gipfel. Leise fing es an im nordöstlichen Horizonte zu lichten, während über mir noch die leuchtenden Gestirne zogen — Engelein auf weitem Himmelsfelde.

Rings war's stille, stille wie die Ewigkeit; die frischen Morgenlüfte athmeten leise — der Hauch eines schlummernden, unschuldigen Kindes.

Jetzt tauchte der Morgenstern am Horizonte auf und bald hinter ihm die Morgenröthe — der Gruß dessen, der einst sprach: „Es werde Licht!"

Das Licht wächst und wächst und wogt in unendlichen Wellen aus dem Aufgange herauf. Die Häupter der Gebirge scheiden sich allmälig, eines von dem andern, und prägen ihre Umrisse immer schärfer aus. Schon fliegt um ihre ernsten Stirnen leichter Schimmer, wie über das Menschenantlitz, wenn Freude durch die Seele zieht.

In den Tiefen ringen noch Nacht und Dämmerung — Alles ein schwarzer Meeresspiegel.

Der Augenblick des Sonnenaufganges naht; sie steigt schnell, sie kommt! — Im Osten fängt es an zu wogen, alles Licht strömt in blendender Fülle in jene Feuergegend zusammen. Die Felsenkanten des rauhen, wilden Wetter-

steins und des Karwendels werden glühend durchsichtig. — Jetzt! — Ein zitternder Feuerbogen! Sie ist's. — — Wohin blicken? — Die ganze Gebirgswelt wogt im Lichte wie ein unermeßliches Feuermeer. Mit jedem Blicke wird allenthalben Alles neu: neue Berge entstehen, Tiefen thun sich auf, Alpen schimmern, Morgendüfte zerfließen in Rosenlicht .... endlich wirft der Tag den Schleier ganz zurück, die Aussicht wird unermeßlich, tief unten liegt die bunte Welt: Städte, Dörfer, Schlösser, Kirchen, Wälder, Seen, Ströme — ein großes Zaubergemälde, umrahmt von der endlosen Ferne, wo der dunkle Grund der Erde mit dem blauen Himmel in einander fließt.

Und ich staunte über die Bauten des Allgewaltigen, über die wundervollen Eis- und Felsentempel, und über die Bauten der Menschen unten.

Ich weiß nicht, wie lange ich in dieses Bild geblickt hätte; da weckte mich aus meinem Sinnen ein verhallender Orgelton — eine Hummel im gelben Kleide mit grauen Binden summte vorbei — — der erste Morgengruß von einem lebenden Wesen. Wer wollte diesen unberücksichtigt lassen? Ich folgte ihm, und ich sah auf hoher Felsenspitze Bauten eigener Art.

Es waren dieser melancholischen, aber fleißigen Thierchen mehrere, und sie fanden sich bereits beim Tagwerk ein. In eine Reihe stellten sie sich von dem Bauplatze bis zur Stelle, wo das Material wächst.

Die diesem zunächst stehende Hummel beißt das Moos mit den Kiefern ab, zerrt es mit den Vorderfüßen auseinander, schiebt es unter den Leib, wo es das zweite Fußpaar ergreift und dem dritten übergibt, das es weiter dem Nachbar zustößt.

So wandert das Moosbüschelein von Bein zu Bein bis zum Neste. Hier stehen andere Hummeln, die es vertheilen, festdrücken und domartig aufthürmen über einer Höhle, zu der ein fußlanger, schmaler Gang führt. Möcht's doch sehen, was in diesem Almhüttchen verborgen? Ich decke das Moosdächlein ab, schaue in den Bau — ah! da liegen kaum handgroß die Waben — viele Kinderstübchen.

Die friedlichen Thierlein verwunden mich nicht. Solche Inspectionen sind sie schon gewöhnt. Bald ist's ein scharfer Wind oder scharrendes Steinhuhn, bald ein flüchtiger Alpenhase oder die pfeilschnelle Gemse oder ein rutschender Stein, der den Oberbau des Almhüttchens zerzaust — in aller Gutmüthigkeit wird schnell der Schaden reparirt, damit den Kleinen kein Leid zustoßt.

In der frischen, klaren Bergluft wird die Seele weicher als im Staube der Ebene, und so läßt nicht blos die aufgehende Sonne in ihrer Zaubermacht einen Eindruck in der Seele zurück, auch das Gepräge von Gottes Größe im Kleinen wird da oben schärfer.

Lange begleitete mich dieser Bau der Mooshummel, ja er forderte mich geradezu auf, mich nach diesen Bauten en miniature mehr umzusehen. Ich that's, und Du magst bei meiner Wanderung im Wald, auf Flur und einsamer Moorfläche mich begleiten.

Unverkennbar blickt die göttliche Vorsehung aus den Mitteln, die sie den Insecten gegeben, ihren Jungen sichere Stuben zu bauen. *)

Der Vogel, das Säugethier ꝛc. kann für seine Nachkommenschaft sorgen, sie nähren, schützen, vertheidigen, bis sie groß genug geworden sind, all' Dies selbst zu thun. Das Insect kann das nicht. Denn selten lebt eines so lange, bis seine Jungen zur Welt kommen, da zwei bis drei Tage nach dem Ablegen der Eier das Weibchen meistens schon stirbt, während das Männchen schon früher zu Grunde gegangen.

Selbst angenommen, das Insect lebe noch, wenn seine nächsten Nachkommen aus dem Ei schlüpfen, so wäre die Sorge um ihre Jungen für sehr viele eine Unmöglichkeit. Viele Larven leben nämlich an Orten, die dem vollkommnen Insecte völlig unzugänglich. Die Wasserjungfer durcheilt pfeilschnell die Luft, ruht und wiegt sich auf schwankendem Schilfe, während ihre Larve tief unten auf dem schlammigen Boden der Moräste sich mühsam fortbewegt. Ferner ist die Nahrung des Insectes in seinen verschiedenen Entwicklungsstufen eine ganz verschiedene. Während der Falter Honig nippt und Morgenthau kostet, fällt die Raupe begierig über Blatt und Blüthen her.

Im Walde.

Wer wäre an Sommermorgenstunden nicht gerne im Bergwalde!

*) Die meisten Insecten erleiden Gestaltsveränderungen. Sie werden von ihrer Mutter als Ei geboren, aus dem ein Wurm hervorkommt (Maden, Larven, Raupen). In diesem Zustande frißt das Insect sehr viel, wächst schnell, wirft seine Haut mehrmal ab und paart sich nicht. Darauf verändert es sich in ein Püppchen oder eine Nymphe, und beinahe alle fressen in dieser Periode nichts. Nach einiger Zeit kommt das vollkommene Insect aus dem Püppchen; seine Flügel und andere Gliedmaßen entfalten sich, seine Haut wird hart, und von da an wächst es nicht mehr. In dieser Periode paart es sich, legt [illegible] und stirbt.

Alles liegt noch im Schweigen, es dunkelt in den Zweigen, aber schon fängt es an zu tagen. Die Sterne tauchen in's lichtere Himmelsblau, der Thau fällt und netzt die Waldblumen.

In die Felsenspalte fliegt müde vom nächtlichen Schwärmen die Fledermaus, die Eule huscht in die hohle Eiche, das fliegende Räthsel der Nacht, das Johanniskäferlein, verlischt im grünen Moos.

Da kündet die Morgenbraut, die Amsel, das Grauen des Tages — flammende Wolken schlagen am östlichen Horizont über die Berge empor. Der Morgenstern blinkt noch und zittert wie Espenlaub beim Morgenhauch und auf den Wald herab zittert der Lerche Lied.

Jetzt leuchtet hell der Himmel — im Demantschilde tritt die Lebensspenderin auf die Weltbühne.

Die glänzenden Fischlein springen auf dem kreiselnden Waldteiche, und am Ufer sonnt sich wohlig die Eidechse. Das junge Wild scherzt lustig im Grün, und durch die Hallen schmettern viel hundert Kehlen die freudigsten Lieder. Die Biene schwärmt um den duftigen Ahorn, und der Schmetterling sinnt und träumt über Blüthendolden.

„In den Lüften so lau,
Unter'm Himmel, so blau,
Ueber blühender Au
Mich zu schaukeln:
Welche Wonne für mich!
O wie glücklich bin ich,
Daß ich, Rose, Dich
Kann umgaukeln.

Kroch einst schläfrig und matt,
Nagte Rinde und Blatt,
Und doch nimmer ward satt
Ich als Raupe;
Und ich schlummerte drauf —
Doch bald wachte ich auf,
Flog zur Sonne hinauf
Aus dem Staube.

Und verwandelt, befreit
Von dem irdischen Kleid,
Ohne Sorge und Leid
Leb' ich fröhlich,
Esse Duft, trinke Thau —
Ueber blühender Au,
Unter'm Himmel, so blau,
Schweb' ich selig."

Enslin.

Müssen gut geschlummert haben diese Thierchen des Waldes! Wer deckt diese Lagerstätten wohl so sorgsam und zweckmäßig?

Aber noch schläft tief die Kinderwelt von den Insecten in herrlich luftigen Waldhäuschen.

Welch' nette runde Hüttchen gleich rothbackigen Aepfelein kleben dort an der Unterseite des Eichenblattes!

Am Stamme der wilden Rose ist ein Jagdschlößchen, orangegelb, umrankt von zartesten Moosgeflechten, und auf den Blättern der Weide und des Schneeballs am dunkelgrünen Teiche sind allerliebste Zwergstübchen.*)

Hier legt die Mutter blos den Grundstein und das Häuschen wie durch einen Zauberschlag baut sich von selbst auf. Belausch' die Gallwespe dort am Rosenstrauche! Forschend sucht sie eine Ader am Stengel, sie sticht mit ihrem Stachel selbe oftmals an, und wenn die Wunde groß genug ist, läßt sie ein Ei hinein fallen. Ihre Arbeit ist gethan, sie packt ihre Werkzeuge zusammen und fliegt weg, um noch andere Stellen zu verwunden.

So zwingt sie die Hecke zum Aufbau vieler Stübchen für die Kleinen von zweckmäßiger Form und Größe. Der Mensch kann dies nicht: er mag die Blätter verletzen, wie er will, nie wird seine Arbeit solchen Erfolg haben. Welche Mittel hat die Gallwespe zu diesem Zwecke? Läßt sie eine gewisse

*) Die Aepfel der Eichen, die Pocken auf den Blättern der verschiedenen Bäume sind lauter Nester von Gallwespen- und Mücken und Fliegenarten. Ein Ei oder ein Püppchen liegt in jedem derselben. Die Bäume tragen verschiedenartige Gallen; an der Eiche allein hat man 32 Arten gefunden. Die Form der Gallen hängt vom Insect ab. Zwei verschiedene Gallwespen auf Einem Blatte bringen zwei verschiedene Gallen oder Pocken hervor.

Feuchtigkeit in die Wunde fließen? Ist es das Dasein des Eies, welches die Hecke zum Ausströmen eines gewissen Saftes zwingt, der sie in eine wachsende Umhüllung schließt oder liegt die Ursache in der Form des benützten Werkzeuges selbst??

Bricht aus der Eierschale das Würmchen, so hat es Wohnung und Nahrung. Wie der Kleine wächst, wächst auch das Stübchen, bis er zur Wespe geworden durch das Fensterlein in's Freie fliegt. —

Am Blatt des Schneeballes dort sehe ich zwölf bis fünfzehn Fädchen, von denen jedes einen kleinen Kopf, wie von einer Stecknadel hat. In diesen Perlen ruhen die Eier der gelbgrünen Perlfliege.

Wer sagt der Mutter, daß ein anderes Insect ihre Eier verschlingen würde, wenn sie selbe auf die Blätterfläche legte und nicht außerhalb des Bereiches des kriechenden Feindes stellte?

Wir gehen nochmal zur Waldrose — ein neues Wunder an diesem Strauche!

Ein dunkelgelbes Fliegchen mit einem Köcher! Zwei lange Sägen zieht sie heraus, steckt sie in den Zweig und sägt wirklich wie ein Zimmermann. Wenn die eine Säge sich senkt, so geht die andere in die Höhe, und so arbeiten sie beide abwechselnd mit großer Schnelligkeit. Es scheint, daß die Spitzen der Säge noch mit andern Zähnen, wie bei einer Raspel, versehen sind; man sieht deutlich, wie der Zweig zu Mehl gerafpelt wird. O wie schön und unbegreiflich fein sind diese Sägchen gemacht! Wie geschickt weiß das Fliegchen sich ihrer zu bedienen!

Kein senkrechtes, gleich weites Loch darf in den Zweig gebohrt werden (dies würde seinen Zweck nicht erfüllen); es muß eine Höhle werden, die innen viel weiter ist, als am Eingang, und die Form einer Birne hat, die ihren Stiel aus dem Zweige hervorstrecken würde. Um dieß zu erreichen, sägt und raspelt die Sägfliege rund in das Holz und gibt wohl Acht, daß sie den Eingang des Stübchens nicht vergrößert.

Der kleine Zimmermann ist fertig und ruht aus. Ueber kurz läßt er ein Ei in das ausgesägte Nest fallen und spuckt eine gewisse Flüssigkeit hinein, um zu verhindern, daß die Wunde nicht zuwachse. Nun zieht er seine Sägen in den Körper zurück und wandert fort, um andern Orts seine Kunst zu probiren.

Welch' hübsches Holzhüttchen für das Junge! ein gedeckter Tisch,

ein Dächlein gegen Wind und Kälte, eine offenstehende Thüre zum Ausfluge nach seiner Verwandlung!

Jägerhäuslein, Holzhüttchen — wie paßt das für den Wald! Aber noch romantischer wären Räuberhöhlen und Ritterburgen.

Gehen wir tiefer in den Wald! Die Tanne wird hier vorherrschend und mit ihr Ernst und Ruhe. Es ist Mittag. Unbeweglich ragen die schlanken Rothtannen in ihren monotonen Formen empor. Nichts bewegt sich als die zitternden Schatten auf den rothen Baumrinden und der schräg einfallende Sonnenschein, der große Lichtbilder auf einzelne Stämme zaubert. Sie schwanken, sie zittern, sie verschwinden. Bald fällt ein neuer Strahl herein und leuchtet an den Pfeilern des ernsten Domes hinauf. Da vergißt man des Mittags, es ist als ziehe die Mondnacht durch die Hallen, und hinter ihr komme bald schweigsam und stille der Geisterchor, um Andacht zu halten. Ueber kurz brechen gleich großen Gold- und Silberbarren die Lichtwellen durch's Tannengrün, — in solchen Augenblicken macht das leuchtende Goldgrün in der Tanneneinsamkeit den Eindruck, wie wenn ein sonst sehr ernster oder schwermüthiger Mann einmal etwas lächelt. —

Hier ist der Platz, wo Millionen Räuberhöhlen gegraben.

An der verwitterten Tanne fliegt die Mutter des Borkenkäfers an. Jetzt bohrt sie an der Rinde; sie verschwindet, es gilt einen langen unterirdischen Gang zur eigenen Wohnung zu graben. Dies ist fertig. Nun nagt sie neben ihrem Schlupfwinkel eine Menge kleiner Höhlen aus, legt in jede derselben ein Ei und mauert den Eingang mit Sägmehl zu, damit ihre Jungen nicht in ihren eigenen Gang kommen. Die Mutter hat auch dafür Sorge getragen, den Anfang jedes neben einander stehenden Röhrchens so zu richten, daß alle ihre Jungen fortgraben können, ohne sich zu begegnen. Diese Vorsicht ist nöthig; denn wenn zwei Borkenkäfer in ein und dieselbe Röhre kommen, so kehrt keiner von beiden zurück, es gibt eine Räuberscene, Blut fließt, einer muß das Leben lassen — und die Mutter ahnt das Unglück solcher Begegnungen.

Die Eier verwandeln sich bald in gelbliche Würmer, die ihr Röhrchen fortgraben, ohne in die Röhre eines andern zu gerathen.

Welches feine Gefühl müssen diese Räuber besitzen, da bisweilen mehr als 70,000 unter der Rinde Einer Tanne schanzgraben! —

Die Sonne sinkt, das Abendroth verglimmt, die lange am Horizonte

hingelagerte Wolke verliert ihren Gold- und Purpurton und wird grau; in duftiger Dämmerung erscheint der silberglänzende Abendstern. Da ließ ich mich gerne auf der Schloßruine im Walde nieder, und die alten Tage zogen an mir vorüber und das Jetzt sah ich mit eigenen Augen.

Eingelullt in Träume stehen als Wächter die blüthenduftigen Linden. Statt hoher Gäste sonnt sich beim milden Tageslicht im kalten Ringelpanzer die Natter, und beim Zwielicht des Mondes streicht durch's alte Gemäuer der Astrolog — die scheue Eule. Da gab's einst Spiel, Trompetenschall und lustige Feste — jetzt spielt die Abendluft mit wilden Rosen und zartem Birkenreisig, die Drossel singt vom Thurme das Ave und Leuchtkäfer funkeln in lichten Reigen durch die öden Räume. Die Wände schmückten Purpur einst, vom Thurme wehten bunte Fahnen — jetzt decorirt das Abendroth die Trümmer und von den Zinnen flattern ewiggrüne Epheuranken. Einst klang gar lieb in's Thal das Glöcklein der Kapelle und von Weitem grüßte jede Nacht das Sternlein ob der Krippe Jesu — das ewige Licht — jetzt brennt die Königskerze ein paar Monden und das Maienglöcklein ist schon längst verstummt.

In der Mauerblende ist noch eine Ritterburg im Kleinen; ein kräftig bepanzertes Volk, scharfbelanzt, haust darin — die Wespen.

Ritter und Baumeister wissen sie Waffe und Blei und Winkelmaß gleich gut zu führen. Man bewundert die Biene; die kann doch ihre Zellen in einer vorbereiteten Wohnung bauen. Die Wespe muß das Aeußere wie das Innere improvisiren, die Wälle der Burg und die Burg selbst: Zwanzig tausend Reisige sollten Eines Tages daraus hervorbrechen! Wie viel Säle, Stuben und Kammern braucht es da! Und zum Staunen schnell, wie durch einen Blitzschlag des Genie's oder des Muthes, ist die Burg gebaut, außerordentlich fest, gewissenhaft und wie für ewige Zeiten.

Das Erste ist der Wall; aus starker, fester Pappe soll er aufgeworfen werden. Woher dieses Material? —

Die Wespen stürmen durch den Wald: ein Stück Holz, längere Zeit durchnäßt und mürbe geworden, entspricht ihren Zwecken. In dieses Holz beißen sie mit scharfem, spitzem Zahne tief hinein, reißen Stückchen davon ab, lösen sie los, nagen unermüdlich an den widerspenstigen, bis sie dieselben gleichsam durchsägt haben, zerrupfen sie wie die Leinwand, und durchkneten diese Stückchen mit scharfer Zunge. Den Teig, der mit einem klebrigen

Speichel gemischt wird, breiten sie in dünnen Blättchen aus. Das Element der Pappe ist nun da; die zweite Kunst beginnt: die Papparbeiterin wird Maurerin.

Viel Stockwerk werden übereinander gebaut, Kammer an Kammer, Zelle an Zelle, reges Leben soll sich da entfalten, Ausfälle sollen wechseln mit beuteschweren Rückzügen. Eine Wendeltreppe steigt durch den ganzen Bau, und damit nichts den Verkehr hemmt, werden an der Burg zwei Thore gebaut, das eine zum Ein-, das andere zum Ausgange — hier begegnet man sich nie; man geizt mit der Zeit.

Wozu aber diese Burgen? Hat denn dieses geharnischte Wesen, dessen Leben so zäh, mehr Furcht vor der Luft, als so viele zartere Insecten, als die nervenschwache Spinne in ihrem Hause aus Seidenfädchen? Die Liebe zu den Kindern erheischt diese Sorgfalt.

Die Burgen haben ihren Namen: Eulenburg, Rabenstein, Hoheneck ꝛc. ꝛc. Unsere Burg heißt „Amazonenburg." Die Damen sind hier Ritter und Baumeister.

Bei diesem ernsten, tragischen Volke hat die Natur, als wollte sie sich durch eine komische Zerstreuung erheitern, die armen kleinen Männchen gewöhnlich gebrechlich und dickbäuchig geschaffen — unschuldige kleine Falstaffs. Die Karrikatur ist vollständig bei den Männern der Bienen, die weder auswärts zu ernten, noch im Innern zu bauen vermögen und ihre Zeit damit hinbringen, gut zu essen und vor dem Bienenkorbe zu schwatzen.

Bei den Wespen ist das Leben so gespannt, so erregt, daß selbst die Männchen, so große Müssiggänger sie auch sind, es nicht wagen, müßig zu bleiben. Die Damen, die nicht scherzen, sondern die Lanzen führen, mit denen die Männchen nicht versehen, könnten das übel nehmen. So sind die Männchen darauf verfallen, zu arbeiten ohne zu arbeiten. Sie geben sich das Ansehen, als verrichteten sie einige häusliche Arbeit der Reinlichkeit, des Kehrens. Wenn Jemand stirbt, so dient die Beerdigung ihnen zum Vorwand. Bei der Fortschaffung einer leichten Last schwitzen sie, und wenn ihrer zehn daran arbeiten. Kurz, die Männchen sind sehr lächerlich, und ihre sonst ernsten Gefährtinnen lachen vielleicht selbst über sie, und wir? — —

(Fortsetzung folgt).

Der treue Hund.

Von Graf Bentheim.

In einer armen Hütte
Macht' ich mir jüngst zu thun,
Fand dort in einer Kammer
Ein kleines Wesen ruhn;

Und Niemand sonst zugegen
War, als ein zott'ger Hund,
Drum naht' ich sacht' der Ecke,
In der die Wiege stund.

Der Hund, er war als Wächter
Bestellt fürwahr für's Kind,
Er schaukelt mit den Pfoten,
Die Wiege sanft und lind.

Indessen richtet draußen
Die Bäuerin das Mahl,
Brenn-Suppe und Kartoffeln,
Das Tractament war schmal.

Bald war das Mahl verzehret,
Mir schien's mit Appetit.
Fidel der Hausgenosse
Dabei nicht Hunger litt.

„Ja seht," begann die Bäurin,
„Vor Monden starb mein Mann,
Deß' rüst'ger Fleiß uns Armen
Des Tages Brod gewann.

„Das waren schwere Tage,
Jetzt klopfte auch die Noth
An unsrer kleinen Hütte,
Oft fehlte uns das Brod.

„Doch, wie wir auch verlassen,
Uns blieb allein der Hund,
Der klugen Sinn und Treue,
Erst jüngst gegeben kund.

„Ja ja, es wär' der Knabe
Gefolgt dem Vater ſchon,
Wenn Fidel nicht vom Tode
Gerettet mir den Sohn.

„Denkt Euch, der Knabe ſpielte
Alleine jüngſt am Bach
Und wäre mir ertrunken,
Doch Gottes Huld iſt wach!

„Schon war hinabgeglitten
Von ſteiler Böſchung Rand
Der Knabe in das Waſſer,
Schon ſtreckt er aus die Hand,

„Schon tönet ſeine Stimme
Weithin mit Angſtgeſchrei,
Da kommen, nein, nicht Menſchen,
Da kommt das Thier herbei.

„Es ſpringt der Hund in's Waſſer,
Schwimmt mit dem Kind zurück,
Vom Tod hat er's errettet,
Welch unausſprechlich Glück!

„Drum iſt der Hund uns theuer,
Nicht feil um Gold und Gut,
Er hat mein Kind errettet
Mit Treue und mit Muth.

Er ißt von meinem Mahle
Und theilt mein Abendbrod,
Nimmt Theil an meinen Freuden,
An Leiden und an Noth.

„Ich bin nicht ganz verlaſſen,
Hab' Sorgen ich genug,
Fidel ſteht mir zur Seite,
Fidel iſt treu und klug.

„Die Freunde blieben ferne,
Seitdem ich ganz verarmt,
Nur dieſes Thier, das treue,
Hat meiner ſich erbarmt.

„Geh' her, Fidel, mein Tröſter
In tiefer Kümmerniß,
Ich darf dich lieben, preiſen,
Ja, du verdienſt's gewiß."

Ich ſchied aus dieſer Hütte
Und dachte ernſt dabei:
„O wären alle Menſchen
Doch wie Fidel ſo treu."

Der Rettungskahn.

Erzählung von Hermann Geiger.

Zwiſchen der portugieſiſchen Küſte und den canariſchen Inſeln dehnte der Ocean ſeine unabſehbaren Flächen aus. Das erſte Frühroth kündigte den Sommermorgen an, und ſein kleiner Vorreiter der Morgenſtern war das einzige Auge, das noch vom Himmel ſchimmerte.

Mitten in den bewegten Wogen ſchaukelt ein Kahn. Sein Boden iſt mit grünem Meerwaſſer überdeckt und auf ſeinem Vordertheil ſchlummert ein wohlgekleideter Mann. Ein Menſch — ganz allein im Ocean! Die plätſchernde Woge hat ihn eingelullt in Morgenſchlummer. Jetzt bewegt er ſich. Langſam fährt ſeine Rechte über das dichte Haar, das ſeine Locken über ſeine Schläfe hatte fallen laſſen. Tiefer Kummer liegt auf ſeiner Stirne. Der Fremdling ſteht auf, zieht ſeine Füße aus der trüben Fluth, ſteigt auf das Sitzbrett des Nachens und blickt mit vorgehaltener Hand nach Sonnenaufgang. Mit einem Seufzer tritt er herab, legt ſeine Füße wieder in die Näſſe und ſchläft weiter.

Was iſt es doch mit dem Manne? Wie kommt er mitten in den Ocean?

Das ging ſehr böſe zu. Der junge Kaufmann — denn das war er — hatte in der vorigen Woche mit einem reichbeladenen Schiffe Liſſabon verlaſſen, um nach Braſilien zu ſegeln. Der Reichthum ſeines Schiffes brachte die Mannſchaft deſſelben in Verſuchung. Es erhob ſich ein Sturm, der vorerſt für das Schiff ohne Gefahr war — die bösgeſinnten Leute aber ängſtigten den jungen Mann von Stunde zu Stunde mehr, und endlich überredeten ſie

ihn, in einen der Rettungskähne zu steigen, um, wenn das Aeußerste eintreten sollte, wenigstens sein Leben zu erhalten. Er that es. Sieh, da strengten sich die Ruderknechte an, als gälte es einen Todfeind zu verfolgen; immer schneller ruderten sie dahin, der Sturm nahm zu, und der arme Kaufmann hatte nicht mehr die Kraft seinem Reichthum nachzukommen. Sein Schreien und Drohen war mit Hohngelächter erwiedert. So war die Nacht hereingebrochen, die ihn zwang, seine Arbeit einzustellen, und die ihm ein ganzes Furienheer von schrecklichen Gedanken vorführte. Mit Paulus konnte er sagen, daß er in Gefahren war unter Räubern, in Gefahren auf dem Meere, in Gefahren unter falschen Brüdern, in Arbeit und Mühsal, in Nachtwachen, in Hunger und Durst, in Kälte und Blöße — — und ach, die Gefahren sind noch nicht vorüber! „All' dieß erdulde ich," sagte er jetzt zu sich, „nicht um den Himmel, sondern um Irdisches zu erringen. Mit Schweiß erwarb ich meinen Reichthum, mit Furcht hütete ich ihn, mit Schmerz verliere ich ihn." Das preßte ihm einen Fluch aus den Lippen, der dem Mammon galt. Aber wie sein Nachen hin- und herschwankte, so auch seine Gesinnung. Er überschlug die Summen, die ihm entgangen, und Zornröthe lief über sein Antlitz. Niemand fühlte sich unglücklicher, als er.

Ach, junger Mann, enthalte dich in diesem Augenblicke grenzenloser Verwirrung, wenn du kannst, aller Urtheile. In solcher Lage muß dein Urtheil höchst mangelhaft sein. Rette nur dein Leben!

Wieder erhob er sich und rief: „Ha, dort im Süden ein rauchender Berg! Das ist der hohe Pico auf Teneriffa, Gott sei's gedankt!" und muthig begann er trotz Hunger und Durst seine Morgenarbeit und steuerte mehrere Stunden lang südlich. Es zeigte sich in der Nähe ein Felsen, dessen Zinken sich starr aus der Fluth erhoben. Auf dem höchsten derselben stand ein Mensch und sah in's Meer hinaus, als wollte er des Kaufmanns Nachen erwarten.

Doch jetzt, welch ein Entsetzen! Rings um den Felsen lagen Trümmer und Balken und Fässer aller Art. Das deutete auf Schiffbruch. Nochmals gebot er seinen letzten Vorräthen von Kraft, um schleuniger zu rudern. Sieh, eine Leiche! und — dort drei Männer, die sich umschlungen haben, und mit Schmutz und Blut überzogen sind — auch sie sind todt. Welch schauerlicher Anblick!

Hier legt er seine Ruder in den Kahn und steigt an's Land. Er eilt

hin zu den Leichen — „Wahrhaftig — ihr seid es! ihr meine treulosen Diener, ihr meine Räuber! welch' ein Gottesurtheil!“

Er sank in seine Knie, rang die Hände und zitterte an allen Gliedern. Nie hatte er die Strafen des Himmels so unmittelbar gesehen.

Jener Felsenspäher, der des Kaufmanns Nachen bisher beobachtet hatte, kam nun schüchtern näher. Es war seiner Kleidung nach ein Matrose, und der Kaufmann erkannte in ihm einen seiner Bediensteten.

„Herr,“ rief dieser, „Ihr habt keine Vorstellung von unserem Unglück. Der Sturm und die Habgier und die beginnende Nacht haben zusammengewirkt, um jene Elenden in's Verderben zu stürzen. Als ich mich ihrem Ansinnen entgegensetzte, warfen sie mich in's Meer, wo ich vier Stunden mich durch Schwimmen erhielt. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß gestern Abends das Schiff an diese Felsen geschleudert und so das schauerliche Unglück herbei geführt wurde.

„Freund,“ sagte der Kaufmann, „ich habe Dich immer für einen braven Menschen gehalten. Erkennen wir aus diesem Ereignisse wie wahr das Wort ist: Wie

gewonnen, ſo zerronnen, und wie ſehr wir irrten, als wir unſer Unglück in ſeiner vermeintlichen Größe abwogen."

Sie beteten, ſtiegen dann in den Nachen und fuhren nach Teneriffa, wo gute Menſchen ihnen Brod und Obdach boten.

Vom todten Vöglein.

Von **Franz Bonn.**

Das Vöglein fiel vom Blüthenbaum,
Berührt vom Froſt der Nacht,
Der Morgen glüht am Himmelsſaum —
Das Vöglein nicht erwacht.

Sonſt ſang es ſchon in aller Früh',
Heut aber bleibt es ſtumm,
Wie fröhlich auch der Brüder Sang
Ertönen mag ringsum.

Es rühret nicht die Schwingen mehr,
Sein Aeuglein ſchloß ſich zu —
So richtet ihm ein Gräblein her
Und legt's in kühle Ruh.

Doch denkt, wenn Ihr's mit Erde deckt,
Daß auch in Eurer Bruſt
Ein junges Vöglein lebt verſteckt,
Das hüpft in friſcher Luſt.

Das Herz — das kleine Vögelein,
O nehmt es wohl in Acht —
Denn fällt ein böſer Reif hinein,
Kann's ſterben über Nacht.

Bestrafte Eitelkeit.

(Eine wahre Begebenheit.)

Von C. Salesius.

I.

Die Einladung.

„Papa! sieh nur! Lady Brixton hat Einladungskarten zu ihrer Soirée geschickt, — es ist auch für mich eine dabei!"

„Unsinn! Mathilde was schwätzest Du?" lautete die Entgegnung; „Du, ein Mädchen von kaum vierzehn Jahren wolltest Dich in solcher Gesellschaft einfinden? Müßte da nicht Jedermann denken, wir Beide wären nicht recht bei Sinnen? Nein, mein Kind, das müssen wir noch für einige Zeit versparen."

Erzürnt und überrascht bei solch unerwarteter Rede des sonst so nachgiebigen Vaters, warf Mathilde ihr Köpfchen zurück und entgegnete in spitzigem Tone: „Ich sehe nicht ein, warum gerade ich so zurückgesetzt werde. Marie Brixton ist auch nicht größer als ich, und doch darf sie bei allen Festen erscheinen."

Herr Bernard schaute halb unwillig, halb verwundert seine Tochter eine Weile an, und erwiderte dann ernst und ruhig: „Mathilde! scherzest Du? oder ist Dir unbekannt, daß Marie Brixton bereits ihren 19. Geburtstag gefeiert hat? Sie wurde auch erst vor zwei Jahren in die große Welt eingeführt — war folglich drei Frühlinge älter als Du jetzt bist; übrigens glaube mir, die Jahre der Kindheit sind die schönsten des Lebens — genieße sie so lange Du nur immer kannst."

Mathilde war jedoch das einzige Kind — und überdieß der besten Rathgeberin — der ersten, treuesten Lehrerin und Freundin — der Mutter seit mehreren Jahren beraubt. Herr Bernard, der Vater, ein ungemein reicher Gutsbesitzer, war leider schwach genug, dem Lieblinge seines Herzens auch dessen thörichteste Wünsche zu erfüllen.

Das verzogene Töchterlein hatte nur zu gut das Geheimniß entdeckt, vermittelst welches sie dem Vaterherzen Alles abringen konnte. Sie durfte nur weinen, und dem Gedächtnisse des Herrn Bernard die verstorbene Mutter

zurückrufen, — und der schwache Mann hätte sich das Auge herausgerissen, um es der „kleinen Herodias“ zu geben.

Mathilde, die sehnliches Verlangen trug, die Kinderschuhe auszuziehen, hatte sich heimlicherweise hinter ihre Freundin Marie Brixton gesteckt, und diese veranlaßt, ihrer ausdrücklich bei der Einladung zu erwähnen, denn schlau — wie sie war — berechnete sie klug, daß wenn einmal der erste Schritt gemacht wäre, sie bald zum Ziele aller ihrer Wünsche gelangen dürfte.

Unkluges Mädchen! wie täuschest Du Dich! Ach, Du weißt wohl nicht, wie schnell die zarte Blume kindlicher Unschuld und sorgloser Heiterkeit hinwelkt, stirbt und zu Asche zerfällt in der dörrenden Gluth der Leidenschaften, die in den verschiedensten Gestalten Jenen entgegentreten, welche sich in den Taumel der sogenannten weltlichen Freuden stürzen. Mathilde schickte sich an, einen Schatz zu begraben, dessen unermeßlichen Werth sie eigentlich nie recht gekannt, nie zu benützen gewußt hatte; drum fiel ihr auch der „Abschied von der Kindheit“ nicht schwer, und in ihrem Herzen hätten kaum die Gefühle Ausdruck gefunden, wie ein Mädchen ihres Alters selbe schildert im folgenden Gedichte:

Des Lebens schöne Morgenstunde
Ist ausgeträumt — die Nebel flieh'n,
Der Tag beginnt. Im fernen Grunde
Seh' ich der Wanderer Schaaren zieh'n.

Sie winken mir, und ich muß scheiden,
In's ferne Leben ruft die Pflicht;
Wär auch mein Weg ein Pfad durch Leiden,
Getrost, mein Herz, verzage nicht.

So steh' ich an der Kindheit Schwelle,
Ich fühl' es — wichtig ist der Schritt,
D'rum gebt mir hier an dieser Stelle,
O Eltern, Euren Segen mit!

Noch einmal laßt vereint uns beten,
Wie Ihr es Eurem Kind gelehrt;
Dann soll mein Fuß den Weg betreten
Der Euch im Grabe einst noch ehrt.

Mathilde, wie erwähnt, hatte andere Ansichten; sie wiegte sich in schönen Träumen und wollte sich auf keine Weise in denselben stören lassen. Thränen

und Bitten erweichten auch dießmal das schwache Herz des verblendeten Vaters; wenn gleich ungerne, gab er zuletzt doch der Tochter die Erlaubniß, an der glanzvollen Unterhaltung Theil zu nehmen. Wer beschreibt die Seligkeit, als sich die Supplikantin am Ziele ihrer Wünsche sah? Nun erst ging es an ein Denken — Schaffen, Sorgen; fast hätte der kleine Verstand wirre werden können ob all der Dinge, welche die lebhafte Phantasie durchkreuzten. Gibt es ja für eine angehende Weltbürgerin, wie wir in Mathilde sie vor uns sehen, nichts Wichtigeres, als einen „Ballanzug." Der erste und vornehmste Rathgeber sollte nun der Spiegel sein. Darum eilte sie unmittelbar nach erhaltener väterlicher Bewilligung in ihr Zimmerchen, welches dereinst ihrer seligen Mutter zum Gebrauche gedient, und allerliebst als Boudoir eingerichtet war. Herr Bernard hatte auch keine Kosten gescheut, selbes mit den reichsten und prachtvollsten Möbeln versehen zu lassen. Ein großer Spiegel mit vergoldeter Rahme bedeckte den Pfeiler zwischen den beiden Fenstern, deren zierliche Vorhänge malerisch zu beiden Seiten herabflossen.

Der reiche türkische Teppich, dessen weißer Grund mit wunderschönen Bouqueten in den glühendsten Farben besäet — die kunstvoll gearbeiteten Tische und Sophas mit schwerem Seidendamast überzogen — Alles wetteiferte, dieses Plätzchen zu einem Miniatur-Paradiese zu machen.

Doch Mathilde fand, so kindisch sie auch sonst war, eine andere Ursache, dieses Kabinet besonders zu lieben, eben in dem Gedanken, daß es früher Eigenthum ihrer Mutter gewesen, an welche sie sich, wenn gleich erwähntermaßen selbe schon einige Jahre todt war, dennoch mit der innigsten Liebe erinnerte.

Viele und manigfache Bilder zierten die Wände, doch Eines, ehedem Liebling der Mutter, schien dieses nun auch für die Tochter zu sein. Es war ein feiner Kupferstich, die Scene vorstellend, wie der göttl. Heiland die Kindlein segnet. Da es genau der Thüre gegenüber hing, fiel der Blick unserer rasch eintretenden Mathilde unwillkürlich auf selbes — und wie im Fluge las sie die darunter stehenden Worte: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret es ihnen nicht." Wohl hundert und hundert Mal schon hatte sie diesen Schrifttext gelesen, und nie etwas Besonderes darin gefunden; in diesem Augenblicke jedoch fiel er ihr auf, wohl deßhalb, weil gerade ihr Inneres in allzugrellem Widerspruche damit stand. War sie ja im Begriffe der „Kindheit" Lebewohl zu sagen, und auf dem Punkte eine „Dame" aus sich selbst

zu machen. Eine kurze Weile ruhte ihr Auge auf dem süßen, gedankenreichen Antlitze des Erlösers, der sich mit rührender Zärtlichkeit niederbeugt zu den unschuldvollen Kleinen, deren Blicke an dem Seinigen hängen. „Denn ihrer ist das Himmelreich!" murmelte sie leise vor sich hin, und Ball und Toilette und Alles vergessend, sank sie in den Lehnstuhl der Mutter, und überließ sich dem Strome der Erinnerungen, von welchen — ungestümmen Wellen gleich — eine die andere verschlang. Schien es ihr doch, als läge die Hand der Mutter unsichtbar segnend auf ihrem Haupte, — als umschwebte sie ihr Geist — als hörte sie neuerdings die Erklärung dieser Worte aus ihrem Munde. —

Sie sprach leise für sich hin: „Papa hat gesagt, ich soll Kind bleiben, so lange ich kann. Was hat er doch wohl damit gemeint? Können denn wirklich nur Kinder in den Himmel eingehen? Maman hat gesagt: „Ein kindliches Herz ist ein großer Schatz, den auch erwachsene Personen bewahren sollen." Oft hat sie mir wiederholt:

Ein kindlich Herz — der Wiege Gabe
Das macht das Leben stets zur Lust,
D'rum schlage — wall' ich einst am Stabe,
Ein kindlich Herz noch in der Brust.

„Aber," fuhr sie nach einer Pause fort: „Ich kann doch sicher auf den Ball gehen und trotzdem ein Kind bleiben."

Ein leises Klopfen an der Thüre gab ihren Betrachtungen eine andere Wendung. Dem Klopfen folgte alsbald von ihrer Seite der Ruf: „Herein!"

„Ah! Wie geht es Dir, Ethel?" rief Mathilde in freudiger Ueberraschung. „Und Du, Fanny, bist mir auch herzlich willkommen. Ihr habt gerade den rechten Zeitpunkt errathen. Nun müßt Ihr mir gleich die Melancholie vertreiben helfen. Aber wißt Ihr's schon; ich gehe zu Lady Brixtons Ball."

„O Thilde!" riefen Beide wie aus Einem Munde — „soll das wahr sein?"

„Ganz gewiß," lautete die Entgegnung; „Papa hat die Einwilligung schon gegeben, und ich denke eben darüber nach, wie ich mich kleiden soll."

„Du wirst wohl einen ganz neuen Anzug erhalten?"

„Natürlich — meinst Du, ich trage fortan auch noch kurze Kleider? Das schickt sich nicht — ich werde mich in Zukunft tragen wie andere Damen."

„Aber Mathilde! Sag' uns doch, wie willst Du Dich kleiden?"

„Ich habe es Euch ja schon gesagt, daß ich eben erst anfangen wollte,

darüber nachzudenken, als Ihr zur Thüre herein kamet. Nun gebet mir guten Rath!"

„Was mich betrifft," entgegnete Fanny, „muß ich Dir sagen, daß ich gestern ein Ballkleid sah, das mich entzückte, grün und mit Silber durchwirkt. Ich versichere Dich, Schöneres kann es nicht leicht geben. Und so zierlich war es gemacht, allerliebste dreifache Falbeln. Du machest Dir keine Idee. Ja, solch' ein Kleid ließ ich mir gefallen!"

„Ich rathe Dir," bemerkte Ethel, welche einige Frühlinge mehr zählte, als Mathilde und Fanny, und im Urtheile bereits reifer war — „ich rathe Dir, zur Frau Maradan hinzugehen, und Dich von ihr belehren zu lassen."

„Ei, was nicht noch!" antwortete Mathilde wegwerfend, „zu dieser gehe ich gewiß nicht — sie macht Alles so einfach und das gefällt mir nicht. — Sicher würde sie mir einen altmodischen weißen Rock zuschicken, und mich herausputzen, als ob ich zu einem Kinderballe ginge."

„Aber denke!" entgegnete Ethel, „Du weißt nicht, was Du sprichst, Madame Maradan ist die erste Hofkleidermacherin. Sie ist gewissermaßen eine Autorität in diesen Dingen, und ich wüßte wirklich Niemanden, die Dich mit besserem Geschmacke bekleiden könnte, ihr Ruf ist so sehr ausgebreitet. Und Thilde! weißt Du, meine Schwester Flora, die sich außerordentlich auf Nettigkeit und Eleganz im Anzuge versteht, behauptet, daß „Grün" nur jenen gut stehe, deren Wangen starkes „Roth" zeigt, und Du bist ja gewöhnlich blaß."

„O," fiel Fanny ein. „Es gibt so herrlich rosa und blau mit Gold und Silber durchwirkte Gaze. Mathilde müßte blau vortrefflich stehen."

„Wir können ja," bemerkte Ethel, „in Howell und James' ausgezeichneter Waarenhandlung selbst Rundschau halten, und wählen, was uns am besten gefällt."

„Ja, ja," erwiderte Mathilde lebhaft erregt, „das wird das Klügste sein; bleibet nur einen Augenblick, ich besorge die Equipage, die uns dorthin bringen soll." Indem sie so sprach, eilte sie fort, zuerst zu Papa, daß er ihr das nöthige Geld zum Einkauf gebe; da dieser jedoch nicht zu finden war, wendete sie sich an eine alte Verwandte, welche die Haushaltung führte, und dem jungen Mädchen leider nur zu sehr in Allem nach Wunsch und Willen that.

Von dieser erhielt sie die verlangte Summe, ohne daß sie auch nur gefragt wurde, zu welchem Zwecke sie selbe zu verwenden gedenke. Nachdem dieß kleine Geschäft abgethan war, erging der Befehl an den jede Stunde

dienſtbereiten Kutſcher, der ſeine Angelegenheiten eben ſo ſchnell ordnete, als Frl. Mathilde die ihrigen; und in weniger denn einer halben Stunde treffen wir das elegante Kleeblatt in Howell und James' weltberühmtem Waarenlager.

Vor Allem wünſchten die Dämchen den beſprochenen grünen Gaze zu ſehen, und da weder Blau noch Roſa von ſo ausgezeichneter Qualität vorhanden war, ſo entſchied ſich Mathilde für dieſe hübſche Farbe. Der Kauf ward abgeſchloſſen, und dabei ausbedungen, daß der Stoff ihr ſobald als möglich in das Haus geſendet werde.

„Wünſchen Sie nicht auch einen Haarſchmuck, Frl. Bernard?" fragte der Ladendiener. „Diamanten würden ſich ſehr dazu eignen, doch vermuthe ich, daß Sie eine hübſche Guirlande vorziehen. Hier wäre ein äußerſt zierliches Sträußchen von Schneeglöckchen?"

„O danke!" entgegnete die Gefragte. „Ich frage nichts nach Blumen — mir fehlt es ja nicht an Diamanten, die ich tragen kann."

Nachdem ſie das Gewölbe verlaſſen, begann Ethel lachend: „Aber Thilde, was Dir doch einfällt! Haſt Du denn wirklich im Sinne, Dich mit Diamanten zu ſchmücken, wie eine alte Frau; Du — ein Mädchen von 14 Jahren?"

„Warum nicht?" rief Fanny dazwiſchen. „Mir ſcheint, ſie müßten ſich in Mathildens dunklem Haare vortrefflich ausnehmen. Geh, geh, Ethel! Ich glaube gar Du biſt eiferſüchtig."

„Gewiß nicht," verſetzte ernſt und gemeſſen die alſo Beſchuldigte. „Maman hat mir verſprochen, mich, wenn ich ſiebzehn Jahre alt bin, in die Geſellſchaften einzuführen, und ich ſage Euch, ich verlange mir's keinen Augenblick früher."

„Der Fuchs, dem die Trauben zu ſauer ſind!" entgegnete Fanny ſpöttelnd. „Was mich betrifft, ſo geſtehe ich ſchon ein, daß ich froh wäre, wenn der glückliche Zeitpunkt bald für mich käme."

„Nun Thilde! müſſen wir Dich verlaſſen;" bemerkte Ethel; „Fanny und ich werden morgen auf das Land gehen, und mindeſtens einige Tage bei unſerer Tante Everton zubringen. Alſo lebe wohl!"

„Ach," antwortete Mathilde, „mir wäre es viel lieber, wenn Ihr bei mir bliebet — das wäre ſo ſchön."

Aber „ſo ſchön" ſollte es nicht ſein, denn die Freundinnen nahmen ohne weiter einen Augenblick zu zögern — Abſchied.

Zu dem Mittagseſſen hatte Herr Bernard wie gewöhnlich ein paar ſeiner

Freunde geladen. Mathilde suchte sich der Gesellschaft möglichst bald zu entziehen, um desto ungestörter in ihrem eigenen Zimmer ihre hohen Ideen ausarbeiten zu können.

Zu bedauern war nun die arme Zofe, deren Witz und Scharfsinn ebenfalls mithelfen mußte. Zuerst ging es an die Frisur — eine heikle und künstliche Arbeit, indem die Zähne des Kammes die zarte Haut des überzarten Fräuleins nicht immer zart genug berührten. Nach vieler Mühe und Beschwerde gelang es endlich, die widerspenstige Locke zierlich neben das Gesichtchen hinzuzaubern und die Schluppe des Kopfputzes nach Laune zu treffen. Wer war froher, — glücklicher als Mathilde! „So — und gerade so muß das Haar auch bei dem Balle frisirt werden," dachte sich und sagte auch das kleine putzsüchtige Wesen.

„Doch gnädiges Fräulein — Eines fehlt," begann die Dienerin — „dieses Eine ist der Mangel an Farbe. Wenn Sie das bezwecken könnten, müßten Ihnen die Diamanten vortrefflich stehen."

„Bin ich denn gar so blaß?" fragte Mathilde etwas kleinlaut.

„Nicht ganz so, Fräulein. Es ist eben nicht Ihr natürlicher Teint, nur in letzter Zeit, wo sie weniger schliefen, haben die Wangen ihre rosige Frische etwas verloren."

„Wenn das ist" — versetzte Mathilde, „so will ich mich einige Zeit wieder früher zur Ruhe begeben; obwohl ich nicht recht einsehe, daß Schlafmangel Schuld an meiner Bläße sein sollte."

Ein Bedienter, der den Auftrag brachte, daß Frl. Bernard sich unverzüglich zu Papa verfügen möchte, um ihm wie gewöhnlich den Thee zu bereiten, machte der Unterhaltung ein Ende. Die mit so vieler Mühe künstlich geordneten Haare erhielten schnellstens die gewöhnliche Façon und Mathilde wohl wissend, daß Papa nicht gerne warte, eilte seinen Wünschen zu entsprechen.

II.

Sieg über das Vaterherz.

„Thilde! Thilde! nur schnell!" rief Herr Bernard seiner Tochter entgegen, die ohnehin sich beeilte, seinem Wunsche zu folgen. „Sieh nur! Ich habe eben Briefe mit wichtigen Nachrichten erhalten — bereite nur geschwind den Thee, und dann setze Dich an meine Seite, auf daß ich Dir Alles mittheile .... Aber wo ist die Cousine?"

„Ich vermuthe," lautete die Entgegnung, „sie ist zu Bette gegangen, denn vor Kurzem sagte sie mir, daß sie für heute das Zimmer nicht mehr verlassen wolle, indem sie von einem starken Katarrh geplagt werde. Willst Du vielleicht, daß ich nachsehe?"

„Nein, wenigstens nicht jetzt," antwortete der Vater, „ich will Dir zuerst die Neuigkeiten mittheilen, und dann kannst Du, wenn Du willst, ihr die Briefe bringen, damit sie selbe morgen, oder meinetwegen heute, wenn sie noch nicht schläft, lesen kann."

„Aber Papa! Du machst mich in der That sehr neugierig. Von wem sind denn die Schreiben?"

„Von ihrem Bruder," antwortete Hr. Bernard. „Der Junge hat in Ostindien sein Glück gemacht — er hat sich ein bedeutendes Vermögen erworben, und wünscht nun seine Schwester bei sich, damit sie Theil nehme an seinen Genüssen, wie an seinen Sorgen. Ich vermuthe, daß ihr dieser Ruf sehr angenehm sein wird, denn sie hängt mit ganzer Seele an diesem Bruder, ich möchte ihr darum kein Hinderniß legen, wenn sie die vortheilhafte Stellung annehmen will. Was Dich, mein Herzenskind, betrifft, stündest Du freilich plötzlich allein da, doch mein Plan wäre dieser, daß ich Dich für einige Zeit der Tante Flora anvertrauen will."

„Der Tante? O Papa, um's Himmelswillen — Du wirst mir doch dieses nicht anthun!" Und während Mathilde solches sprach, veränderte sich ihr Ausdruck dergestalt, daß ihr Vater unwillkürlich lächeln mußte.

„Höre Kind! Was findest Du denn gar so Schreckliches an einem zeitweiligen Aufenthalte bei Tante Flora?"

„O Papa! das wäre ja doch allzu arg, wenn ich in diesem düstern, öden, traurigen Landhause meine fröhlichen Jugendtage zubringen sollte. Wäre es denn nicht schade, wenn ich auch nur Einen derselben in solch' trostloser Weise verleben müßte? Nein, das könnte ich nicht — und erst der Haufe von sieben ungeschlachten Buben und dummen Mädchen! Nein, nein — nie und nimmermehr könnte ich mich dazu verstehen! mir scheint, ich vermöchte auch nicht Eine Woche dort zu verleben."

Herr Bernard's Gesicht legte sich in Falten; endlich nach kurzer Pause entgegnete er ernst und gemessen: „Mathilde, Du scheinst Deine Verwandten sehr wenig zu kennen, sonst würdest Du nicht auf solche Weise von ihnen

reden. Ich versichere Dich, ich habe nie in einer Familie Kinder gefunden, welche artiger, liebenswürdiger, gefälliger gewesen wären, als jene Deiner Tante Flora sind. Und, mein Schatz, um Dir die Wahrheit zu gestehen, ich habe schon oft bei mir gedacht, daß Dein vieles Dir selbst Ueberlassensein keinen guten Einfluß auf Dich übe. Umgang mit guten Kindern Deines Alters ist nachgerade ein Bedürfniß für Dich, und ich glaube etwas Vortheilhaftes zu bezwecken, wenn ich auf meinem gefaßten Plan verharre. Ich bin zu alt und zu ernst, um ein passender Gesellschafter für Dich zu sein. Leider hast Du keine Geschwister, und was noch trauriger ist, es fehlt Dir auch die Mutter." Dieser letzte von einem tiefen Seufzer begleitete Satz, fand geraden Weg in Mathildens Herz, und genügte für den Augenblick, selbes zu erweichen und dem väterlichen Wunsche willfährig zu machen.

„O Papa!" sagte sie in zärtlichem Tone, und ihren Arm um seinen Hals schlingend — „ich will ja gern thun, was Du von mir verlangest. Ich bin ganz, ganz zufrieden. — Doch," fuhr sie nach einigem Besinnen fort — „willst Du mich denn im Ernste aus dem Hause haben? Wenn ich auch Dein einziges Kind bin, so habe ich doch nie lange Weile. Ich bin recht wohl zufrieden, und werde gewiß noch zufriedener, wenn Du mir erst die Thüre zu Bällen, Theatern, Concerten erschließest. Sieh, das Alles müßte ich entbehren, und gerade dies ist es, was mir solch' Entsetzen einflößt. Ich kann mir ohne diese Genüsse kein Leben auch nur einigermaßen angenehm denken."

„Mein Kind!" erwiderte der enttäuschte Vater, „Deine Ansichten sind ganz unrichtig, Du bist noch viel zu jung, als daß Unterhaltungen dieser Art für Dich angemessen wären. Wie bald würde Dein Lebensfrühling verblüht sein, und in den Jahren, wo Andere sich zu freuen beginnen, wärest Du satt an Deinem Dasein — wärest eine wandelnde Leiche. — Nein, Thilde, nie und nimmermehr werde ich in Dein thörichtes Begehren willigen, das wäre nach meinen Begriffen die größte Grausamkeit, deren ich mich in Betreff Deiner schuldig machen könnte. Der geeignetste Platz für eine Frau ist der häusliche Herd, und die Freuden, die in der Familie genossen werden, übertreffen zu tausendmalen jene rauschenden Vergnügen, die dem Leibe und der Seele zugleich schaden. Bälle und Concerte sind Ausnahmen, und als solche mit Auswahl zulässig — wenn sie aber zur Regel werden, sind sie ein höchst gefährliches, verderbliches Spiel. O Mathilde! ich wünsche sehr, daß Du Deiner Mutter gleichest!" —

Das Mädchen ſchwieg — ſie hielt es für gerathener, keine weitern Einwendungen zu machen, doch konnte ſie ſich den heutigen ungewöhnlichen Ernſt des Vaters nicht erklären. Der Blick auf das „Landleben" bot eine ſehr trübe Ausſicht, und um keinen Preis in der Welt hätte ſie dem Vergnügen entſagen mögen, das ſie ſich von Lady Brixton's Ball träumte.

Es fiel ihr wie ein Stein vom Herzen, als ſie bemerkte, daß Papa die Zeitung zur Hand nahm und ſagte, ſie könne der Couſine die Briefe überbringen; da jedoch ſelbe ſchon eingeſchlafen war, blieb ihr nichts Anderes übrig, als wieder in das Wohnzimmer zurückzukehren.

Nach einigem Beſinnen glaubte Mathilde den abgebrochenen Faden wieder aufnehmen zu dürfen, und begann neuerdings: „Nicht wahr, Papa, wenigſtens muß ich nicht vor dem Balle der Lady Brixton zur Tante auf das Land gehen?"

„Wie?" antwortete Herr Bernard — „biſt Du von dieſem Unſinn noch nicht abgekommen?"

„O, Du haſt es ja ſchon erlaubt!"

„Mein dringender Wunſch wäre," ſprach der Vater, „Du möchteſt mir folgen, doch wenn Du durchaus dieſe Luſt büßen mußt, ſo erkläre ich Dir im Voraus, daß dieſe Erlaubniß nur ein Ausnahmsfall iſt, und für die Zukunft keine weiteren Folgen hat. Verſteheſt Du mich klar und deutlich? Für dieſesmal ſollſt Du Deinen Wunſch erfüllt haben."

Hierauf reichte er ihr eine gefüllte Börſe mit der Bemerkung, daß der Inhalt wohl ausreichen werde, die Bedürfniſſe zu beſtreiten, fügte aber auch den Rath bei, zu Frau Maradan zu gehen, weil dieſe im Rufe des beſten Geſchmackes in Damen-Anzügen ſtehe.

„Herzlichen Dank, Väterchen! Aber ich habe heute bei Howell und James etwas geſehen, was mir ſehr gefallen hätte. Darf ich wohl hingehen zu kaufen?"

„Lieber wäre es mir allerdings, wenn Du meinem Rath folgen möchteſt; doch meinetwegen thue wie Du willſt."

Dieſes „thue wie Du willſt" klang aber faſt ſchmerzlich, und Thilden würde das gewiß nicht entgangen ſein, wenn nicht ihr Gemüth zu ſehr von der bevorſtehenden Unterhaltung eingenommen geweſen wäre. Gedankenlos und gar nicht wie ſonſt, warf ſie ihrem Vater ein „Gute Nacht!" zu, und eilte haſtigen Schrittes in ihr Zimmer, und bald auch in das Bett. Doch die Phantaſie ward mehr und mehr erregt. In grünen ſilberdurchwirkten Gaze

gekleidete Wesen umgaukelten scherzend und neckend ihr Kopfkissen. Perlenschnüre von wundervoller Schönheit schlangen sich durch ihre Haare, und zierten Hals und Arme. Sie sah sich selbst in Mitte reichgeschmückter Personen, die gleich Feen in prachtvoll erleuchteten Räumen tanzend schwebten, oder herrlich meublirte Zimmer durcheilten. Auch sie that abwechselnd deßgleichen — doch plötzlich fiel es ihr auf, daß so ungewöhnliche Stille in den Sälen herrsche. Kein Laut regte sich; man scherzte nicht — man lachte nicht. Neugierig, die Ursache dieser seltenen Erscheinung zu erfahren, wendete sie sich an einige der ihr zunächst stehenden Gestalten; aber keine Antwort folgte ihren Fragen. Erschrocken streckte sie die Hände nach den Vorübergehenden aus, — doch sie erhaschte nur leere Luft — die zierlichen Gestalten verschwanden bei der leisesten Berührung. Das Entsetzen wuchs — sie schrie laut auf — aber der Ton kehrte mit mehrfachem Echo zurück. Eben als der letzte Laut hingestorben, schwand auch das herrliche Phantasiegebilde — der Zauberpalast verwandelte sich in eine dichte Rauchwolke — die Perlen in den Haaren gestalteten sich zu Thautropfen, die zur Erde fielen, ohne daß sie vermocht hätte es zu hindern. Sie bebte — zitterte und erwachte.

Der Mond beleuchtete ihr Zimmer. — Zuerst schüchtern — dann mit zusammen gerafftem Muthe blickte sie umher — bis zuletzt ihr Auge auf dem bereits erwähnten Bilde haften blieb.

Deutlich unterschied sie die süßen, liebreichen Züge des göttlichen Heilandes, der ihr zu winken schien; doch nicht gewöhnt, lange bei einem Gegenstande zu verweilen, lenkte sie ihre Gedanken wieder auf den Traum zurück. Und bis der festgesetzte Tag erschien, waren alle Eindrücke vergessen, der Ernst drängte sich in den Hintergrund, und am Vorabend war sie in solcher Thätigkeit, als ob nichts dazwischen gekommen wäre. „Ach," sprach sie zu sich selbst, als sie eben wieder nach gewohnter Weise vor dem Spiegel stand: „wenn ich nur nicht so entsetzlich bleich wäre. Wüßte ich nur ein bischen Roth auf meine Wangen zu zaubern! Nur ein klein wenig Schminke, wenn ich hätte — oder mir verschaffen könnte ...." Sie dachte — und dachte wieder! und der Erfolg war ein köstlicher Einfall. „Wir haben," sprach sie halblaut — „ein Familien-Rezeptenbuch — sollte mich wundern, wenn mir das keinen Aufschluß zu geben vermöchte. Was gilt es! Ich mache den Versuch." So mit sich selbst plaudernd, verließ sie hastig ihr Zimmer, eilte in ihres Vaters Bibliothek, riß schnell das Buch von dem Ge-

simse, setzte sich mit selbem auf die Erde, und blätterte darin mit einem Eifer und einer Begierde, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre. — Endlich fand sie das Gewünschte — schnell wurde das Rezept abgeschrieben und sonder Verschub eigenhändig zu einem Chemisten getragen.

III.

Geschmacksverschiedenheit.

Als Mathilde von ihrem wichtigen Geschäftsgange heimkehrte, wartete ihrer eine Ueberraschung. Ihr Vater kam ihr schon an der Thüre entgegen und brachte ihr die Nachricht, daß Tante Flora angekommen sei.

„Schon!" entgegnete sie in einem Tone, aus dem nicht sonderlich viel Freude sprach. „Ich habe gemeint, sie werde mich erst in drei Tagen abholen."

„Es war so ausgemacht," antwortete der Vater, „allein da ich Dich unmöglich allein auf den Ball gehen lassen kann, so bat ich sie, einige Tage früher zu kommen, damit sie Dir als Begleiterin diene."

„Und wo ist sie jetzt? Soll ich sie aufsuchen?" lautete die nächste Frage.

„Thue das, mein Kind!" erwiderte Herr Bernard. „Ich habe ihr das Zimmer nächst jenem der Maman selig angewiesen. Zeige ihr, daß sie Dir herzlich willkommen sei."

Mathilde rümpfte zwar das Näschen, getraute sich aber doch nicht, dem Papa zu widersprechen, begab sich also langsamen, bedächtigen Schrittes zu dem erwähnten Zimmer, wo sie bei halboffener Thüre eine stattliche Dame bemerkte, welche ihr Gesicht gegen das Fenster zugekehrt hatte. Mathilde mußte sich durch ein leises Geräusch verrathen haben, denn plötzlich wendete sich die Dame, schritt der Thüre zu, und eilte mit offenen Armen der kleinen Nichte entgegen.

„Mein liebes Thildchen," rief sie freudig aus — „ich bin so glücklich, daß ich Dich wiedersehe — aber wie Du unterdessen gewachsen bist?" Seit der letzten Zusammenkunft waren vier Jahre verflossen, denn Frau Bellecourt's zahlreiche Familie erlaubte die Abwesenheit der Mutter nicht gerne — und das letztemal hatte sie nur das traurige Ereigniß des Ablebens der Frau Bernard in die Stadt gerufen.

Mathildens gutes Herz ließ sich bald gewinnen; die mütterliche Zärtlichkeit, mit welcher die Tante sie empfing, erweckte in der Seele des Kindes bald das Gefühl des Vertrauens, und ehe die Nichte sich's versah, plauderte sie mit der Tante, wie mit einer alten, lieben Bekannten. —

Nun schlug es halb sieben Uhr. Etwas erschrocken verabschiedete sich Mathilde, denn sie fürchtete mit ihrem Anzuge bis zum Diner, das alltäglich um 7 Uhr begann, nicht fertig zu werden.

Da sie jedoch schon die Schwelle überschritten hatte, kehrte sie abermal zurück und sprach: „Liebe Tante! ich will Dir meine Jungfer schicken, Dich ankleiden zu helfen, falls Du nicht etwa Dein eigenes Mädchen bei Dir hast.“

„Danke Dir, mein Kind!“ antwortete Madame Bellecourt liebreich. „Ich kleide mich immer allein an.“

Matthilde verließ sie — stumm nach Außen — aber innerlich sehr besorgt über die allzugroße „Einfachheit“ der Dame „vom Lande“, die überdieß morgen ihre Begleiterin auf dem großartigen Balle sein sollte. — Endlich kam ihr der weise Einfall, der Tante heute schon einen Vorgeschmack — und wo möglich eine gute Lehre für den folgenden Tag zu geben, indem sie sich so schön als möglich kleide, auf daß sie sich, wie sie meinte, doch einen ordentlichen Begriff von der Londoner „fashionablen“ Welt machen könne.

Der Gedanke schien zu klug, als daß er nicht verdient hätte, sogleich ausgeführt zu werden. Somit machte sie sich in geschäftiger Eile an's Werk — und die Jungfer that natürlich die ersprießlichsten Dienstleistungen. Leider vergaßen es beide, auch den guten Geschmack zu Rathe zu ziehen. Sie schmückte so viel und lange, bis endlich Mathilde einem wandelnden Kramladen glich.

Nachdem Mathilde möglichst voll behängt war, kam ihr auch noch die fast unbezwingliche Lust, zum Schlusse die Schminke anzuwenden. Doch das wollte sie als ihr Geheimniß bewahren, und es darum auch ihrer Dienerin verbergen; überdieß drängte die Zeit, sie mußte gehen und die Tante, die sich unterdessen mit Lektüre beschäftigt hatte, zu Tische begleiten.

Voll Neugierde, wie sich Frau Bellecourt in ihrem Staate ausnehmen werde, fixirte sie dieselbe vom Kopf bis zu den Füßen, und zu ihrer größten Ueberraschung fand sie außer der allzugroßen Einfachheit des Kleides nichts — gar nichts auszusetzen.

So einfach ihr aber das Kleid erschien, um so höher stand es in reellem Werthe, indem es aus schwerem Seidenstoff von schöner blauer Farbe gefertigt und zierlich mit echten Spitzen ausstaffirt war. Durch die Haare zog sich ein weißseidenes Band, welches vermittels einiger Blumen von blauem Samte, die mit dem Kleide accordirten, eine eben so hübsche als entsprechende Coiffure bildete. Ein Armband und etliche Fingerringe vollendeten den ganzen Schmuck

Mathilde hätte sich die Augen reiben mögen. Sollte diese stattliche fast jugendlich aussehende Person wirklich schon Mutter von sieben „dickköpfigen Landjungens“ sein, wie die hochtrabende Nichte sich auszudrücken beliebte. Doch wollte sie ihr nicht volle Bewunderung zollen, denn, wenn auch schön, so war sie doch ein für allemal zu einfach. Tante Flora schien Mathildens Gedanken zu errathen. Sie ihrerseits betrachtete eine Weile lächelnd den reichbestäubten Schmetterling; aber sie sagte nichts; Mathilde nahm das Lächeln als ein Zeichen des Beifalls und der Anerkennung auf, und trug ihr Köpfchen höher denn je. Nachdem sie sich gegenseitig zur Genüge beschaut hatten, ward Frau Bellecourt von ihrer Nichte in das Speisezimmer geführt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Stab des Pilgers.

Von Dr. Friedrich Beck.

Wie ist der Mensch so arm und klein,
Wenn er nur lebt im Augenblick!
Ein Schatten nur, ein flücht'ger Schein
Ist all sein Thun, ist all sein Glück;
Dem Blatte gleicht er, das verweht;
Woher er kam, wohin er geht,
Zu welchem Ziel ihn führt die Bahn,
Die Fragen hat er nie gethan.

Wie ist der Mensch so reich und groß,
Wenn er gelebt für alle Zeit,
Wenn sich die Zukunft ihm erschloß
Im Spiegel der Vergangenheit!
Er denkt an seiner Ahnen That,
Und streut wie sie die gold'ne Saat,
Und was er wirkt, es währet fort,
Gefestet in des Lebens Hort.

Er löſet nicht der Treue Band;
Ihn nährt des Daſeins Wurzelſaft,
Die Liebe zu dem Vaterland,
Des Glaubens und der Sitte Kraft;
Ob hohen Ranges, ob gering,
Als Glied am weiten Weſenring
Fühlt er ſich eingefügt der Welt
Dort, wo ihr Herr ihn hingeſtellt.

Ihm wird der Augenblick Gewinn,
Ihm blieb der Väter beſtes Gut,
Ihr redlich Herz, ihr frommer Sinn,
Des Gottvertrauens froher Muth;
Wohl dem, der ſich dies Erbe wahrt!
Ein Stab iſt's auf der Pilgerfahrt,
Ein Helfer iſt's in jeder Noth,
Ein Schatz im Leben, Troſt im Tod.

Gebet für Kinder.

Von Iſidor Barndt.

Laßt uns fromm die Hände falten
Auf zu Gott dem heiligen Geiſt,
Deſſen Kraft und treues Walten
Uns den Weg zum Himmel weiſt!

Mit dem Lichte Deiner Gnade
Kehre reichlich bei uns ein,
Daß wir auf des Lebens Pfade
Niemals ohne Führer ſei'n.

Zeig' uns liebreich, was wir sollen,
Was der Seele Nutzen schafft;
Stärk' und heil'ge unser Wollen,
Gib uns zum Vollbringen Kraft!

Hilf, daß unser Wille nimmer
Zum Verbotenen sich neigt,
Und zu guten Werken immer
Sich bereit und eifrig zeigt!

Daß der Tugend wir auf Erden
Freudig unsre Herzen weih'n,
Und wir Alle würdig werden,
Selig einst bei Dir zu sein!

Ehre sei zu allen Zeiten
Gott — dem Vater, Sohn und Geist,
Den durch alle Ewigkeiten
Froh das Heer der Engel preist!

Amen.

Die Wartburg.

Eine Vergnügungsfahrt von Erfurt nach Eisenach.

Von Rey.

Ein freundliches Billet meiner Tante Lina, der Vorsteherin eines Mädcheninstitutes, forderte mich auf, sie und ihre Schaar auf einem Wartburg-Ausfluge zu begleiten, um derselben die geschichtlichen Erklärungen zu geben, d. h. wenn nicht der Himmel seinen Regenmantel heraushängen sollte. Und er hatte ihn nicht heraus gehängt. Es war ein lieblich klarer, sonnenheller Morgen, als ich im Dampfwagen der altehrwürdigen Wartburg zueilte. Mir gegenüber saß Tante Lina, vorsorglich mit einer gewichtigen Reisetasche und dem rothbaumwollnen Familienschirme versehen, erstere als Magazin für den Reiseproviant, letzterer als Schutz- und Trutzwaffe gegen die oft wunderlichen Launen des Gebirgswetters. Während ich den Rauch einer Cigarre in blauen Ringen vor mir aufsteigen ließ, und mein tantliches Gegenüber eine sehr eingehende Bekanntschaft mit einer gewichtigen Butterstolle anknüpfte, lachte und plauderte es rings um mich her, daß sich meine Blicke von dieser übersprudelnden Jugendfröhlichkeit unwillkührlich gefesselt fühlten. Aber bald wurden sie von der schönen Landschaft angelockt. Siehe! dort tauchten auch schon die drei Schwesterburgen, die Gleichen genannt, hinter jenen Baumgruppen empor, dort die Ruine der Wandersleber Gleiche, hinter ihr der runde Thurm der Mühlberger Gleiche und dort drüben die noch wohl erhaltene Wachsenburg. Mein Auge ruhte mit stiller Freude auf den burggekrönten Bergkegeln die mir von Jugend auf so lieb und werth gewesen sind. Noch gedenke ich jenes Tages, an dem ich als halbwüchsiger Knabe zum ersten Mal diese Berge bestieg, und von den hohen Mauern herab Umschau hielt über die Dörfer und Fluren, die sich zu ihren Füßen lagern. Mit welcher Scheu betrachtete ich damals den Burgweg, auf dem die Ritter zur Burg geritten waren; die zerfallenen Fenster, aus denen die Damen zum Valet der zum Kampfe oder nach dem gelobten Lande als Kreuzfahrer abziehenden Ritter vielleicht zum letzten Mal mit wehenden Tüchern grüßten; den Burghof, auf denen die Knappen die Pferde getummelt hatten und das Bürgerließ mit seinen geheimnißvollen Schauern: war doch die Ritterzeit die Welt meiner Träume gewesen. Doch sieh! Häuser scheinen an unserm Wagenfenster vor-

überzufliegen. Es ist das Dorf Ingersleben, nur noch eine Minute und die erste Station, der Marktflecken Neu-Dietendorf, ist erreicht. Der Zug steht still. Passagiere kommen und gehen, Waarenballen, Fässer etc. werden ein- und ausgeladen. In meinem Coupée war es stille geworden. Die junge Mädchenwelt hatte sich ausgeplaudert und schenkte nun dem mitgenommenen Frühstücke mehr Aufmerksamkeit, als dem Gespräche der Nachbarin. Ich aber ließ schweigend meine Blicke über die freundliche Herrnhutercolonie schweifen, in der die Bewohner ein arbeitsames, stilles und frommes Leben führen. „Ist es wahr," rief plötzlich die schelmische Adeline, „daß hier in Dietendorf die Frauen und Mädchen an der Farbe ihrer Mützenbänder zu unterscheiden sind?" — „Ja wohl!" entgegnete ich, „die Dietendörferinnen, welche zu der Herrnhutergemeinde gehören, tragen eine eigene Haubengattung in Form einer halben Eierschale. Die Bindebänder dieser Hauben sind nun bei Mädchen bis zum sechzehnten Jahre scharlachroth, von dieser Zeit an blaß-rosa, bei verheiratheten Frauen blau, und bei den Wittwen weiß." Ein kurzes, schrilles Glockenläuten und der grelle Pfiff der Lokomotive unterbrach meinen Unterricht über Herrnhuter Haubenmoden und der Zug brauste gen Gotha hin. Bald tauchte eine waldige Bergreihe zu meiner Linken auf, an deren Fuße verschiedene Dörfer mit ihren rothen Dächern aus Obstbaumwaldungen hervorlauschten. Endlich zeigte sich auf dem Ausläufer dieses Höhenzuges ein einzelstehendes Gebäude. Ich rief meiner Reisegesellschaft zu: „Hier ist die alte Seeberger Sternwarte, auf welcher früher der berühmte Hansen seine astronomischen Beobachtungen vornahm und dort zeigt sich der Friedensstein, das Fürstenschloß Gothas." Nach kurzer Zeit traten die Häuser und Baumanlagen der freundlichen herzoglichen Residenz mehr und mehr in den Vordergrund, während im Hintergrunde schon die gewaltigen Riesen des Thüringerwaldes am Horizonte sich emporreckten. Zehn Minuten Aufenthalt an dem geschmackvoll erbauten Bahnhofsgebäude Gothas und die Lokomotive keuchte und dampfte weiter, die Stimmung in unserm Waggon oder besser gesagt, unsere Reiselaune wurde von Viertelstunde zu Viertelstunde gehobener, festtäglicher, je mehr die Bergwelt uns näher und und näher rückte. Nach und nach versank der Friedensstein unter den Horizont, während der Großvater der Thüringer Berge, der majestetische Inselsberg, mehr-und mehr seine gigantischen Glieder uns entgegenstreckte. Station Fröttstedt!" und wir waren am Fuße der Gebirgsregien. Da erhob sich schon

das freundlich gelegene Schloß Jenneberg, da ragte der Abtsberg hervor und auch „der große Gottlob“ reckte sein Haupt über die niedere Bergwelt. Hier lag das Wurst und Puppenköpfe fabrizirende Walthershausen und dort hinter dem Tannenwalde spiegelte das idyllische Reinhardtsbrunnen seine gothischen Zimmer in den frühern Klosterteichen und lag das berühmte Schnepfenthal, die von dem Pädagogen Salzmann gegründete Erziehungsanstalt. Das war ein Fragen, ein Drängen, ein Zeigen der jungen Mädchen, die den Namen jeder Bergkuppe von mir verlangten. Vergebens suchte Tante Lina dieses laute Durcheinander zu regeln und zu beschwichtigen, vergebens gestand ich den Mädchen, daß mir nur die hohen Herrschaften unter den Bergen bekannt, aber der niedere Bergpöbel mir völlig unbekannt sei, das Fragen fand kein Ende, bis endlich ein heftiger Ruck des sich in Bewegung setzenden Zuges die neugierige oder vielmehr wißbegierige Mädchenwelt unsanft auf ihre Sitze schleuderte. Ein kurzer Schrei des Schreckens und die Ruhe war hergestellt. „Aber,“ sagte Tante Lina vorwurfsvoll zu ihren Pensionärinnen, „wenn Ihr überall so ungestüm mit Fragen sein werdet, wie jetzt, so wird es diesem Herrn hier unmöglich sein, Euch irgend eine Erklärung der verschiedenen Sehenswürdigkeiten zu geben.“ Um den Eindruck der Strafpredigt meiner Tante Etwas zu verwischen, sagte ich scherzend: „Unsre Augen werden in Eisenach so viel Arbeit finden, daß mir zu einer Erklärung und Ihnen zur nothwendigen Aufmerksamkeit wenig Zeit übrig bleiben wird und darum mache ich den Vorschlag, Ihnen schon jetzt einige Notizen über die Gründung der Wartburg zu geben, damit ich dann diesen Grundriß der Geschichte an Ort und Stelle mit den verschiedenen Arabesken der Einzelgeschichte und Sage ausschmücken kann.“ „Erzählen Sie, bitte, erzählen Sie!“ rief es aus allen Winkeln und Orten des Waggons. Ich setzte mich also in Positur und begann: „Es war im Jahre 1067 als Ludwig der Salier, ein Sohn des thüringischen Landgrafen Ludwig des Bärtigen von der Schauenburg, die dort in der Nähe von Reinhardsbrunnen lag und von der nur noch wenige Mauerüberreste den Ort bezeichnen, wo dieser stolze Herrensitz einst gestanden hat, mit seinem Gefolge aufbrach, um seiner Waidmannslust nachzugehen. An dem dicht bewaldeten Inselsberge stieß ihm ein Reh auf, dessen Verfolgung ihn von seinen Jagdgenossen trennte und weiter und weiter bis in die Gegend von Eisenach führte. Erschöpft blieb es endlich an der Hörsel, die den Fuß eines steilen Felskegels bespülte, stehen. Als er nun seine Blicke über

die romantiſche Thallandſchaft ſchweifen ließ und die ſteile Felſenhöhe mit ſeinen Augen maß, rief er plötzlich aus: „Wart Berg! du ſollſt mir eine Burg tragen!“ Heimgekehrt ſann er auf Mittel, ſein Vorhaben auszuführen. Bald zeigte ſich auf der einſamen Bergſpitze reges Leben, Arbeiter bauten Stein auf Stein auf, um den Scheitel des Felſens mit einer Burg nach dem Willen Ludwigs zu krönen. Doch Ludwig hatte, wie man zu ſagen pflegt, die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Der Berg war Eigenthum der Herrn von Frankenſtein, die auf dem ganz in der Nähe gelegenen Mitilſtein, heut zu Tage Mädelſtein genannt, hauſten. Durch ihren Einſpruch am Weiterbau gehindert, ſuchte Ludwig durch Liſt ſein Ziel zu erreichen. Von der Schauenburg ließ er in der Nacht Körbe mit Erde nach der Wartburg tragen und als nun die Herrn von Frankenſtein gegen den Landgrafenſohn wegen frevelhafter Anmaßung ihres Eigenthums bei Kaiſer und Reich klagten, erwiderte Ludwig, er habe die Veſte auf eigenen Grund und Boden erbaut und zwölf Ritter ſteckten ihre Schwerter in die Erde des Berges und ſchwuren, daß ihr Herr auf dem Seinigen ſtehe, denn ſchon von Alters her, habe dieſer Boden, nämlich der hinaufgetragene, zum Thüringer Lande gehört. So behielt Ludwig den Berg und ließ rüſtig weiter bauen. Eine drückende Theuerung, die gerade in dieſer Zeit das Thüringer Land heimſuchte, zwang Viele, um das tägliche Brod Arbeit bei dieſem Burgbaue zu ſuchen und da Ludwig Ueberfluß in ſeinen Magazinen hatte, ſo fanden ſich ſo viele Arbeiter ein, daß die Burg ſchon nach zwei Jahren mit ihren Thürmen und Zinnen hoch über dem Thale thronte. Bald umkränzte auch eine Ringmauer den Burghof, bei deren Baue ein jedes dem Landgrafen unterthäniges Dorf gezwungen worden war, durch Fuhren und Handreichung Frohndienſte zu verrichten. Die neue Burg, Wartburg genannt, war eine der prächtigſten Veſten Thüringens. Die Dächer trugen eine Bleibedachung und Bildſchnitzereien ſchmückten die Wände und rivaliſirten mit den verſchwenderiſch angebrachten Steinhauerarbeiten. Die Wartburg blieb nun der Sitz der Thüringer Landgrafen und hatte in deren Fehden verſchiedene Belagerungen zu beſtehen.“

„Da iſt der Hörſelberg,“ unterbrach plötzlich Tante Lina meine Geſchichtsexplication. Richtig, da ſtreckte der gelbgraue Steinſarg, denn ſeine Geſtalt gleicht einem rieſigen Sarkophage, ſeinen kahlen Rücken hin. „Dieſer Berg,“ fiel ich erzählend in das Geſpräch meiner Umgebung ein, „iſt ein Hauptträger der thüringiſchen Sage. Seine Phiſiognomie zeigt uns etwas Unheim-

liches, Grauenhaftes und in der That, die Sage versetzt in diesen Berg das Fegfeuer, und in stillen Nächten wollen vorüberziehende Wanderer das Geschrei der armen Seelen gehört haben, daher dieser Berg auch eigentlich den Namen Hörseelenberg führt. Außer diesem ist dieser Berg die Wohnung der Frau Holle, die aus seinem Innern in den Winternächten mit wildem Getöse und Lärm hervorbricht und über die nächtige Erde in unheimlichem Spucke dahinrast, oder um die Zeit des Christfestes die Spinnstuben besucht, den fleißigen Spinnerinnen Glück und Heil zum neuen Jahre wünschend, die Trägen aber durch drohenden Zuruf schreckend. Ihr voran zieht der getreue Eckard, der den Wanderer vor dem sogenannten wilden Heere warnt. Ferner verbannt die Sage auch den Ritter Tannhäuser in diesen Berg." „Den Tannhäuser?" unterbrach mich ein Mädchen. „Den habe ich in Weimar gesehen." „Ja, ich auch, ich auch," rief ein zweites, drittes, viertes. „Es ist der Name einer Oper, die Richard Wagner componirt hat." „Nun," entgegnete ich, „wenn Sie die Oper gesehen haben, dann kennen Sie auch die Sage vom Tannhäuser hinreichend und es bedarf von meiner Seite keiner weiteren Erklärung. Zudem sind wir am Ziele. Hier ist der Bahnhof von Eisenach." Der Zug stand still. Wir verließen nun unsern Waggon und sahen uns der Wartburg, die gleich einer Königin vom hohen Fels herab ins Thal niederschaut, gegenüber. Die Reitcaravane setzte sich in Bewegung, umringt von halbwüchsigen Buben, die uns mit der unverschämtesten Zudringlichkeit, trotz unserer wiederholten Versicherung, daß Nichts gekauft würde, Cigarrenpfeifchen, Dosen aus Birkenrinde, Messer 2c. als Erinnerung an die Wartburg zum Verkaufe anboten. Mit stoischer Ruhe schritten wir jedoch fürbaß, so daß endlich diese Bettelindustrie ein Einsehen bekam und sich in kurzem Trabe wieder nach dem Bahnhofe zurückzog, um mit andern Reisenden Handelsverbindungen anzuknüpfen. Die balsamische Luft des Gebirges, der Reiz der Fremde, die Aussicht auf einen Besuch der herrlichen Wartburg, Alles trug dazu bei, meinen Ernst nach und nach zu verbannen und mich heiter zu stimmen. Durch das alterthümliche Georgenthor betraten wir die eigentliche Stadt, die wie alle Thüringer Waldstädte in ihren Straßen häufig so schiefe Ebenen zeigt, daß einem Fremden der Gedanke an Glatteis in diesen holperigen Gassen sogar mitten im Sommer mit Grauen zu erfüllen vermag. Am Rathhause, am Residenzschlosse, an der alten, lindenumgürteten Georgenkirche, von der ein Quell aus einem achteckigen Brunnen mit dem Standbilde des Lindwurm-

tödters Georg plätſchert, und der geſchmackvoll erbauten neuen Bürgerſchule vorüber, gelangten wir endlich auf den Weg, der zur Wartburg emporführt. Jeder Schritt vorwärts zauberte uns ein wunderherrliches Panorama. In glänzender Sonnenbeleuchtung lag die Stadt zu unſern Füßen, Goldlichter blitzten von zahlreichen Teichen auf, baumreiche Gartenanlagen, ſaftig grüne Wieſenthäler, dunkle Laubwaldungen woben ſich gleich Smaragden in dieſes prachtvolle Landſchaftsbild ein. Dazwiſchen ragten nackte, braune Felsgruppen, wie z. B. der Mönch und die Nonne, empor und ſtreckte der Leſelsberg ſein Gigantenhaupt hoch in die blaue Luft. Die Rahmen dieſes Bildes bildeten die fernen blau duftigen Berge des Heſſenlandes. Wir ſtanden und ſchwelgten. Es war ein Lukullusmahl für das Auge, das die Herrlichkeit dieſer Gebirgsnatur mit Begeiſterung in ſich aufnahm. Doch wie neben dem Erhabenen ſehr oft das Lächerliche ſteht, ſo ſtand auch neben unſrem Hochgenuſſe ſchon eine Scene, die uns des Lächerlichen ſo viel bieten ſollte. Eine Familie Eſel hatte ſich neben uns poſtirt, von der ein Sprößling durch ſein langgedehntes, mißtönendes „J — a“ unſere Aufmerkſamkeit von dem herrlichen Landſchaftsbilde auf ſich zu ziehen bemüht war. Seine Anſtrengung wurde mit Erfolg gekrönt. Die rothgeſattelten Grauthiere, das Zureden der Eſelsfritze verlockte die Damen, Tante Lina an der Spitze, einen Ritt, nach der Wartburg zu wagen. Es war eine Cavalkade deren Aufzug ans Burleske ſtreifte. An der Spitze des Zuges Tante Lina, corpulent mit gewaltigem Regenſchirm und Reiſetaſche, dann die vor Angſt zitternden Reiterinnen der vier andern Grauthiere, dazwiſchen die Eſelloſen unſerer Geſellſchaft, die auf Schuſters Rappen ihre Bergfahrt antreten mußten, dazu das laute Geſchrei der Treiber, die Angſtſchreie der berittenen Damenwelt, ſo bald das gemüthliche Grauthier etwas ungemüthliche Freiheitsbeſtrebungen verſuchte und die zwiſchen Cavallerie und Infanterie gewechſelten Witze und Sticheleien. Doch ſiehe! Kanonen zeigen uns ihre drohenden Augen, Soldaten, promeniren auf und ab, graue Mauern mit Dachfirſten ſteigen aus tiefem Graben auf, über den eine Brücke ſich wölbt, und wir ſtehen am Thore der Wartburg. „Vor Allem ſich erſt reſtauriren!“ keuchte Tante Lina, während ſie ſich aus dem Sattel des Grauthieres mit Hilfe ihres Eſelsfritze ſchwang. Da ihr Vorſchlag bei keinem Reiſemitgliede Oppoſition fand, durchſchritten wir das düſtere Burgthor, über dem ein Thurm ſeine Steinglieder ausſtreckt, und gelangten nun, uns rechts wendend, an die Eingangspforte des ſogenannten Ritterhauſes, von

dessen untern Räumen jetzt eine Restauration Besitz genommen hat. Ich sagte etwas pathetisch: „Wir stehen jetzt vor dem ältesten Gebäude der Burg, das wahrscheinlich aus den Zeiten der ersten Landgrafen stammt. Durch diese Pforte, die sich gastlich vor Ihnen öffnet, sind einst die Helden der Ritterzeit die schönen Frauen des Mittelalters, die liederreichen Minnesänger geschritten, über diese Steinschwelle acht Jahrhunderte lang alle Personen getreten, deren Namen in der Chronik der Wartburg verzeichnet stehn." Wir traten nun durch die altehrwürdige Pforte in das Gastzimmer der Burg das sich mit den Ahnentafeln des sächsischen Fürstenhauses geschmückt hatte. *) Bald saß unsere Caravane in dieser Oase an der Quelle des Genusses. Ich hatte mir meinen Sitzplatz in einem der tiefen Fensternischen gewählt, von der im Grün hoher Tannen ein Felsenmeer seine Steinwogen ausbreitet und die zerklüftete Felsengruppe, im Munde des Volkes der Mönch und die Nonne genannt, ihre verwitterten Häupter über die Waldbäume emporreckt. Es war ein reizendes Bild, das der Schöpfer mit allen den Farben und Formen, die den Thüringer Wald zu einer so lieblichen Gebirgslandschaft werden lassen, geschmückt hat. Ich rief endlich meinen Fensterplatz verlassend: „Rüsten Sie sich zum Aufbruche! die Besichtigung der Burg nimmt mehrere Stunden in Anspruch. Zuerst wollen wir uns von einem der Führer das Landgrafenhaus zeigen lassen." Wir verließen das Gastzimmer und standen bald vor dem sich lang dahinstreckenden Landgrafenhause. „Das ist ja ein ganz neues Gebäude!" rief ein Mädchen mir zu. „Nein, nein!" erwiderte ich, „dieses Haus ist die alte Wohnung der frühern Landgrafen, aber auf Befehl des jetzigen Großherzogs von Weimar in dem alten Style wieder restaurirt worden. Die Maler Moritz Schwind aus München, und Walter aus Köln, sowie der Bildhauer Conrad Knoll aus München, haben die innern Räume dieses Gebäudes in der vollsten Bedeutung des Wortes zu einem Prachtbau umgeschaffen. Doch der Führer wartet, folgen wir ihm." Zuerst betraten wir nun die mittelalterlich decorirte Burgkapelle, die jedoch, zum protestantischen Gottesdienste hergerichtet, fast gar keine Spuren jener Zeiten zeigt, in denen einst die mächtigen Landgrafen hier ihre Kniee vor dem „Allerheiligsten" beugten. Wir verließen diesen stillen Raum und folgten nun dem Führer nach dem

*) Als ich damals die Wartburg besuchte, wurden erst zu dem jetzt vollendeten Restaurationsgebäude außerhalb der Burg die ersten Vorarbeiten begonnen.

Vorsaale der Landgrafenwohnung. Ueberall tritt uns fürstlicher Glanz entgegen. Die getäfelten Wandflächen, der landgräfliche Stammbaum, die mittelalterlichen Waffen und Zimmergeräthe, die Wandmalereien, Alles zeigt uns, daß hier die Hand der edlen, wahren Kunst segnend gewaltet hat. Eine mit Beschlägen geschmückte Thür, die im Medaillon das Bild Ludwig des Eisernen trägt, führte uns in das Landgrafenzimmer, mit Bildern von Moritz Schwind geschmückt, die in meisterhafter Weise Scenen aus dem Leben des Landgrafen darstellen. „Und nun meine Lieben" sagte ich, als wir dieses Zimmer verließen, „stehen wir in dem sogenannten Sängersaale. Hier erblicken Sie die Sängerlaube und dort in dem prächtigen Wandgemälde die Darstellung des Hauptmomentes des sogenannten Sängerkrieges auf der Wartburg. Die Sage, denn nur als solche ist die wundersame Erzählung dieser Begebenheit zu betrachten, führt uns zurück in jene Zeiten, wo sich durch die Minnesänger an den Höfen von Fürsten die lieblichen Blüthen der Dichtkunst entfalteten, wo in begeisterten Liedern bald die Freuden des Lenzes, bald der Ruhm des Vaterlandes besungen, bald die Jungfrau Maria verherrlicht wurden. Diese Meister der Harfe und des Schwertes, denn die Sänger waren meistens ritterlichen Standes, fanden in dem Landgrafen Hermann einen Gönner, dessen Haus jedem Minnesänger gastfrei geöffnet war. So geschah es nun im Jahre 1207, daß sich auf der Wartburg Heinrich von Nispach, der Kanzler des Landgrafen, Wolfram von Eschenbach, der Dichter des Parcival und Titurel, der Reimer von Zweter, dessen Wiege an den Ufern des rebenbekränzten Rheines gestanden hatte, Walther von der Vogelweide, der, von einem Kreuzzuge zurückgekehrt, das Volk durch seine Dichtungen zum heiligen Kampfe für das Grab des Herrn begeisterte, Bitewolf ein Dienstmann des Landgrafen und Heinrich von Osterdingen, ein Dienstmann Leopolds VII. von Oestreich zu einem poetischen Wettkampfe versammelt hatten. Als Heinrich von Osterdingen gegen die übrigen Sänger, welche die Gastfreiheit und Milde Hermanns, so wie seine Liebe zur Dichtkunst in Liedern priesen in die Schranken trat und die Tugend, Schönheit und den Muth seines Gebieters verherrlichte, verlangten Walther, Bitewolf, Wolfram und Reimar, über die Keckheit Osterdingens entrüstet, von dem Landgrafen einen neuen Wettkampf zu gestatten und bestimmten, daß der Unterliegende dem Henker überliefert werden solle. Der Liederwettstreit begann. Der Scharfrichter Stempfel stand bereit sein Opfer in Empfang zu

nehmen, um ihm vor dem Thore Eisenachs das Haupt abzuschlagen. Da geschah es, daß Osterdingen sich für überwunden erklären mußte. Verzweif-

lungsvoll flüchtete der Sänger, den **seine Genossen bereits ergriffen hatten,** um ihn dem Henker auszuliefern, unter **den Mantel der Landgräfin Sophie.**

Schützend streckte diese ihre Rechte über ihn aus, welchen Moment uns dieses herrliche Wandgemälde darstellt, und Niemand wagte nun, noch Hand an ihn zu legen. Ofterdingen verließ die Wartburg mit dem Versprechen, binnen Jahresfrist mit dem weit und breit berühmten Schiedsrichter Meister Klingsor, der wegen seiner Erfahrungen in den sieben freien Künsten und wegen seiner Gabe aus den Sternen zu weissagen am Hofe des Königs Andreas von Ungarn in großen Ehren stand, zurückzukehren. Ofterdingen fand bei Klingsor freundliche Aufnahme und erhielt das Versprechen, ihn als Schiedsrichter nach der Wartburg zu begleiten. Indeß war das Jahr vergangen, ohne daß Klingsor Anstalten zu einer Reise nach Thüringen getroffen hätte. Vergebens bat Ofterdingen den Meister um die Erfüllung seines Wortes, vergebens erinnerte er ihn daran daß er seine Ehre und seinen Ruhm dadurch aufs Spiel setze. Klingsor tröstete ihn stets mit den Worten: „Beruhige dich, wir kommen wohl noch zur Zeit.“ Eines Abends, nachdem der Nachtimbiß verzehrt war, fühlte sich Ofterdingen so ermüdet, daß er in einen tiefen Schlaf sank. Da hüllte Klingsor sich und den Schläfer in einen Mantel und als Ofterdingen erwachte, fand er sich zu seiner grenzenlosen Verwunderung in einem Gasthause am Georgenthore in Eisenach. Auf der Wartburg wurde Klingsor und sein Schützling von den versammelten Sängern auf das Festlichste empfangen und nun ein zweiter Sängerkrieg beschlossen. Ehe jedoch sich die Sänger mit den Waffen des Liedes einander gegenüber traten, verkündete Klingsor, der die Gabe besaß, das Schicksal der Menschen in den Sternen lesen zu können, daß seinem Herrn, dem Könige Andreas von Ungarn, jüngst ein Töchterlein geboren sei, welches sich mit Ludwig, dem Sohne des Landgrafen Hermann, vermählen und durch ihre Frömmigkeit der Liebling Gottes werden würde. Daß nun Ofterdingen durch Klingsors Schiedsgericht in diesem Liederkampfe siegte, können Sie, bei der sagenhaften Gestaltung des sogenannten Sängerkrieges wohl leicht errathen. Reich beschenkt verließ er die Wartburg und kehrte nach Ungarn zurück. Mit diesem Saale hängt nun die Gallerie der heiligen Elisabeth, die wir jetzt betreten werden, in so fern zusammen, als diese Heilige das Töchterlein war, welches Klingsor dem Landgrafen Hermann als Gemahlinn seines Sohnes Ludwig bezeichnet hatte.“ Mit diesen Worten traten wir in einen im Style des Mittelalters restaurirten Gang, der durch rothe Glasfenster ein gedämpftes Licht empfängt. Nun sagte ich feierlich gestimmt: „Wir stehen jetzt vor den herrlichen Fresken des Malers Moritz

von Schwind, durch die er uns einführt in jene grauen Tage der Vergangenheit, in denen die heilige Elisabeth in diesen Räumen als Landgräfinn gewaltet. Sehen Sie diese sechs Wandgemälde, zwischen denen Medaillons uns die Heilige in der Ausübung der Werke der christlichen Barmherzigkeit zeigen, enthalten die Hauptmomente der Lebensgeschichte dieser Landgräfin, welche diese Burg gleichsam zu einem Wallfahrtsorte für jedes gläubig fromme Herz geweiht hat. Betrachten Sie das erste Bild. Es war im Jahre 1219, als vor dem Thore der Wartburg ein Zug fremder Reisige, von dem Landgrafen Hermann auf das Freudigste begrüßt, Halt machte. Aus einem Wagen steigt, wie Sie sehen, ein kleines, vierjähriges Mädchen. Es ist Elisabeth, die Tochter des Königs Andreas von Ungarn um die Hermann durch eine Gesandtschaft für seinen Sohn Ludwig, der in dieser Zeit ebenfalls noch die Kinderschuhe trug, hatte werben lassen. Ein reicher Brautschatz, unter dem sich auch eine silberne Wiege und Badewanne befand, begleitete die jugendliche Braut aus dem fernen Ungarlande nach dem gesegneten Thüringen. Schon in dieser Zeit zeigte Elisabeth tief innerliche Frömmigkeit und jene Demuth, über die später ihre Schwiegermutter, die stolze Landgräfinn Sophie so unwillig wurde, daß sie beschloß, Elisabeth einem Kloster zu übergeben. Ludwig jedoch trat allen Widersachern seiner Gemahlin mit Ernst entgegen. „Siehe" antwortete er einst dem Schenken vor Vargula, indem er nach dem Inselsberge zeigte, „dieser Berg, wenn er auch ganz von Golde wäre, könnte mich nicht bewegen, meine liebe Elisabeth zu verlassen." So durch ihren Gemahl vor ihrer Schwiegermutter geschützt, wurde sie immer eifriger in ihren religiösen Uebungen. Fast jede Nacht verließ sie ihr Lager um zu beten und dann geschah es zuweilen, daß sie über diesem anhaltenden Beten einschlief. Neben dem Gebete waren es vorzüglich die Werke der Barmherzigkeit, denen sie ihr Leben widmete. Unten an der Wartburg ließ sie ein Hospital erbauen, in welchem sie beständig 28 arme Sieche selbst wartete und pflegte. In dem nach ihr benannten Elisabethbrunnen, dessen klares Wasser am Fuße des Burgberges hervorsprudelte, wusch sie die Wäsche der Armen. Als eine Hungersnoth und verheerende Krankheiten Thüringen heimsuchte, speiste sie täglich 300 Arme und eilte von Hütte zu Hütte, die Kranken auf ihrem Schmerzenslager zu trösten und zu pflegen. Selbst ihrer Kleider beraubte sie sich, wenn es galt damit die Blöße eines Hilfeflehenden zu bedecken. So geschah es, daß sie, während eines Besuches ihres Vaters auf der Wartburg

ihr Brautkleid einem Armen als Almosen gereicht hatte. Ludwig, die Vorwürfe seines Schwiegervaters fürchtend, schämte sich, seine Gemahlin in ihrem ärmlichen Gewande in den Bankettsaal zu führen. Elisabeth jedoch suchte ihn liebreich zu beruhigen und siehe, als die heilige Frau den Saal betrat, war sie von prächtigen Gewändern umflossen und Perlen und Edelsteine schmückten Arm und Nacken. Erstaunt eilte der Landgraf auf sie zu. „Wie ist das zugegangen?“ frug er sie hastig. „Solches zu bewirken,“ entgegnete Elisabeth ruhig, „ist Gott ein Kleines und wer ihm vertraut, dem sendet er Hilfe.“ Auf ähnliche Weise schützte Gott die Heilige vor dem Zorne des Landgrafen, der, durch böswillige Höflinge aufgereizt, seiner Gemahlin die Verschwendung seines Vermögens an die Armen untersagt hatte. Sehen sie hier das zweite Bild. Elisabeth, die mit ihren Dienern den Armen, Körbe gefüllt mit Fleisch, Brod und Eiern zuträgt, wird vom Landgrafen überrascht, der ihr mit den Worten: „Was tragt Ihr dort? Laßt's sehen!“ den Mantel emporhebt und einen Korb — voll duftender Rosen erblickt. Seit diesem Tage gebot Ludwig seinen Schöffen und Amtleuten: „Laßt meine Gemahlin nur gewähren und den Armen Almosen spenden um Gottes willen, wenn wir nur die Wartburg, Eisenach und Neuenburg behalten. Kann uns doch Gott Alles ersetzen, wenn es ihm gefällt.“ Das dritte Bild nun führt uns jener Stunde entgegen, in welcher der Landgraf, von heiliger Begeisterung erfüllt das Grab des Herrn aus den Händen der Saracenen zu befreien, von seiner Gemahlin Abschied nimmt, um sich mit seinem Gefolge dem Kreuzzuge Kaiser Friedrich II. anzuschließen. Sehen Sie, wie innig er den Arm um seine Gattin schlingt, während der andere bereits auf dem Sattel des Rosses ruht, das ihn aus dem Kreise seiner Familie hinwegtragen soll. Sehen Sie, mit welchem Schmerze Elisabeth mit ihren Armen den Nacken des Scheidenden umschlingt, wie ihn seine Kinder und Verwandten von allen Seiten umdrängen. Kann wohl jener Augenblick der Trennung ergreifender und wahrheitsvoller dargestellt werden, als es durch dieses Bild geschieht? Ja es war eine Trennung, der hier auf Erden kein Wiedersehen folgen sollte. Ludwig, von einem stattlichen Gefolge von Rittern und Reisigen begleitet, zog durch Franken, Schwaben überstieg die Alpen und vereinigte sich in Apulien mit dem Kaiser. In Brundisi fühlte sich der Landgraf plötzlich unwohl. Ohne jedoch diese ersten Symptome einer Krankheit zu beachten, segelte er nach Otranto, das er sterbenskrank erreichte. Nachdem er aus der Hand des Patriarchen von Jerusa-

lem die heiligen Sterbesakramente empfangen hatte, entschlief er hier ferne von der Heimath am 11. Tage des Herbstmonats 1227. „Mir ist die Welt gestorben und in ihr jede Freude!“ rief Elisabeth jammernd aus, als ihr Graf Dietrich von Apolda den landgräflichen Siegelring, in dessen Stein ein Agnus Dei geschnitten war, überreichte und ihr dabei den Tod des edlen Herrn meldete. Wohl konnte sie von nun an mit Recht ausrufen: „Ach, ich arme, elende Wittwe. Nun tröste mich der, der Wittwen und Waisen nicht verläßt!“ Denn Heinrich Raspe, der Bruder Ludwigs, der die Vormundschaft über die Kinder des Verstorbenen führte, trat immer feindseliger gegen die heilige Elisabeth auf, ja, er ließ sie und ihre Kinder sogar zum Thor der Wartburg ins Elend hinaus treiben, wie uns hier das vierte Bild erzählt. Mit ihrem jüngsten Kinde auf dem Arme und das andere vor der rauhen Witterung mit ihrem Mantel schützend, sehen wir sie hier durch die Felsschluchten des Thales die Wartburg verlassen, die mit ihren Zinnen und Mauern über die Felsen emporragt. Sie, die so vielen Hunderten eine Mutter der Barmherzigkeit geworden war, fand, von Allen verstoßen, endlich in einer Weinschenke ein Obdach. Unter Thränen und Gebet suchte sie sich und ihre Kinder durch die Arbeit ihrer Hände zu ernähren. Mit engelgleicher Milde und Geduld ertrug sie den Hohn und Spott der Armen, die sie einst gespeist, bekleidet, gepflegt hatte, und selbst, als eine alte Bettlerin, der die Landgräfinn oft eine Wohlthäterin gewesen war, sie am Eingange der Messerschmiedsgasse in den tiefen Koth des Löbersbaches absichtlich hinabstieß, hörte man von ihr kein Wort der Klage oder des Unwillens. Nach einiger Zeit erhielt Elisabeth auf dem Schlosse Baldenstein durch den Bischoff Eckbert von Bamberg eine ihrem fürstlichen Stande angemessene Wohnung. Als sie nun hier, den Rittern, welche die Leiche ihres Gemahls aus Italien nach Reinhardsbrunnen führten, ihre schweren Drangsale klagte, eilten dieselben, über diese grausame Behandlung ihrer Herrin empört, nach der Wartburg und warfen dem Raspe in kühnen beherzten Worten sein Unrecht vor, so daß dieser sich geneigt zeigte, sich mit der Landgräfinn auszusöhnen und ihr jedes Verlangen das sie an ihn stellen würde, zu gewähren. Elisabeth jedoch verlangte nicht „nach Burgen und Städten, Land und Leuten,“ sondern beschloß, in freiwilliger Armuth und Entsagung fortan dem Herrn zu dienen. In ihrer Wohnung, eine ärmliche Lehmhütte zu Marburg, errichtete sie ein Hospital für Arme und Kranke, die sie wartete, für die sie kochte und wusch und sich den

eckelhaftesten Dienstleistungen unterzog. So lebte sie dem Dienste Gottes und der Menschen, bis endlich ihr Körper den Anstrengungen erlag. Sie starb am 26. November 1231. Diesen Augenblick hat der Maler zum Gegenstande des fünften Bildes gewählt. In einer elenden Hütte liegt die Leiche, wie Sie sehen, im grauen Gewande ausgestreckt. Zu ihren Füßen erblicken wir ihren Beichtvater, an der Thür eine lauschende Ordensschwester, über dem Hause aber eine Gruppe singender Engel und über diesen Gott den Vater, auf einer Weltkugel sitzend. Zeigt uns nun dieses Bild die heilige Elisabeth in ihrer tiefsten irdischen Erniedrigung, so stellt uns dagegen das letzte und sechste Bild gleichsam die höchste irdische Erlösung der heiligen Landgräfin dar. Von Gregor IX. heilig gesprochen, wird nun der Sarg am Jahrestage ihrer Canonisirung, vom Kaiser, nachdem dieser der Heiligen Haupt mit einer goldenen Krone geschmückt hat, von mehreren Bischöfen umgeben, von einem Fackel und Fahnentragenden Gefolge, wie uns dieses Bild zeigt, nach der Kapelle der Elisabethkirche getragen. Ueber diesem feierlichen Leichenbegängnisse erblicken wir die Heilige in ihrer ewigen Glorie, als Fürbitterin der Menschen knieend vor der Mutter Gottes.

So sehr auch die Schönheit dieser Wandmalereien, so sehr auch der historische Stoff, den diese Bilder widerspiegeln, uns fesseln, wir müssen die Elisabethgallerie verlassen. Wir folgten nun dem Führer nach dem Rittersaal. „Ein Saal voll Pracht und Herrlichkeit, schließt Augen auf!“ Mit diesen Worten Göthe's lud ich meine Reisegesellschaft zum Eintritt in diesen Prachtbau der Wartburg ein. Ein leises „Ah!“ entfloh allen Lippen. „Ach, wie schön, wie prächtig!“ rief es von allen Seiten. Und in der That, dieser Saal ist ein Meisterwerk in Sculptur, Malerei, Ornamentik und Farbenpracht. Wohin der Blick sich auch wenden möge, überall fühlt er sich durch die vollendete Schönheit der einzelnen Parthien des Saales überrascht. Schweigend stand ich im Kreise meiner Begleiterinnen, schweigend gingen wir den hohen Raum auf und ab, denn nur schweigend kann die Schönheit innig und wahr genossen werden. Fragen, Antworten, Anmerkungen zerstreuen und ziehen unsere Aufmerksamkeit zum Theil von dem Vollgenusse eines Meisterwerkes der Natur oder Kunst ab. Es waren Augenblicke der Weihe, die wir in diesem im Geiste des Mittelalters restaurirten Rittersaale verlebten. Eine hohe Bogenthür führte uns auf einen Balkon, der hoch am Landgrafenhause heraustritt. Welch' ein Panorama rings umher. Tiefdunkle

Waldungen, lachende Wiesengründe, weißen Bändern gleichende Landstraßen, dazwischen die rothen Dächer friedlicher Dörfer und am Horizonte blauduftige Bergketten. Gott, wie groß bist du in deinen Werken! In schwindelnder Tiefe unter uns hatte sich ein Bär in einem Zwinger häuslich niedergelassen. „Soll dieser vielleicht die Stelle des gezähmten Löwen vertreten," sagte ich scherzend, „der einst auf der Wartburg einem der Landgrafen in früher Morgenstunde in seiner Wildheit als König der Wüste entgegentrat, vor dem gewaltigen Blicke des Fürsten zitternd, sich aber wieder fesseln ließ." „Dieses hieße die Würde des königlichen Thieres schänden," entgegnete die Tante, „wenn man als seinen Stellvertreter den plumpen, dummen —" Ein kurzer Schrei unterbrach Tantchen. Wir blickten uns hastig um und sahen die freundliche Ella, von dem lachenden Pensionate umringt. „Was ist geschehen?" frug Tante Lina, durch die Heiterkeit der Umgebung beruhigt. „Ach," entgegnete Ella, „ich wollte dem Unthiere da unten Etwas von meinem Reiseproviante zu Gute kommen lassen, als ich aber den ganzen Vorrath hier aus meiner Tasche nehme, entschlüpft er meinen Händen und fällt in die Tiefe!" Freund Petz hatte schon den unerwarteten Imbiß einer, wie es schien, sehr eingehenden Prüfung unterzogen. Bald flogen nun Brödchen, Fleischstückchen vom Balkon herab, denn jedes Glied unserer Karavane wollte dem braunen Einsiedler eine kleine Gabe spenden und Petz brummte in seinem engen Raume vergnügt von einer Delikatesse zur andern. „Was bietet die Wartburg noch für Sehenswürdigkeiten?" frug ich unsern Führer. „Das Lutherzimmer und die Rüstkammer," entgegnete er. „Nun dann zuerst nach der Rüstkammer!" rief ich ihm zu, als er uns nach den untern Räumen geleitete. Als wir das Zimmer, in dem die Waffen der Ritterzeit aufgestellt waren, betreten hatten, sagte ich etwas kleinlaut: „Hier ist sehr viel Stoff zu Erzählungen aufgespeichert. Aber ich bitte Sie, verlangen Sie von mir keine ausführlichen Schilderungen, dazu mangelt uns die Zeit. Mit kurzen historischen Notizen dagegen werde ich Ihnen gern aufwarten." Hoch zu Roß, das die Panzerdecke trug, saß mancher Gewappnete, oder vielmehr dessen Rüstung, während andere Rüstungen den Ritter zu Fuß darstellten. Neben Fahnen präsentirten sich Partisanen, Helme, Schwerter, Morgensterne und die andern Utensilien mittelalterlicher Kriegskunst. „Hier," sagte ich erklärend, „ist das Eisenkleid Hermanns, des Sängerfreundes, und hier die Rüstung Ludwigs des Heiligen, des Gemahls der heiligen Elisabeth, hier die des

Herzogs Johann von Weimar, hier die des Ritters Feige von Bomsen und diese Rüstung hier soll sogar der Papst Julius II. getragen haben. Auch das Panzerkleid des Prinzenräubers Kunz von Kaufungen hat hier eine Stelle erhalten. Dieser Kumpan hatte aus Rache die zwei Söhne des Churfürsten Friedrich aus dem Schlosse zu Altenburg durch Hilfe eines Küchenjungen, Namens Hans Schwalbe, entführt, wurde aber, verfolgt von dem durch die Sturmglocke allarmirten Landvolke, an der böhmischen Grenze, wo Kaufungen mit dem Prinzen Albert ein wenig rasten wollte, während den Prinzen Ernst die Helfershelfer Kunzens auf einem andern Wege nach Böhmen führten, von dem Köhler Schmidt, dem sich der Prinz entdeckt hatte, so weidlich „getrillt," daß Albert befreit und Kunz dem Gerichte überliefert werden konnte. Diese Rüstung hier trug einst Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand und diese hier der Churfürst Friedrich der Weise, diese Johann der Beständige, diese Ludwig der Springer, so genannt, weil er aus dem Schlosse Gibichenstein bei Halle, wo er gefangen saß, mit Hülfe seines weiten Mantels glücklich den gefährlichen Rettungssprung in die Saale vollbracht haben soll. Diesen Panzer trug Ludwig der Eiserne, als er seine Vasallen, welche die Unterthanen auf das Schmählichste drückten, bei Freiburg an der Saale zur Strafe hatte den Acker pflügen lassen, nachdem er durch das Wort des Ruhlaer Schmiedes: „Landgraf Ludwig, werde hart!" auf die Unthaten seiner Vasallen aufmerksam gemacht worden war. Namen, wie Heinrich Raspo, Heinrich der Erlauchte, Albrecht der Unartige, Kunigunde von Eisenberg, Apitz, Friedrich mit der gebissenen Wange, Ditzmann leben hier durch diese Rüstungen, die sie einst getragen, gleichsam in einer eisernen Chronik fort." — „Ich bitte um Entschuldigung," unterbrach mich eine der Pensionärerinnen, „warum gibt die Geschichte diesem Friedrich den Beinamen mit der gebissenen Wange?" — „Nun," entgegnete ich, „die Geschichte der Wartburg erzählt uns Folgendes: Albrecht der Unartige, mit Margaretha, der Tochter des Kaisers Friedrich II. vermählt, haßte seine Gemahlin so sehr, daß er einem Knechte heimlich den Auftrag gab, Frau Margarethen in der Nacht zu ermorden. Jener schlich daher in der Nacht vor dem Feste Johannes des Täufers in das Schlafgemach der Landgräfin. Als er jedoch die edle Frau im ruhigen Schlummer erblickte, gereute ihn plötzlich sein dem Landgrafen gegebenes Versprechen. Er weckte die Fürstin, gestand ihr seine ursprüngliche Absicht und sprach: „Edle Frau, Euer Herr, der Landgraf, gebot mir,

Euch zu tödten. Aber ich will, obschon ich ihm das gelobt mit einem schweren Eide, doch nimmer solche Sünde thun. Bin ich gleich arm, so bin ich doch ehrlicher Leute Kind, und will lieber sterben mit Euch, als solche That verüben. Könnten wir aber Beide am Leben bleiben und wüßtet ihr, edle Frau, dazu Rath, so wäre das noch besser!" Bestürzt über diese Selbstanklage des Knechtes ließ sie eilig ihren Haushofmeister, den Schenken Rudolph von Vargula zu sich rufen, der ihr rieth, die Wartburg heimlich zu verlassen. Da begab sich die unglückliche Frau in das Schlafgemach ihrer beiden Söhne, von denen Friedrich 3 Jahre, Ditzmann 1½ Jahr alt waren. Weinend nahm sie die Kleinen aus ihrem Bettchen, herzte und küßte sie und biß dabei vor übergroßem Schmerze ihren ältesten Sohn in die Wange. „Ach," rief sie aus, „ich will meine Kinder zeichnen, daß sie gedenken sollen an dies Scheiden, so lange sie leben." Da nun die Wunde eine Narbe hinterließ, so erhielt Friedrich später den Beinamen: der Gebissene oder Friedrich mit der gebissenen Wange. Margaretha aber ließ sich an einem Seile aus dem Fenster auf einen Felsen herab und flüchtete sich nach der Kraienburg, von da nach Fulda, wo sie vom Abte Bernhard II. sicheres Geleit nach Frankfurt erhielt. Hier starb sie in demselben Jahre am 8. August 1268."

Nach einem kurzen Besuche der Landgräfinnenwohnung, die ebenfalls im Geiste des 12. Jahrhunderts restaurirt worden ist und in ihren Sculpturen und Malereien auf eine sinnige Weise die Frauentugenden verherrlicht, folgte meine Reisegesellschaft dem Führer nach dem gegenüberliegenden Gebäude, um hier im Lutherstübchen, das Dr. Martin Luther als Junker Görg während seines unfreiwilligen Aufenthaltes auf der Wartburg bewohnt hatte, die Gegenstände, die einst zu Luther in Beziehung gestanden, als seinen Tisch und Lehnstuhl, seine Bücherspinde und Bettstelle, ein Stück Wallfischrückgrat, das ihm als Fußbank gedient hatte, so wie den bekannten Tintenklex an der Wand, der durch einen Wurf Luthers mit dem Tintenfasse nach dem Gottseibeiuns, welcher ihn mit seiner Gegenwart belästigt habe, entstanden sein soll, sich anzusehen; ich aber bestieg, da ich dieses Lutherzimmer schon früher mehreremal besucht hatte, den Thurm des Burghofes und sah vor mir ein Landschaftsbild voll unendlicher Schönheit ausgebreitet. Zu meinen Füßen rauschten die Wälder, durch die einst Margaretha geflüchtet war; Berg an Berg gipfelte sich links und rechts, bald kahl, bald bewaldet, auf, wie ein großer Todtenschrein streckte der Hörselberg sich im Thale hin, während der

gewaltige Inselsberg gleich einem Könige mit ernster Majestät auf seine Unterthanen, die niedere Bergwelt, herniederschaute. In blauer Ferne baute das Rhöngebirge seine Gipfel auf und gleich dunklen Wolken stieg der Harz am Horizonte empor. Dazwischen nun lachende Dörfer, prangende Fluren, belebte Heerstraßen — o Gott! segne dieses Land, das du mit so unaussprechlicher Schönheit geschmückt hast!

„Lebe wohl! lebe wohl, ehrwürdige Wartburg!“ riefen frische, helle Mädchenstimmen und Taschentücher flatterten gleich weißen Tauben in der Luft, als wir auf schmalem Stufenwege an der Felswand, die als Krone die Wartburg trägt, in das Marienthal herniederstiegen. Röthliche Felsgruppen und saftiges Wiesengrün begleitete uns durch dieses liebliche Thal, das zum Andenken an die Großherzogin Maria Paulowna, die dieses Thal im Jahre 1805 besuchte, seinen Namen erhielt. Ein gigantisches M., auf eine Felswand geschrieben, fand in dieser Zeit ebenfalls seine Entstehung und Bedeutung. Ziegenheerden kletterten an den Steinwänden umher und das harmonische Geläute einer Rinderheerde, die hoch oben am Rande eines Felsens graste, belebte diese liebliche Parthie, welche in dem folgenden Thale, dem nach der Königin Anna von Holland genannten Annathale, daher auch ein kolossales A. den einen Felsen schmückt, eine wildere Fortsetzung hat. Unsere lachlustige, redselige Mädchenwelt, die scherzend und sich neckend Tante Lina und mich, die ernsten Elemente unserer Karavane, umschwärmten, blieben jedoch plötzlich erstaunt und wie es schien, auch etwas furchtsam stehen, als ich von der Chaussee nach einer engen Schlucht abbog, deren Seitenwände steile, moosbewachsene Felsen bilden. „Das ist die Drachenschlucht!“ rief ich den Mädchen zu. „Wer Muth hat, der folge mir. Vorwärts!“ Mit diesen Worten drang ich in die Schlucht ein. Hinter mir zogen die Mädchen, nothgedrungen in einer Reihe, einher. Hoch über uns lugte ein Streifen Himmel blau auf uns herab, Farrenkräuter streckten uns ihre feuchten Blätter entgegen, Schlangenmoos kroch an den Felsen empor und rieselnde Wässer rauschten neben uns zur Tiefe. Die Felsen traten jedoch immer näher und näher aneinander, so daß sie zuletzt nur noch einen Spalt bildeten. Wie jammerte Tante Lina, die bei ihrer Corpulenz fürchtete, sich zwischen diese Felsen so einzuklemmen, daß ein Rückzug unmöglich werden möchte, wie klagten die Mädchen über die furchterregenden Felsengebilde, über die Enge des Weges! glücklich wand sich Tante Lina durch den Spalt, mit ihr das Pensionat.

Die Felsen traten weiter zurück. Sonnenschein und Tannengrün begrüßte uns und zwischen den Baumwipfeln lugte das rothe Dach eines Hauses hervor. Es war „die hohe Sonne," ein Forsthaus, dessen Besitzer als einträgliches Nebenamt zugleich Gastwirthschaft betrieb. Bald hatte sich unsere Reisegesellschaft um die Tische in dem ziemlich öden Garten gruppirt, um bei einer Tasse Kaffee, die überstandenen Reisestrapatzen zu vergessen. Ein Durchhau in den Waldungen gestattete uns hier nochmals einen Blick auf die Wartburg. Noch einmal schwenkten die Mädchen diesem ehrwürdigen Palladium Thüringens ihre Taschentücher zum Gruß entgegen, dann commandirte ich: „Vorwärts!" und die Karavane setzte sich nach dem Hirschsteine in Bewegung. Ueber einer vom Winde durchfegten Waldblöße auf der eine hohe Wetterfahne sich kreischend im Luftstrome drehte, erreichten wir nach einer kleinen Viertelstunde den Gipfel des sogenannten Hirschsteines, der baumleer und nur von hohem Haidekraut überwuchert, eine majestätische Eiche als Gipfelschmuck trägt. Welch eine Aussicht rollte sich hier vor den erstaunten Blicken auf! Hohe, dichtbelaubte Waldbäume, schlanke Fichten und Tannen bildeten zu unsern Füßen ein Meer von Grün, von dem der Blick über saftgrüne Wiesenflächen hinweg, umrahmt von waldumgürteten Felsen, dem lieblichen Wilhelmsthale begegnete. Hier im einsamen Thale, umgeben von einer herrlichen Gebirgsnatur, in ländlicher Stille und Einfachheit sucht der Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach im Kreise seiner Familie während der Sommermonate Erholung von den Geschäften der Regierung, Freiheit von dem beengenden Ceremoniell der Hofetikette und körperliche Stärkung und Kräftigung. „Wollen wir hinuntersteigen und Wilhelmsthal besuchen? Oder wollen wir uns mit diesem wunderlieblichen Landschaftsbilde begnügen? Die Zeit drängt uns zur Rückkehr und ich glaube —". „Und ich glaube," unterbrach mich die Tante, „Wilhelmsthal wird in der Nähe den Eindruck dieses Bildes, wenn auch gerade nicht verwischen, so doch auch nicht besonders heben und daher schlage ich vor: Wir setzen hier den Markstein unseres Reiseausfluges." Ich schlug nun vor, den Rückweg über die Hochwaldsgrotte und durch die Landgrafenschlucht zu nehmen. Ein lautes „Ja!" der Mädchen billigte meinen Vorschlag, dem nun auch wegen des unangenehmen Zugwindes rasch der Aufbruch folgte. Zwischen grünen Laubwänden, über Stufentreppen, auf abschüssigen Fußwegen, die sich oft am Rande eines Abgrundes hinzogen, erreichten wir, immer abwärts eilend, die Eisenach-Wilhelmsthaler Chaussee,

ſtanden nun bald vor koloſſalen Felſenmauern und nach wenigen Minuten öffnete uns die Hochwaldsgrotte ihr majeſtätiſches Thor. Tiefe Stille herrſchte rings umher, nur der Wind flüſterte durch die majeſtätiſchen Buchen, welche gleichſam die Ehrenwache dieſer Grotte bilden, von grauen Tagen, wo durch Erdrevolutionen die Felſen entſtanden und dieſe gigantiſche Höhle ſich wölbte. Selbſt die redſelige Mädchenwelt ſchaute ſchweigend zu dieſem Naturwunder auf und fand den Fluß der Rede nicht eher wieder, als bis wir auf der Chauſſee zurück nach „der hohen Sonne" wanderten. Von hier zweigte ſich der Weg nach der Landgrafenſchlucht ab, der anfangs über einen Bergkamm leitet, bis er endlich auf herrlichen Promenadenwegen zur Sohle des Thales hinabführt. „Wundervoll! Herrlich!" Dieſe Ausrufe der Ueberraſchung waren der Gruß, mit dem wir dieſe wildromantiſche Schlucht betraten. Bald ſtiegen ſenkrechte Felswände zu beiden Seiten thurmhoch auf, überkleidet mit Farrenkraut und Tannengeſträuch, bald ſenkte ſich der Bergabhang ſanft zu Thal, auf ſeinem Rücken prachtvolle Buchenwaldungen tragend, durch deren Laub das Gold des Sonnenſcheins in langen, leuchtenden Strahlen auf dem üppigen, ſchwellenden Mooſe hinglitt, bald traten die Felſen zu einer Spalte zuſammen, bald weitete ſich der Thalkeſſel zu kleinen Wieſenflächen aus, dazu nun ein munter plätſchernder Bach, deſſen kryſtallhelles Waſſer über Felsbrocken keck und verwegen hinweghüpft, ein gutgebahnter Promenadenweg, von Zeit zu Zeit eine Bank, „dem Wanderer zur kurzen Ruh bereitet," — ich möchte dieſe Parthie der Eiſenacher Umgebung als die Perle der Landſchaft bezeichnen. Als wir nun unweit der Schluchtmündung eine große, hufeiſenförmige Bank erreichten, bat ich die Mädchen, Platz zu nehmen. Getreu meinem Amte als Führer, ertheilte ich nun einige Notizen über dieſen Felſenſpalt. In einem Kampfe zwiſchen Albrecht dem Unartigen und ſeinem Sohne Friedrich mit der gebiſſenen Wange, geſchah es, daß die Wartburg, welche Friedrich durch Liſt erobert hatte, von den Anhängern Albrechts belagert wurde. Während dieſer Tage erfreute nun Gott den von ſeinem grauſamen Vater verfolgten Landgrafenſohn durch die Geburt einer Tochter. Da aber zu dieſer Zeit kein Burgkaplan anweſend war, und Eliſabeth, Friedrichs Gemahlin, ſich nicht eher beruhigen wollte, als bis das Kind getauft ſei, verließ Friedrich in der Nacht mit dem Kinde und der Amme, von zehn reiſigen Männern begleitet, die Burg, um ſich nach dem Schloſſe Tenneberg durchzuſchleichen. Allein die Belagerer verfolgten die nächtlichen Wanderer und dieſe flüchteten ſich

daher über Berg und Thal nach der waldigen Schlucht, in der wir uns jetzt befinden. Hier fing jedoch das Kind laut zu weinen an. Vergebens suchte die Amme, es zu beruhigen. „Das Kind hat Durst!“ rief sie endlich dem Landgrafensohne zu. „Halt!“ gebot dieser. „Mein Töchterlein soll Nichts entbehren und wenn es das Thüringerland kosten sollte!“ Schnell bildeten seine Getreuen einen Wall um die Amme, welche dem kleinen, durstigen Schreier zu trinken gab. Schon hörte man den Hufschlag der feindlichen Rosse näher und näher kommen. Friedrich erwartete seine Verfolger mit dem Schwerte in der Hand. Ehe jedoch der Feind den Eingang der Schlucht erreichte, war es Friedrich gelungen, in dem dichten Walde zu entkommen. Glücklich erreichte er vor Tagesanbruch das Schloß Tenneberg, wo sein Töchterlein durch den Abt von Reinhardsbrunnen die heilige Taufe empfing. Seit jenem Tage nun führt diese Schlucht hier den Namen: „Landgrafenschlucht.“

Der Nachmittag war bereits weit vorgerückt, als wir das Marienthal erreichten. Hinter der Wartburg, die nun wieder in ihrer stolzen Schönheit uns entgegenwinkte, stieg eine tiefdunkle Wolkenwand empor, welche zwar einen prächtigen Hintergrund zu den weißen Gemäuern der restaurirten Burg bildete und in scharfen Umrissen die Conturen des hohen Thurmes hervortreten ließ, aber uns auch die nicht eben erfreuliche Aussicht eröffnete, zwischen den Wänden des Marienthals die intime Bekanntschaft mit einem Gebirgsgewitter machen zu müssen. „Kinder, vorwärts!“ rief die Tante im Pathos der anstürmenden Verzweiflung aus, „sonst werden wir tüchtig gewaschen!“ Wie sehr die Furcht ansteckend ist, zeigte mir nun meine Reisegesellschaft. Gleich schüchternen Rehen umdrängten die jungen Mädchen die eilig vorwärts keuchende Tante, ängstliche Blicke nach der langsam höher und immer höher steigenden Wolkenwand sendend. Vergebens suchte ich die Furchtsamen zu beruhigen, vergebens als Wetterprophet aus dem Zuge der Wolken einen regenfreien Abend zu versprechen, sie sahen nicht, sie hörten nicht, kein Wort wurde gesprochen, nur immer vorwärts geschritten, so rasch es ihnen die Korpulenz der Tante, die bereits ihren Familienschirm als Regendach über ihr Haupt ausgespannt hatte, erlaubte. Halb ärgerlich folgte ich der angstgepeitschten Schaar als Nachzügler, um ihr durch meine Ruhe nicht allein zu imponiren, sondern sie auch kaltblütiger gegen das aufsteigende Unwetter zu machen. Aber mein Versuch, zu imponiren, mißlang, da Niemand nach

mir umschaute und ebenso wenig ließ sich meine Reisegesellschaft durch meine Ruhe Kaltblütigkeit einimpfen. Erst als die Dächer und Gartenanlagen der „Phantasie" eines Vergnügungsortes der Eisenacher, durch die Baumkronen hindurchschimmerten und bis dahin noch kein Regentropfen auf die Blätter niedergerauscht war, sondern im Gegentheile sich sogar neben dem Rande der Gewitterwolke bereits wieder ein Stück blauer Himmel zeigte, ein Beweis, daß das gefürchtete Unwetter auf einem andern, uns unschädlichem Wege weiter zu wandern sich entschlossen hatte, wurden die Schritte langsamer und die athemlose Tante erlaubte sich und ihrem Gefolge eine kurze Rast. Ich machte nun den Vorschlag, uns zum Schlusse noch in der „Fantasie" zu erfrischen und bald saßen wir neben und zwischen den ehrsamen Bürgern Eisenachs im schattigen Garten der „Phantasie." Hier fand nun eine gründliche Restauration der aufgebrauchten Kräfte durch Speise und Trank und behagliche Ruhe statt, so daß die durch Wetter verscheuchte heitere Laune nach und nach wieder emportauchte und unter allgemeinem Gelächter die kürzlich bewiesene Furcht und die an's Komische streifende Flucht selbst zum Stichblatte des Spottes diente. Als endlich der Abend durch die Wälder schritt, brachen wir auf, um rechtzeitig den letzten Zug nach unserer Heimath zu erreichen. Die Wartburg hatte die dunkle Wolkenwand abgestreift und ihre Zinnen glühten im verglimmenden Golde der scheidenden Sonne.

Eisenach war erreicht. Plaudernd standen oder saßen Gruppen von Männern und Frauen vor den Hausthüren, um die Kühle des hereinbrechenden Abends zu genießen. Langsam durchwanderten wir die auf- und absteigenden Straßen, als ich plötzlich, durch eine lateinische Inschrift an einem eisernen Brunnen gefesselt, stehen blieb, um sie meinen Reisegefährtinnen zu übersetzen. Sie lautete: „Denkmal der am ersten September 1810 durch zufällige Entzündung französischer Bomben und Pulverwagen zerstörten und verbrannten Einwohner und Gebäude." Eine sonderbare Stylistik in dieser Inschrift, aber trotzdem enthielt sie durch die Wörter: Bomben, Granaten, Pulverwagen, verbrannte Menschen so viel schauerlich Geheimnißvolles, daß die mich begleitende Mädchenwelt in lebhafte Aufregung versetzt wurde. Ich sollte erzählen, sollte berichten, aber ich konnte nur die Achseln zucken und gestehen: „Ich weiß nicht mehr von dieser Geschichte, als was der Brunnen erzählt." Natürlich war dadurch die erregte Neugierde der Mädchen und selbst die meiner sonst etwas phlegmatischen Tante nicht befriedigt. Man bestürmte

mich trotz meines Geständnisses, Nichts von der Bombengeschichte zu wissen, mit Fragen, die ich natürlich alle unbeantwortet lassen mußte. Da zeigte sich mir endlich ein Retter in Gestalt eines alten Mannes, der behaglich sein Pfeifchen rauchend an der Thürpfoste lehnte. Mit wenig Worten hatte ich ihm unsern Wunsch, etwas Näheres über die Pulverexplosion zu hören, vorgetragen. „Sehen Sie, meine Herrschaften," entgegnete er gutmüthig, „ich habe das Unglück zwar erlebt, denn ich war damals schon ein derber Junge, aber so ganz ausführlich —." „Na, guter Freund," fiel ich ihm in die Rede, „erzählen Sie uns nur so viel, als Sie davon wissen. Wir sind auch mit einer kleinern Portion zufrieden." „Sehen Sie," fuhr der Alte im Eisenacher Dialecte fort, „das hier ist die Georgengasse und dort kömmt die Messerschmiedgasse herunter und da ist's geschehen. Ich weiß es noch, wie heute, es war Abends gegen neun Uhr, ich glaube Anfang September, wir Kinder saßen zu Hause um den eichenen Tisch herum und schwatzten, wie es Kinder machen, von dem und von jenem, da auf einmal wurde es taghell in der Stube und gleich darauf krachte und donnerte es, als wenn die Wartburg in's Thal polterte. Die Stube erbebte, der Tisch schwankte und wir Alle lagen wie mit einem Schlage auf den Dielen. Auf der Straße hörten wir entsetzliches Geschrei. Aufspringen und zur Thür hinausrennen, war nun eins. Die Menschen strömten nach dem „halben Monde," ach, du lieber Gott! was ich aber da gesehen habe, das werde ich mein Lebtag nicht wieder vergessen. Die Sturmglocken heulten, „Feuerio! Feuerio!" rief es in allen Straßen, denn nicht aus einem, oder zwei, nein, gleich aus zehn Häusern schlug die Flamme über den Dächern zusammen. Ich drängte mich so weit vor, als möglich. Ach, du lieber Gott! Da brachten sie bald aus dem, bald aus jenem Hause Menschen, die entsetzlich wimmerten und dabei erfuhr ich denn, daß drei französische Transportwagen, mit Pulver, Bomben und Granaten beladen, sich entzündet hatten, einige sagten durch einen Funken, den die Hufeisen der Pferde bei dem schnellen Fahren aus dem Steinpflaster geschlagen hätten. Das Feuer griff immer weiter und weiter um sich, Haus um Haus sank in Asche und am Morgen zählte man 24 Brandstätten. Ach, Jemine, der andere Morgen, das war Ihnen ein entsetzlicher Morgen. So früh als möglich waren wir Kinder schon auf den Straßen. Aber wie sah unser liebes Eisenach aus. 47 Menschen hatten in einem Augenblicke, so im Handumdrehen ihr Leben verloren, so auch unser Vetter Joseph, dem

durch die Explosion der abgerissene Fuß eines Pferdes mit dem Hufeisen in den Unterleib geschlagen worden war. Fast alle Kamine und Schornsteine waren eingestürzt, viele Balken in den Häusern gebrochen. Da sahen wir eingestürzte Giebel, dort abgedeckte, zerrissene Dächer, da geborstene Mauern, die oft nur noch einem Trümmerhaufen glichen, dort zerschmetterte Thüren und Fenster, da, was das Entsetzlichste war, halbverkohlte Leichen, dort zerrissene, verstümmelte Pferde und Rinder. Von der furchtbaren Gewalt der Explosion können Sie sich einen Begriff machen, wenn ich Ihnen sage, daß ein Fenster aus der Stadt bis auf die Wartburg geschleudert worden ist. Im Schloß zu Kreuzburg, zwei Stunden von hier, sprangen die Thüren von selbst auf, und in Gotha, sieben Stunden von hier, wurde die Nacht durch den Pulverblitz grell erleuchtet." „Aber, Meister Löber," unterbrach den Erzähler plötzlich eine näselnde Stimme, die das Eigenthum eines spindeldürren Männchens war, der zu unserer Gruppe hinzugetreten und bis jetzt schweigend der Erzählung des alten Meisters zugehört hatte, „das dürfen Sie nicht vergessen, daß auch gar curiose Rettungen vorgekommen sind. So wurde der Landesdirectionsrath Oettel samt dem Sopha, auf dem er mit seiner Frau saß, beim Einsturze der Decke aus dem dritten Stockwerke auf die Straße geschleudert, ohne sonderlich beschädigt worden zu sein, und eine Magd, die im Augenbicke der Explosion erschrocken die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, hielt dadurch einen stürzenden Balken von sich ab, der sie zerschmettert haben würde und der Glasermeister Helmert —" In diesem Augenblicke schlug eine der Thurmuhren sieben. 15 Minuten nach 7 Uhr sollte der letzte Zug abgelassen werden. „Tausend Dank, meine Herrn!" rief ich den gesprächigen Eisenachern zu. „Wir müssen uns sputen. Vorwärts! jetzt heißt es aufgeschritten, daß wir den letzten Zug nicht versäumen!" Und wieder ging es über das unebene Pflaster im Sturmschritt dahin. Dieses Mal bildete ich die Avantgarde. Als wir das Georgenthor passirten, sahen wir eben den Zug von Gerstungen heranbrausen und eben als er vor dem Perron seine langen Glieder ausstreckte, erreichten wir den Bahnhof. Wenige Minuten später dampften wir in die abendliche Landschaft hinein. Noch einen Blick aus dem Waggonfenster nach der schon mit dem Schleier der Dämmerung umhüllten Wartburg und — weiter und weiter trug uns der Zug an dem immer noch nebelhaft aufsteigenden Gebirge vorüber. Meine Reisegesellschaft, an ihrer Spitze meine verehrte Tante, wurde stiller und stiller, bis endlich

ſogar hie und da ein leichtes Schnarchen — doch nein, ich will nicht indiscret die Geheimniſſe unſeres von einer Oellaterne ſpärlich erleuchteten Waggons ausplaudern. Es war tief dunkler Abend als wir Erfurt wieder erreichten.

Beſtrafte Eitelkeit.

Von C. Saleſius.

IV.

Eigenſinn bringt nie Gewinn.

„Gott ſteh' mir bei! Thilde! was haſt Du aus Dir gemacht?“ rief Herr Bernard, halb ſpöttiſch, halb ärgerlich, ſeiner mit Frau Bellecourt eintretenden Tochter entgegen. „Ich ſtehe Dir gut dafür, Du gleicheſt wahrhaftig einer jener angezogenen Puppen, welche vor den Schaufenſtern der Modiſtinnen prangen, nur mit dem Unterſchiede, daß Du noch mehr mit allerlei Unſinn behängt biſt, als eben dieſe. Nein — nein, ſolche Geſchmackloſigkeit hätte ich Dir doch nie und nimmer zugetraut.“ Dann ſprach er zu Tante Flora gewendet: „Ich hoffe, daß Mathilde in der Zeit, die ſie bei Dir, liebe Schwägerin, zubringt, auch lerne, ſich geſchmackvoller zu kleiden, das iſt doch einmal gar zu bunt.“

Dieſe Rede brachte allerdings Mathildens Blut in Wallung, aber ſie ſah ein, daß eine ſpitze Erwiederung, welche ſie auf der Zunge hatte, gegenwärtig nicht am rechten Platze wäre.

Man lenkte das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand, und erſt gegen Ende des Tiſches nahm ihn der Vater nochmals auf, indem er, da die Damen ſchon im Begriffe waren ſich zu entfernen, zu Frau Bellecourt ſagte: „Meine theuere Flora, ich gebe Dir unumſchränkte Gewalt, für Mathilde einzukaufen, was für die morgige Toilette erforderlich iſt. Ich habe um ſo mehr Grund Dich zu bitten, daß Du Dich des Mädchens auch in dieſer Hinſicht annimmſt, da ſie uns heute den vollſtändigſten Beweis geliefert, wie ſo ganz unmündig ſie noch iſt.“

„Papa,“ fiel Mathilde, die ſich nun nicht mehr länger zurückhalten konnte,

dem Sprecher in die Rede — „Papa! ich habe schon gesorgt und brauche Niemand mehr.“

Frau Bellecourt merkte wohl, daß ein Sturm im Anzuge sei, und sie war klug und vorsichtig genug, die Nichte in deren Zimmer zu befördern, ehe er zum Ausbruche kam.

Ohne die auf sie wartende Jungfer zu berücksichtigen, begann das verzogene Mädchen, kaum eingetreten, zu stampfen, zu weinen — ja endlich förmlich zu heulen.

„Was für eine Einbildung!“ rief sie, nachdem die erste Wuth durch Toben und Schluchzen sich Luft gemacht hatte. „Was für eine Verblendung! So eine Frau vom Lande sollte mehr vom Anzuge verstehen, als ich, die ich immer in London lebe, und tagtäglich die besten Muster sehe. — Meinetwegen — aber ich kleide mich, wie ich will, und lasse mir von keinem Menschen einreden.“ —

„Fräulein!“ begann alsbald die Jungfer beschwichtigend. „Hören Sie doch zu weinen auf, Sie verderben sich die Augen für den morgigen Abend. Nie und nimmer kann Herr Bernard die Sache so ernstlich gemeint haben, als Sie selbe auffassen. Uebrigens wird er gewiß nichts mehr sagen, wenn er Sie in dem wahrhaft prachtvollen Anzuge erblickt, der eben während Sie bei dem Diner waren, in das Haus gesendet wurde. Ich habe in meinem Leben nichts Hübscheres gesehen. Bewundern Sie nur selbst.“ So sprechend breitete sie das glitzernde Gewand aus, welch' Anblick Mathildens Auge sofort nicht bloß klärte, sondern vor Freude strahlen machte.

Der Gedanke an die von allen Seiten einzuärntenden Lorbeeren gab ihr Kraft, die erlittene Schmach aus dem Sinne zu schlagen, und sich ruhig zu Bette zu begeben. Wie an jenem Abende, wo sie von dem Vater die Einwilligung erpreßte, so verwebten sich auch jetzt ihre Phantasien in Träume, die sie feenhaft umgaukelten. Wieder sah sie sich im strahlenden Lichtmeere — glanzumflossen — jauchzend durch köstlich duftende Räume schweben. Da plötzlich überkam sie eine Unlust — ein Ekel, sie sehnte sich nach Veränderung — der starken Mittagssonne satt, verlangte sie nach des Abends kühlenden Schatten. Mathilde glaubte diese Sehnsucht am besten in ihrem einsamen Zimmerchen befriedigen zu können; eine Kluft schien sie von dem Ziele ihrer Wünsche zu scheiden; doch mit der wachsenden Begierde mehrte sich auch die Entschlossenheit — tollkühn wagte sie es, durch einen Sprung die entgegen-

geſetzte Seite zu erreichen, der Verſuch mißlang und ſie ſah ſich zu ihrem Schrecken in den gähnenden Abgrund geſchleudert.

Das Mädchen erwachte; aber ſie erſchrack nicht wenig, als ſie bemerkte, wie hoch die Sonne bereits am Firmament ſtand. Schnell kleidete ſie ſich an, und begab ſich unverzüglich in das Speiſezimmer zum Frühſtücke, wo Papa längſt ſchon ihrer gewartet haben mochte. Nachdem er freundlich und mit Scherzen ſein Töchterchen begrüßt hatte, zeigte er auf ein Paquet und ſprach: „Hier Thilde habe ich Einiges für Dich zuſammengerichtet, damit, wenn Du morgen mit der Tante gehen wirſt, ihren Kindern Geſchenke mitbringen kannſt. Jedes ſoll ſeinen Antheil davon erhalten, und zwar die Kleinen eine hübſche Puppe; Broche und Bracelets für die Aelteren, ſowie auch Bücher und Spielzeuge für die Knaben. Tante Flora iſt ein wenig eiferſüchtig, ſie fürchtet, ich möchte ihr die jungen Herzen rauben, darum will ſie mich nicht mit gehen laſſen.“

„Aber Heinrich!“ begann Frau Bellecourt, „Du weißt recht gut, wie Du mich necken kannſt. Wir wären nur zu glücklich, wenn Du uns einmal wieder beſuchen möchteſt.“

„Läßt ſich nicht machen!“ entgegnete Herr Bernard gedankenvoll. „Doch bin ich ganz zufrieden, daß ich mein Thildchen ſo gut und ſicher aufgehoben weiß.“

Nach eingenommenem Frühſtücke zog ſich Frau Bellecourt zurück — angeblich um nothwendige Briefe zu ſchreiben; auch die alte Couſine entfernte ſich in Haushaltungsgeſchäften, und nun war nur noch Herr Bernard und Mathilde im Zimmer, welch' letztere ſich ebenfalls anſchickte, ſelbes zu verlaſſen. Schon hatte ſie die Schwelle hinter ſich, als ſie ihren Namen hörte. Schnell wandte ſie ſich um, und fragte: „Papa! haſt Du mich gerufen?“

„Ja, mein Kind!“ antwortete der Vater — „komm zurück, wir wollen noch ein wenig vertraulich mit einander plaudern. Vor Allem muß ich Dir ſagen, daß ich beſonders in letzterer Zeit mehr als ſonſt über Dich nachgedacht habe. Es will mir vorkommen, daß Deine Erziehung viel zu wünſchen übrig läßt, ich könnte vielleicht Mehr und Beſſeres in der Sache thun, als dieſes bisher der Fall geweſen iſt.“

„O Papa!“ fiel ihm Mathilde in das Wort.

„Warte, mein Kind! laß mich vollenden. Sieh' ich meine, Du haſt nicht gelernt, Dich in meiner Geſellſchaft wohl zu befinden. Du haſt keinen Be-

griff von den Annehmlichkeiten eines wohlgeordneten Familienlebens, das tausendmal mehr Freude mit sich bringt, als das sogenannte fashionelle Leben in der glänzenden Welt; ich fühle es schmerzlich, daß ich mitansehen muß, wie ungerne Du mit Tante Flora auf das Land gehst. Hätte ich sie bestimmen können, hieher in die Stadt zu ziehen, wäre es mir allerdings viel lieber gewesen, weil ich Dich unter ihrer Aufsicht und Anleitung gut versorgt wüßte, denn schau Kind! mein ganzer und größter Wunsch läge darin, Dich in die Fußstapfen Deiner Mutter treten zu sehen; und dazu könnte Dir Niemand verhilflicher sein, als eben Tante Flora."

Mathilde hörte schweigend zu, denn eine Menge von Gedanken durchkreuzten ihre Seele — auch der Vorfall des gestrigen Abends tauchte neuerdings in ihr auf, darum war die Rührung, mit der sie den Worten des Vaters lauschte, leider eine nur allzu schnell vorübergehende. Mit Ungeduld wartete sie deßhalb auf das Ende der väterlichen Rede, und begab sich, sobald sie nur konnte, in ihr Zimmer, um die Pläne für den heutigen Abend zu verwirklichen.

„Willst Du nicht mit mir zur Kirche gehen?" fragte ungefähr gegen halb 10 Uhr die bereits zum Ausgehen angekleidete Frau Bellecourt.

„Tantchen!" antwortete Mathilde, „entschuldige — heute habe ich keine Zeit, Du siehst, hier bin ich sehr beschäftigt."

„O," entgegnete die Tante; „so viel Zeit könntest Du doch schon erübrigen, in einer Stunde sind wir zurück; und dann bleiben Dir noch mehr als acht Stunden, bevor Du Dich zum Balle ankleidest. Willst Du nicht doch mit mir gehen und Dir den Segen vom lieben Gott erbitten?"

Mathilde warf einen Blick auf das offen vor ihr stehende Juwelenkästchen, welches sie von ihrer Mutter ererbt, dann einen Blick auf die Tante — nach kurzem Besinnen sprach sie: „Unmöglich Tante kann ich Deinen Wunsch erfüllen, denn ich habe noch mehrere Einkäufe zu besorgen. Ich will morgen in die Kirche gehen."

„O Kind! bedenke, was Du thuest! Du dürftest Dich wohl dem König der Könige anempfehlen — statt dessen verachtest Du seinen Segen — die ganze Welt kann Dir diesen Schaden nicht ersetzen." Nach diesen im ernsten, gemessenen Tone vorgebrachten Worten verließ Frau Bellecourt das Zimmer.

Ihr Schmuckkästchen und die reiche Auswahl von Bändern und der-

gleichen ließen ihr nicht viel Zeit zu ernsten Gedanken. So verstrich der Tag in Leichtsinn und Sorglosigkeit. Sie dachte an nichts Anderes, als an das Eine Vergnügen. Wohl hörte sie um 6 Uhr das Zeichen zum Tische, allein sie schickte eine Botschaft an Vater und Tante, mit dem Auftrage, Beiden zu sagen, daß ihr keine Zeit mehr erübrige und sie deßhalb bitten lasse, ihr das Essen in das Zimmer zu schicken. Doch wie sehr sich auch Mathilde von ihrem Plane einnehmen ließ, „glücklich" im vollen Sinne des Wortes fühlte sich das eitle Mädchen keineswegs. Ohne sich des „Warum" klar bewußt zu werden, fürchtete sie sich vor Frau Bellecourt, der sie eine gewisse Hochachtung und Ehrfurcht nicht versagen konnte. Aber Vernunftgründe gehörten in der Regel wenig — heute schon gar nicht — zur Tagesordnung.

Unter einem Vorwande ward die Jungfer anderweitig entsendet. Kaum hatte jene das Zimmer verlassen, suchte das Fräulein das Paquetchen hervor, in welches der Chemiker sorgsam das Gläschen mit der Tinktur gepackt, zu welcher sie ihm selbst das Rezept gegeben, und das sofort zu präpariren er so gefällig war. In der Eile hatte sie sich nicht Zeit genommen, selbes genauer zu besichtigen, und nun erstaunte sie nicht wenig, daß es so überaus sorgsam eingemacht war; erst entfernte sie eine Papierhülle, dann eine zweite — endlich gar eine dritte, auf welcher sie zu ihrem Entsetzen einen Todtenkopf auf zwei kreuzweis gelegten Todtengebeinen ruhen sah. Himmel, welch ein Anblick! daß das Rezept mit Giftstoffen präparirt werden sollte, hatte sie doch nicht geahnt. Unwillkürlich überfiel sie ein Schauder — doch auch dieser ward von der Sucht nach Schönheit überwunden. Der Brillanten Schimmer hatte das Auge der Vernunft und Ueberlegung geblendet.

Zitternd griff sie nach dem Taschentuche, um eine Ecke desselben mit der Tinktur anzufeuchten. Laut und mächtig sprach noch ihr guter Engel an das Ohr ihres Herzens, — aber die Töne blieben wirkungslos — eitel Schall — doch horch! es nahen Schritte — eiligst wird das Fläschchen in das Tuch gewickelt, und in einen offenstehenden Schrank geworfen. Die verursachte Störung, die der letzte Mahnruf zu sein schien, ward jedoch nur durch die Jungfer veranlaßt. Mathilde setzte sich möglichst unbefangen hin, sich die in der That schönen Haare in der Weise ordnen zu lassen, wie es bekanntlich zwischen beiden verabredet war. Ein prachtvoller Diamanten-Schmuck, auf der Stirne einen Stern bildend, wand sich durch die künstlich geflochtenen Zöpfe. Das silberdurchwirkte Gaze-Kleid und die Atlas-Schuhe wurden in

so heiterer Laune angezogen, als müßten sie unfehlbare Triumphe erringen. Wirklich war Mathilde — reich — wie sie glaubte — unübertrefflich schön gekleidet; — doch glich sie in ihrem Anzuge eher einer Frau von 40, als einem Mädchen von 14 Jahren. Die jugendliche Anmuth — der frische kindliche Reiz hatte selbst in ihren Zügen einer widernatürlichen Affektation Platz gemacht. Glücklicherweise bemerkte Mathilde nicht, wie selbst ihre Zofe, die doch ganz und gar den Launen ihrer Gebieterin fröhnte, sich abwendete, um ein spöttisches Lächeln über das zur „Dame" aufgedonnerte Dämchen zu verbergen.

„Geh' Forster" — so nannte sich die Dienerin — „geh und schau Dich um, ob Tante Flora Deiner Hilfe nicht etwa doch bedarf."

Im Grunde war aber diese Sorgfalt nur ein Vorwand ihrer los zu werden, um endlich das Vorhaben bewerkstelligen zu können.

Pfeilschnell griff nun das unbesonnene Kind nach dem Fläschchen — ließ einige Tropfen der Tinktur auf ihr Taschentuch fallen, und rieb so kräftig sie vermochte ihre Wangen.

In der Hoffnung, daß die gewünschte Röthe alsogleich sich zeigen werde, blieb sie vor dem Spiegel stehen, des großen Ereignisses harrend. Kein rechter Erfolg — und doch hat der erste Versuch — wie ihr vorkommt — schon vor einer Viertelstunde stattgefunden — in der That waren es aber kaum zwei Minuten — da feuchtet sie zu wiederholten Malen das Tuch ein, und reibt damit die Wangen, bis abermal, und zwar zu ihrem Glücke, Schritte von Außen ihr Thun unterbrechen. Wieder räumte sie eiligst ihr Fläschchen zur Seite und noch zitternd ob der Ueberraschung, sieht sie ohne eben sonderliches Vergnügen darüber zu empfinden, Tante Flora in das Zimmer treten. Verwundert blieb jene bei der Thüre stehen und brach in die Worte aus: „Aber mein Kind! Du willst Dich doch nicht im Ernste so auf dem Balle zeigen."

„Und warum nicht?" erwiederte Mathilde mit erzwungener Fassung. „Ich dächte doch, mein Costume ließe nichts zu wünschen übrig. Howell und James, welche mir die Stoffe lieferten, ist doch eine der ersten Handlungen. Ich glaube eher Ihr Anzug dürfte etwas vollständiger sein — oder wollen Sie mich wirklich in diesem einfachen Sammt-Gewande, so fast ohne allen Schmuck begleiten?"

„Ja," lautete die gemessene Entgegnung — „ich brauche mich nicht zu schämen, — aber was Dich betrifft, Mathilde, — ich sage es nur zu Deinem

eigenen Besten — meine ich — Du sollst Dich passender kleiden. Doch ich sehe, Du bist jetzt nicht in der Stimmung, Vernunftgründe zu hören, geh' für heute, wie Du bist, und werde klug aus den Folgen. — Der Wagen wird bald erscheinen." So sprechend entfernte sich Frau Bellecourt ohne weiter ein Wort zu verlieren.

V.

Beschämung über Beschämung.

Mathilde schloß wohl, daß die Tante nicht ganz zufrieden mit ihr sei, doch nahm sie sich vor, gar keine Notiz davon zu nehmen. Plötzlich ward es ihr heiß und immer heißer im Gesichte. Ein Blick in den Spiegel zeigte, daß die Tinktur zu wirken beginne, doch erschien kein sanftes Roth, wie sie gehofft, sondern ein dunkles „Blauroth", das sie eher häßlich als schön erscheinen ließ. Während dieser unerquicklichen, ängstlichen Beobachtung ward sie zur Abfahrt berufen. Ein sonderbares Gefühl begann sich ihrer zu bemächtigen, doch war sie zu stolz und zu vergnügungssüchtig, als daß sie sich den Anschein irgend einer Unbehaglichkeit hätte geben wollen.

Herr Bernard war nicht bei der Parthie — und Frau Bellecourt befließ sich den ganzen Weg so beharrlichen Stillschweigens, daß Mathilde herzlich froh war, als die Equipage vor Lady Brixton's Wohnung hielt. Freudig begrüßte sie die Oeffnung des Kutschenschlags durch den Lakay, und wie neuaufathmend folgte Fräulein Bernard dem Bedienten, welcher beide Damen in das Vorzimmer führte, wo ein Kammermädchen die überflüssigen Toilette-Artikel in Empfang nahm, um selbe seiner Zeit den Eigenthümerinnen wieder zuzustellen. Von hier aus wurden die Gäste in einen Salon geführt, wo der Thee in Bereitschaft stand.

Als der äußerst helle Schein zahlreicher Lichter Mathildens Antlitz beleuchtete, konnte selbst die Tante einen Ausruf des Staunens kaum unterdrücken; allein — nicht bloß ihre, sondern die Augen der bereits zahlreich versammelten Ballgäste richteten sich auf Mathilde, die verlegen den Blick senkte, aber doch ihr Ohr dem halblauten Geflüster nicht verschließen konnte. Sie unterschied deutlich, wie eine Dame zur andern sprach: „Ums Himmelswillen! wer ist doch diese?"

Und die Entgegnung lautete: „Sie ist eine reiche Erbin; ihr Vater heißt Bernard!"

„So, so, die Tochter jenes Emporkömmlings. Das arme Ding, man sieht es dem Aufzuge an, daß sie eher ein geputztes Milchmädchen, als ein Fräulein vorstellen könnte.“

Diese und ähnliche Bemerkungen schlugen eben nicht sehr erquicklich an ein Ohr, das sich Reden anderer Art betreffs eigener Vortrefflichkeit erwartet hatte. Willig folgte daher Mathilde ihrer Tante in das eigentliche Ballzimmer, wo sie von Lady Brixton und deren Tochter sehr freundlich, aber wie Mathilde bemerken wollte — mit einem ganz besonderen Gesichtsausdrucke empfangen wurden. Schon durchfluthete ein Meer der süßesten Töne die herrlich geschmückten Räume. Miß Brixton folgte einer an sie ergangenen Einladung und drehte sich feenhaft im Kreise. Mathilde blieb an der Seite ihrer Tante, die sich unterdessen mit Lady Brixton in ein eifriges Gespräch eingelassen hatte. Fräulein Brixton, die Mitleid ob der trostlosen Vereinsammung der jungen Freundin fühlte, flüsterte ihrem Tänzer zu, er möge doch der Fräulein Bernard einige Tänzer verschaffen. In der Absicht, der Bittstellerin einen Gefallen damit zu erweisen, ging er sogleich in ihren Wunsch ein, und benützte die nächste Pause, einen seiner Freunde anzusprechen, den beginnenden Polka mit jenem Fräulein zu tanzen.

„Mit welchem Fräulein? Ich sehe kein junges Fräulein, meinst Du vielleicht gar jene feuerrothe Larve? oder verstehest Du die geschmackvoll in Sammt gekleidete Dame, die so eifrig mit Lady Brixton plaudert?“

„Nein, bewahre! Ich meine jene mit dem grünen, silberdurchwirkten Gaze-Kleide. Verstehe — sie ist eine reiche Erbin; — doch stille — sonst hört sie uns.“

Mathilde hatte wirklich das nicht eben sehr leise Gespräch vernommen, und zur ohnehin übermäßigen Röthe gesellte sich nun auch jene tiefbeleidigten Stolzes und ungemessenen Aergers; allein da endlich der entscheidende Augenblick kam, und sie zum Tanze aufgefordert ward, unterdrückte sie ihr Gefühl und folgte den zauberischen Tönen in mehreren Touren. Allein durch die starke Bewegung steigerte sich die Hitze und die Gesichtsfarbe zu so hohem Grade, daß dem Tänzer unheimlich wurde, und er, sobald er schicklicher Weise sich losmachen konnte, das Fräulein auf ihren Platz zurückbrachte. Marie Brixton, die ebenfalls ein wenig ausruhte, nahm sie gütig bei der Hand und fragte: „ob sie sich etwa nicht wohl befinde?“

„Ach ja,“ entgegnete die Angesprochene — „was sollte mir auch fehlen?“

„Dein Gesicht," sagte Marie, „sieht aus, als ob Du Fieber hättest, überhaupt hat Deine ganze Erscheinung etwas Krankhaftes; Du bist nicht, wie ich Dich sonst gesehen habe."

„O," antwortete Thildchen mit erzwungenem Lächeln, „ich glaube Du träumest. Erhitzt bin ich allerdings, da es sehr heiß im Zimmer ist, aber Du siehst auch ganz echauffirt aus."

Fräulein Brixton ließ sich jedoch nicht so leicht abfertigen, sie ging zu ihrer Maman und theilte derselben ihre Besorgniß mit.

„Schau nur," sprach sie, „Thilde sieht wahrhaftig aus, als ob sie das Scharlachfieber hätte."

Kaum war das Wort „Scharlachfieber" dem Munde entflogen, fand es schon lauten Widerhall. Die entsetzliche Mähre ging von Mund zu Mund. Mathilde ward von Jedermann gescheut, gefürchtet, gemieden, ohne daß sie die eigentliche Ursache errathen konnte. Die Arme war in um so größerer Verlegenheit, als ihre Tante in einem Nebenzimmer im eifrigen Gespräche mit einer guten Bekannten begriffen, lange Zeit nichts von dem offenen Geheimniß bemerkte. Mathilde, welcher Frau Bellecourts Abwesenheit erst auffiel, als sie sich zu ihr flüchten wollte, hatte nicht den Muth, sich zum Zwecke des Suchens lange in einer Menschenmasse zu bewegen, die sich mehr als fremd gegen sie zeigte. Trostlos zog sie sich in die einsamste Ecke zurück und weinte, daß eine Thräne die andere schlug. Aber selbst hier hatte sie noch keine Ruhe; sie hörte mit eigenen Ohren die bittersten Bemerkungen über die „feuerrothe Larve."

Ueberdieß machte sich die Wirkung der Schminke dadurch bemerkbar, daß Mathilde ein fürchterliches Brennen an den geriebenen Stellen empfand. Sie war herzlich froh, als endlich Lady Brixton in Begleitung ihrer Tante erschien.

„Liebes Kind!" begann letztere — „in welchem Zustande treffe ich Dich! Laß uns augenblicklich nach Hause fahren, ich glaube, wir müssen ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen. Du mußt ja fürchterliches Kopfweh haben?"

„Das nicht" — lautete die Entgegnung, „aber gegen augenblickliches Fortgehen habe ich gar nichts."

Lady Brixton, selbst eine Ansteckung befürchtend, blieb in einiger Entfernung stehen, und hielt sorgsam ein Riechfläschchen vor die Nase. Endlich sprach sie in pathetischem Tone: „Es ist mir sehr leid, Fräulein Bernard,

kein Bett anbieten zu können. Sie sehen," sagte sie zu Frau Bellecourt gewendet — „Sie sehen, daß meine Zimmer alle in Anspruch genommen sind, ich möchte auch rathen, sich möglichst mit Flanellgegenständen zu versehen, denn wenn dem Scharlachfieber nicht bei Zeiten entgegengewirkt wird, ist es, wie Sie wissen, sehr ansteckend."

Frau Bellecourt und Mathilde beantworteten Lady Brixtons wohlgemeinten Rath nur mit einigen Worten und gingen schweigend durch das überfüllte Ballzimmer; doch brauchten sie sich eben nicht durchzudrängen, denn man machte ihnen von selbst einen breiteren Durchgang, als ihnen lieb sein mochte.

Als sie endlich den Wagen erreicht hatten, drängte sich Mathilde wieder in die Ecke, um das traurige Schicksal, welches sie an diesem „denkwürdigen" Abende getroffen, zu beweinen. Aber noch war das Maaß ihrer Leiden nicht voll. Als sie nämlich nach Hause kam, erschrack der Vater nicht wenig über ihren Zustand; ohne das geringste Verweilen sandte er nach einem Arzt, denn auch Herr Bernard glaubte nicht anders, als daß sein Kind vom Scharlachfieber befallen sei. Tante Flora brachte voll des innigsten Mitleidens die Nichte zu Bette, und nachdem sie selbst in Eile den Anzug gewechselt, erklärte sie, bei der Kranken bleiben zu wollen.

Mathilde, die wohl die Ursache dieser ungewöhnlichen Röthe kannte, brachte es nicht über sich, ein Geständniß ihres Fehlers abzulegen; als jedoch der Arzt erschien und die brennenden Wangen befühlte, rief er aus: „Das muß die Wirkung irgend eines äußerlich angewendeten scharfen Stoffes sein, so tritt der Scharlach nicht auf. Wenn mir die junge Dame nicht aufrichtig bekennt, *wann* und *wie* sie diesen Stoff angewendet, ist sie rettungslos verloren."

Armes Kind! Es war nicht anders, als müßten die Berge über sie fallen — die Hügel sie bedecken; sie barg ihre grenzenlose Beschämung, so viel sie vermochte, unter der Decke, — aber es half Alles nichts — das Bekenntniß mußte gemacht werden.

„Was für eine Art Parfümerie haben Sie zum gewöhnlichen Gebrauch?" fragte gütig der Arzt, hoffend auf solche Weise zum Ziele zu kommen.

Die anwesende Jungfer brachte sofort dienstbereit das Fläschchen, aber nebst demselben das eben dabei liegende von dem Chemisten. Mathilde zitterte an allen Gliedern, als sie sah, wie der Arzt begierig nach diesem griff, und an demselben roch. Seine Züge verriethen Schrecken.

Aengſtlich beſorgt ſprach er zu Mathilde: „Fräulein! ich hoffe nicht, daß Sie Ihre Wangen mit dieſer Eſſenz befeuchteten, ſonſt möchten Sie die Folgen für Ihr Leben lang zu tragen haben, indem dieſes ein äußerſt zerſtörend wirkender Stoff iſt!“

Mathilde ſah ſich nun doch in der Nothwendigkeit, ein umſtändliches Bekenntniß abzulegen. Der Arzt ließ ſich das Buch bringen, und das Mädchen fand ſelbſt, daß ſie in der Eile das unrechte Rezept abgeſchrieben hatte, und ſtatt der Schminke etwas ganz Anderes zum Vorſchein gekommen war. Nun mußte der Arzt Gegenmittel verordnen; obwohl äußerſt geſchickt in ſeinem Fache, dauerte die Behandlung doch längere Zeit, indem der Schrecken, das viele Weinen und die Beſchämung den anfänglichen Schaden vergrößert hatten. Die gute Tante blieb bei der Kranken, und nun erſt thaute die Liebe des jungen Herzens gegen ſie auf.

Frau Bellecourt, eben ſo klug als fromm, fand leicht Gelegenheit, zu dem Herzen des Kindes zu reden. Auf die Bemerkung, welche Mathilde einſt machte, daß ſie nun kein Verlangen mehr habe, ſich auf einem Balle zu zeigen, antwortete die Tante: „Thilde, warum haſt Du Dich wohl weniger gut unterhalten, als Du gehofft haſt? Meinſt Du nicht, es war deßhalb, weil kein Segen auf Deinem Thun und Laſſen ruhte. Dem Willen des Vaters entgegen ſuchteſt Du den Deinigen durchzuſetzen, ließeſt Dich ganz von Deinem Eigenſinn leiten, und dachteſt wohl keinen Augenblick daran, auch nur einen einzigen Gedanken zum lieben Gott emporzuſchicken. Siehſt Du nun die Folgen? Sieh', Kind! die Welt kann Dir Zerſtreuungen bieten — aber dieſe Zerſtreuungen laſſen das Herz kalt und leer. Der Menſch ſoll und darf ſich erheitern — aber er ſoll auch, wie für ſein übriges Thun, den Segen von Oben begehren.“

Mathilde antwortete mit Thränen. Die Tante fuhr fort: „Mein Kind! Bleibe noch Kind und ſtrebe nicht über Dein Alter — Deine Jahre hinaus! Laß die Vergnügungsſucht nicht zu tief in Deinem Herzen wurzeln, ſie würde ſonſt die Frömmigkeit verdrängen. Der heilige Franz von Sales ſagt gar ſchön: „Ahmen wir die Kinder nach, die ſich insgemein von der Mutter führen laſſen, oder ſich ſelbſt feſt an ſie anklammern, wenn ſie aber buntes Spielwerk ſehen, ſo freuen ſie ſich deſſen, laſſen jedoch die Mutter, die ſchützend über ſie wacht, nicht aus dem Auge.“ Mach es auch ſo; genieße die Freuden, die ſich Dir darbieten, aber renne nicht ſo ungeſtümm nach denſelben. Die goldene Mittelſtraße iſt auch hier das Beſte.“

Frau Bellecourt schwieg. — Mathilde aber zog deren Hand zu sich, und küßte sie statt aller Antwort herzlich.

Nachdem die Patientin ungefähr 14 Tage der zärtlichsten Wart und Pflege genossen, und das Uebel günstigen Verlauf genommen, daß auch keine Befürchtung allenfallsiger Nachwehen aufstieg, wurden Anstalten zur Abreise auf das Land getroffen. Mathildens Besorgnisse waren vollends zerstreut; freudig bestieg sie den Wagen, um an der Seite der nunmehr so geliebten Tante ein Ziel zu erreichen, das sie jetzt in dem Grade ersehnte, als sie es ehedem scheute. Der warme und aufrichtig wohlwollende Empfang von Seiten der Verwandten, namentlich der Kinder, that ihr so ungemein wohl, daß die Vorurtheile schmolzen, wie Thau an der Sonne. Das eingebildete Stadtfräulein mußte sich selbst bald eingestehen, es gebe doch auch auf dem Lande liebenswürdige und heitere Gesellschaft.

Ueberdieß wirkte die frische, reine Luft so wohlthätig auf ihre Gesundheit, daß sie so munter und froh wurde, wie sie sich zuvor nie gefühlt hatte; selbst die Spuren der fatalen Schminke verwischten sich nach und nach aus dem Gesichte — doch nicht jener „verhängnißvolle" Abend aus der Reihe der Erinnerungen.

Bilder aus der Insektenwelt.

Von Anton Forsteneichner.

III.

Die Kinderstübchen.

(Schluß).

Auf der Flur.

Wiesen und Kinder, die Feldblumen und die Menschenblumen: Eines mag ohne das Andere nicht gedacht werden. Auf der Wiese ist vor Allem der Tummelplatz des Knaben. Hier darf er nicht schüchtern schleichen wie im bangen Dunkel des Waldes, hier ist er der gebietende Herr. Jagd und Kampf findet hier die Befriedigung: Falter und Käfer, Wespen und Hornisse, Hummel und Biene, Mücken und Heuschrecken, Wasserjungfer und Schwimm-

käfer ꝛc. welche Beute! — Und der Knabe freut sich mit dem lustigen Völklein, bis die ferne in's Abendroth hinaus hallende Dorfglocke heimwärts ruft.

Und da schläft er dann so ruhig in seinem Kinderstübchen, und wenn er im Traume klagt, so gilt's den ganz Kleinen auf der Wiese, die vom Gewittersturme arg mitgenommen werden — er weiß eben nichts von den Erdhüttchen der Insecten im grünen Wiesenplan.

Wohlan! Frisch in's Freie! Das volle Frühlingsregen! Die smaragdgrüne Fläche ist überäet mit funkelnden Blüthensternchen in allen Farben, nur das Wiesenbächlein hat sich ein eigen Band um die Schläfe gewunden in Himmelsblau und Gelb — Vergißmeinnicht und Dotterblume.

Auf dem hartgetretenen Fußpfad begegnet uns Niemand (es ist noch sehr früh) als — ein kleines schuppengeflügeltes Insect. „Der Pillenkäfer."

Hastig sucht er hin und wieder — was gibt's? Er sammelt etwas feinen Mist und bildet eine beinahe runde Kugel davon. Um diesem Ball mehr Festigkeit zu geben, rollt er ihn mit schwerer Mühe fort. Nun hat er bereits für uns eine vollkommen runde Gestalt; aber der Käfer sieht schärfer und wälzt und wälzt — — ach! seine Kugel fällt in eine Grube am Wege. Welch' Keuchen! welch' äußerste Anstrengung, um sie heraus zu bringen. Es ist umsonst.

Was bleibt übrig, als die Kugel im Stiche zu lassen?

Er athmet nochmal schwer auf von dieser Riesenarbeit, und flugs geht's zurück an den Ort, wo er das erste Material für seinen Ball gefunden. Er wird wohl von vorne an seinem Erdhüttchen zu bauen anfangen? —

Müßige Kameraden liegen in der Nähe, die müssen helfen! Wirklich folgen ihm drei zur Grube: der eine stößt mit dem Kopfe, der andere zieht mit den Füßen, der dritte setzt seine Schulter darunter.

„Nur frisch! Muth! Noch einmal zugleich! Noch drei Linien! — Halt! — — jetzt ist's geglückt!"

Die Kugel liegt wieder auf ebenem Boden, der Eigenthümer macht nicht viel Komplimente gegen seine Kameraden, er ist stets bereit, gleichen Dienst zu leisten. Nun wird tapfer fortgerollt. — Endlich ist der Ball so vollkommen, als das Thierlein es verlangt; ein günstiger Platz wird gesucht, um ihn unter dem Boden zu verbergen, damit er feucht bleibe. Wem gilt nun diese Arbeit? Dem zukünftigen Pillenkäfer. In diesem Hüttchen soll er seine

Wiegenzeit zubringen, und ich habe nie gehört, daß es einem schlecht darin bekommen.

Bei dem Gehöfte dort, das so traut hinter blühenden Kirschbäumen versteckt ist, ruhen wir ein wenig aus. — Unter dem Vordache hat die Schwalbe ihr wunderbares Werk vollendet — wer freut sich nicht dieses Häuschens am Haus? Doch ich will Dir was Interessanteres zeigen.

An der südlichen Mauer, welche die wärmsten Strahlen der Sonne empfängt, ist das Werk der Mauerbiene.

Ist ein bloßer Stein (auf Kalk mauert sie nicht) gefunden, so sucht sie ihre Baustoffe. Sie nimmt ein Sandkorn, bespritzt es mit einer leimigen Flüssigkeit und vereinigt so zehn Körner zur kleinen Kugel, mit der sie zu der Mauer fliegt und den ersten Stein ihres Hauses legt. So holt sie viele Frachten Mörtel herbei, knetet alles mit ihrem leimigen Speichel zusammen und bildet ein Zellchen, das mit dem Fuße auf der Mauer steht.

Dann schöpft sie von den Blumen einen Vorrath an Honig und rohem Wachs, füllt das Zellchen damit bis zur gewissen Höhe, legt ein Ei hinein und mauert den Eingang zu. Sobald sie eine gewisse Anzahl solcher Stübchen gemacht und in jedes genug Nahrung neben das Ei gelegt hat, bedeckt sie das ganze Gebäude noch mit einem gemauerten Gewölbe, dessen Härte dem Schnitte stählerner Werkzeuge widerstehen kann. Die Würmer der Mauerbiene müssen bis zum nächsten Jahre in dieser Wohnung bleiben — deßhalb hat ihre Mutter für Wintervorrath so gut gesorgt.

Einige hundert Schritte außerhalb des Gehöftes liegt ein kleiner Wiesenteich. Schwanke Binsen und flüsterndes Röhricht ragen aus einem wundersamen Gewebe, das über die Fluth geworfen, vereinzelt hervor. Millionen Blätterchen der lieblich grünen Wasserlinse bilden einen Mosaikboden — das grüne Eis des Sommers, denn hurtig glitscht das kleine Geflügel d'rüber weg. Es ist Mittag. Da schaut sich diese Fläche am schönsten, wie grünes Erz mit Silberstaub bestreut, und die Sonne malt auf diese blitzende Glätte die zierlichsten Gestalten vom Ufer weg: Schilf und Blumen, weißschimmernde Weiden und Schwarz-Erlen — Dunkel auf Hellgrün.

Am sonnigen Uferhang hat sich die Tapezierbiene angesiedelt. Während hier die Mauerbiene ihr Material holt, geht die Biene in's nahe Hausgärtchen. In eiligem Fluge erscheint die geschäftige Meisterin auf dem Rosenstrauche, läßt sich nieder, um einen Ueberblick zu gewinnen. Das Blatt

ist ausersehen, liegt zwischen den Füßchen, und nun schneidet sie mit ihren Freßzangen so gewandt wie der Tapezierer mit der Scheere, ein Stück von der Größe und Form wie sie es eben braucht. Am Ufer im nächsten ein sieben Zoll lange Röhre fertig.

Hat ihr viel Arbeit gemacht dieses Erdhüttchen. Ueber und über voll Staub kam sie dann heraus aus der Höhle, mit den Flügeln und Füßchen säuberte sich das haarige Honigkätzchen.

Sechs bis sieben Zellchen sollen in die Röhre gebaut und mit Blattstücken tapeziert werden. Die eine ist fertig, das Ei liegt gut in Honigbrei und Blüthenstaub, ein Thürlein aus Rosenblattstückchen schließt die Kammer. Mit dem Verschlusse der sechsten oder siebenten Zelle und dem Zuwerfen des Eingangsloches ist der Bau beendigt, die Mutter hat ihren Lebenszweck erfüllt — sie stirbt, doch die Kleinen haben über Winter herrliche Logie und Kost.

Wunderbar, wie das kleine Geschöpf ohne Lineal und Zirkel die Materialen seines Werkes zu Ellipsen, Ovalen, Kreisen abmißt und die Maße so genau im Kopfe hat, daß die Stücke gerade so groß werden, wie sie eben nöthig sind. Und wie schlau und practisch der Baumeister! Da die größeren Blattausschnitte und die ebenen Stücke mit Mühe in die Höhle zu schaffen wären, faßt die Biene sie gleich mit ihren Beinen so, daß sie eine Art von Trichter bilden und trägt sie in dieser Weise leicht ein. —

Es wird immer stiller, der Abend senkt sich auf die Flur, die Kleinen kehren heim, nur die Hummel ist nicht fertig. Dort im verfallenen Mauseloche ist ihr friedlich verstecktes Häuschen, dahin trägt sie, wenn schon der Abendstern am Himmel leuchtet, ihren Honig in kunstlos angelegte kleine Fäßchen, um ein Ei nach dem andern in je eins zu legen und den diesen bald entschlüpfenden Jungen das gedeihliche Futter zu bereiten — wohl die zartesten Dämmerungsscenen für den, der sie belauschen mag. —

3. Auf dem Moore.

Für den ächten Freund der Natur haben große Moorflächen einen unwiderstehlichen Reiz, wie wilde zerrissene Bergeshöhen. Ein Stück Erde frei vom Drucke der Menschen!

Ein eigenthümlicher Baum, die Krüppelföhre, beherrscht Fels und Moor, und unter und neben ihrem Gezweige sprossen Pflanzen und treiben Blüthen, die einen wie Fremdlinge, aber um so neugieriger, ansehen.

Und das Thierleben im Moore! Selbst im Winter, wo Alles schlummert den weiten, weiten Wiesenplan hin, ist's hier fröhlich.

Am Saume des Moores schlängelt ein Bach, er raucht, es ist kalt. Unter Tannenreisig wie in einem Schirm lauscht der Jäger. Jetzt rauscht's in reichen Flügen über den Schirm hin — die Wildenten.

In Kreisen, ein-, zweimal kehren sie wieder . . . endlich spritzt das Wasser rings auf, darauf plötzliche Stille — war's ein Traum? — Die schwarzen Schwimmer rücken traut zusammen, der Enterich, der muthigste unter der Schaar, ruft klangvoll in die Dämmerung: „Wie lustig im eisigen Bach!"

Es blitzt aus dem Schirme — ach! Das Wetter hatten sie nicht geahnt mit einem Kugelregen; die Freude ist für kurz dahin.

Und wen Abwechslung ergötzt, der gehe auf's Moor. Hier wechselt es hin und her aus allen Ländern. Fast jeder Tag bringt neue Gäste, oft seltne Gestalten: Störche, Kraniche, wilde Schwäne, Nachtreiher ꝛc. Könnten sie erzählen diese Touristen — welch' wundersame Dinge wollten sie Dir berichten aus dem Mohrenlande und der Berberei, vom Nil und der Jenisei, von den Küsten Skandinaviens und den eisigen Fluthen Islands und von ihren Reisen über die entlegensten Meere. Da ist's als kämen Gesandte aus fernen Vogelreichen zu einem wichtigen Kongresse oder um neue Kolonien auszukundschaften oder sonstige wichtige Angelegenheiten zu schlichten. Mancher seltsame Ruf klingt über die feuchte Fläche, daß man lauschend steht — Und erst das frische Jägerblut! welche Schätze findet es im Moore!

Im Frühjahre ist der Strich und die Ankunft der verschiedenen Schnepfen, der schwarzgrünen Kibitze, der schneeig schimmernden Rothfüße, und die Lust des falzenden Spielhahns, dann kurze Rast in der Brutzeit. Im Sommer geht es auf das junge Volk und die Zöglinge der Enteninstitute. Im Herbste ist wieder Strichzeit, und im Winter der Früh- und Abendfall auf Enten und Gänse, und was sonst die Stürme herjagen.

Der Fuchs macht hieher seine Reisen, der Rehbock ruht gerne an heißen Tagen auf den wasserfrischen Grasinseln und in ihren Gebüschen, und hie und da läßt sich wohl auch ein Biber oder Otter treffen (Kobell).

Wo so reiches, seltsames Leben, werden wohl unsere kleinen Baumeister nicht fehlen.

Das nasse Element macht sein Recht geltend — die Kinderstube wird

hier zum Segler, zur Taucherglocke, zum unterseeischen Panzerschiff.

Phantastische Architektonik paßt zum launenhaften Moorleben.

Eine Lache umkränzt vom schneeigen Wollgras tritt uns in den Weg. Bleiben wir! Ruhig und einförmig liegt der kleine Spiegel da, aber unter diesem Bilde der Ruhe findet sich ein reiches Leben, wunderbare Naturschönheiten, eine Welt längstverklungener Mährlein von den Arbeiten der Wassergeister steigt in Wirklichkeit empor.

Der „große Schwimmer" (Hydrophilus piceus) taucht aus der Tiefe — ein Weibchen. Ueber dem Wasser spinnt es ein schwimmend Boot von kegelförmiger Gestalt. Drei Stunden sind verflossen, die Arbeit ist fertig. Damit es aufrecht bleibt und nicht vom Winde umgeworfen wird, bindet es an den Kiel einen schweren, hornartigen Stoff, der dem schlanken Fahrzeug als Ballast dient. Das Innere wird gefüttert mit weichem, schneeweißem Flaum; nun legt es die Eier hinein und spinnt eine Decke darüber gegen Thau und Regen.

Auf hoher See soll das Schifflein nicht treiben — das Spiel der Winde, der räuberische Hecht könnten Gefahr bringen. Was ist zu thun?

Die Anker gelichtet! — Am Ufer schaukelt es, geheftet an ein Schilf oder Riedgras, zwischen den großen Blättern der weißen Seerose.

Der kleine Moorsee dort hat einen Abfluß. Sanft streicht die Fluth, klar ist das Wasser, man sieht bis auf den Grund und durch den grünen Wald des Tannenwedels.

Hier steigen Taucherglocken auf und ab, und die Panzerschiffe kreuzen längs des Bodens hin.

Und welche Mannigfaltigkeit in Bauart! Die einen sind construirt aus den feinsten Sandkörnchen, aus weißen, schwarzen, rothen Ziegelbröckchen, die so fest zusammengekittet, daß es kaum möglich sein dürfte, ein Steinchen aus der Mosaikarbeit zu trennen, ohne das ganze Kunstwerk zu zerstören. Andere bilden ein Conglomerat der zierlichsten Schneckenhäuserchen oder sie sind aufgebaut aus allerhand Holzsplittern, Grashälmchen, Würzelchen, Tannennadeln, Blüthen von Bäumen und wer weiß welchen Pflanzentheilchen. Das Innere ist tapeziert weich und bequem mit Seide.

Aber nicht die Mutter baut diese Kinderstübchen; der kleine Taucher

muß bald, nachdem er aus der Wiege, dem Ei, geschlüpft, sein Bautalent selbst anwenden.

Das unscheinbare Würmchen, schlank, zart und dünn gewachsen, wird zum Baumeister. Siehst Du ihn dort zimmern? Gräser sind für dießmal sein Material, Mund und Füße die einzigen Instrumente. Er beißt die Gräser in Stücke, setzt diese nicht der Länge nach an, sondern aufrecht ein — das Schiffchen ist bepanzert wie mit einer Igelhaut.

Da guckt der Techniker fröhlich in's weite Weltmeer, die Vorderfüßchen werden als Ruderstangen benützt, und nun geht's ohne Kompaß und Steuer- ruder gleichmäßig und sicher am Boden oder an Pflanzenstengeln dahin.

Plötzlich hält er still; droht Gefahr?

Die Larve der Wasserjungfer, die im Luftreiche wie ein Raubvogel im ähen Schusse auf die unglückliche Fliege stürzt und sie im Fluge verschlingt, er Tyrann im Wasser naht. — Hui! sind Kopf und Ruder verschwunden — der will mit diesem Igelschifflein anbinden?

Ueberall, wo es rührig hergeht, zeigt sich auch das Gegenbild — die Bemächlichkeit: auf der Schiffswerfte wie im Arsenal, auf Bauplätzen wie n der Fabrik, so auch bei unsern Baumeistern.

Ein kleiner Strohhalm schwimmt am Grunde; der Faule kriecht hinein. Da er etwas zu kurz, muß ein Stückchen an dieser Taucherglocke ergänzt werden — diese Arbeit kann man sich gefallen lassen.

Dort an dem Stengel des Wasserehrenpreises steigt ein Panzerschiffchen Tag — gefällt's dem Kleinen nicht mehr in seiner Kajüte?

Vor Einbruch der kalten Jahreszeit erfolgt die Verpuppung. Die Larve der großen Maifliege (so titulirt sie sich) bleibt in ihrer Kajüte, und n vor feindlichen Angriffen kleinerer Thiere, die sie mittlerweile an- und affressen könnten, geschützt zu sein, verspinnt sie die Oeffnung derselben ganz genthümlich. Feste Thüren würden das zu ihrem Leben nöthige Wasser sperren, die sind mithin nicht anwendbar, aber Gitterthüren versagen ien und ermöglicht zugleich diesem den Zutritt.

Da gibt's nun ein sicheres, ruhiges Winterschläfchen. — Es kommt der arme, herzliche Frühlingsgruß, die Heidelerche singt ihn am Moorbächlein — der Kleine möchte auch ein Vögelein werden, in warmer Maienluft sich iegen und schaukeln. Die Gitterthür wird geöffnet, und an dem Ehrenpreis igt empor ein neues Wesen, ein Sommervöglein; im flatternden, noch un-

sichern Fluge steuert der Luftsegler durch die Krüppelföhren und zarten Birkreiser. Abends schwirrt er am rührigsten umher — allenthalben wird das Thautröpflein kredenzt.

* * *

Unter den Tausenden Insectenarten haben wir nur ein paar in ihrer Sorge für ihre Nachkommenschaft betrachtet. Diese Almhüttchen auf hohem Berge, diese Jägerhäuslein und Holzhütten, diese Räuberhöhlen und Ritterburgen im Walde, diese Erdhütten auf weiter Flur, diese Segelschiffe und Taucherglocken im Moore — sind das nicht die deutlichsten Spuren der unendlichen Weisheit des Schöpfers, der diesen Thieren den Trieb einpflanzte, die Eier an den rechten Ort und zur rechten Zeit, und in's rechte Stüblein zu legen!

Es ist einem Insectenweibchen nicht gleichgültig, ob es seine Eier an den ersten besten Platz absetzt. Andere Stübchen braucht das Land-, andere das Wasserinsect, andere die Käfer, andere die Mücken, andere die Tag-, andere die Nachtfalter, andere, deren Eier im Sommer auskommen, andere, deren Brut im Ei überwintern soll . . . Das Leben des kleinsten Käferleins im Walde ist ein gewaltiger Hymnus auf den Allmächtigen:

„Ohn' Maß ist alle Welt geschmückt:
Welch' Künstler möcht's erdenken?
Wer's recht betracht't, wird, ganz entzückt,
Das Haupt in Demuth senken.
O Gott! ich sing von Herzen mein:
Gelobet muß der Schöpfer sein!"

Spee.

Der Bernhardinermönch.

Erzählung von Hermann Geiger.

Trau, schau — wem? Die Alten hatten recht, man soll vorerst einen Scheffel Salz mit einem Unbekannten gegessen haben, dann mag man mit ihm Freundschaft schließen.

Ueber diese Wahrheit hat der edle Römer Johannes Victor Rossi († 1647), dieser denkende Beobachter seiner Zeit, ein Geschichtchen erlebt, das auch zwei Jahrhunderte später noch des Erzählens werth ist. Damals befand sich auf den Ruinen der diokletianischen Bäder zu Rom ein Berhardinerkloster und darin ein äußerst frommer Mönch, der nur der Beschauung und dem Gebete lebte. Eines Tages saß derselbe in seiner Zelle und las, daß es in Wüsten und Einöden Männer gebe, die aller Welt fremd nur Gott allein lebten. Da kam ihm der Gedanke, er solle auch ein Eremit werden, solle schweigen wie jene; Wurzeln essen wie jene und betrachten wie jene.

Als sein Entschluß gereift war, theilte er denselben seinem Obern mit. Dieser war ein erfahrener Mann und rieth ihm von der Ausführung des Planes ab. „Mein Sohn," sagte er, „Du kannst ja auch in diesen Mauern verborgen leben und der Betrachtung überirdischer Dinge Dich widmen." Aber der Sohn wollte dem weisen Rathe seines Obern nicht folgen, sondern blieb auf seiner Bitte. Endlich gestattete sein Ordensvorstand, daß er die strengere Regel der Camaldulenser Einsiedler annehmen dürfe.

Hocherfreut verließ der fromme Mönch sein Kloster zu Rom und begab sich, ein Gelübde lösend, zuerst nach Loretto, um sich in dem Hause der hl. Familie dem Schutze Gottes anzuempfehlen. Als er dort gebetet hatte,

beſah er den prachtvollen Tempel, der über dem heiligen Hauſe ſich wölbt,*) ſtaunte über den Meiſel Bramantus, dieſes allererſten Meiſter's aller Zeiten, und ging endlich tief ergriffen in ſeine Herberge. Während er ſich dort erfriſchte, ſetzte ſich ein fremder Herr, freundlich grüßend, an ſeinen Tiſch. Auch er ließ ſich Erfriſchung geben. Das Geſpräch des Fremden wurde immer zutraulicher und obwohl ſie kaum zwei Meſſerſpitzen voll Salz mitſammen verzehrt hatten, meinte der argloſe Mönch, der die Verſtellung der Welt nicht kannte, er habe an jenem Unbekannten einen wohlmeinenden Freund gewonnen. O wie viele junge Leutchen ſind ebenſo unerfahren, wie jener Mönch und ebenſo ſchnell wie er zur Freundſchaft bereit!

„Mein ehrwürdiger Bruder, hob jener ſchreckliche Menſch jetzt an, wollen wir vielleicht morgen früh eine Gondelfahrt mitſammen machen?“ Als jener zuſtimmend ihn anſah, fuhr er fort: „ich beſitze treffliches Fiſcherzeug, es iſt zum Staunen, wie viele und ſchöne Fiſche ich in kurzer Zeit zu fangen verſtehe.“

O frommer Bruder — werde doch nicht ſelbſt der ſchöne Fiſch, der in das Netz jenes Fremden geräth!

Am andern Morgen ſah man Beide in Loretto's Nähe am lieblichen Meeresufer. Sie ſtiegen in einen Kahn, und fuhren munter hinaus in die Tiefe des Meeres. Der Mönch ſah weder Angel noch Netz im Kahn. Als ſie vom Ufer entfernt waren, wurde dem Mönche bange. Da legte ſein Fährmann den Daumen und Zeigefinger auf die Lippen und that einen gellenden Pfiff. Das ging dem Mönche durch Mark und Bein. Ueberraſchend ſchnell kam auf das Zeichen ein Kaperſchiff in Sicht und fuhr flink wie der Morgenwind auf die Gondel zu, worin der Mönch ſaß.

„Zurück, zurück, mein Führer!“ rief jetzt der Beängſtigte, und als jener nicht hören wollte, warf er ſich auf die Kniee und wiederholte ſeine Bitte bei der heiligen Jungfrau von Loretto. Sein Führer aber — beſſer ſein Verführer — ſchlug die Ruder tiefer in die Wogen und ſtrengte die Arme heftiger an, um jenem Kaperſchiffe ſchneller entgegenzueilen. Beide Fahrzeuge hielten an. Kalter Schweiß lag auf des Mönches Stirne, ſeine Glieder bebten und nur mit aller Anſtrengung ſeiner Kräfte war er im Stande, das Schiff der Seeräuber zu beſteigen. Lachend eilte einer derſelben mit Hand-

*) Heuer ſind es eben 400 Jahre, ſeitdem 1464 der Grundſtein zu dieſem Wunder der Kunſt gelegt wurde.

fesseln daher und schloß sie um die Gelenke jener Hände, die bisher Niemanden ein Unrecht gethan und nur zum Gebete sich gefaltet hatten. Kein Herz erbarmte sich bei diesem Vorgange des Gefangenen. Stürme von Gefühlen tobten in seiner Brust, er warf sich nieder auf dem Verdecke und drückte die Ballen seiner gefesselten Hände auf seine thränenleeren Augapfel.

Die Fahrt währte lange, sehr lange. Der Unglückliche dachte nach Rom an seinen erfahrenen Obern, er dachte nach Loretto an seinen Verführer, er dachte an das unbekannte Land, in das er gebracht werden solle. Später erfuhr er, daß man jenes ferne Land Epirus nenne, daß dort Türken wohnten und daß man seinen Zustand mit dem Ausdruck Sklaverei bezeichne. Die Seeräuber verkauften den gesunden Mann, als sie Epirus erreicht hatten, an einen Kaufherrn, der that ihn auf einen Hof und übertrug ihm die Hut seiner Pferde. Der Arme war so aus einem Bernhardinermönche ein Sklave geworden. Während er die Pferde hütete besann er sich oft, welcher Wochentag wohl eben sein möge, ob Feiertag oder Werktag; da er aber in der Verwirrung der ersten Jammerzeit auf dem Schiffe hierauf nicht gemerkt hatte so war er jetzt über diese Frage ganz im Dunkeln. O wie lieb wäre es ihm gewesen mit vielen Millionen von Christen den Sonntag feiern zu können!

Schon waren einige herbe Monate überstanden, da fiel ihm ein, er könnte seine Rosse, die unten alles abgegrast hatten, einmal auf jenen Hügel treiben. Er that es.

Sieh! da entdeckte sein Auge in weiter Entfernung einen lichten blauen Streifen. „Großer Gott!“ rief er, „das ist das Meer!“ und schnell, als hätte eine unhörbare Stimme ihm Befehl dazu gegeben, sprang er auf ein Roß, schwang seine Schellen über des Pferdes Kopf hinab, und überließ sich der Gnade des Rosses in dem Vertrauen, es werde ihm für seine bisherige Mühe dankbar sein und ihn an jenes Ufer tragen.

Hatte der fromme Mann Unrecht, als er so dachte und handelte? Gewiß nicht; denn die christliche Sittenlehre gestattet dem Sklaven, sich frei zu machen, wenn er kann. Und sieh da, der gute Mönch kam wirklich ans Ufer des Meeres. Er stieg vom Pferde, gab dem treuen Thiere einen Kuß auf die Stirne und wartete auf die Entwickelung seines weitern Schicksales. Sehnsüchtig flog sein Blick hin über den Meeresspiegel, scheu sah er wieder zurück auf das türkische Gebiet, bald verkroch er sich unter einen Baum und das

Rauschen eines Blattes reichte hin, den Pulsschlag seines geängstigten Herzens zu beschleunigen.

„Ha," rief er plötzlich — „ein Lastschiff! Aber acht gegeben, ob ich ihm trauen darf." Doch glaubte er, durch die Farben des flatternden Wimpels veranlaßt, annehmen zu können, daß er jener Schiffsmannschaft sich überlassen dürfe. In der That waren es die Farben der Republick Venedig, die der Mast zu erkennen gab. Voll von freudigster Hoffnung gab er jetzt durch Rufe und Winke zu verstehen, was er verlange. Die Schiffer ruderten gegen das Ufer und erkannten sogleich an den Handschellen des Bittenden, daß er ein den Barbaren entflohener Christ sei. Unter Jauchzen und Jubeln ließen sie ihn sogleich an Bord bringen, hörten seine Jammergeschichte an, trösteten ihn, und führten ihn nach Venedig. Dort nahmen wohlgesinnte Mitmenschen sich seiner an, und beförderten ihn zu Meer nach Ancona. Als Bettler schlug er sodann den Weg nach Rom ein, wo sein Herz ihn hinzog und sagte sich auf dem Wege recht oft, wie gut sein Ordensvorstand es mit ihm gemeint habe, als er ihm abrieth, die Leitung seines Lebens selbst zu übernehmen. Er verzichtete deßhalb darauf in dieser bösen Welt einzeln (und wäre es auch in Wald und Höhle) zu leben, und eilte beflügelten Schrittes seiner ehemaligen Heimath entgegen, wo er schon als Kind so liebevolle Erziehung genossen hatte. Pochenden Herzens zog er an der Glocke der Pforte des Bernhardinerklosters. Wird man ihn wieder einlassen? Er fragt nach dem Obern und erhält Zutritt. Schluchzend liegt er zu dessen Füßen. Jener weinte nach Art eines guten Vaters mit ihm. Als der Obere die Unglücksgeschichte gehört hatte, ließ er einen Bernhardiner-Habit bringen und legte denselben in die Arme des Zurückgekehrten. —

Als die Jugend Roms das Ereigniß hörte, pflückte sie sich eine reife Frucht vom dem bittern Baum der Erfahrung des Mönches — und diese Frucht heißt: Hüte dich vor Verführung.

Digitized by Google

Ein Vermächtniss.

Ein Vermächtniß. *)

Gedicht von Graf Bentheim von Tecklenburg.

I.

Herbststurm, laß nur verwelken
Der Bäume saftig Grün,
Die Rosen und die Nelken,
Die Astern laß verblühn;
Trost soll der Lenz uns geben,
Der, wenn er wieder naht,
Rings tausendfaches Leben
Erweckt aus stiller Saat.

Wo aber hingestorben
Des Erdenpilgers Leib,
Wird schwer ein Trost erworben,
Verwaist sind Kind und Weib.
Drum schwankt zu jenem Grabe
Die Mutter täglich hin,
Der Armen ganze Habe
Und Liebe ruht darin.

Beim Vater schläft im Boden
Ihr Sohn, ihr einzig Kind;
Die Reste dieser Todten
Ihr höchstes Kleinod sind.
O ewig langer Schlummer!
In ihre schmale Truh'
Gern legte sie voll Kummer
Ihr müdes Haupt dazu.

Die Stätte fromm zu ehren
Beschafft sie grünes Moos,
Sie zieht mit ihren Zähren
Die Todtenblumen groß!
Und wer die Aermste sähe
Im Abenddämmerschein,
Der wähnt', am Hügel stehe
Ein grauer Leichenstein.

*) Eine auf Wahrheit beruhende Begebenheit.

II.

Der Frühling streute wieder
Aus wunderreicher Hand
Den Farbenschmelz, die Lieder
Auf's neu erwachte Land,
Und flinke, fleiß'ge Hände
Die Felder all bebau'n,
In Flur und Thalgelände
Sind Früchte bald zu schau'n.

Doch Eine sitzt voll Jammer
Daheim im öden Haus;
Es schmücket ihre Kammer
Kein frischer Blumenstrauß.
Wer soll das Feld ihr pflügen?
Es harret unbestellt
Seit ihre Theuren liegen
Im stillen Todtenfeld.

Da horch! sie glaubt zu träumen!
Es pocht, — wer mag es sein?
Wer naht sich ihren Räumen?
Sie ruft verzagt: „Herein!“
Wen sieht sie näher schreiten?
Es ist der Freunde Schaar,
Die einst in bessern Zeiten
Dem Sohn geschenket war.

Sie tröften: „Laß die Thräne!
O Mutter, fasse Muth!
Wir sind jetzt Deine Söhne,
Auf uns Dein Hoffen ruht;
Wir wollen Dir bestellen
Den Acker, wie Dein Sohn,
Uns fröhlichen Gesellen
Dein Lächeln wird zum Lohn.“

Die Wittwe dankend blickte
Empor zum lieben Gott,
Der solche Freunde schickte
Als Helfer in der Noth.

„Ade!“ und fort im Fluge
Eilt man in's Ackerland;
Mit Saatkorn, Egg und Pfluge
Ist Alles frisch zur Hand.

III.

Der goldnen Aehren Segen
Des Sommers Sichel mäht,
Und Lieder allerwegen
Ertönen früh und spät.
In alle Hütten rollen
Die Wägen mit der Last,
Und kaum den Schatz, den vollen
Jedwede Scheune faßt.

Ach, nur der Wittwe Klagen
Verscheucht kein Freudenton,
Ihr kommt kein Aerntewagen
Geführt vom besten Sohn.
Es trägt die reichste Spende
Ihr einzig Aeckerlein,
Doch fehlen starke Hände
Zu bringen sie herein.

Jetzt, als der Abendglocken
Friedsam Geläute klang,
Erschallt es wie Frohlocken,
Das immer näher drang.
Wer ist's, der voll Behagen
So jubelt bei der Fracht?
O sieh! ihr Aerntewagen
Wird eben heimgebracht!

Und als sie blickt in's Freie,
Da wird ihr's offenbar,
Da steht in schmucker Reihe
Der jungen Männer Schaar.
Ihr freudig Wort erklinget,
Sie rufen: „Schaue hier,
Den Aerntewagen bringet
Dein Sohn, o Mutter Dir!“

Marie von Orleans.

Die königliche Künstlerin.

Nach dem Französischen, von Alexandra, k. Prinzessin von Bayern.*)

I.

Die Wittwe Fragard.

In dem ungeheizten Dachstübchen eines hohen, finstern Hauses der Straße Saint-Denis saßen zwei kleine Mädchen auf einem schmalen, hölzernen Schemel mit fest verschlungenen Händen, um sich zu erwärmen. Sie lauschten mit unbefangener Neugierde einem schwachen Geräusche, welches undeutlich, aber dennoch fröhlich von der Straße bis zu ihnen emporbrang. Es war Fasching-Dienstag des Jahres 1823.

„Hörst Du, Julie?" fragte das kleinere, etwa zehn Jahr alte Mädchen ihre Schwester, welche vielleicht die doppelte Zahl von Jahren zählen mochte.

„Wohl lausche ich; aber ich höre die Mutter nicht heimkehren!" antwortete die ältere Schwester.

„Nach ihrer Rückkehr wird sie uns zum Boulevard führen, um die Masken vorüber ziehen zu sehen," — sagte die Kleinere.

„Sie wird uns ein Frühstück bringen," entgegnete Julie.

„Ich finde mehr Vergnügen Masken zu sehen als zu frühstücken" — war die Antwort des Kindes.

„Weil Du nicht hungrig bist, Veronika," sprach Julia traurig.

„Und Du, Du hast Hunger! das ist natürlich," antwortete Veronika; „denn diesen Morgen, als Dir die Mutter — ehe sie uns verließ, um die Wohnung der Madame Bordier in Ordnung zu bringen — ein Stück Brod geben wollte, hast Du es verschmäht, und gabst dasselbe mir." —

„Es war nur eines vorhanden, und solch ein kleines" — sprach seufzend das arme Mädchen.

„Es wurde Dir angeboten."

„Und Du?" entgegnete Julia.

„Ich, — ich hätte es entbehren können; es war an mir die Reihe," erwiederte Veronika mit Ergebung.

„An Dir die Reihe?" wiederholte Julie ihre Schwester zärtlich betrachtend.

*) Der Ertrag dieser Bearbeitung ist für die „Marien-Armen-Krankenküche" zu München bestimmt.

„Ja, Du weißt es wohl," sagte Veronika," seitdem die Zeiten so hart sind, — wie die Mutter sagt — und sich täglich in unserer Wohnung nur ein Stücklein Brod befindet, so trifft uns abwechselnd die Reihe dasselbe zu verzehren. Gestern ließ ich mich nicht darum bitten, und heute hättest Du das Gleiche thun sollen. Dann wärest Du nicht blaß, blaß wie eine Todte."

„Nun kömmt die Mutter," schaltete Julie ein, indem sie ängstlich dem Geräusch der Schritte zulauschte, welche auf der kleinen, hölzernen Treppe, die vom fünften Stockwerke bis zum Dache hinauf führte, widerhallten.

Bald öffnete sich die Thüre und eine kleine, magere, blasse Frau trat herein. Auf ihrem welken Gesichte las man viele physischen, und viele geistigen Leiden. Ohne nur ein Wort auszusprechen, ohne ihre Kinder zu umarmen, reichte sie ihrer ältesten Tochter ein Stückchen Brod, und dann sank sie, als hätte diese Handlung ihre letzten Kräfte erschöpft, auf den hölzernen Schemel nieder, den ihre Kinder bei ihrem Herannahen verlassen hatten.

Julia nahm das Brod, führte es rasch zu ihrem Munde, zerschnitt es mittelst ihrer Zähne in zwei Theile, und sobald sie sich hastig und nothdürftig gesättigt hatte, betrachtete sie erst, während sie Vergelts Gott aussprach, ihre arme Mutter. Deren Entkräftung gewahrend, hielt das erschrockene Kind plötzlich inne, denn sie vermochte nicht weiter zu essen.

„Hast Du heute noch keine Nahrung zu Dir genommen, meine Mutter?" fragte Julie besorgt.

„Kümmere Dich nicht darum, Kind!" antwortete die Mutter mit rauhen Worten. Das Mädchen, Thränen im Auge, ward hievon wie betäubt, und gedachte nicht mehr ihres Hungers.

„Wenn Du gesättigt bist," — sprach zu ihr die kleine Schwester, welche in ihrem kindischen Sinne deren Zögern nicht zu verstehen wußte, „gib her, es findet sich in meinem Magen noch hinlänglich Platz für dieses Stücklein da..."

Julie, die Augen auf ihre Mutter gerichtet, reichte ihr Brod Veronika hin, welche dasselbe mit größtem Apetite vollends aufzehrte.

Als sie hiemit fertig war, wandte sich die Kleine zu ihrer Mutter: „Ich möchte Dir etwas sagen." —

„Sprich!" — antwortete einfach die arme Frau.

„Du hast heute kein Zimmer mehr in Ordnung zu bringen?"

„Leider!" entgegnete ihre Mutter.

„Folglich hast Du Zeit vor Dir?"

„Unglücklicher Weise!“ sprach wieder die arme Frau.

„Also kannst Du uns an einen Platz führen, um die Masken vorüber ziehen zu sehen?“ —

Die Wittwe Fragard — so ward dieselbe seit vier Jahren, dem Tode ihres Mannes, im ganzen Stadtviertel genannt — machte Anfangs eine verneinende Bewegung; aber nachdem sie einen Blick auf ihre kalte, düstere Behausung, dann einen zweiten auf das Dachfensterlein geworfen, durch welches man den schönen, blauen, von der glänzenden Sonne beleuchteten Himmel erblickte, stand endlich mit folgenden Worten auf:

„Ich denke, es wird meine armen Kinder erwärmen.“

Und die Mädchen bei der Hand fassend, verließ sie ihre Dachstube, ging die Stiege hinab, erreichte die Straße, wandte sich nach rechts und erreichte die Boulevards. Ihr Schritt wurde immer langsamer, sowohl in Folge dieses Ganges, als auch des erlittenen Hungers, der ihre Kräfte schwächte.

Welch' einen schmerzhaften Gegensatz bietet die allgemeine Freude zum irdischen Elende! —

Ach, wie schwer empfand auch dieses die arme Wittwe Fragard! —

Indem sie in banger Verzweiflung mit ihren Händen die Hände ihrer Kinder fest umschloß, wanderte sie, von der Volksmenge gestoßen und gedrängt, mühsam weiter; sie ging, ohne zu wissen, wohin? sie blickte vor sich, ohne zu sehen, was? — vor ihren Ohren verhallten diese tausend Freudenrufe und Festklänge der zahlreichen Inwohner Paris. Mit jedem Schritte vermehrte sich ihr Leiden, aber die arme, an Mühseligkeiten so gewöhnte Frau, war schon dermaßen abgehärtet, daß sie den Schmerz zurückzudrängen suchte, so oft er sich nur fühlbar machte. — Doch kam ein Augenblick, wo sie ihn nimmer zu beherrschen vermochte; sie ward vom Leiden überwältigt; denn es hatte gleichzeitig das Herz und die Sinne der Unglücklichen betäubt. In diesem Augenblicke schien es der armen Mutter, daß sich Alles um sie drehe, die Wägen und die Masken, die Bäume der Boulevards und die Häuser, ja selbst ihre Kinder. — Da stieß die unglückliche Frau einen Schrei aus, während sie diese noch mehr als je, an sich drückte; hierauf ließ sie die kleinen Hände los und fühlte nichts mehr — selbst nicht die Erschütterung des Falles auf den harten Boden.

Ein junger Priester, der eben von einem Sterbenden kam, betrachtete die von Weltkindern überfüllten Boulevards. Dieser sah die arme

Frau und hob sie auf; Julie aber flüsterte dem jungen Priester unter Thränen zu: „Sie wurde aus Hunger ohnmächtig, mein Vater, nur aus Hunger!“

Während Veronika's Schmerz in lautes Schluchzen ausbrach, schleppte der barmherzige Diener Gottes mit Julia's Hilfe die arme Ohnmächtige bis zum Eingang der Straße Montmartre. Hier legte er sie auf eine freie Stelle nieder, und, sich erhebend, suchte er im Menschengedränge eine mitleidige Seele, welche er um Beistand ansprechen könne. Er selbst, der junge Vikar, hatte auf dem Bette eines Sterbenden (des armen Maurers, welcher durch den Fall vom Dache schwer verwundet ward) Alles was er bei sich getragen, zurück gelassen: Einen Franken und fünfzig Centimes.

Aber die Volksmasse ging unbekümmert, fröhlich und geräuschvoll vorüber; die Augen nach Oben gerichtet, konnte sie nicht wahrnehmen, was sich zu ihren Füßen ereignete.

II.

Die kleine Madonna.

Der junge Priester war vielleicht schon im Begriffe, das Almosen, das er mit den Augen erflehte, auch mit dem Munde zu erbitten, als seine stets auf den belebtesten Theil des Boulevards gerichteten Blicke in einem langsam fahrenden Wagen ein Kind von ungefähr zehn Jahren entdeckte, welches aufrecht stehend, mit der kleinen Hand ihm ein Zeichen der Hoffnung zu geben schien. Das kleine Mädchen sprach fast gleichzeitig mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres Alters zu einer bejahrten, im Hintergrunde des Wagens sitzenden Dame und auch zum Kutscher, welchem das stets ausgestreckte Händchen die Stelle bezeichnete, wohin sie geführt werden wollte.

Der Kutscher gehorchte, der Wagen drang durch die Volksmasse, wendete sich zur Straße Montmartre, und hielt bald in der Nähe jenes Platzes stille, wo sich der junge Priester befand. Kaum war der Wagenschlag geöffnet, als das kleine Mädchen herausſprang und den Priester mit einem Ausdruck von Mitgefühl, das ihre Jahre weit überschritt, fragte:

„Was ist geschehen, o mein Gott, was ist denn geschehen?“

Ohne seine Antwort abzuwarten, ging sie immer weiter und weiter bis zur armen Frau, welche das Jammergeschrei ihrer Kinder wieder zum Leben zurückgerufen hatte. In diesem Augenblicke brachte der Weinhändler des nahen Eckhauses der Wiedererwachten eine Tasse Fleischbrühe und ein Glas stärkenden Weins.

„Was fehlt Ihnen, gute Frau?“ fragte er theilnehmend. Als die Aermſte, außer Stand zu ſprechen, noch ſchwieg, ergriff das kleine Mädchen Julia's Arm, und mit einem Tone, in welchem ſich der Befehl mit der Bitte vereinte, fügte ſie noch bei:

„Was fehlt Deiner Mutter? antworte!“ —

„Sie hat Hunger, mein Fräulein,“ erwiederte Julia, ohne die Unbekannte nur anzuſehen.

„Hunger!“ wiederholte die kleine Perſon ganz erſtaunt, indem ſie die arme, hungerleidende Frau, welche ſchon durch den Geruch der Fleiſchbrühe neu belebt ſchien, aufmerkſam betrachtete; „Hunger?“ wiederholte ſie nochmals. —

Während ſie ſich umwendete, um die alte Dame zu ſuchen, mit welcher ſie im Wagen geſeſſen war, erblickte ſie dieſelbe ſchon an ihrer Seite, und auch eine Maſſe von Neugierigen, die ſie umringten. Alle Augen waren auf ſie gerichtet.

Die Unbekannte beugte ſich nun, verlegen erröthend — ein Zeichen des Zartgefühls des kleinen, heranwachſenden Mädchens — zu Julia herab, und flüſterte derſelben leiſe und raſch zu:

„Wo wohnſt Du?“ —

„In der Straße Saint-Denis 234“, erwiederte Julia.

„Nimm Dieſes, Du wirſt von mir Kunde erhalten,“ ſetzte die kleine Fremde noch bei, die während dem Zwiegeſpräche ihren Beutel aus der Taſche ihres Kinderkleidchens herausgezogen hatte, um ihn in Julia's Hände gleiten zu laſſen.

„Was thun Sie doch?“ flüſterte ihr die ſie begleitende Dame zu; „Sie geben ja den ganzen Reſt ihres Monatgeldes!“ —

„Nun gut,“ entgegnete ihr einfach das kleine Mädchen, indem ſie den Wagen wieder zu erreichen ſuchte.

„Aber wir ſind erſt im Anfang des Monats,“ bemerkte ferner die betagte Dame, ihrer kleinen Begleiterin folgend.

„Nun gut!“ erwiederte abermals ſorglos das junge Mädchen, den Fuß auf den Wagentritt ſetzend.

„Und gedenken Sie Ihrer andern Armen?“

„Sie haben ja meine Tante Adelheid!“ ſprach lächelnd das anmuthige

Kind, nachdem es, gleich der ältlichen Dame, wieder ihren Platz eingenommen hatte.

Bald verschwand der Wagen, und in diesem Tage toller Freude, geräuschvoller Unterhaltungen und betäubender Lustbarkeiten, dachte außer dem jungen Priester und der unterstützten Familie, wahrscheinlich Niemand mehr darüber nach, wer wohl das hübsche, wohlthätige Mädchen sei, dessen schwarze, schöne Augen eine seltene, außergewöhnlich reich begabte Seele offenbarten.

„Mein Gott, es muß Einer Deiner Engel sein!“ sprach der sich entfernende Priester auf dem Wege zum Pfarrhofe, wohin ihn die Vesper-Stunde rief. Unwillkürlich betrachtete er noch das jugendliche und schon träumerische Köpfchen, das man noch aus dem weitereilenden Wagen erblickte.

Bald nach dem Priester kam ein Greis, welcher ein guter Bekannter der Wittwe Fragard zu sein schien, denn sich derselben nähernd, redete er sie mit rauhen Worten an:

„Mutter Fragard, Sie haben wieder etwas unterlassen, was Ihnen ganz ähnlich sieht; gewiß sind Sie ohne Frühstück ausgegangen!“

„Wie hätte ich anders gekonnt?“ erwiederte die Wittwe, indem sie das Weinglas aus den Händen des Kaufmanns nahm, und dann zu ihrer Tochter sagte: „Bezahle, Julia.“

„Aber, wie sind Sie plötzlich reich geworden?“ sprach der Greis, als er vierundzwanzig Franken in den Händen der Kleinen erblickte; „haben Sie in der Lotterie gewonnen?“ —

„O, wir waren noch glücklicher,“ sprach Julia, „ein schönes, kleines Fräulein hat uns all' das gegeben. Sie fragte mich auch nach unserer Wohnung, indem sie noch beifügte, daß wir sie in Bälde wiedersehen werden.“

Als Julia hierauf einen Thaler zur Bezahlung in die Hand des Kaufmanns legen wollte, erwiederte dieser:

„Den Wein und die Fleischbrühe seht als Geschenk von mir an; aber wenn ihr im Zimmer meiner Frau ausruhen wollt, so wird man Euch ein kleines Mittagsmahl bringen, dessen die Kinder wie der Greis, so sehr als die Mutter — nach meiner Ansicht — bedürfen!“

„Aber gegen Bezahlung,“ antwortete die Frau.

„Nun ja, wenn Ihr wollt, das wird keine Schwierigkeit machen,“ entgegnete der Kaufmann.

Während man sich behaglich in einem kleinen, sehr reinlichen Zimmer

mit der Aussicht auf den Boulevard (was bei Veronika einen Freudenschrei veranlaßte) niederließ, erkundigte sich der Kaufmann nach der Gestalt der kleinen Wohlthäterin. Kaum hatte der Greis die Beschreibung vernommen, so rief er aus:

„Es ist die kleine Madonna!“ —

„Wen nennen Sie also?“ fragte die Wittwe Fragard.

„Die Prinzessin Marie,“ antwortete der Greis.

„Eine Prinzessin,“ sagte Julie, laut auflachend.

„Wie drollig ist doch der Vater Padoa! Eine Prinzessin die nur fünfundzwanzig Franken hat! denn sie besitzt nicht mehr; ich selbst habe es wohl gehört, wie derselben eine ältliche Dame — wahrscheinlich ihre Mutter — sagte: „Sie geben den ganzen Rest ihres Monatgeldes!“

„Ja so ist es!“ sprach Padoa. „Die Prinzessin hat nur fünfzig Franken als Monatgeld. Hievon gibt sie mir fünfundzwanzig, daher bleiben noch fündfundzwanzig übrig, welche Sie hier haben... Die Berechnung ist klar.“

„Und warum gibt sie Ihnen fünfundzwanzig Franken?“ fragte Frau Fragard.

„Vor Allem muß ich Ihnen mittheilen, daß ich aus Palermo gebürtig und von guter Familie bin. Mein Herr, ein heiliger Mann, der wahrscheinlich jetzt im Himmel ist — versah in dieser Stadt ein kirchliches Amt in der Kapelle der heiligen Rosalia. Dieser fromme Priester war es, welcher im April 1813 seine Hände segnend auf das Haupt eines neugeborenen Kindes legte, und mit folgenden Worten taufte: Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Maria von Orleans. Nach einem Jahre vermochte das Kindlein schon allein zu gehen. Noch sehe ich die Kleine, wie sie sich lächelnd, mit unsicherem Schritte, in derselben Kapelle der Statue der heiligen Rosalie näherte, um eine Blume darzubringen. Zwei Jahre nachher war sie wohl das liebenswürdigste Kind im ganzen, alterthümlichen Palermo. Mochte sie im blühenden Heidekraut des Berges Pelegrini spielen, oder in der Straße von Casero spazieren gehen, so lächelte sie stets freundlich, wenn man sie mit dem Namen der kleinen Madonna begrüßte; oder mochte sie Abends vor ihrem Bettchen kniend, mit ihren kleinen gefalteten Händen, die Augen gen Himmel erhoben, ihr Gebet schließen, indem sie flehte: „Mein Gott, laß meinen Vater nach Frankreich heimkehren!“ so erregte sie schon bei Allen die sie sahen eine ungewöhnliche Verehrung.“

„Das ist Alles ganz gut," sagte Frau Fragard, welche sich gänzlich von ihrer Ohnmacht erholt hatte; „aber noch weiß ich nicht, warum . . ."

„Einen Augenblick Geduld, Mutter Fragard" — unterbrach sie seiner Seits der alte Sicilianer. „Später kam ich nach Frankreich, wo ich eine kleine Erbschaft in Empfang zu nehmen hoffte; aber, da ich dieselbe nicht erhielt, bedurfte es eines Prozesses, Geld und was weiß ich noch mehr? Kurz, ich verdanke einem Gärtner, der sich meiner erbarmte und mich nach Eu führte, daß ich ferner zu leben vermochte, indem ich das Unkraut vom Schloßhofe ausjätete . . . Wenn ich sage, zu leben vermochte, so verstehen Sie doch wohl, Mutter Fragard, daß ich bei diesem Erwerbe weder fahren, noch zehn Gerichte auf dem Tische haben konnte; ich hatte zuweilen sogar nicht eine einzige Speise, und dieß geschah meistens; dann hatte ich im Winter öfters kalt, als warm. So traf es sich eines Tages, daß ich vor Kälte schnatterte, als ich — während dem Schneien — meine mühevolle Arbeit vollzog. Noch war ich über die Erde gebeugt, deren Unkraut ich ausriß, so näherte sich mir ein freundliches Kind, das ich anfangs nicht erkannte. „Guter Alter," redete es mich an, „Du thätest besser, in der Wärme daheim zu bleiben, als hier zu verweilen, wo Du Dir einen Schnupfen zuziehen wirst!"

„Meine Wohnung ist nicht wärmer als die Straße, liebes Kind," antwortete ich demselben!"

„Du mußt einheizen lassen," erwiederte das kleine Mädchen.

„Hiezu muß man Holz haben," entgegnete ich.

„Da muß man welches kaufen," lautete ihre Antwort.

„Und dazu bedarf man Geld," sagte ich meiner Seits.

„Du hast keines?" fragte mich das Kind mit solch' erstaunter Miene, daß man wohl bemerkte, es habe vom Erdenelend noch keine Ahnung.

„Ach nein!" entgegnete ich.

„Armer Alter," — sagte die Kleine, deren Stimme so traurig, wie die meinige wurde — dann fügte sie zu mir geneigt, bei: „Höre, mein Vater gibt mir fünfzig Franken zur Bestreitung meiner kleinen Freuden. Kannst Du Dir mit fünfundzwanzig Franken genug Holz kaufen, um einzuheizen?" —

Ich erhob die Augen zum Kinde, mit welchem ich plauderte, nur um zu plaudern. Da sah ich eine Dame, wenige Schritte von der Kleinen entfernt, welche es lächelnd, mit feuchten Augen betrachtete. Ich verbeugte mich

zitternd ... Diese Dame, war die Königin ... und das Kind, meine kleine Madonna von Palermo. In meiner Betäubung verstand ich nicht deutlich was dieser Engel zu diesem andern Engel — seiner Mutter — sagte. Aber ich erfuhr später, daß sie gebeten habe, man möge ihr Monatgeld in zwei Hälften theilen. — Jeden Monat erhalte ich hievon die eine Hälfte, und die Prinzessin die andere ... Doch um Vergebung, mit Ausnahme dieses Monats, denn Sie haben bereits die andere Hälfte ..."

Alle hatten feuchte Augen beim Schlusse der Erzählung des alten Sicilianers.

III.

Die Lotterie.

Wollte man alle evangelischen Tugenden finden, die einfache, rührende Güte, die prunklose Barmherzigkeit, und die innige Vereinigung einer frommen Familie, so suche man dieselben in der Familie Orleans. Wenn ich aus derselben einige gute, nachahmungswürdige Beispiele hervorhebe, so dient dieß als Beweis, daß ich sie nehme, wo ich sie erblicke; sei es unter dem Strohdache der friedlichen Hütte, oder unter dem hohen Dache des prachtvollen Palastes; sei es in der Werkstätte des Handwerkers, sei es unter der glänzenden Uniform des Soldaten, oder unter dem bescheidenen Gewande des Priesters. Vorerst will ich mittheilen, daß der alte Padoa starb, während er seine Wohlthäterin segnete; daß es der Wittwe Fragard möglich ward, ihre Kinder erziehen zu lassen und sie gut zu versorgen, und dann wollen wir zu Marie von Orleans zurückkehren, zu dieser schönen, jugendlichen Prinzessin, welche auf dieser Erde nur vorüberzog, indem sie tiefe Trauer, und ein wohlthuendes Andenken zurückließ.

Vielleicht sind meine jungen Leser etwas neugierig, vorher noch Einiges aus der Kindheit der Prinzen und der Prinzessinnen von Orleans zu erfahren. Es war zu Neuilly wo ihre ersten Lebensjahre verflossen. Nachdem diese Königskinder um sieben Uhr im Sommer, und um acht Uhr im Winter aufgestanden, war es ihre erste Beschäftigung, zu Gott zu beten; dann frühstückten sie, hierauf wurde bis halb ein Uhr studirt; um halb ein Uhr ward — wie zu den Zeiten unserer Vorfahren — das Mittagsmahl eingenommen. Nach demselben genossen sie eine Stunde Erholung, und hierauf begann der Unterricht wieder, der bis Abends währte. Dann, im Augenblick des Sonnen-

untergangs, sah man diese schönen Kinder, — der Stolz und die Freude ihrer Mutter — in gedrängten, fröhlichen Reihen das Schloß verlassen, um die kühlen Schatten von Neuilly aufzusuchen; und die muntern Spiele begannen. Das Nachtessen beschloß die Spiele. Dem Nachtessen folgte der Besuch bei den Großeltern, und um neun Uhr fand der allgemeine Rückzug statt; endlich, nach dem Abendgebete, legten sich die Kinder zur Ruhe.

Diese Erziehungsweise bezieht sich nur auf die Prinzessinnen, denn die Prinzen ließ man schon frühzeitig in die Gymnasien eintreten.

Die jungen Orleans verließen am Tage, wo sie das sechszehnte Lebensjahr erreichten, den Kindertisch und durften am elterlichen Tische erscheinen. Dieser Tag blieb stets ein denkwürdiger.

Nun wollen wir zu Marien zurückkehren. Sie war erst zwei Jahre alt, als sie Palermo verließ, um in ihr Vaterland einzuziehen. Marie sprach geläufig Italienisch, was aber die französische Sprache betrifft, so kannte sie nur ihr Gebetlein: «Mon Dieu! faites que le duc d'Orléans rentre en France.» — Dieß war — sagte man — die einzige Antwort, welche sie Ludwig XVIII. zu geben vermochte, welcher sie gefragt hatte, ob sie französisch sprechen könne. Und als sich dieser von Neuem erkundigte, ob sie nicht noch ein anderes Wort aus der französischen Sprache wisse, antwortete sie, froh ihr Wissen zu zeigen, indem sie mit ihren Händchen klatschte: «Pâte d'abricots! pâte d'abricots!»

„Erinnerung des Herzens und des Magens," sprach seine Majestät der König Ludwig XVIII. lachend, indem er seiner niedlichen Nichte eine große Schachtel voll Aprikosenzeltchen bringen ließ.

Frau von Mallet wurde als Erzieherin der jungen Prinzessin Louise und Marie ernannt; Herr Johann Lafontaine unterrichtete sie in der französischen Sprache, und Herr Reaume in der Erdbeschreibungskunde.

Wir Alle haben, gleich dem alten Cicilianer, in dieser rührenden Begebenheit eines Kindes, das ohne Berechnung alles, was es besitzt herschenkt, die junge Prinzessin von Orleans erkannt, welcher wir zum Palais-Royale folgen wollen. Dahin kehrte sie träumerisch, mit ernstem Ausdrucke zurück, ohne die Masken mehr zu betrachten, welche sich rings um sie bewegten. Frau von Mallet, wähnte den Grund ihrer Träumerei zu errathen.

„Sie haben kein Geld mehr und dieß thut Ihnen leid..." —

„Leid?" unterbrach sie lebhaft Marie, „ich dachte nach, wie viel mehr

Gutes ich thun könnte, wenn ich reicher wäre, und wie wenig man bedarf, um die Armen zu befriedigen! Meine Mutter ist glücklicher als ich, liebe Frau von Mallet."

„Und warum?" fragte Frau von Mallet, erstaunt über diese Bemerkung.

„Weil sie mehr zu geben vermag," entgegnete das liebenswürdige Kind mit diesem Herzensreichthume, welcher dasselbe zu einem auserwählten, seltenen Wesen erhob.

Als Marie am Palais-Royal ankam, sah sie überall die Vorbereitungen zu einem Feste, welches am selben Abende statt finden sollte. Es war eine Kinderlotterie. Ihre Brüder, die jungen Prinzen und ihre Schwestern freuten sich schon im Voraus darauf und jedes zählte seine Eingeladenen. Der Herzog von Orleans (im Jahr 1823) dreizehn Jahre, und der Herzog von Nemours, neun Jahre alt, hatten die übrigen in den Gymnasium's, wo sie erzogen wurden, gewählt; die andern waren Kinder solcher Eltern, welche im Palais-Royale Zutritt hatten. Marie begab sich in ihr Zimmer ohne an der allgemeinen Freude Theil zu nehmen. Sie schützte zur Stunde, wo das Fest beginnen sollte, ein leichtes Unwohlsein vor.

„Wie? Sie wollen nicht in den Salon hinabgehen," sprach die Erzieherin.

„Kann man denn ohne Geld in die Lotterie setzen?" antwortete Marie. „Ach, so rasch sind die fünfzig Franken verausgabt, welche ich monatlich für meine Vergnügungen erhalte!"

„Weil Ihre Vergnügungen sehr kostspielig sind!" bemerkte Frau von Mallet.

„Aber es gibt so viele Arme!" entgegnete Marie.

„Gehen Sie nur in den Salon hinab," erwiederte Frau von Mallet, bis zu Thränen durch diese Antwort bewegt... „Sie werden nicht in die Lotterie setzen, am übrigen Feste können Sie Theil nehmen."

„Und Jedermann wird mich um den Grund befragen," sprach Marie.

„Sie werden ihn einfach sagen."

Marie antwortete mit einem feinen, rührenden Zartgefühl: „Würde ich zu Eltern gleich den Meinigen, und zu einer Tante, wie meine Tante Adelheid sagen, daß ich kein Geld habe, so hieße es nichts anderes, als dasselbe verlangen! — Nein, das wäre unbescheiden!"

„Folglich berauben Sie sich eines Vergnügens!"

„Ja, aber ich habe armen Leuten eine große Freude bereitet, und sie segnen mich vielleicht zu dieser Stunde! Das ist meine Entschädigung," unterbrach sie die junge Prinzessin, deren Worte wie deren Handlungen ihrem Alter weit voraus waren.

Einen Augenblick nachher befand sie sich allein; das Geräusch des Festes, des Tanzes, des Lachens, welches bis zu ihr emporstieg und ihre Einsamkeit störte, rief in Marie keine bittre Empfindung, keinen Neuegedanken hervor.

„Auch da unten," sprach sie zu sich selbst, „in einem Zimmer der Straße St. Dènis wird man keinen Ball, und kein Fest, wohl aber Freude und Zufriedenheit finden; ich wette, daß diese Kinder und diese Mutter recht neugierig sind, die kleine Person zu kennen, welche ihnen so viel Geld gegeben hat; wenn ich diese Familie morgen aufsuche, werde ich eine weit größere Freude empfinden, als diesen Abend in Mitte eines Balles zu sein. Und doch" — fügte die kleine Prinzessin noch bei, indem sie aufmerksam den frohen Tönen zulauschte, die unklar zu ihrem Ohre drangen, „unterhält man sich gut da unten, aber morgen werden mir meine Brüder und meine Schwestern vom Feste erzählen und von einem Feste erzählen zu hören, ist fast das gleiche, als demselben beizuwohnen."

Einen Augenblick später, als ihre zarte Jugend die Oberhand gewann, sprach sie zu sich selbst: „Ich möchte gerne wissen, welche Loose meine Geschwister gewonnen haben..." Hierauf kam ihr ein Gedanke bei welchem sie in ein lautes Gelächter ausbrach: eine Anekdote, welche sie irgendwo gelesen, oder welche man ihr erzählt hatte, die Geschichte eines gewissen Johann, den sein Pfarrer laufend antraf.

„Wohin läufst Du so schnell, Johann? fragte ihn dieser, den Eilenden aufhaltend.

Die Lotterie wird gezogen, Herr Pfarrer, und ich will sehen ob ich in derselben gewonnen habe."

„So hast Du in die Lotterie gesetzt, Johann?"

„Nein, Herr Pfarrer, aber wer weiß? das Glück!"

Marie lachte bei dieser Erinnerung und sprach zu sich selbst: „Wenn ich glücklicher als Johann gewesen wäre, und in der Lotterie gewonnen hätte!"

Aber den Gedanken an Gewinn, der sie unwillkührlich lachen machte,

bei Seite schiebend, bereitete sich Marie zu ihrem Abendgebete vor, nach welchem sie ihren Frauen schellen, dann sich zu Bette legen, und rasch einschlafen wollte, damit sie am folgenden Morgen früher den sehnlich erwarteten Augenblick erleben könne, die von ihr beschützte Familie zu besuchen.

Kaum hatte sich Maria niedergekniet, so schien es derselben, als dränge dieses Fest — von dem kein einziger Ton ihrem feinen Gehör entgangen war — bis zu ihr hinan; eilige Tritte widerhallten auf der Treppe, die zu ihrem Zimmer führte; man vernahm gleichzeitig ein unterdrücktes Lachen und Scherzen. Die Schritte näherten sich immer mehr und mehr, die Freudentöne wurden von Augenblick zu Augenblick deutlicher; bald ist die Thüre gewaltsam geöffnet; es sind ihre Geschwister, welche geräuschvoll in ihr Gemach hereinstürzen: „Marie, hier ist Dein Gewinnst," rufen ihr Alle wie aus einem Munde entgegen. Und eine Kammerfrau legt neben derselben eine vollständige Kinderausfertigung nieder, — dieß der Gewinn der abwesenden Marie und überdieß noch ein Handbillet ihrer Tante Adelheid, welche der Prinzessin ein Monatgeld von 60 Franken zusagt. „O wie reich werden meine Armen werden," sprach Marie. Dann fügte sie noch hinzu, während sie plötzlich in ein lautes Gelächter ausbrach: „In der Lotterie gewinnen, ohne in dieselbe gesetzt zu haben! Johann hatte Recht, wer weiß? das Glück."

IV.

Die Aquarelle von Alfred Johannot.

Ich erfinde nichts, ich erzähle nur, meine jugendlichen Leser und ich weine; denn dieses liebe Kind, diese engelgleiche Seele, welche so kurze Zeit ihre schöne Hülle bewohnte, ist in den Himmel — ihre Heimath — zurückgekehrt, indem sie auf Erden ein unvergeßliches Andenken zurückließ. Marie war ein frommes Mädchen, eine zärtliche Gattin, eine treue Mutter, sie war Künstlerin und Dichterin, sie besaß Genie und Schönheit; sie hielt als junges Mädchen alles, was sie als Kind zu werden versprochen hatte. Bei ihr vereinte sich mit den Gaben des Herzens jene des Genius. Arbeit und Studium dienten diesem außergewöhnlich begabten Wesen zur Erholung von der ermüdenden irdischen Größe. Ja, Marie fand bei dieser Beschäftigung ihre süßesten Stunden. Sie ließ sich in den Tuilerien, wie in Neuilly ein Atelier errichten, in welchem nur wenig Auserwählten der Zutritt gestattet war. In diesen zurückgezogenen

Stätten überließ sich Marie ihren Gedanken, umringt von den großen Meistern unseres Zeitalters. Als emsige Schülerin empfing sie Unterricht im Malen von Ary Scheffer, von Gudin, von Horace Vernet; Bosio lehrte derselben die Bildhauerkunst. Welche Französin wäre so wenig patriotisch, daß sie nicht das Lieblingsgemach ihres Hauses, in welches sie sich gerne bei ernsten Gedanken zurückzieht, mit der rührenden und begeisternden Statuette der Jungfrau von Orleans geschmückt hätte, die eigenhändig von der Prinzessin Marie in Stein gehauen ward? Die Jungfrau drückt das Schwert an ihre Brust; in ihren Gesichtszügen liest man das Entsetzen der Frau, welche Blut vergießen sieht, und gleichzeitig die Ergebung einer frommen Seele, welche ihren Muth, ihre Kraft, ihre Vaterlandsliebe im Glauben geschöpft hat. Zu Fontainebleau befindet sich eine Kapelle (die Kapelle des heiligen Sarturnin), deren Fensterscheiben von der Prinzessin Marie gemalt sind; in jeder Scheibe ist ein Heiliger oder eine Heilige dargestellt. Die heilige Amalie ist das sprechende Bildniß der Königin Amalie, der heilige Philipp jenes des Königs, und die Gesichtszüge der Engel sind von denen ihrer Geschwister getreu entlehnt.

In der Familie Orleans vererben sich alle Talente; ich vernahm aus guter Quelle und von glaubwürdigen Personen, daß die Prinzessin Clementine meisterhaft malt, und daß der Prinz Joinville einen sterbenden Bayard in Stein gehauen hat, welcher den bewunderungswürdigen Kunstwerken seiner Schwester Maria zur Seite gestellt zu werden verdient.

Wahrlich, ich könnte ein ganzes Buch niederschreiben, wenn ich alle Wohlthätigkeitszüge dieser nachahmungswürdigen Prinzessin mittheilen würde. Doch will ich einen erzählen, der sich gleichzeitig auf sie und ihren Bruder, den Herzog von Orleans, bezieht, folglich auf die beiden Kinder, welche Gott bereits zu sich heimgerufen hat.

Marie besaß eine große Liebhaberei für alte Bücher und alte Gemälde; sie wußte, daß man diese Gegenstände selbst aufsuchen und mit Sorgfalt auswählen muß, besonders in den manigfaltigen Auslagen der Antiquare, auf den Flußdämmen, und dieses pflegte sie auch zu thun.

Sie war an einem kalten Wintertage ausgefahren, um dann einen Spaziergang über den Flußdamm der Augustiner zu machen. Da erregte die Form einer Mappe ihre Neugierde; sie verließ sogleich den Wagen und besichtigte dieselbe. Die Mappe enthielt viele Gemälde in Wasserfarbe von Alfred Johannot, die mit jener Zartheit des Ausdrucks und jener Vollendung entwor-

sen waren, welche dieser Künstler gleich seinem Bruder Anton, allen seinen reizenden Compositionen zu geben vermochte. Sie kaufte die Mappe, setzte sich wieder in den Wagen und beeilte sich, in die Tuilerien heimzukehren um mit Muße ihr neues Eigenthum zu bewundern. Bald konnte man Marie in ihrer jugendlichen Wißbegierde an jenem Schloßfenster stehend erblicken, welches gegen das Carrousel hinaus ging. Sie legte die Mappe auf den Tisch und nahm ein Bild nach dem andern heraus, um jedes genau betrachten zu können. Eine Musik ertönte; es ist die eines Regimentes, das im Begriffe steht abzumarschiren und zuvor noch gemustert wird. Die Prinzessin unterbrach eine Sekunde ihre Beschäftigung um einen Blick in den Hof zu werfen.

Marie entdeckte bald in den Reihen der Soldaten, welche beim Klange der Musik ihre militärischen Uebungen ausführten, einen jugendlichen Soldaten, welcher blaß und traurig aussah. Alle seine Bewegungen zeigten die Bestürzung seiner Seele; bei jeder Schwenkung richteten sich seine betrübten Blicke gegen einen Punkt des Gitters, welches das Carrousel begrenzte. Bei diesem Punkte gewahrte man eine alte Frau und ein junges Mädchen, die sich weinend fest umschlungen hielten. Es war die Mutter und Schwester des jugendlichen Soldaten. Ein Blick genügte Marien um Alles zu verstehen. Sie hatte errathen, daß der Jüngling die Stütze seiner Familie war und daß die Trennung von derselben sie ins Elend stürzen würde. Sogleich erkündigte sich die Prinzessin nach dem Namen des jungen Mannes und augenblicklich die Mappe schließend, (für welche sie ohne Zweifel einen großen Theil ihrer Ersparnisse ausgegeben) nimmt sie ein Blatt Papier zur Hand und schreibt an ihren Bruder, den Herzog von Orleans:

„Mein Bruder! Ich kaufte kürzlich eine hübsche Aquarell-Sammlung von Johannot, welche ich Dir sende. Habe die Güte, dem Obersten des 62. Regimentes die Ankaufssumme einhändigen zu lassen, damit er dieselbe verwende um einen Ersatzmann für den jungen Soldaten mit Namen *** zu stellen!“

Marie.

Der edle Bruder, würdig einer solchen Schwester, antwortete umgehend:

„Ich werde den Militär-Pflichtigen seiner Familie zurückgeben; aber ich bitte Dich, meine liebe Schwester, die Zeichnungen von Alfred Johannot aus Liebe für mich zu behalten.“

Ferdinand.

V

Tod.

Wir wollen rasch zur Vermählung der Prinzessin Marie mit dem Herzoge Alexander von Württemberg übergehen.

Es war ein Bund der Achtung, der Freundschaft und der Uebereinkunft, ja, ein Bund, in welchem Marie Glück empfing und erwiederte und ich führe Euch, junge Leser, augenblicklich nach Sachsen-Gotha, wo die Neuvermählten wohnten.

Die Herzogin von Württemberg pflegte ihre Chocolade selbst zu bereiten; diese einfache, häusliche Beschäftigung war ihr angenehm. Sie sagte mit jener sanften, jugendlichen Heiterkeit, welche ihr so reizend gestanden: „Die Prinzessinen der Vorzeit reinigten selbst am Bach ihre Wäsche, so darf ich wohl auch meine Chocolade selbst bereiten;“ und somit verließ sie jeden Morgen ihren Pinsel und ihre Palette, oder die begonnene Bildhauerarbeit, um ihr Frühstück zu kochen.

In Gotha, in den Tuillerien, in Neuilly — überall glich die Wohnung der Herzogin von Württemberg mehr einer anmuthigen, künstlerischen Zufluchtsstätte, als einem prunkvollen fürstlichen Gemache. Jenes mit rosa Mouslin ausgeputzte Zimmer zu Gotha bot den einfachen, bescheidenen Anblick der Ruhestätte eines anmuthigen, lernbegierigen, jungen Mädchens.

So befand sich Marie eines Tages allein in ihrer allerliebsten Werkstätte, und verließ ein, für den Herzog von Nemours bestimmtes Gemälde um ihre Chocolade zu bereiten. Sie hatte die Wärmmaschine neben das Bett gestellt, den Weingeist angezündet und sich einer Etagere genähert, um eine Porzellantasse von Sevres, welche sie von Frankreich mitgebracht, und die ihr jedesmal zum Frühstück diente, herabzunehmen. Als sie aber den Kopf nach dem Bette wandte, stund dasselbe bereits in hellen Flammen. Es ist bekannt, daß das Feuer die Eigenschaft hat, jeden Gegenstand anzuziehen, der gleich ihm leicht und beweglich ist: so entzündete sich in einem Augenblicke die Mousselin-Tapete des Zimmers. Voll Entsetzen rannte Marie hin und her, um die geliebten, an der Wand befestigten Kunst-Gegenstände zu retten; aber schon brannten all die werthvollen Cartons, es galt vielmehr, die Fürstin selbst aus der drohenden Gefahr zu befreien. Als man ihr zu Hilfe kam — sieh — da war sie bereits ganz von Asche umgeben.

Endlich ſah Paris ſeine ſchöne geliebte Fürſtin wieder, wo ſie bald die Geburt ihres erſten und einzigen Kindes, des Herzogs von Württemberg feierte. Doch die Fürſtin begann zu kränkeln und die Aerzte verordneten eine Reiſe in den fernen Süden.

Als man ihr die ärztliche Entſcheidung und die Zuſtimmung ihrer Familie mittheilte, ſchüttelte ſie traurig ihr ſchönes Haupt und fragte: „Warum? es war mir hier ſo behaglich.“

Aber ſie wagte weder ihren Gedanken klar auszuſprechen, noch den Satz zu vollenden.

Sie reiſte ab. Es kommt zuweilen vor, daß die Kranken eine Ahnung ihres herannahenden Todes haben; wenn ſie dieſelbe verſchweigen, ſo geſchieht dies oftmals aus Rückſicht für ihre Angehörigen. Dies war bei Marie der Fall. Ohne Hoffnung und ergeben erreichte ſie das milde Piſa. Man wählte eine am Ufer des Arno gelegene Villa, alſo wünſchte es die Herzogin. Kaum hatte ſie ſich daſelbſt niedergelaſſen, ſo beſuchte ſie der ganze Hof von Toskana. Obgleich leidend und von Beklemmungen oftmals gequält, hatte ſie doch für Jeden ein wohlwollendes Wort und für alle ein freundliches Lächeln. Zuweilen, auf den Arm ihres Gatten geſtützt, trat Marie auf die Altane der Villa und indem ſie den ſchönen Sternenhimmel betrachtete und die balſamiſche Luft der angrenzenden Gärten einathmete, ſchien ſie ihr Leiden zu vergeſſen. Um die Hoffnung desjenigen, der ihr ſein Leben gewidmet, zu heben, entwarf ſie, obgleich ſchon den Tod im Herzen — noch Pläne für die Zukunft. Oftmals ſprach ſie von ihren Eltern, von ihren Geſchwiſtern und ihrem Kinde, mit dem ſie ſich ſehnte vereint zu ſein. Raſch wollte ſie Piſa verlaſſen, um bald nach Frankreich zurück zu kehren. Doch kein einzig Wort verrieth ihre Gedanken und ihre Bangigkeit. Aber der ärztliche Ausſpruch lautete: Italiens Klima wird die Herzogin herſtellen, und ſo hatte man die arme, junge Frau genöthigt, dieſe Luft einzuathmen, welche leider nichts mehr über ein Leben vermochte, deſſen Tage Gott bereits gezählt hatte. Bald fehlte ihr die Kraft vom Bette zur Altane zu gehen. An ſolch einem Tage richtete ſie auf ihren Mann einen flehenden Blick, welcher ihre Gedanken ausſprach: „O könnt ich noch Eines meiner fernen Lieben umarmen!“ — Und augenblicklich entſandte der Herzog von Württemberg einen Boten an den franzöſiſchen Hof. Als Antwort kam der Herzog von Nemours. Der arme Bruder fürchtete aber ſchon zu ſpät zu kommen um ſeine Schweſter noch einmal ſehen zu

können. Als er sich Pisa näherte, erinnerte er sich lebhaft an die schauerlichen Mittheilungen derer, welche an der Stelle, wo sie ein theures Wesen lebend zu sehen hofften, schwarz behangene Wände und einen Sarg antrafen. Kaum wagte er von Ferne einen Blick auf die Wohnung seiner Schwester zu richten. Erst als er sie sah, vermochte er wieder aufzuathmen. Alles war ruhig und still, nichts deutete zwar auf Leben, aber auch nichts auf Tod; dadurch belebte eine schwache Hoffnung den Prinzen wieder. Die Anstrengung einer rastlosen Reise vergessend, begab er sich augenblicklich ins Gemach der Prinzessin. Der Herzog selbst öffnete ihm die Thüre; während er dem Schwager das Bett, worin Marie lag, zeigte, drückte er dessen Hand und flüsterte: „Stille, stille sie schlummert."

Der Herzog von Nemours näherte sich dem Bette und indem er seine theure hinwelkende Schwester erblickte, vermochte er seinen Schmerz nicht länger zu unterdrücken, sondern fiel schluchzend auf die Kniee vor Mariens Sterbelager. Sein Schluchzen erweckte die Kranke und sie sprach: „Du bist es, Nemours!"

Einen fragenden Blick, mit welchen man Jene betrachtet, die man lange nicht mehr gesehen, auf ihn richtend, fügte sie mit einem Lächeln hinzu, das ihrem Gesichte wieder die jugendliche Schönheit verlieh: „Weine nicht! denn ich will leben, um Euch Alle zu lieben."

Einige Augenblicke nachher verlangte die Herzogin ihre Pinsel, um ihre Kräfte zu zeigen, oder auch, um das Wiedersehen zu erheitern. Man reichte ihr dieselben; sie nahm die Pinsel, doch sie entfielen ihren Händen.

„Mein Gott!" sprach sie, und im Ausdruck ihrer Stimme und im erloschenen Blicke, den sie nach Oben richtete, konnte man ihre Ergebung lesen. Dann fügte sie hinzu: „Ich war sehr glücklich auf Erden!" dabei heftete sie einen liebevollen Blick auf ihren Mann und ihren Bruder, welche leise weinten, ohne ihre Thränen zu verbergen. Nach einer kurzen Pause sagte sie: „Ich hatte Alles, Alles was das Leben theuer macht; aber ich weiß auch, daß die Ergebung und jegliches Opfer bei Gott seinen Lohn findet. Beweinet mich nicht! die Trennung währt nicht ewig, sie ist nur vorübergehend. — Meine Mutter! — Ach, wie gerne möchte ich meine Mutter umarmen!"

Dann verstummte sie und es war ungewiß, ob Marie noch dem Erdenleben angehöre. Ihr Gesicht hatte jede Leidensspur verloren und wieder die frühere Schönheit zurückerhalten, welche Marie von Orleans vor vielen Frauen

auszeichnete, diese Schönheit, mit welcher Gott die Stirne seiner Auserwählten schmückt.

Einige Tage später, als die Kunde erscholl: Prinz Joinville habe einen glänzenden Sieg errungen, zog ein Sarg langsam durch Frankreich und nahte sich Dreux, auf dessen Wällen die Trauerfahne statt der Nationalsflagge wehte.

In der Mitte der Menschenmenge, welche sich um den Eingang der Kapelle gedrängt hatte, erblickte man einen Mann mit entblößtem Haupte, welcher den Leichenzug erwartete. Dieser Mann war der König Louis Philipp, Mariens Vater. Ungeachtet seines tiefen Seelenschmerzes empfing er in seinen Armen die entseelte Hülle seiner Tochter und senkte dieselbe ins Grab, wie er selbst vor beinah 26 Jahren sein Kind nach der Geburt in die Wiege gelegt hatte.

Der verlorene Sohn.

Dramatisches Bild in 5 Scenen.

I. Scene.

Des Sohnes Frevel.

(Der Chor tritt auf; der Chorführer beginnt:)

Fort treibt's den Sohn aus seines Vaters Haus;
Fort will er, in die weite Welt hinaus;
Zu drückend des Gehorsams Band ihm dünkt,
Und Freiheit, unbeschränkt, von fern ihm winkt.
Nach vollen Bechern eitler Lust er jagt,
Die liebend ihm das Vaterhaus versagt,
Und spricht: „Gib mir das Vater-Erbe mein!“ — —
O Sohn, welch' schlimmer Antheil ist nun Dein! —

(Der Vorhang öffnet sich.)

Anmerk. Die Veranlassung zu diesem dramat. Bilde gab die Passionsvorstellung zu Oberammergau, und es ward auf der Institutsbühne zu Metten im Jahre 1861 mit entsprechender Musik und mit Tableaux aufgeführt. — Der Chorführer an der Spitze des Chores trägt die Deklamation oder die Recitative vor. Im Hintergrunde der Bühne zeigen sich die lebenden Bilder.

Tableaux.

(Man sieht den Sohn eilig dahinschreitend, mit Stock und leichtem Gepäck; er würdiget den alten Vater, welcher an der Thüre des Hauses stehend noch seine Arme nach ihm ausstreckt, keines Blickes mehr; in der Nähe des Hauses stehen einige Diener staunend und jammernd.)

Chor.

Ach, Kind, wie zahlst der Eltern Liebe
Mit Undank Du zurück!
Aus Undank nimmermehr erblühet
Dir Wohlergeh'n und Glück! —
Des Vaters schwere Seufzer wiegen
Wie schwere Zentnerlast,
Der Mutter Thränen auf Dir liegen
Und gönnen Dir nicht Rast.

(Vorhang fällt).

Lied.

Wie pocht das Herz von Dankbarkeit
Wie glüht es mächtig drinnen,
Wenn meiner Eltern Zärtlichkeit
Mir freudig kommt zu Sinnen!
Schickt dann mein Mund sich eilig an,
Das Fühlen auszusprechen,
So fang' ich nur zu stammeln an,
Weil Worte mir gebrechen.

Chor. Wie acht' ich gern des Herrn Gebot:
„Sollst Vater, Mutter ehren!
Dann hold und lang wie Morgenroth
Soll auch Dein Leben währen!“ —

O Vatersorg', o Mutterlieb',
Wer möcht' euch gnüglich singen!
Wer wohl den Dank, wie's Herz ihn trieb,
In würd'ge Lieder bringen? —
Kein Pinsel mag je nach Gebühr
Der Eltern Liebe malen,
Sollt' in der schönsten Farbenzier
Sein edles Werk auch strahlen.

Chor. Wie acht' ich u. s. w.

Ich küsse Dich, o Vaterhand,
Die weise mich geleitet,
Die segnend hier im Pilgerland
Mir Glück und Ruhm bereitet.

O Mutteraug', Du treue Wacht!
Wie könnt' ich Dein vergessen!
So freundlich mir kein Auge lacht
In Liebe ungemessen!

Chor. Wie acht' ich gern u. s. w.

II. Scene.

Der Schwelger.

Chorführer.

Erfaßt vom Schwindel eitler Lustbegier,
Von Leidenschaft bethöret und verblendet,
Erkennet den verlornen Jüngling hier,
Der seines Vaters Erbe nun verschwendet.
Er schwelgt in ird'scher Lust bei Tag und Nacht,
Vergessen sind des Vaters gute Lehren,
Doch ob der Mund auch jubelt, singt und lacht
Im tiefsten Herzen lauert das Entbehren.

(Vorhang öffnet sich.)

Tableaux.

Um eine mit Schüsseln, Krügen ꝛc. beladene Tafel sitzen viele Zechbrüder; die Einen schwingen die Gläser dem verlorenen Sohne zu, der in ihrer Mitte den Vorsitz führt; die Andern spielen ein Instrument, etwa Guitarre und singen; wieder andre befinden sich hinter diesen in tanzender Stellung; von beiden Seiten treten Diener mit dampfenden Schüsseln ꝛc. herein.

Chor.

[illegible]

Vorhang fällt.

Lied.*

[illegible]

[illegible]

Und sättigen des Geistes Leben,
Und ihn erheben himmelwärts.

Chor. Willst Du die wahren Freuden haben,
Such' nur der Tugend reines Glück;
Laß Dich von ihnen ganz erlaben,
Und senk nicht erdwärts Deinen Blick.

Doch Freuden, die sich schnell entrücken,
Das Glück mit Traurigkeit bedräu'n,
Das Elend nur noch tiefer drücken
Und sicherer dem Tode weih'n:
Und Freuden, die den Leib entzücken,
Doch in die Seele Dornen streu'n,
Die Dich in's tief Gemeine drücken,
Sind nichts als eitel Trug und Schein.

Chor. Willst Du die wahren Freuden haben u. s. w.

Wer nur im äußern Weltgetümmel
Sich seines Lebens Wonne schafft,
Der hat zerstört den eignen Himmel,
Der hat sein Glück sich selbst entrafft! —
Doch, wer die Sinnenlust verachtet,
Und weiß den eitlen Tand zu flieh'n,
Nach Ruh' für seine Seele trachtet,
Dem werden wahre Freuden blüh'n.

Chor. Willst Du die wahren Freuden haben u. s. w.

III. Scene.

Des Frevlers Reue.

Chorführer.

Verschwendet ist des Vaters reiches Erbe,
Das ihm zum Lebensglück beschieden war.
„Weh mir! daß ich in Gram und Elend sterbe!
Des Vaters Mahnung ist mir worden klar.“
So jammert nun, der Armuth Preis gegeben,
Der Jüngling in des Herzens heißer Qual,
Es nagt die Reue bitter an dem Leben
Und manche Thräne sich vom Auge stahl. —

(Vorhang öffnet sich.)

Tableaux.

(Der Sohn steht bleich und in ärmlichster Kleidung, gebeugt und gelehnt auf seinen Hirtenstab, mit einer Hand die weinenden Augen deckend, einsam, nur einige Schweine um ihn; auf der ihm entgegengesetzten Seite, wird man einen Sklavenaufseher mit einer Peitsche ansichtig, der verächtlich nach dem Armen sieht).

Chor.

Wisse, noch ein Herz Dein denket,
Das erbarmend für Dich schlägt,
Das in Schmerz auch tief versenket
Doch für Dich noch Liebe trägt.
Komm zum Vater, ihm zu Füßen
Flehe: „Kannst Du mir verzeih'n?
Nicht als Sohn darf ich Dich grüßen; —
Knecht nur, laß mich bei Dir sein!“ —

(Vorhang fällt.)

Lied. *)

O schlaf, geliebte Seele, nicht,
Wenn Gottes Gnade mit Dir spricht! -
Erschließ Dich gleich, und lausche still,
Was ihre Stimme von Dir will! —
Du weißt nicht, ob sie lange säumt,
Bis Du erwacht und ausgeträumt;
Du weißt nicht, ob sie ruft so lang,
Bis Dir vor Deinem Weigern bang! —

Chor. O schlaf, geliebte Seele, nicht,
Wenn Gottes Gnade zu Dir spricht.
Nun ist der Gnade Augenblick!
Versäum' nicht das gebotne Glück! —

O schlaf, geliebte Seele, nicht!
Du weißt nicht, wann die Gnade spricht;
Du weißt nicht wie und nicht wie oft!
Sie naht zu Zeiten unverhofft! —
Und wehe, ewig wehe Dir,
Klopft im Vorübergeh'n sie Dir,
Und Du vernimmst in Schlaf und Traum
Ihr Rufen gar nicht oder kaum! —

Chor. O schlaf, geliebte Seele, u. s. w.

O schlaf, geliebte Seele, nicht,
Wenn Gottes Gnade zu Dir spricht! —
Ob's wohl der letzte Ruf nicht ist, —
Wer kennt die letzte Gnadenfrist? —
Nicht immer, merk's, die Gnade spricht,
Nicht immer strahlt ihr wankend Licht; —
Und öffnet sich ihm nicht Dein Blick,
Sinkst Du in ew'ge Nacht zurück.

Chor. O schlaf, geliebte Seele, nicht u. s. w.

*) Aus den „Gnaden“ von Gebern v. d. Haide gezogen.

IV. Scene.

Rückkehr und Aufnahme.

Chorführer.

Endlich will das irre Schäflein eilen
Aus der öden Wüste heimatwärts. —
„Ach, mein armes Kind, wo mag es weilen?“
Fraget sorgenvoll des Vaters Herz. —
Plötzlich löst ein Blick ihm alle Fragen,
Ruft: „Mein Sohn! Er ist's, er ist's!“ und schon
Wie von Himmelsflügeln fortgetragen,
Eilt entgegen er dem theuren Sohn.

(Vorhang öffnet sich.)

Tableaux.

(Der Vater, gegen die Mitte der Bühne, in gebeugter Stellung, umfängt den Sohn, der in voriger ärmlicher Kleidung vor ihm kniet. Diener stehen freudig staunend umher, oder können ein schönes Kleid, Schuhe und einen Ring herbeitragend dargestellt werden; eben so kann sich der neidische ältere Sohn an der Seite zeigen.)

Chor.

Staunet Diener! Staunet alle,
Die ihr dieses Schauspiel seht;
Wie ein Sohn nach tiefem Falle
Zu noch tief'rer Reu ersteht;
Wie ein Vater kann vergessen
Undank, den ein Kind ihm zahlt;
Es an seine Brust kann pressen,
Freud' aus seinen Augen strahlt.

(Vorhang fällt.)

Chor.

So erbarmt sich Gott der Sünder,
Leben sollen sie bekehrt,
Freuen sich als seine Kinder
Ew'ger Huld, die er gewährt.

V. Scene.

Tableaux.

(Der gute Hirt mit dem Hirtenstab und einem Lamme auf der Schulter erscheint im hellbeleuchteten Hintergrunde. Der Chor kniet im Halbkreise herum und singt mit gefalteten Händen den Choral:)

Jesu, guter Hirte, wende
Uns Dein gnädig Auge zu,
Daß sich unser Leben ende
Tröstlich zu des Himmels Ruh'!

Uns als arme Schäflein rette
Aus der Sünde Todesnacht;
Uns an Deine Liebe kette,
Die so treu uns stets bewacht!

(Der Chor erhebt sich und tritt wieder in den Vordergrund.)

Unerschöpflich ist des Herrn Erbarmen,
Unergründlich Seine Huld und Güte! —
Unaufhörlich Seiner Lieb' und Macht
Werde Ehre, Lob und Dank gebracht!

(Der Chor tritt ab. Der Vorhang fällt.)

Bilder aus der Insektenwelt.

Von Anton Forsteneichner.

IV.

Die Rüstkammer und Turnerei.

„Bringt die Waffen all' zusammen,
Groß und klein Insecten,
Lanzen, Schwerter, Pfeile, Kolben,
Panzer, die euch deckten! —
Wo ein Zeughaus, das so reich?
Dankt dem Schöpfer, Er gab's euch!

Liefert frisch dann ein Manöver!
Hurrah! Wespen, Bienen!
Laßt im Zweikampf eure Lanzen
Um den Siegerkranz doch ringen!
Ameis, fahr die Feuerschlünd!
Auf den Wall — die Schlacht beginnt."

Nicht immer kann das Insect im Kinderstübchen liegen; es heißt: „Hinaus in's Leben!"

Da warten schon die zahllosen Feinde. Unter den Insecten selbst übernehmen viele die Rolle der Raubthiere und der Meuchelmörder (Schlupfwespen). Die Amphibien und die Säugethiere stellen etliche Insectenvertilger; der Mensch zieht zu Felde dagegen; doch alle übertrifft die Schaar der Vögel, die Tag und Nacht darauf jagen und kriegen.

Jedes Thier hat seine Waffe zum Schutze und zur Vertheidigung, oder eine besondere Eigenschaft, um Gefahren zu meiden: der Stier hat sein Horn,

das Pferd den Huf, der Hirsch sein Geweih, das Raubthier seine Zähne und Klauen, der Igel seinen Stachelpanzer, die Schlange den Giftzahn u. s. f. Schwache, hülflose Thiere haben ein feines Gehör: der Frosch vernimmt den leisen Fußtritt im Grase und plumpt in einem Bogensprung in das Bächlein. Der scharfe Geruch der Thiere ahnt von ferne schon die Gefahr: die Alpkühe wittern den heranschleichenden Bären, brüllen, rasseln mit den Ketten und wecken so den Hirten.

Der Oberfeldherr in der Natur hat auch unsere kleinen Wesen nicht vergessen. Was einen Soldaten feldtüchtig macht, ist bequeme, schützende Montur (Waffenrock), scharfe Waffen und ein geübter, abgehärteter Körper (die Turnerei).

Aus der Rüstkammer des Allmächtigen holt sich das Insect Montur oder scharfe Waffen oder beides zugleich, je nachdem sie Feinden ausgesetzt ist; und die Turnerei erreicht hier ihren Höhepunkt.

1. Die Montur.

Es ist ein prächtiger Sommertag, und wahre Lust, durch Felder und Wiesen, über Heideflächen und durch den Wald zu streichen. Die Sommervögelein (Tagfalter) sind heute voll Uebermuth in ihrem buntesten Farbenkleide mit ihren schimmernden Streifen, Bändern, Augen und Perlen. Die einen flattern dicht am Boden über dem grünen Wiesenteppich von Blume zur Blume, andere taumeln im Zickzack über die höchsten Gipfel der Bäume weg, wieder andere verlieren sich im niedern Gestrüppe oder suchen gar den magern Sandboden auf. Geisterhaft fliegt dort der Trauermantel über den See, während hier eine ganze Rotte wie wilde Buben im bunten Wirbelfluge durcheinander jagt und sich neckt. Welches Farbenspiel, wenn der saugende Schmetterling die Flügel in ihrer vollen Schönheit ausbreitet oder wie im koketten Spiele sie öffnet und schließt! ... Wen ergötzt nicht dieses gleichsam ätherische Leben der Falter, die nur Sonnenschein und Blumen suchen — die Kinder der Sonne!

Im Westen lagern schon schwarze Wolken, es wird bald ein Gewitter losbrechen: die Uferschwalben sind äußerst rührig, das Schilf am See läßt müde seine Schwerter funkeln, der Taucher schickt daraus seinen melancholischen Ruf — prophetische Wetterstimmen.

Ueber kurz — der Donner rollt, immer näher und näher, der Wind

springt sausend auf, und wie weggeweht sind verschwunden — alle Schmetterlinge.

Die Blitze versprühen, der Donner verhallt, der Wind verschnaubt, aber eine einzige Wassersäule spinnt sich in Milliarden krystallner Fäden vom Himmel zur Erde. Endlich erschöpft sich die segnende Fülle, aber für diesen Tag lichtet sich der graue Wolkenschleier nicht mehr. —

Wo sind die Sommervögelein hingekommen? Trotz des emsigsten Suchens kann ich kaum einen oder den andern wieder finden, und wären doch so leicht zu fangen: in tiefer Ruhe, als sei ihr Lebenslichtlein schon erloschen, sitzen sie in trüben Stunden an Baumstämmen, auf der Erde und im Moos.

Diese prächtigen Farben — wer hat sie ausgewischt?

Während der Ruhe tritt bei den Faltern eine bedeutende Verminderung ihrer Größe ein (um drei Viertel) durch das Zusammenfalten der Flügel — der weite Waffenrock wird zur enganschließenden Jacke. Die farbige Vertheilung in großen Flecken, breiten Binden ꝛc. schwindet, denn die Unterseite der Flügel hat eine mattere Färbung mit viel feinern, zartern Zeichnungen (Pünktchen, Fleckchen, Strichelchen, Wellenlinien), die, selbst bei lebhaftem Colorit, viel weniger in die Augen fallen. Diese Jacke ist oft am Außenrand stark gezähnelt und gekerbt — eine Verbrämung, die sie dem losgeschälten Rindenstückchen oder dem gelben, bräunlichen, grünlichen Blatte ähnlich macht.

Diese Täuschung wird durch den Ruheplatz (altes Holz, Baumstämme mit buntem Flechtenüberzug, Gestein, Erdboden . . .) noch erhöht, der mit der Jacke meistens gleiche Farbe hat. — Welches Auge mag sie da erspähen!

Nicht jeder Sommertag bringt Gewitter und zieht mit einem regenwenderischen Gesichte in den Abend hinein. Es gibt herrliche Sommerabende mit vollem Sternenhimmel und silbernem Mondenlichte, und diese sagen nicht dem wirren, tausendgestaltigen Leben des Tages plötzlich „Lebe wohl!"

Laufende, hüpfende, fliegende Säugethiere, Vögel, viele Amphibien, Fische, Insecten bieten Nachklänge des verschwundenen Tages, die selbst die Nacht hindurch nicht gänzlich verstummen. Dieses höchst anziehende, geheimnißvolle Leben in der Dämmerung und in den Abendstunden vermehren die Abend- und Nachtschmetterlinge.

Und wie gewählt ist die Uniform dieser Flügeladjutanten der

Nacht! Nichts von der grellen Pracht der Tagesvögel! Ein lebhaft gefärbter Waffenrock würde sie am hellen Tage dem Feindesauge leicht entdecken lassen. Grau, wie die Oesterreicherjäger, halten sie des Tags offen Lager an grauen Wänden und Bäumen. Einige hüllen sich in Grün — ihre Ruheplätze sind Blätter; nur etliche tragen lebhaft bunte Farben — aus tiefem Gras, Gestrüpp und Busch leuchten sie nicht brennend auf.

Viele dieser Adjutanten sind decorirt — die anmuthigen Schwärmer (z. B. Todtenkopf, Liguster- Windenschwärmer ꝛc.), diese Falken mit ihrem reißend schnellen Fluge, die fliegend den Nektar der Blumen naschen. Ihre Ehrenzeichen würden zu Verräthern bei der Tagesruhe. Doch die Schwärmer wissen sich zu helfen. Der Waffenrock mit den hübschen Ordensbändern verschwindet unter einem grauen, braunen Ueberzug. Sie machen's gleich klugen Feldherrn, um den feindlichen Geschossen mehr zu entgehen. Die Flügel werden dachförmig niedergelegt, so daß die Hinterflügel, sowie der Leib mit Ausnahme eines schmalen Rückenstreifens*) von den Vorderflügeln vollständig bedeckt werden. Und gerade diese Theile tragen oftmals ein sanftes Rosa und Gelb mit schwarzen Linien oder schwarzen Binden.

Das stille, thatenlose Lagerleben bringt die Schmetterlinge in die größte Gefahr — Schnitt und Farbe des Kleides rettet. Und wie hier, so auch bei andern Insecten. Zum Grün der Gesträuche paßt die grüne Tracht der Schildkäfer; zum Sand- und Lehmboden der erdgraue oder braungelbliche Ueberzug sehr vieler Rüsselkäfer. Die Geradflügler, die sich mehr im hohen Grase, auf grünen Pflanzen aufhalten, haben eine hell- oder graugrüne Farbe, die auf trocknen Feldern oder Haiden eine mehr graue, scheckige Zeichnung.

Und wie viel Dank schulden die schwerfälligen Raupen diesem Gesetze der Harmonie der Farben?

Sehr viele Tagfalterraupen sind grün mit bandförmigen, weißlichen Längsstreifen, ihre Gestalt ist dünn und langgestreckt, nach Kopf und Schwanz zu verschmälert. Die ebenfalls gestreckten, längsstreifigen, bandförmigen Gräser sind ihre Futterpflanzen.

Andere sind bei grüner Farbe sehr kurz, dabei flach und schildförmig — auf den ihnen ähnlichen Wickenblättchen sind sie postirt.

*) Der nebst dem breiten Felde des Thorax stets mit der Farbe und Zeichnung der Vorderflügel correspondirt.

Die Raupe des Fuchsfalters in ihrem [illegible] grünlichen Langschweifen — wie dünkt einem Kriegsmann [illegible] Rabatz [illegible]!

Die Raupe der Tag-Nachtpfauenaugen, diese zickigen Gesellen ihrer bizarren Form und Haltung — wer hält sie für Raupen?

Die Eulen aus Spinnerhausen Nachts zwischen dem grünen Laub, den Tag über ruhen sie am Stamme flach mit ihrer breiten Brust, aber in der Nachtstellung — wie nimmt der graue, halb dunkel [illegible] marmorierte Ueberwurf zum Flechtenüberzug!

Wer hat nicht die Spannerraupen schon für kleine Zweige angesehen, wenn sie ihren runden dünnen Körper unter einem Winkel emporrichten, mit den letzten Fußpaaren sich am dünnen Zweige haltend!

Mehrere Raupen leben von Wurzeln, in der Erde oder im Stamme ihrer Futterpflanzen. Da ist keine scharfe Zeichnung nöthig: sie sind [illegible] farben, weiß, gelblich, erdgrau.

Die Raupen, die bei Spaziergängen sehr in die Augen stechen, sind in einen dicken borstenförmigen Pelz gehüllt — in einen wahren Dornenwald, in einen Stachelpanzer. Der muß bei Gefahren herhalten. Leise [illegible] Du, um die Bärenraupe zu fangen, an die Hopfenranken — urplötzlich [illegible] sie zusammengekugelt hinabgestürzt in's hohe Gras und Nesselgestrüpp — Die Turnkunst bietet hier schon die rettende Hand.

2. Turnerei.

„Ein Sprung vom höchsten Baum, und ich bin gerettet!" Das könnte wohl auch unsern nackten Raupen sehr zu Gute kommen?? — Jede geringe Zacke, jeder Stachel, jeder Dorn würde sie ritzen oder tödtlich verwunden, deßhalb sitzen sie fest am Gezweige wie Schröpfköpfe. —

Und doch, wenn's Tod und Leben gilt, gelingt der Sprung.

In der Turnschule zu F. stand in der Mitte ein prächtiger Lindenbaum, der hoch aus seinem Gezweige zwei Seile zur Erde schickte. Da ging's dem flugs am Stamme hinauf; wie Eichkätzchen huschten wir flink durch's lockere Gezweig, husch! am Seil herab — der Erste hatte den Sieg errungen.

Wir waren Stümper gegen das nackte Räupchen am Lindenbaum. Harmlos liegt es am Zweige, nicht ahnt es die Gefahr — eine Baumwanze naht mit ihrem Dolche, sie ist lüstern nach Raupenblut. Schon ist der Stahl gezückt — fliehe! fliehe!

Im Nu spinnt das Räupchen einen klebrigen Faden um den Zweig und die Spinne blitzt sie am selbstgemachten Seil zur Erde. —

Ein Turnfest der Insecten! Es müßte nichts Grandioseres geben. se Muskulatur, diese Ringkraft, dieses schnelle Laufen, dieses Hüpfen über ck und Stein, diese Riesensprünge! Wer hätte noch nicht gestaunt über größten Turnvirtuosen der Welt, wenn er sich wie im grotesken Spiel h über sich selbst hinausschleudert? Er bedarf keines Flügels; sein Fuß sein Flügel. Ein einziger Druck der stählernen Schenkel schnellt ihn einer kete gleich empor; der arme Bajazzo, der es ihm nachthun wollte, müßte t lernen, von der platten Erde auf den Knopf unseres Münchner-Frauenurms zu voltigiren. Und was der Floh auf festem Boden, das leistet r rothgeschildete Wasserläufer im feuchten Element.

Welches lustige Hin- und Herblitzen auf dem besonnten Spiegel des schilfewachsenen Teiches!

Das sind die flinksten Schlittschuhläufer, die diese Kunst üben ohne isbahn und ohne Eisen unter den Füßen. Jetzt huschen sie von einem unkte auseinander, nach einem andern zusammen, kreuz und quer sich jagend n schwindelnden Kreisen und wieder an einer Stelle sich treffend. Jetzt stehen sie wie festgefroren — jetzt saust's mit Dampfesschnelle in's Röhricht.

Und erst wenn das Insect im weiten Luftmeere sich tummelt! Man staunt über den vielgestaltigen Flug der Vögel, aber das Auge kann folgen. Wer aber mag die Linien und Kreise studiren, welche die elegante Seglerin, die Wasserjungfer, mit dem emailleschimmernden, nadelförmigen Leibe und den blaugrünen Gazeflügeln beschreibt? In diesem eigensinnig wechselnden Fluge liegt Tod und Leben. Hoch stößt sie aus der Luft wie der Raubvogel auf die Beute, jetzt streicht sie nach Schwalbenart über den Wasserspiegel, jetzt irrt sie wie wahnsinnig im Labyrinthe der Wasserpflanzen — mordend, was aus der kleinen Welt in den Weg kommt. — Und wo es gilt, ihr eigen Leben zu erhalten, da läßt sie selbst die Schwalbe, dieses flüchtige Segelschifflein, auf trocknen Sand fahren. —

Hier rettet die höchste Lebens-Energie. Bei andern Insecten muß die größte Letargie, der Scheintod, als Lebensretter auftreten. —

Ohne die leiseste Bewegung liegt der Pillenkäfer oft lange bei drohender Gefahr am Boden, die Beine in eigens dazu bestimmte Rinnen hart an den Körper gelegt. Mehrere Raubinsecten stillen, wie manche größere

[illegible], ihren Appetit nur an frisch erlegter Beute. Der [illegible] [illegible] [illegible] — was liegt an diesem Erdklümpchen?

Wenn aber dieser Scheintod Tage, Wochen, ja Monate dauert — [illegible] [illegible]?

Die ersten, warmen Märztage kommen und mit ihnen Millionen [illegible], die im Moos, unter Steinen überwintert. Der große [illegible] [illegible] ist öfters in Eis eingefroren und beim Auftauen [illegible] sich auch seine Lebensgeister.

Der Strom tritt aus, Genisse wird am Ufer angeschwemmt, tausend und tausend Insecten liegen darin; ach! sie sind todt.

Die Gewässer laufen ab, die Sonne bricht durch die Wolken, im Genisse wimmelt's von lebenden Wesen.

Welcher Insectensammler hat nicht Käfer, die Tage lang im Weingeist gelegen, an die Luft gebracht, wieder zappeln sehen? Der Borkenkäfer kommt zur normalen Zeit aus geflößtem Holze, das über drei Wochen eingefroren liegt.

Der berühmte J. Roß brachte die Larven einer Motte, die er im hohen Norden gesammelt, aus der warmen Kajüte an die Luft bei einer Kälte von 30 Grad. Sofort erstarrten und gefroren sie alle. Als er sie jedoch nach drei Monaten wieder in die Kajüte bettete, erwachten sie sämmtlich wieder.

In den heißen und schwefelhaltigen Bädern von Albano kommen kleine schwarze Käfer vor.

3. Waffen.

Mordwaffen zu erfinden gehört zur Industrie unserer Tage. Welch' reiches Lager ist bereits aufgeschichtet vom kleinen blinkenden Dolch der italienischen Freiheitshelden bis zur Lanze der Kosaken und Beduinen, vom winzigen Terzerol bis zur gezogenen Kanone. Und haben doch auch die Alten das Ihrige geleistet: Diese Hellebarden, Morgensterne, Armbrüste, Pfeile, Schwerter Panzer ꝛc. in den Rüstkammern. Stünde es nun in unserer Macht, von den Insecten der Erde die Waffen abzufordern, um sie in ein Zeughaus niederzulegen wie würde alles Menschenwerk verschwinden gegen diese Ar- [illegible] [illegible] Seite des Schöpfers. Und die Waffen rosten nie, werden nie [illegible] veraltern nicht. Und welch' neue Mühe erfordert das Einexerciren [illegible] [illegible]nen Waffengattungen, bis endlich im blinkenden und blitzenden

Manöver die Sache zur Endprüfung kommt. — Jedes Insect ist ein geborenes Soldatengenie.

An einem Sommertage wandelte ich durch einen öden, todtstillen Föhrenwald. Am Saume desselben lag eine gewaltige Ameisenfestung. Ich wollte versuchen, wie's mit der Wachsamkeit der Krieger bestellt. Durch einige leichte Schläge mit der flachen Hand auf den elastischen Oberbau brachte ich wildes Gewirr und wüthende Verzweiflung auf demselben hervor. Am Horizonte stand die im Scheiden begriffene Sonne. Hunderte von silbernen Fontainen, beleuchtet durch die Strahlen der sinkenden Sonne, sprudelten von allen Seiten bis gegen zwei Fuß in die gewürzte Luft und lösten sich auf ihrem Rückwege in zarte Nebel auf. Das gab ein Bombardement gegen die freche Hand im Nu, mit solcher Energie, gegen die das von Sebastopol ein Spielwerk war. —

Eine Sekunde, und Alles war vorüber. Am Geknister und Genistel zwischen dem aufgewühlten Baumaterial hörte man bei der abendlichen Feierstille auf viele Schritte Entfernung die rastlosen Soldaten, wie sie die Bresche ausbesserten. Das ging die ganze Nacht fort, am Morgen war die Festung wieder im besten Kriegszustande.

Der Föhrenwald arm an Blüthen und arm am lieblichen Sange zieht am ehesten hin zur kleinen Welt. Hier lauscht man unwillkührlich dem Kriegslied der Bienen, das von den Wipfeln herabsummt, wenn die Bäume ihre Blüthenflämmchen angezündet, und dem wilden, drohenden „Tsu! Tsu! Tsu!" dem Feldgeschrei der Wespen.

Ich sollte noch ein Manöver erleben. Das Abendroth glimmt an den Wipfeln aus — das Signal des Bienenrückzuges. Nicht alle folgen, die Beute lockt; schwerbeladen will man endlich zur heimathlichen wächsernen Burg. Es dunkelt schon. Wozu die Furcht! Schau diese furchtbare Waffe — eine Lanze, von einer zweiklappigen Scheide umhüllt. Treiben sie acht starke Muskeln hervor, so weichen die Scheiden zurück und drei scharfgezähnte Lanzenspitzen senken sich, mit Gift getränkt, in die brennende Wunde.

Am Waldessaum in einer hohlen Eiche liegt im Hinterhalt eine kleine Wespenabtheilung.

Hurrah! — Mann gegen Mann, Lanze um Lanze wird gebrochen, der Muth sinkt, die Wuth wächst. Schwerverwundet liegt die Biene am Boden, durch die Brust mit der Lanze durchbohrt. Die Siegerin trägt die Honigbeute fort und läßt Kopf und Brust noch lange zuckend liegen. In der Eiche

sind die Kleinen, die müssen Hungers sterben, wenn der Ueberfall mißlingt.

Das sind die Scenen des Turniers. Die Erfindung des Schießpulvers macht den Kampf leichter; ob ehrenvoller? — das ist eine offene Frage.

In einer Sandblöße dort zeigen sich dem schärfern Auge Trichterchen, klein und regelmäßig, als habe der spielende Finger eines Lüftchens sie gebildet. Das sind die Festungen des Ameisenlöwen. Bis zum Kopfe im Grunde versteckt lauert der listige Schanzgräber auf seine Beute.

Ein Ameischen kommt des Weges gezogen; doch wehe, sie hat den gefährlichen Rand schon überschritten und kommt in's Gleiten. Es gelingt, sich im Sturze noch zu halten und den Rückmarsch zu versuchen. — Wie auf Commando „Feuer!" die Schlünde einen Kartätschenregen sprühen, so beginnt der Löwe einen Hagel von Sandkörnchen zu schleudern und setzt das Bombardement so lange fort, bis das Opfer zur Tiefe sinkt und unter den Zangen des Freibeuters verblutet. Die Leiche wird über die Festungsmauer geworfen, damit sie nicht im Wege sei.

Die Feldschlacht. *)

„Was zieht dort rasch durch den finstern Wald,
Und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurrah jauchzt, und die Büchse knallt,
Es fallen die feindlichen Schergen."

Körner.

Für die Heimathstätte ergreift man muthig das Schwert.

Auch die Ameise hat seine Heimat. So roh das Aeußere ihrer Hütten aussieht, so bewunderungswürdig ist die Anordnung im Innern. Dieses besteht aus einer Unzahl von Gemächern verschiedener Größe. Die Decke der Gemächer ist von einer leichten Mauer getragen, während die Gewölbe der größern Säle auf Pfeilern ruhen oder über Bogen erbaut sind. Alles ist durch Gänge mit einander verbunden und in verschiedene Stockwerke vertheilt, einige tief unten in der Erde, andere in der Kuppel des Gebäudes. Die aus dem Fundament entnommene Erde wird mit den zusammengeschleppten Holzsplittern, Kiefernadeln, Blättern, Steinchen, Harzklümpchen ꝛc. vermischt und gibt dem luftigen Schlosse seinen Halt. Strahlenartig führen Gänge

*) Conscience.

von dem Innern nach Außen. Die Thore der volkreichen Stadt sind stets belebt von aus- und einpassirenden Bewohnern, für die Fremden sind sie verschlossen durch die Wache haltenden „Stadtsoldaten." — Genug von der Stadt! Sehen wir uns die Bewohner etwas schärfer an.

Sie bestehen aus Männchen, Weibchen und Jungfrauen. Die letztern vereinigen in sich Nähr-, Wehr-, und Lehrstand: sie bauen, schaffen Futter herbei, vertheidigen die Stadt gegen den Feind und ziehen die Jungen auf. Letzteres ist keine Kleinigkeit und doch geschieht es mit unverdrossener Ausdauer.

Stets stehen einige Arbeiter auf der Wache in der Kammer, wo die Eier und die Jungen (Würmlein) sich befinden. In diesem Kindersaal sitzen die wachhabenden Ernährer auf ihren hintersten Füßen, den Kopf in der Höhe und bereit, jeden Angriff zurückzuschlagen. Andere Arbeiter putzen und streicheln die Kleinen, um sie rein und schön weiß zu erhalten, während wieder andere von Außen Nahrung bringen und die Jungen ätzen. Die junge Brut bedarf beständigen Ortwechsels — ein bestimmter Wärmegrad ist für sie maßgebend.

Wenn eine Zeit lang schlimmes Wetter gewesen und endlich der Sonnenstrahl die Stadt beleuchtet, so laufen die Ameisen außer den Thoren eilig in die Kindersäle und berühren die Wärter mit ihren Fühlhörnern. Kaum ist dieses Zeichen gegeben, so faßt jeder ein Wickelkind zwischen die Kinnbacken, und in einigen Minuten sind alle Kinder bis unter die höchste Decke des Gebäudes gebracht. Hier empfangen sie die brütende Sonnenwärme, bis die Arbeiter glauben, daß sie genug davon genossen; hierauf wird die junge Brut je nach dem Stande der Sonne wieder in die tiefern Gänge gebracht.

Die Würmer der Ameisen müssen ihre Gestalt verwandeln und spinnen sich hiezu aus sehr harten Stoffen eine Puppe. Nie würde die junge Ameise dieses Gefängniß durchbrechen können. Schlägt die Freiheitsstunde, so ist die Schildwache schon da zum Oeffnen. Vorsichtig beißt sie ein Loch in das Püppchen und schneidet dann wie mit einer Scheere einen langen Streifen aus; ein Paar Andere sind gewärtig, das Junge aus der Puppe zu ziehen. Noch steckt es in der Kerkerjacke — die Ernährer helfen auch beim Ablegen dieses Kleides. Sie machen des Entsprungenen Hörner und Füße los, geben ihm ein Freudenfest, und verlassen es erst, wenn es laufen kann und seinen Platz unter den übrigen Staatsbürgern einnimmt.

Und dieſe Feſtung ſoll eines ſchönen Tages erſtürmt und die Bewohner in die Gefangenſchaft geſchleppt werden?

Außerhalb des Waldes am nahen Kornfelde iſt ein neuer Ameiſenſtaat. Und ſonderbar! Die einen darin kleiden ſich in Roth, die andern in Grau?

Die rothe Ameiſe iſt nicht arbeitſam. Gleich dem kriegeriſchen Beduinen hält ſie es für bequemer, ſich durch Raub und Kampf ein angenehmes Leben zu bereiten und den Frieden mit Nichtsthun zu verbringen als zu arbeiten.

Wer erhält Stadt und Mauern, heimſt ein und zieht die Jungen auf?

Die grauen Ameiſen, die geraubten Kinder einer andern Familie.

Wenn die Legezeit naht, und die rothen Beduinen merken, daß ſie in kurzer Zeit Wärter für die Kleinen brauchen, ſenden ſie einige Spione in die Umgegend. Die Burg der Grauen iſt entdeckt, der rothen Republik wird Kunde hievon gebracht. Da zieht eine tüchtige Compagnie Rothhoſen mit klingendem Spiel nach der Feſtung, belagert und beſtürmt ſie und kämpft muthig gegen die Grauen, bis die Beſatzung der belagerten Stadt ihr Heil in der Flucht ſucht. Jetzt nimmt jede rothe Ameiſe ein Ei oder einen Wurm der Grauen zwiſchen ihre Kinnbacken, und alle kehren triumphirend mit der Beute in ihre Wohnung zurück.

Die grauen Ameiſen, die in der Fremde das Tageslicht erblicken, erinnern ſich ihres wahren Vaterlandes nicht mehr und dienen ihren Räubern als Sklavinnen. Sie ſind es, welche die Jungen aufziehen, die Stadt nach den Bedürfniſſen der rothen Familie bauen, für ihre Herren Nahrung ſuchen und ſelbſt das Kaſtell während der Feldzüge der Rothen mit Heldenmuth ſchützen. Dieſe berauben eben viele Neſter, wenn die Vermehrung ihrer Jungen neue Ammen erheiſcht und die wachſende Republik mehr Sklaven bedarf. Wunderbar iſt, daß ſie aus den überwundenen Städten nur ſolche Eier und Würmer ſtehlen, die Arbeiterameiſen hervorbringen.

Man muß dieſe Feldzüge und Gefechte und Schlachten der Ameiſen geſehen haben, und man wird ſtaunen über die jeden Augenblick ſchlagfertige Armee.

Die Rothen und Grauen auf dem Schlachtfelde.

„Große Verwirrung herrſcht heute in der rothen Republik. Das iſt ein raſches Durcheinanderlaufen — die Kriegstrommel ruft zu den Waffen,

ein Feldzug beginnt. — Welch' ein Geräusch der an einander geschlagenen Kinnbacken! Schreckenerregend dringt aus allen Ecken des Kastells das Kriegsgeschrei; ungestümer strömt das Blut durch der Krieger Adern.

Ueber kurz steht Alles vor den Thoren auf freiem Felde unter Waffen, die Heerstraße wimmelt von Soldaten, die Vormacht ist dreißig Schritte bereits vorausgeeilt.

Dort an eine prächtige Tanne angelehnt liegt die Stadt, die erstürmt werden soll!

Die Vorposten der Rothen halten in ihrem Marsche inne; sie bewachen das Lager . . .

Auf den Festungswällen der Grauen setzen sich einige Ameisen auf ihre hintersten Füße, sie sehen nach dem Fußpfad und bemerken den Feind.

Jetzt tönt der Schrei durch die Stadt: „Der Feind! Der Feind!"

Aus hundert Thoren bricht die graue Kriegsschaar wild hervor, die Mauern der großen Stadt werden bedeckt. Jedes ermuthigt seinen Kameraden zur Vertheidigung der bedrohten Heimat; die Krieger prüfen ihre Kinnbacken, das Feuer des Heldenmuthes strahlt aus ihren Augen, sie wollen ihr Blut für das Vaterland vergießen! —

Die Rothen wagen noch nicht den Angriff, ehe das ganze Lager zusammengekommen ist — die Besatzung ist zu zahlreich und zu gut bewaffnet und geschult.

Da verläßt eine Graue die Citadelle und kommt vermessen herab in's Feld; sie scheint die Rothen zu einem Zweikampfe herauszufordern. Sie findet einen Feind, der ihr die Spitze bieten darf — ein schrecklicher Kampf beginnt. Die Graue spritzt ihr Gift aus, fällt der Rothen auf den Leib und reißt ihr eine tiefe Wunde in den Körper.

Da erscheinen zwei Rothe, um ihren Kameraden zu retten und den grauen Helden zu bekämpfen. Dieser wehrt sich tapfer und setzt seine Kinnbacken kräftig in den Fuß eines seiner beiden neuen Feinde.

Leider kommt hier ein dritter Kämpfer, der der heldenmüthigen Grauen auf den Rücken steigt und ihren Körper in zwei Stücke beißt. Aber gelähmt ist ihre Raserei noch nicht, und ihrer Tapferkeit noch kein Ziel gesetzt. Ihr Kopf hängt an dem Fuß ihres Feindes, und sie beißt ihn so stark als möglich, während der Rothe sich müht, dieses peinliche Zeichen seiner Ueberwindung wegzubringen.

Ueber dieß iſt das ganze Lager der Rothen herbeigekommen, es breitet ſich rings um die Stadt aus. Die Beſatzung macht ſich bereit zum Ausfall. Laufend ſtürzt ſie auf den Feind nieder — die Feldſchlacht beginnt.

Himmel! Welch' mörderiſches Gefecht! Ströme Blutes fließen unter den Streitenden, abgehauene Füße, Hörner, Köpfe rollen zwiſchen den Leichen und Sterbenden nieder; das Geräuſch der Kinnbacken vermiſcht ſich mit den Klagen der Verwundeten, das Gift ſtrömt in Wolken über den beiden Lagern! . . .

Ha! die rothen Räuber weichen; die ihr Vaterland vertheidigen, werden gewinnen und ſiegen!! —

Da verdoppelt ſich die Wuth der Rothen; ſie haben die Oberhand auf dem linken Flügel; ihre Zahl iſt größer als die der Beſatzung.

Arme Vaterlandsfreunde! Je länger der Streit dauert, deſto mehr erklärt ſich das Schickſal gegen ſie: trotz ihrer Unerſchrockenheit beginnen ihre raubſüchtigen Feinde Boden zu gewinnen — die Stadt iſt in Gefahr! Die Frauen fliehen längs der andern Seite der Feſtung und ſuchen ein Verſteck in den ſchattigen Grasbüſchen.

Das Gefecht dauert fort, die grauen Helden haben die Schlacht noch nicht verloren.

Nun aber iſt's beſchloſſen: ihr rechter Flügel iſt durchbrochen und in Verwirrung auseinandergeſchlagen. Während eine Abtheilung dem Feinde noch mit Hartnäckigkeit widerſteht, laufen die Uebrigen nach der Veſte wie Soldaten, die das ſchreckliche Wehe! Wehe! über das unterliegende Vaterland rufen. — Sie kriechen in die Gänge, holen je einen Wurm oder ein Ei und folgen den Frauen auf die Flucht. Die letzten Helden der grauen Republik ſterben endlich auf den Leichen ihrer Feinde.

Die rothen Tyrannen brechen Breſche um Breſche an die Mauern, die Stadt fällt, was Widerſtand leiſtet, ſpringt über die Klinge, die Kleinen allein werden verſchont. — Triumphirend kehren die Rothen mit ihrer Beute zurück in ihre Citadelle."

Noch bis in die ſpäte Nacht iſt Alles wach — die wilden Geſellen läßt's nicht ruhen.

Gott vergelt's!

Von Isabella Braun.

Vom Ambos rothe Funken sprüh'n
Und schallend fällt der Hammer nieder,
Dazu des Schmiedes Augen glüh'n,
Gar hell ertönen seine Lieder;
Ein treues Herz von Liebe warm
Verleiht dem Mund ein fröhlich Singen,
Es stärkt den Muth und stärkt den Arm,
Den Hammer voller Lust zu schwingen.

Ist auch der Lohn nur karg und klein
Und reicht er nur von Tag zu Tage,
So stellt am Morgen stets sich ein
Die neue Kraft zum Hammerschlage.
Am Abend wartet seiner schon
Das junge Weib mit ihrem Kinde,
Da mundet auch vom kleinen Lohn
Sogar des Brodes harte Rinde.

Ein Hammerschag — ein Funkenmeer —
Ein Stöhnen — eine Schmerzgeberde! —
Es rollt das Eisen dumpf und schwer
Aus seiner Hand herab zur Erde.
Der Schmied bedeckt das Augenpaar,
Die Nacht hat sich darauf gebreitet,
Und traurig der Genossen Schaar
Ihn mitleidsvoll nach Haus geleitet. —

Viel Wochen sitzt auf seinem Stuhl
Der blinde Mann und schaut mit Grausen
In eines Leidens tiefen Pfuhl,
Wo bittre Noth und Jammer hausen.
In seiner tiefen Nacht gewahrt
Er auch des Weibes bleiche Wangen,
Und sieht in kleiner Kinder Art
Die Händelein nach Brod verlangen.

Es forscht der Gattin Liebesblick
Im Aug des Arztes Tag für Tage;
Verhüllet bleibt ihr das Geschick
Und ungelöset ihre Frage.
Doch endlich strahlt ein Hoffnungsschein,
Und wieder bleicht er bei dem Worte:
„Fürwahr — es könnte — könnte sein!
Doch Armuth herrscht an diesem Orte.“ —

Verſtanden hat der Rede Sinn
Das treue Weib, und ringt die Hände:
„Die Nahrung fehlt!“ da ſinkt ſie hin
Und fleht zu Gott um ſolche Spende.
Sie fleht mit heißer Innigkeit
Viel Stunden lang auf ihren Knien,
Und hat zuletzt noch angereiht
Ein heißes Flehen zu Marien.

Da plötzlich dämmert ihr ein Licht,
Und immer klarer kann ſie's ſehen:
„Verſchuldet iſt die Armuth nicht —
O Gott! ſo will ich betteln gehen!“
Und zur Marienküche lenkt
Das treue Weib die ſchwanken Schritte,
Der Arzt ihr ein Geleite ſchenkt,
Erhörung findet ihre Bitte. —

An jedem Tage ſtärkt und labt
Der Kranke ſich an guter Speiſe;
Mit neuer Lebensfluth begabt
Durchwallt das Blut die engen Kreiſe
Und führet ſeinem Auge zu
Des Lichtes lang entbehrte Wonne:
„O lieber Gott, vergilt es Du!“
So betet er im Glanz der Sonne.

Und wieder ſchwingt die ſtarke Fauſt
Den Hammer auf das rothe Eiſen,
Der Blaſebalk gar luſtig brauſt,
Doch miſchen drein ſich fromme Weiſen.
Und als ſein Tagewerk gethan,
Da geht er heimwärts ohne Raſten,
Doch bei der Kirche hält er an
Und birgt den Lohn im Gotteskaſten.

Anmerkung. Die Marien-Armenküche zu München in der Pfarrei St. Bonifaz wurde im Jahre 1859 von Ihrer K. Hoheit, Prinzeſſin Alexandra von Bayern gegründet. Während einer Krankheit in ſchlafloſen Nächten gedachte die Prinzeſſin Derer, welche ohne Pflege, ſogar ohne zweckdienliche Nahrung darnieder liegen. Sie veranſtaltete durch Geſchenke der hohen Anverwandten und Freunde eine Lotterie, welche ein kleines Kapital abwarf. Sogleich wurde der Plan in's Werk geſetzt. Die barmherzigen Schweſtern der Bonifacius-Pfarrei übernahmen das Kochen der Krankenkoſt, welche auf ärztliche Zeugniſſe hin an Hausarme verabreicht wird, ſo weit die Mittel es erlauben. Unendlich groß iſt die gewährte Wohlthat; es ſind bereits viele Heilungen dadurch unterſtützt worden; das gegenwärtige Gedicht beruht auf ſolch einer Begebenheit. Es wäre nur zu wünſchen, daß der Wohlthätigkeits-Sinn ſich dieſem Werke anſchließen möchte. Seine Majeſtät, König Ludwig I. ſpendete dazu großmüthig unlängſt ein Geſchenk von 300 fl. —

Bayerische Staatsbibliothek München

Verlag von Gebrüder Scheitlin in Stuttgart.

Neu sind erschienen:

Isabella Braun, Jugendblätter für christliche Unterhaltung und Belehrung. Jahrg. 1862. 36 Bogen mit 6 kol. Kupfern. gr. 8. Elegant gebunden fl. 2. 48 kr. od. Thlr. 1. 24 Ngr.

Ferner sind von derselben Verfasserin neu erschienen:

Die Uhr. Ein Bilderbuch mit Geschichten und Versen. Mit 8 kol. Bildern. 4. gebunden fl. 1. 30 kr. od. 27 Ngr.

Der Jahrmarkt. Ein Büchlein für kleine Knaben und Mädchen. Mit 8 kol. Bildern. 8. geb. 30 kr. od. 10 Ngr.

Frühlingsspiele. Ein Büchlein für kleine Knaben und Mädchen. Mit 8 kol. Bildern. 8. geb. 30 kr. od. 10 Ngr.

Kinderbeschäftigungen. Ein Büchlein für kleine Knaben und Mädchen. Mit 8 kol. Bildern. 8. geb. 30 kr. od. 10 Ngr.

Kinderzeitvertreib. Ein Büchlein für kleine Knaben und Mädchen. Mit 8 kol. Bildern. 8. geb. 30 kr. od. 10 Ngr.

Kinderleben. Ein Liederbuch mit 6 kol. Bildern. Für kleine Knaben und Mädchen. 4. geb. 36 kr. od. 12 Ngr.

Besonderer Beachtung empfehlen wir noch, daß durch jede Buchhandlung

Braun, Jugendblätter, Jahrg. 1856 bis 1862 zusammengenommen statt für fl. 19. 48 kr. od. Rthlr. 12. 24 Ngr. bis Ende Dezember für **fl. 12.** — oder **Rthlr. 7. 15 Ngr.**

schön gebunden zu beziehen sind.

Braun's Jugendschriften sind rühmlichst bekannt und unter diesen nehmen die Jugendblätter den ersten Rang ein.

Vollständige Exemplare sämmtlicher Jugend- und Volksschriften von Isabella Braun, deren Verzeichniß umstehend folgt, im Ladenpreise von fl. 53. 39 kr. od. Thlr. 34. 4½ Ngr., werden bis Weihnacht 1862 **für fl. 36. — oder Thlr. 22. — baar** erlassen.

Die Jugendblätter werden gebunden geliefert. Einzelne Bände behalten unverändert ihren seitherigen Preis.

Jugendblätter. Jahrgang 1856—62. Jeder Band mit 6 kol. Bildern und 36 Bogen Text. gr. 8. Preis elegant gebunden per Band (1856, 1857, 1859, 1860, 1861 und 1862) fl. 2. 48 kr. od. Thlr. 1. 24 Ngr. Jahrg. 1858 fl. 3. od. Thlr. 2. — Dieselben brochirt à fl. 2. 24 kr. od. Thlr. 1. 18 Ngr. per Jahrgang.

Die Uhr. Ein Bilderbuch mit Geschichten und Versen. Für Knaben und Mädchen. Mit 8 kol. Bildern. 4. fl. 1. 30 kr. od. 27 Ngr.

Der Jahrmarkt. Ein Büchlein für kleine Knaben und Mädchen. 8. Mit 8 kol. Bildern. 30 kr. od. 10 Ngr.

Frühlingsspiele. Ein Büchlein für kleine Knaben und Mädchen. 8. Mit 8 kol. Bildern. 30 kr. od. 10 Ngr.

Kinderbeschäftigungen. Ein Büchlein für kleine Knaben und Mädchen. 8. Mit 8 kol. Bildern. 30 kr. od. 10 Ngr.

Kinder Zeitvertreib. Ein Büchlein für kleine Knaben und Mädchen. 8. Mit 8 kol. Bildern. 30 kr. od. 10 Ngr.

Kinderleben. Ein Liederbuch mit 6 kol. Bildern für kleine Knaben und Mädchen. 4. 36 kr. od. 12 Ngr.

Aus dem Kinderleben. Zweite Aufl. Mit 4. kol. Bildern. gr. 16. 48 kr. od. 15 Ngr.

Für die lieben Kinder. Zweite Aufl. Mit 4 kol. Bildern. gr. 16. 48 kr. od. 15 Ngr.

Gesammelte Erzählungen. 1. und 2. Bändchen (brochirt). 8. à 36 kr. od. 12 Ngr.

Geschichten für kl. Kinder von 9—14 Jahren. Mit kol. Titelbild. gr. 12. 48 kr. od. 15 Ngr.

Im Kinderkreise. Erzählungen und Gedichte für Kinder von 10—14 Jahren. Mit kol. Titelb. gr. 12. 48 kr od. 15 Ngr.

Für die lieben Kleinen. Erzählungen für Kinder von 6—10 Jahren. Mit kol. Titelb. gr. 12. 48 kr. od 15 Ngr.

Das liebe Brod. Mit 12 kol. Bildern. kl. 4. fl 1. 30 kr. od. 27 Ngr.

Ein lustiges Büchlein. Mit 6 kol. Bildern. kl. 4. 45 kr od. 15 Ngr.

Dorfgeschichten für Kinder. Mit 6 kol. Bildern. 4. fl. 1. 15 kr. od. 18 Ngr.

Erwin's Bilderbuch. Mit 8 kol. Bildern. gr. 4. fl. 1. 30 kr. od. 27 Ngr.

Frühlingsbilder. Mit 8 kol. Bildern. fl 1 21 kr. od. 25 Ngr.

Großvaters Erzählungen. Mit 8 kol. Bildern. gr. 8. fl. 1. 12 kr. od 22½ Ngr.

Die Kinderstube. Mit 9 kol. Bildern. Fol. fl. 2. 24 kr. od. Thlr. 1. 15 Ngr

Lebensbilder. Erzählungen. (brochirt.) fl. 1. 12 kr. od. 21 Ngr.

Der Christbaum. Mit 8 kol. Bildern. 4. fl 1 12 kr. od. 21 Ngr.

Hr nrich das Kindelkind. Mit 1 kol Bild 8. fl. 1. 12 kr. od. 21 Ngr.

Die zwölf Monate des Jahres. Mit 12 kol Bildern. fl. 1 30 kr. od 27 Ngr.

Liedergruß. Mit 6 kol Bildern. gr. 4. fl 1 30 kr. od. 27 Ngr.

Mutterliebe. Mit 8 kol. Bildern gr. 4. fl. 1 21 kr. od. 25 Ngr

Das Vater Unser. Mit 7 kol. Bildern. Lex.-8. fl. 1. 48 kr od. Thlr. 1. —

Im grünen Wald. Mit 8 kol. Bildern gr 4. fl. 2. 42 kr. od. Thlr 1. 15 Ngr.

Aus der Jugendzeit. Erzählungen. Mit 1 kol. Titelbild. 8. 48 kr. od. 15 Ngr.

Scherz und Ernst. Erzählungen. Mit 1 kol. Titelbild. 8. 48 kr. od. 15 Ngr.

Festbüchlein. Mit 1 kol. Titelbild 8. fl. 1. 12 kr. od. 21 Ngr.

Durch Leid zu Freud. 8. brochirt. 54 kr. od. 15 Ngr.

Druck von Blum und Vogel in Stuttgart.

Buchbinderei
Theo Storfinger
826 Altmühldorf

Buchbinderei
Theo Storfinger
826 Altmühldorf